Boston Public Library
Rare Books Department

Digitized by Google

BEITRÄGE

ZU EINER

KRITIK DER SPRACHE

VON

FRITZ MAUTHNER

ERSTER BAND

SPRACHE UND PSYCHOLOGIE

STUTTGART 1901
J. G. COTTA'SCHE BUCHHANDLUNG NACHFOLGER
G. M. B. H.

Digitized by Google

SPRACHE

UND

PSYCHOLOGIE

VON

FRITZ MAUTHNER

STUTTGART 1901
J. G. COTTA'SCHE BUCHHANDLUNG NACHFOLGER
G. M. B. H.

Digitized by Google

1227.73

HARVARD COLLEGE LIBRARY
FEB 23 1906
CAMBRIDGE, MASS.

Gustav Landauer,
Skizzen. 2. Aufl.

ALLE RECHTE VORBEHALTEN

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart

Digitized by Google

Clarissima Princeps, Maximum fructum percepi scriptorum, quae antehac in lucem edidi, quod ea perlegere dignata sis; quodque eorum occasione in notitiam tuam admissus, tales dotes tuas esse cognoverim, ut e re gentis humanae esse putem, eas seculis in exemplum proponi. Non deceret me vel adulari, vel aliquid non satis perspectum affirmare praesertim hoc in loco, in quo veritatis fundamenta jacere conaturus sum; et scio, non affectatum ac simplex Philosophi judicium generosae modestiae tuae gratius fore, quam magis exornatas blandiorum hominum laudationes. Quapropter ea tantum scribam, quae vera esse, ratione vel experientia cognosco, et hic in exordio eodem modo, ac in toto reliquo libro, philosophabor . . .

Cumque considero, tam variam et perfectam rerum omnium cognitionem non esse in aliquo Gymnosophista jam sene, qui multos annos ad contemplandum habuerit, sed in Principe puella, quae forma et aetate non caesiam Minervam, aut aliquam ex Musis, sed potius Charitem

Digitized by Google

refert; non possum in summam admirationem non rapi. Denique non tantum ex parte cognitionis, sed etiam ex parte voluntatis, nihil ad absolutam et sublimem sapientiam requiri, quod non in moribus tuis eluceat, animadverto. Apparet enim in illis eximia quaedam cum majestate benignitas et mansuetudo, perpetuis fortunae injuriis lacessita, sed nunquam efferata nec fracta. Haecque ita me sibi devinxit, ut non modo Philosophiam hanc meam sapientiae, quam in te suspicio, dicandam et consecrandam putem (quia nempe ipsa nihil aliud est quam studium sapientiae), sed etiam non magis Philosophus audire velim, quam

Clarissimae Celsitudinis tuae

Devotissimus cultor

DES-CARTES

(Principia Philosophiae.)

Digitized by Google

Vorwort.

Der zweite Teil dieses Werkes, der die Sprachkritik auf die allgemeine Sprachwissenschaft anzuwenden sucht, und der dritte Teil, der die Grammatik und Logik sprachkritisch behandelt, sind bereits abgeschlossen. Ich schicke den ersten Teil dennoch allein voraus, weil persönliche Umstände die Drucklegung verzögern könnten. Ich hoffe aber, den zweiten und dritten Teil binnen Jahresfrist vorlegen zu können. Ein vierter Teil, der die Geschichte des sprachkritischen Gedankens in einer Geschichte der Philosophie verfolgen sollte, wird wohl unvollendet bleiben.

Vor dreimal neun Jahren hat sich zuerst der Zwang meiner bemächtigt, alle Kräfte einer Kritik der Sprache zu widmen. Die letzten neun Jahre habe ich jede Stunde, die eine täglich verantwortungsvolle Berufsarbeit übrig liess, nach meinen Fähigkeiten an das Werk gewandt. Gerade als ich dann an die letzte Durcharbeitung der Niederschriften gehen wollte, kam ein Augenleiden unerbittlich störend dazwischen. So musste ich schweren Herzens darauf verzichten, Lücken zu ergänzen, zusammengehörige Stücke genauer miteinander zu verschmelzen und den Ton aus jüngern und ältern Jahrgängen auszugleichen. Ich sage das nicht, um vom Leser Entschuldigung zu erbitten; ich sage es nur, weil ich

Digitized by Google

lieber die Form als den Gedanken, lieber das Buch als die Sache preisgeben möchte. Mag man die äussere Komposition tadeln; wenn nur die innere Einheit da ist.

Die Herausgabe hätte ich aber gar nicht bewältigen können ohne die Freundschaft Gustav Landauers, der mich unermüdlich bei Ordnung und Sichtung des Manuskriptes unterstützte. Andern, die mich sonst gefördert haben, mag ich an dieser Stelle nicht danken; auch Namen sind oft nur Worte.

Den soeben erschienenen zweiten Band von Wundts „Völkerpsychologie“ habe ich diesmal nicht mehr benützen können.

Grunewald, im Dezember 1900.

F. M.

Digitized by Google

Inhalt des ersten Teils.

Wesen der Sprache.

Seite

Einleitung 1

I. Wesen der Sprache 3

II. Sprache und Sozialismus 23

III. Realität der Sprache 41

IV. Missverstehen durch Sprache 47

V. Wert der Sprache 64

VI. Wortkunst 86

VII. Macht der Sprache 142

VIII. Wortaberglaube 146

IX. Denken und Sprechen 164

Psychologie der Sprache und Sprache der Psychologie.

I. Seele und Leib 219

II. Parallelismus 254

III. Psychologische Terminologie 274

IV. Seele und Sinne 290

V. Zufallssinne 320

VI. Subjektivität 374

Digitized by Google

Seite

VII. Gedächtnis 402

VIII. Aufmerksamkeit und Gedächtnis 493

IX. Bewusstsein 555

X. Verstand, Sprache, Vernunft 583

XI. Ichgefühl 595

XII. Erkenntnis und Wirklichkeit 616

XIII. Möglichkeit der Philosophie 643

Digitized by Google

Wesen der Sprache.

Digitized by Google

So schwer fällt es, den verschiedenen Sinn und die Unvollkommenheiten der Worte darzulegen, wenn es nur mit Worten geschehen kann.

Locke III, 6, § 19.

Homo non intelligendo fit omnia.

Vico, Nuova scienza II, Cap. 7.

Verstehst du nun mein Sprachprinzipium der Vernunft, und dass ich mit Luther die ganze Philosophie zu einer Grammatik mache?

Hamann an Jacobi.

Werde ich es sagen, endlich laut sagen dürfen, dass sich mir die Geschichte der Philosophie, je länger desto mehr als ein Drama entwickelte, worin Vernunft und Sprache die Menächmen spielen?

Dieses sonderbare Drama, hat es eine Katastrophe, einen Ausgang; oder reihen sich nur immer neue Episoden an?

Ein Mann (Kant), den nun alles, was Augen hat, gross nennt, und der in seiner Grösse fünfundzwanzig Jahre früher schon da stand, aber in einem Thale, wo die Menge über ihn weg sah, nach Höhen und geschmückten Bühnen — dieser Mann schien den Gang der Verwickelungen dieses Stücks erforscht zu haben, und ihm ein Ende abzusehen. Mehrere behaupten, es sei nun dies Ende schon gefunden und bekannt. Vielleicht mit Recht . . . Und es fehlte nur noch an einer Kritik der Sprache, die eine Metakritik der Vernunft sein würde, um uns alle über Metaphysik eines Sinnes werden zu lassen.

F. Jacobi, Allwills Briefsammlung 316

L'idée vient en parlant.

H. v. Kleist

Digitized by Google

Im Anfang war das Wort. Mit dem Worte stehen die Menschen am Anfang der Welterkenntnis und sie bleiben stehen, wenn sie beim Worte bleiben. Wer weiter schreiten will, auch nur um den winzigen Schritt, um welchen die Denkarbeit eines ganzen Lebens weiter bringen kann, der muss sich vom Worte befreien und vom Wortaberglauben, der muss seine Welt von der Tyrannei der Sprache zu erlösen versuchen.

Da hilft aber keine Einsicht, da hilft kein sprachkritischer Atheismus. In der Luft ist kein Halt. Auf Stufen muss man emporsteigen und jede Stufe ist ein neuer Trug, weil sie nicht frei schwebt. Auf jeder Stufe, und wäre sie noch so niedrig, und hielte sich der Emporstrebende noch so flüchtig bei ihr auf, berührte er sie auch nur mit seinen Zehenspitzen: im Augenblicke der Berührung schwebt auch er nicht frei, ist auch er gefesselt an die Sprache dieses Augenblicks, dieser Stufe. Und hätte er sich auch Stufe und Sprache für diesen Augenblick selbst gebaut.

Es war also in der jahrelangen Arbeit jedesmal Selbsttäuschung, wenn er, der die Erlösung von der Sprache auf sich nehmen wollte, das Werk in einem regelrechten Werke zu vollbringen hoffte. Der ist kein freier Mann, der sich noch einen Atheisten nennt, einen Gegner dessen, den er leugnet. Der kann das Werk der Befreiung von der Sprache nicht vollbringen, der mit Worthunger, mit Wortliebe und mit Worteitelkeit ein Buch zu schreiben ausgeht in der Sprache von gestern oder von heute oder von morgen, in der erstarrten Sprache einer bestimmten festen Stufe. Will ich emporklimmen in der Sprachkritik, die gegenwärtig

Digitized by Google

das wichtigste Geschäft der denkenden Menschheit ist, so muss ich die Sprache hinter mir und vor mir und in mir vernichten von Schritt zu Schritt, so muss ich jede Sprosse der Leiter zertrümmern, indem ich sie betrete. Wer folgen will, der zimmere die Sprossen wieder, um sie abermals zu zertrümmern.

In dieser Einsicht liegt der Verzicht auf die Selbsttäuschung, ein Buch zu schreiben gegen die Sprache in einer starren Sprache. Weil die Sprache lebendig ist, so bleibt sie nicht unverändert vom Anfang eines Satzes bis zu seinem Ende. „Im Anfang war das Wort“; da, beim Aussprechen des fünften Wortes, verwandelt schon das erste Wort „im Anfang“ seinen Sinn.

So musste der Entschluss reifen, diese Bruchstücke entweder als Bruchstücke zu veröffentlichen oder das Ganze dem radikalsten Erlöser zu überantworten, dem Feuer. Das Feuer hätte die Ruhe gebracht. Der Mensch jedoch, solange er lebt, ist wie die lebendige Sprache und glaubt, er habe etwas zu sagen, weil er es anders sagt als andre.

Was die Wanzen tötet, tötet auch den Popen.

Es war einmal ein Pope, der war Pope genug, um Wanzen in seinem Bette zu haben, und Freigeist genug, um seine Wanzen als etwas Hässliches oder doch Fremdes zu empfinden. Umsonst wandte er nacheinander hundert Mittel an, seine Wanzen zu vernichten. Eines Tages aber brachte er aus der grossen Stadt, wo die Universität ist, ein Pulver mit, welches ihn untrüglich befreien sollte. Er streute es aus und legte sich hin. Am andern Morgen waren alle Wanzen tot, aber auch der Pope war tot. Was die Wanzen tötet, tötet auch den Popen.

Mehr als einmal bin ich daran gegangen, diese alte und wahre Geschichte zu einer Satire gegen die Poperei aller Völker umzugestalten. Jedesmal schreckte mich der Gedanke zurück, dass die Satire nicht nur die Kirchen, sondern auch die Philosophien treffen könnte, keine Philosophie so traurig wie eine, die sich vermisst, die Welt von der Sprache zu erlösen und das mit armen Worten.

Digitized by Google

In dieser lachenden Stunde des Entschlusses und des Endes, die eben zertrümmerte Sprosse berührend, auf welcher ich befreit bin von Worthunger, von Wortliebe und von Worteitelkeit, richte ich die Spitze ruhig gegen mich selbst und sage bereit: was die Wanzen tötet, tötet auch den Popen.

I.

Was ist Sprache?

Indem ich mich also anschicke, eine Kritik der menschlichen Sprache zu geben, muss ich — eben weil der Gegenstand meiner Untersuchung mit dem Mittel der Untersuchung gleich bezeichnet wird, durch das Wort „Sprache“ nämlich — noch viel genauer, als das anderswo geschieht, die Begriffe prüfen. Mit dem Begriff „Kritik“ freilich brauche ich mich nicht lange aufzuhalten. Kritik heisst von altersher die scheidende oder unterscheidende Thätigkeit des menschlichen Verstandes; das aufmerksame Beobachten zweier ähnlicher Thatsachen muss notwendig zur Beachtung ihrer unterscheidenden Merkmale führen, wenn der Unterschied für unsere Organe gross genug ist; denn es gibt keine identischen Thatsachen. Wer also die Kritik einer Erscheinung verspricht, verspricht nicht mehr und nicht weniger als eine gewissenhafte Beobachtung oder Untersuchung dieser Erscheinung. Das kann jedermann mit gutem Gewissen thun, und das Ergebnis seiner Untersuchung hängt nachher nicht von seinem Willen ab, sondern von der Wirklichkeit und von der Schärfe seiner Sinnesorgane.

Was aber ist die Sprache, die aufmerksam zu beobachten ich mir vorgenommen und den Lesern versprochen habe? Ich will ja nicht wie der Verfasser eines Wörterbuchs auf die einzelnen Worte einer bestimmten Sprache achten; ich will nicht wie ein Grammatiker die verschiedenen Formen einer einzelnen Sprache gruppenweise zusammenstellen. Aber auch die Geschichte einer einzelnen Sprache will ich nicht schreiben, ebensowenig die Geschichte einer Sprachfamilie, wie sich das die vergleichende

Digitized by Google

Sprachwissenschaft zuerst für unsere eigene Sprachfamilie und dann für alle Sprachen der Erde zur unlösbaren Aufgabe gestellt hat. Ich will doch offenbar dasjenige untersuchen, was den Sprachen der Menschen gemeinsam ist, was man hübsch abstrakt etwa das Wesen der Sprache nennen kann. Da fällt es zuerst auf, dass „die Sprache" in diesem Sinne etwas ganz anders bedeutet als „eine Sprache" oder „die Sprachen", wobei man schliesslich zur Not an etwas Wirkliches denken kann, wenn dieses Wirkliche auch nur, weil es ein flüchtiger Schall ist, kaum zu den materiellen Dingen gerechnet werden darf. Ich lasse mich dabei auf gar keine Spitzfindigkeiten ein. Wenn man die architektonischen Denkmäler und die versteinerten Ueberreste der Urwelt eine Sprache genannt hat, in welcher die Vorzeit der Kultur oder der Natur zu uns spricht, so ist das ein bildlicher Ausdruck. Wenn man an die Hieroglyphen und an die Keilschrift erinnert, wo irgend ein altes Volk nur noch durch Schriftzeichen, also nur durch sichtbare Zeichen zu uns zu reden sucht, so würde doch der betreffenden Sprache, wenn sie wirklich enträtselt wäre, eine gesprochene Sprache zu Grunde liegen. Selbst die sichtbare Fingersprache unserer Taubstummen ist ja doch nur eine den Verhältnissen angepasste sichtbare Fixierung einer Volkssprache und weist auf eine gesprochene Sprache ebenso zurück wie unsere gewöhnliche Schrift. Es gehört in einen andern Gedankengang — was freilich die Zusammengehörigkeit der Thatsachen nicht ausschliesst — dass wir Büchermenschen durch unaufhörliche Uebung des Lesens es so weit bringen können, die gesprochene Sprache in unserem Bewusstsein auszuschalten; unbewusst arbeitet jedoch das sogenannte Zentrum der hörbaren Sprache auch beim Lesen des Büchermenschen mit.

Die einzelnen Sprachen sind also die ausserordentlich komplizierten Lautgruppen, durch welche sich Menschengruppen miteinander verständigen. Was aber ist „die Sprache", mit der ich es zu thun habe? Was ist das Wesen der Sprache? In welcher Beziehung steht „die Sprache" zu den Sprachen.

Digitized by Google

Die einfachste Antwort wäre: „die Sprache“ gibt es nicht; das Wort ist ein so blasses Abstraktum, dass ihm kaum mehr etwas Wirkliches entspricht. Und wenn die menschliche Sprache als „Werkzeug“ der Erkenntnis, wenn insbesondere meine Muttersprache als Werkzeug auch zuverlässig wäre, so müsste ich den Versuch dieser Kritik von vornherein aufgeben, wenn der Gegenstand der Untersuchung ein Abstraktum, ein unwirklicher und unfassbarer Begriff ist. Damit stehe ich vor dem ersten betrübenden Dilemma. Nur wenn die menschliche Sprache und insbesondere meine Muttersprache nicht zuverlässig und nicht logisch ist, nur dann werde ich hinter dem äussersten Abstraktum „die Sprache“ noch etwas Wirkliches entdecken; dann aber werde ich wegen der Unzuverlässigkeit des Werkzeugs die Untersuchung nicht so gründlich vornehmen können, wie ich möchte. Da ich aber diese Eingangssätze nicht thatsächlich am Anfang meiner Beobachtungen abfasse, sondern nach jahrelangen Mühen, so weiss ich schon, dass dieses betrübende Dilemma mich von Schritt zu Schritt verfolgen wird. Man kann eine schwere Aufgabe nicht mit mehr Resignation beginnen.

Welchen Sinn das Abstraktum „die Sprache“ habe, das wird etwas deutlicher werden, wenn wir vorerst erfahren haben, wie abstrakt und unwirklich eigentlich dasjenige ist, was wir eben vorläufig mit gutem Glauben als etwas Wirkliches hingenommen haben: die Einzelsprachen. Was sind diese Einzelsprachen, die das Objekt der Sprachwissenschaft abgeben, der blutjungen Wissenschaft, die in diesem Jahre (1896) 80 Jahre alt geworden ist? Wenn man bedenkt, dass diese Wissenschaft es sich zur Aufgabe gestellt hat, die verschiedenen Sprachen der Menschen nach Stämmen, Völkern und dann wieder nach Mundarten u. s. w. zu sondern, so muss man anerkennen, dass die Sprachwissenschaft nur vorläufig und mit Vorbehalt von den Einzelsprachen ausgehen darf. Ihr Gegenstand ist vielmehr die ungeheure Masse aller menschlichen Laute, die jemals irgendwo auf der Erde von Menschen zum Zwecke der Ver-

Digitized by Google

ständigung gesprochen oder geschrieben worden sind. Die Sprachwissenschaft hat sich die Aufgabe gestellt, diesen ungeheuren Vorrat nach Worten und nach Bildungsformen, sodann oder vorher nach näherer und weiterer Verwandtschaft zu ordnen. Die volkstümliche Abgrenzung nach Volkssprachen und nach Mundarten dient, wie gesagt, nur zur vorläufigen Orientierung. Es kann eines Tages entdeckt werden, dass die Sprache der alten Inder der unseren nahe verwandt ist; es kann wieder einmal entdeckt werden, dass die niederdeutsche Mundart der hochdeutschen Sprache ferner steht, als der plattdeutsch redende Mecklenburger wohl glaubt. Auf dem Gebiete der ostasiatischen Sprachen gehören solche Ueberraschungen zu den alltäglichen Ereignissen.

Individualsprachen.

Aus dieser Lage der Sprachwissenschaft wird klar, dass ihre einzelnen Sprachen nicht so sicher definierbare Einheiten sind, wie man wohl glauben möchte. In Wirklichkeit ist auch der Begriff der Einzelsprache nur ein Abstraktum für die Fülle von Aehnlichkeiten, von allerdings sehr grossen Aehnlichkeiten, welche die Individualsprachen einer Menschengruppe bieten, eines sogenannten Volkes. Wir müssen hier gleich festhalten, was sich später übersichtlicher ergeben wird, dass die Individualsprache eines Menschen niemals der irgend eines andern Menschen vollkommen gleich ist, und dass ein und derselbe Mensch in verschiedenen Lebensaltern nicht die gleiche Sprache redet, auch wenn man von den Besonderheiten seiner Kindersprache absieht. Die Ungleichheit der Individualsprachen ist bei einiger Aufmerksamkeit gar nicht zu übersehen. Aber auch die Ungleichheit einer Individualsprache in verschiedenen Lebensperioden ist grösser, als man wohl glauben möchte. Man kann allgemein annehmen, dass der einzelne Mensch im ganzen und grossen die Sprachentwickelung der durchlebten Zeit mitmacht, wenn auch viele Gewohnheiten seiner Jugend ebenso haften bleiben werden, wie in der Fremde die Gewohnheiten seiner heimatlichen Mundart. Stelle man sich einen deutschen Mann vor, der im selben Jahre mit Walther

Digitized by Google

von der Vogelweide geboren worden wäre und nun noch, etwas mehr als 700 Jahre alt, in voller Frische des Geistes und Körpers leben würde. Manche angeblich wissenschaftliche Mitteilung unserer Sprachforscher setzt mehr Phantasie voraus. Wie wir nun heute die Gedichte Walthers erst mit Hilfe eines mittelhochdeutschen Lexikons verstehen, wie Walther selbst unsere Romane und Zeitungsartikel erst nach viel anstrengenderen Studien (weil er viel mehr Thatsächliches hinzuzulernen hätte) verstehen könnte, so behaupte ich: mein Siebenhundertjähriger würde im ganzen und grossen die Sprache unserer Tage reden, würde bei der Lektüre von Lessing z. B. freundlich angemutet werden von den Gewohnheiten des 18. Jahrhunderts, seinen Jugendgenossen Walther aber würde er ebensowenig ohne wissenschaftliche Hilfe lesen können wie wir. Begegnete er sich mit Walther, sie würden einander nicht mehr verstehn.

Wir können also sagen, dass die Einzelsprachen, mit welchen die Sprachwissenschaft sich wie mit wirklichen Dingen abzugeben gewohnt ist, Strömen gleichen, in welchen an jedem einzelnen Punkte der Wassertropfen einerseits zeitlich unaufhörlich von andern Wassertropfen abgelöst wird, anderseits räumlich in der Mitte von anderen Wassertropfen dahinfliesst. Der alte griechische Satz„ man kann nicht zweimal in denselben Fluss hinabsteigen" gilt auch für die Sprache. Ihre Worte und Formen haben sich unaufhörlich verändert. Wenn unser „Helm" von dem alten indischen çarman herkommt und gotisch z. B. hilms hiess, so ist die Veränderung in unscheinbaren Abschattierungen der Laute ganz allmählich vor sich gegangen; aber je unbedeutender die Lautveränderungen von Geschlecht zu Geschlecht vor sich gehen, je sicherer jedes Geschlecht glaubt und hofft, das ererbte Wort unverfälscht weiter zu geben, desto unaufhörlicher muss der Fluss dieser Veränderungen sein, damit aus çarman Helm werde. Auch die Mühlen der Sprache mahlen langsam aber sicher. So ist — um beim Bilde vom Strome zu bleiben — jeder folgende Tropfen dem vorangegangenen so ähnlich, dass kein Mikroskop einen Unter-

Digitized by Google

schied herausfinden könnte; und doch ist es nicht ausgeschlossen, dass das Wasser eines Stromes im Laufe der Jahrhunderte die in ihm aufgelösten Bestandteile ändert, weil durchflossene Minerallager erschöpft worden sind oder weil irgend ein Gebirge durch Abholzung rascher überflutet wird oder weil Bodenveränderungen stattgefunden haben u. s. w. Was beim Strome eine wenig beachtete Möglichkeit oder Wahrscheinlichkeit ist, das ist in der Sprache zuverlässig Wirklichkeit. Unablässig wandeln die Sprachen die Bedeutung ihrer Worte und bei dem unübersehbaren Verkehr des letzten Jahrhunderts, bei dem starken Aufwand an neuen Begriffen kann die Sprache dem Bedürfnis an Bedeutungswandel kaum nachkommen. So hat sich z. B. der Bedeutungswandel der Worte innerhalb der grossen Gruppe der Eisenbahnbegriffe bis heute nicht vollständig vollzogen. Unablässig geht auf der andern Seite der Lautwandel vor sich, der sich, wie ich glaube, auf das einzige Bedürfnis der Bequemlichkeit zurückführen lässt. Denn wenn einerseits allgemein anerkannt wird, dass der Lautwandel zum grossen Teile vorgenommen wird, um den Sprachorganen Arbeit zu ersparen, so ist doch auch derjenige Wandel in den Bildungsformen, der auf Erweiterung und neuerungssüchtige Ausdehnung der Analogien hinausläuft (z. B. im Deutschen das Ersetzen der starken Konjugation durch die schwache, wie backte statt buk, ähnlich wie in der Kindersprache trinkte statt trank), eine geistige Bequemlichkeit. Beispiele sind beinahe überflüssig. Im Deutschen ist aus dem spätlateinischen merkwürdigen Worte paraverēdus schliesslich „Pferd“ geworden, das überdies vielfach „Ferd“ ausgesprochen wird, so dass eine künftige Orthographie das p vielleicht weglassen wird. Aus dem griechischen Worte eléémosyne (deutsch Almosen) ist das englische alms geworden, das ams ausgesprochen wird. Wir können diese heimliche Thätigkeit zu Gunsten einer bequemeren Aussprache mitunter bei der Arbeit beobachten. So schreibt heute noch jeder Schulmeister und jeder Dorfschüler „sehen“ und „gehen“. Schauspieler, Kanzelredner und ihresgleichen bemühen sich das stumme e

Digitized by Google

deutlich auszusprechen. In der Umgangssprache wird aber dieses stumme e, welches im Gotischen ein a (saihvan), im Angelsächsischen ein o (seon) war, ganz und gar nicht mehr gesprochen und die Sprachmeister sind in Verlegenheit, welche Regel sie aufstellen sollen. Noch vor wenigen Jahren schrieb ein Sprachforscher, die Weglassung des e in der Endsilbe en (gesehn) sei vulgär. Seitdem habe ich diese Weglassung sehr häufig gesehn.

Ist nun die zeitliche Veränderung der Worte schon vielseitiger und feiner, als wie die Verschiedenheit der aufeinanderfolgenden Wassertropfen bisher gekennzeichnet worden ist, so ist offenbar die Verschiedenheit der Wassertropfen, die im Strombett nebeneinander fliessen, auch nicht so gross wie die Verschiedenheit der Individualsprachen unter Volksgenossen. Habe ich also die Einzelsprache mit dem ewig veränderlichen Flusse verglichen, so ist die Strömung der Sprache zwar eine langsamere, aber, worauf es ankommt, die Unfassbarkeit und Flüchtigkeit des einzelnen Moments scheint mir bei der Sprache noch grösser zu sein. Will man also die Einzelsprache nicht als ein unwirkliches Abstraktum anerkennen, so wird nichts übrig bleiben, als das Strombett selbst, die sich gleichbleibende Form mit der Einzelsprache zu vergleichen, weil das Strombett sich denn doch langsam genug verändert.

Habe ich es mir nun zur Aufgabe gestellt, nicht die Form und die Geschichte der Einzelsprachen zu verfolgen, sondern dasjenige zu beobachten, was den Einzelsprachen gemeinsam ist, so werde ich Aehnlichkeiten zwischen ihnen auffinden müssen. Ist zwischen den Einzelsprachen keine andere Aehnlichkeit vorhanden als die in der Definition liegende, dass sie nämlich zur Verständigung zwischen den Menschen dienen, so wird meine Untersuchung bald zu Ende sein oder doch kein positives Ergebnis liefern. Doch auch dann wäre es nützlich, manchen Aberglauben zu zerstören, den Grammatik und Logik an die Sprache geknüpft hat. Ich hoffe aber, noch um einen kleinen Schritt weiter kommen zu können. Vergleicht man die einzelnen Sprachen

Digitized by Google

miteinander etwa so, wie die Erdbeschreibung die einzelnen Strombette miteinander vergleicht, nach ihrer Lage, ihren Linien und dergleichen, so scheint mir dabei nur eine überflüssige Wissenschaft herauszukommen. Es wäre aber auch möglich, bei sehr genauer Beachtung und vollständiger Kenntnis aller Begleitumstände, jedes einzelne Strombett als die Wirkung seiner eigenen Wassermassen bis ins kleinste zu erklären. Die bekannten physikalischen und chemischen Eigenschaften des Wassers sind die alleinige Ursache der gegenwärtigen Strombette, die dann freilich wieder den neuen Wassermassen ihren Weg weisen. Diese Weisheiten sind so wohlfeil wie Brombeeren. Jeder Schafhirt versteht sie, und kennt sie auch ungefragt. Dennoch gab es eine Zeit, in welcher die Menschheit unter dem Zwang eines lebhafteren mythologischen Bedürfnisses sich irgend einen Gott, ein Mannsbild oder ein Frauenzimmer, am Ursprung eines Flusses sitzend dachte, welcher nach geheimnisvollen Absichten viel oder wenig Wasser, warmes oder kaltes Wasser, gutes oder schlechtes Wasser in das Strombett oder aus der Quelle fliessen liess. Eine Nachwirkung dieser Mythologie finden wir heute noch in Ausdrücken wie Vater Rhein oder auch in den lächerlichen Frauenzimmern, welche auf lächerlichen Denkmälern mit unpraktischen griechischen Krügen in der Hand deutsche Flüsse darstellen. Wir dachten uns nichts dabei, sagen die Leute zur Entschuldigung.

In den Geisteswissenschaften, namentlich in den Anschauungen von der menschlichen Sprache, ist aber dieses mythologische Bedürfnis noch ungeschwächt vorhanden. Was nicht allein Pfaffe und Pöbel von der Sprache behauptet, was fast alle Sprachforscher — einer dem andern — nachschreiben, dass nämlich die Sprache ein Werkzeug unseres Denkens sei (ein bewunderungswürdiges Werkzeug noch dazu), das erscheint mir als eine Mythologie. Nach dieser Vorstellung, welche heute noch von allen Köpfen geteilt wird, sitzt irgendwo am Strombett der Sprache eine Gottheit, Mannsbild oder Frauenzimmer, das sogenannte Denken, und herrscht unter den Einflüsterungen einer ähn-

Digitized by Google

lichen Gottheit, der Logik, über die menschliche Sprache mit Hilfe einer dritten dienenden Gottheit, der Grammatik. Ich würde es für das stolzeste Ergebnis meiner Untersuchung halten, wenn ich die Menschen von der Unwirklichkeit, von der Wertlosigkeit dieser dreieinigen Göttinnen überzeugen könnte, denn der Dienst unwirklicher Götter ist immer opfervoll, also immer schädlich.

Ich vermute, dass „die Sprache", die Sprache im allgemeinen oder das Wesen der Sprache, bei genauer Betrachtung nichts mehr von der Herrschaft des Denkens, der Logik und der Grammatik wird wissen wollen. „Die Sprache" wird sich grösstenteils als ein leeres Abstraktum herausstellen; wo wir aber dennoch zwischen den Einzelsprachen, die freilich selbst Abstraktionen sind, thatsächliche Aehnlichkeit wahrnehmen werden, wo „die Sprache" uns eine Bezeichnung werden wird für eine wirkliche Art des menschlichen Handelns, da werden wir niemals nötig haben, auf Denken, auf Logik oder Grammatik als den Ursprung zurückzugehen. Vielmehr werden wir wohl finden, dass Denken, Logik und Grammatik Merkmale der Sprache sind, gewissermassen in der Sprache drinstecken und nur von müssigen Köpfen herausgezogen worden sind. So gibt es in der Natur kein andres Blau als an blauen Erscheinungen. Es wäre auch da, wenn die Sprache das Adjektivum blau zu abstrahieren sich nicht die Mühe genommen hätte.

*

Am Ende wird aber auch diese Kritik nur wollen, was alle Sprachwissenschaft von jeher wollte: die Erscheinung der Sprache erklären.

Entstehung der Sprache durch Gesetzgeber.

Die Sprache erklären! Schon die naiven Griechen versuchten so etwas, als sie darüber stritten, ob die Sprache durch die Natur oder durch einen Gesetzgeber entstanden sei. Die Entstehung durch einen Gesetzgeber muss die älteste, die theologische Antwort gewesen sein. Diese Antwort wurde übrigens von den wenig dogmatischen Griechen noch etwas vernünftiger gegeben als von den Christen des Mittel-

Digitized by Google

alters; die Griechen dachten doch halbwegs an einen menschlichen Gesetzgeber, einen Heros, einen Erfinder, wie sie denn in ihren Göttern gern die Erfinder wichtiger Kulturarbeiten verehrten. Auch darin waren sie den Christen vorzuziehen, dass sie bei der Sprache an etwas Konkreteres dachten, nämlich an ihre eigene Landessprache, an Griechisch. Die Christen — um unter diesem Namen die Völker der neuern abendländischen Entwickelung zusammenzufassen — gelangten sehr früh zu dem Bewusstsein, dass es viele und gleichberechtigte Sprachen gebe, und fassten so zuerst „die Sprache" als ein Abstraktum, das ungefähr den Sinn von „Sprachvermögen" enthielt, wenn davon die Rede war, dass Gott den Menschen die Sprache verliehen habe. Dieser für uns fast monströse Gedanke findet sich noch ganz ungeschwächt und pfäffisch in einem sonst so vorzüglichen Ueberblick über die bisherigen Ergebnisse der Sprachwissenschaft, wie es die Vorlesungen von Whitney sind. Es heisst da („Die Sprachwissenschaft", bearbeitet von Jolly, 1874, Seite 555): „Der göttliche Ursprung der Sprache ist in dem Sinne aufrecht zu erhalten, in welchem die Menschennatur überhaupt mitsamt all ihren angeborenen und angenommenen Gaben Gottes Werk ist."

Wir müssen uns aber natürlich davor hüten zu glauben, alle diese Sätze, Fragen und Antworten hätten zu allen Zeiten den gleichen Sinn gehabt. Zu der Entwickelung der Sprache gehört es als ein begleitender Nebenumstand, dass die Worte auch da einen Bedeutungswandel erfahren, wo wir es nicht wissen. Und wo wir es wissen, bleiben wir uns des Wandels nicht immer bewusst.

So verbanden die Griechen ganz gewiss mit dem Gedanken, dass ein Gesetzgeber die Sprache gemacht habe, die kindliche Vorstellung, dass dieser Gesetzgeber die einzig richtige Sprache gemacht habe, natürlich die griechische. Ein Pferd hiess nicht nur ἵππος, es war auch ein ἵππος. Darin nun waren ihnen die Christen wieder überlegen, dass in ihrer Lehre von dem göttlichen Ursprung der Sprache ebenso gewiss die Vorstellung von einer gewissen

Digitized by Google

Willkür steckte. Gottes Wille ist eo ipso Zufall. Es war Gottes Wille, dass es mehrere Sprachen gab; aber es gab doch mehrere gleichberechtigte Sprachen. Auf den närrischen Einfall, die Sprachen etymologisch vom Hebräischen abzuleiten, kam man erst später, auf philologischem Wege. Es war kein theologisches Dogma.

Als nun dem Satze, die Sprache sei θεσει (durch einen Gesetzgeber) entstanden, die neue Lehre entgegengestellt wurde, sie sei φυσει (natürlich) entstanden, waren ebenso naive Vorstellungen mit dem richtigen Gedanken verbunden. Es wäre darum ganz falsch, die gegenwärtige Auffassung von einer natürlichen Entwickelung der Sprache schon den Nachfolgern des Heraklit zuzutrauen. Wir können uns eben kaum mehr in das Gehirn von Leuten hineindenken, welche einerseits die künstliche Sprachschöpfung leugneten, anderseits aber das Unbewusste des Vorgangs nicht ahnten und noch dazu von Natur eine „richtige“ Sprache entstehen liessen. Die die Entstehung φυσει lehrten, fragten dabei immer noch nach dem Ursprung der griechischen Sprache. Unsere Sprachforscher lehren ebenfalls die Entwickelung auf natürlichem Wege; aber sie kennen seit Leibniz das Unbewusste der menschlichen Thätigkeit, die solche Wirkung erzeugt, und sie nehmen die einzelnen Sprachen als Thatsachen hin. Ihre Frage geht darum nicht mehr nach dem Ursprung der einzig richtigen Sprache, auch nicht einmal mehr nach dem Ursprung der Sprache überhaupt. Ihre Frage lautet vielmehr ganz bescheiden etwa so: durch welche historische Entwickelung ist es gekommen, dass wir (z. B. die Einwohner eines Fleckens in der Altmark) so sprechen, wie wir sprechen, dass die heutigen Bantuneger wiederum so sprechen wie sie sprechen. φυσει.

Diese Frage lässt sich teilweise beantworten; bald auf zwei oder drei, bald auf fünfzig ja bis auf hundert Generationen zurück. Wie es Familien gibt, welche höchstens noch wissen, wie der Grossvater geheissen hat und was er trieb, wie es andre, stolzere Familien gibt, die noch Nachrichten von ihrem Urahn besitzten, so gibt es junge und

Digitized by Google

alte Sprachgeschichten. Hinter diesen beglaubigten Entwickelungen liegt aber jedesmal die Paläontologie der Sprache. Und die Frage der modernen Sprachwissenschaft ist darum so bescheiden, weil sie sich mit so dürftigen Nachrichten begnügt, und die vagen Hypothesen, welche die Vorgeschichte aufhellen sollen, noch dankbar mit in Kauf nimmt.

Während also die Alten das Abstraktum „die Sprache" nicht so wie wir fassen konnten, weil sie über ihre eigene Landessprache (wozu die Römer noch Griechisch trieben) nicht hinausdachten, konnten sie doch wieder nicht das Konkrete an der Sprache so erfassen, wie unsere Forscher, die wirklich bis zum Konkretesten, den Schallwellen, beinahe vorgedrungen sind. Die Sprachlaute werden als bewegte Luft zwar nicht mathematisch bestimmt, aber wohl physikalisch begriffen.

Doch die Götzendienerei ist dem Menschen angeboren. Immer wieder versucht er den Sprung von den drei bis hundert Generationen, die er kennt, zurück zu den unzähligen, die er nicht kennt; immer wieder fragt er nach dem Ursprung „der" Sprache. Da er nämlich, wenn er ein besonnener Sprachforscher ist, wirklich nicht nach dem Ursprung eines jetzt gesprochenen Sprachstamms fragen dürfte, da die Frage nach dem Ursprung z. B. der Sanskrit-Wurzeln, mit welchen unsere indo-europäischen Sprachen begonnen haben sollen, wirklich nur wie ein kindischer Scherz klingt, so ist jede Untersuchung über den Ursprung der Sprache nicht mehr eine Beschäftigung mit irgend etwas Konkretem, sondern — was nur noch nicht in die Köpfe eingegangen ist — eine Rückkehr zu dem Abstraktum: „die" Sprache. In diesem Sinne ist also „die Sprache" ungefähr dasselbe wie das, was die ältere Psychologie „das Sprachvermögen" genannt hat. Es würde demnach die Frage nach dem Ursprung der Sprache, das heisst doch nach der ersten Bethätigung des Sprachvermögens, identisch sein mit der Frage nach dem Ursprung des Sprachvermögens. Was ein Unsinn zu sein scheint.

Sprachvermögen.

Nur scheint. Wir müssen eben die Sprache unter die

Digitized by Google

übrigen Thätigkeiten des Menschen rechnen als wie das Gehen, das Atmen. Da ist es für einen Biologen gar kein unsinniger Gedanke, dass der Mensch nicht geht, weil er Beine hat, sondern dass er Beine hat, weil er geht; dass der Mensch nicht atmet, weil er eine Lunge hat, sondern dass er eine Lunge hat, weil er atmet.

Richtiger: die Entwickelung des Werkzeugs und die Steigerung der Thätigkeit gehen parallel neben einander her. Nehmen wir nun das wirkliche Sprachwerkzeug als den thatsächlichen Ausdruck für ein geträumtes Sprachvermögen, so ist es allerdings möglich, dass die Entwickelung der menschlichen Sprache neben der Entwickelung der menschlichen Sprachorgane einher gegangen sei.

Fassen wir diesen Gedanken ganz scharf ins Auge, so sehen wir hoffentlich, dass — in wie unendliche Zeiträume wir auch den Ursprung der Sprache zurückverfolgen mögen — wir doch niemals an einen Moment gelangen, wo wir die Vorstellung konkreter Sprachlaute verlassen müssten, wo wir nach dem Ursprung des Abstraktums Sprache fragen müssten.

Der Wert dieses Gesichtspunktes scheint mir darin zu bestehen, dass wieder einige Abstrakta aus dem wissenschaftlichen Gebrauche hinausgeworfen wurden. „Sprachvermögen“ oder „die Gabe der Sprache“ wird definitiv überflüssig, wenn klar erkannt wird, dass der Sprachgebrauch, d. h. hier die Ausübung der Sprachthätigkeit, sich erst das Sprachwerkzeug ausgebildet hat. Man wird dann den Begriff „Sprachvermögen“ ebenso absurd finden, als etwa ein besonderes „Gehvermögen“ oder ein besonderes „Atmungsvermögen“. Gewiss liegt im selbstthätigen Fortbewegen des Tieres gegenüber dem Abwarten der Pflanze die Möglichkeit höheren Komforts; doch hat sich das Bewegungswerkzeug durch Gehen erst entwickelt. Ebenso ist das Atmen der Luft durch Lungen wahrscheinlich komfortabler als die Benützung der Luft im Wasser durch die Kiemenatmer; doch wird kein Mensch die allmähliche „Entwickelung“ dieser Gabe übersehen können, da jeder Frosch ein Beispiel bietet.

Digitized by Google

Der Unterschied zwischen dem Sprechen einerseits und dem Gehen, Atmen u. s. w. anderseits liegt darin, dass beim Gehen, Atmen u. s. w. die neue Fähigkeit durch das Gedächtnis des Organismus erworben worden ist, dass beim Sprechen das Gedächtnis zugleich durch seine Anwendung unvergleichlich gefördert wird. Das Sprechen ist immer eine Thätigkeit zwischen zwei Menschen; es ist darum polar, es zerfällt in Mitteilen und Verstehen.

Unser Gesichtspunkt ist weiter darin wertvoll, dass die Frage nach dem Ursprung „der" Sprache ihren alten Sinn verliert. Der Ursprung muss immer weiter und weiter zurückverlegt werden und die Untersuchung der Sanskritwurzeln sinkt zu einer Sprachgeschichte des gestrigen Tages herab. Wo ich selbst — dem unbesiegbaren Sprachgebrauche folgend — ebenfalls von einem Ursprung der Sprache rede, denke ich darum nicht an den wirklichen unnahbaren Ursprung, sondern an einen irgendwo weit zurückliegenden Punkt des Stromlaufs, an einen Ruhepunkt, der aber nur in meiner Vorstellung existiert.

Die zweckmässigen Bewegungen, welche wir unter dem Namen Sprache zusammenfassen, machen den allgemeinen Weg von der unbewussten Bewegung durch das bewusste Wollen zum Unbewussten zurück, und zwar sowohl in der allgemeinen Sprachentwickelung wie in der Sprache des Individuums. Die Aeusserungen des Schmerzes und der Freude gehen noch aus keinem bewussten Willen hervor; sie kommen, um den Sprachgebrauch französischer Psychologen anzuwenden, aus Volitionen, nicht aus der volonté. Das Sprechenlernen des Kindes ist mit Bewusstsein verbunden wie das Gehenlernen; auch in der genetischen Entwickelung der Sprache müssen wir behaupten, dass jede Bereicherung, jede neue kühne Metapher, mit Bewusstsein verbunden war. Am Ende wird aber das gewöhnliche Sprechen so automatisch, dass es dem Laien zuerst schwer fällt, nur in den Bewegungen das Wirkliche der Sprache zu sehen. Denn er achtet zuletzt nur noch auf die Ergebnisse der Bewegungen, die Töne, und nicht auf die Be-

Digitized by Google

wegungen selbst. Mit dem bewussten oder unbewussten Wollen bleibt das Sprechen oder Denken, bleibt alles Erkennen immer verbunden, weil alles Erkennen zuletzt auf die durch das Individualinteresse erweckte Aufmerksamkeit und die durch das Vorfahreninteresse ererbte Aufmerksamkeit zurückgeht.

Hätten die Menschen nicht sprechen gelernt und nur ein Einzelner unter ihnen würde sprechen, so wäre es dem Beobachter natürlich, die Erscheinung als eine Reihe von Bewegungen aufzufassen und es würde ihm kaum einfallen, diesen Bewegungen einen Gesamtnamen zu geben. So fällt dem Kinde an dem brüllenden Ochsen sehr deutlich die Anstrengung auf, die das Tier macht. Die Sprachbewegungen des unter sprachlosen Mitmenschen allein redenden Individuums wären aber gar keine Sprache. Sprache werden diese Bewegungen erst durch ihre über das Individuum und über die Wirklichkeit hinausgehende Eigentümlichkeit, dass sie bei einer Gruppe von Menschen die gleichen, dass sie dadurch verständlich, dass sie nützlich sind. Als sozialer Faktor erst wird die Sprache, die vor Erfindung der Buchdruckerkunst noch nicht einmal in einem Wörterbuch beisammen war, etwas Wirkliches. Eine soziale Wirklichkeit ist sie; abgesehen davon, ist sie nur eine Abstraktion von bestimmten Bewegungen.

Ich brauche nicht erst hinzuzufügen, dass die gebrauchten Begriffe Volitionen und Wollen selbst wieder Abstraktionen sind, denen nichts Wirkliches entspricht. So führt man die Sprachbewegungen zuletzt auf einen Mitteilungstrieb zurück, der neben dem Atmungstrieb, dem Ernährungstrieb (wovon der Atmungstrieb doch nur eine Unterart wäre), dem Geschlechtstrieb (wovon der Ernährungstrieb wieder nur ein Diener wäre), dem Spieltrieb und dem Wahrnehmungstrieb sauber aufgezählt wird. Der Wahrnehmungstrieb liesse sich ebenso gut in einen Sehtrieb, einen Hörtrieb u. s. w. zerlegen. Aber alle diese Triebe sind doch nur entstanden durch den menschlichen Klassifikationstrieb, der ihrer würdig ist, d. h. durch die Oekonomie des menschlichen Gedächt-

Digitized by Google

nisses; in der psychologischen Wirklichkeit kann es auch keinen Trieb geben ausser dem individuellen Willen zum Leben, für den sich dann natürlich die Bezeichnung Selbsterhaltungstrieb findet.

*

Kenntnis der eigenen Sprache.

Es gibt nicht zwei Menschen, die die gleiche Sprache reden. In Augenblicken tiefster Verstimmung wird jedermann einmal das gedacht haben, dass nämlich kein andrer seine besondere Sprache verstehe. Bildlich wird den Satz jedermann begreifen. Nicht leicht aber wird man zugeben, dass er eine nüchterne wissenschaftliche Wahrheit enthalte. Eine Wahrheit, die sich auch so ausdrücken liesse: dass ein jeder einen andern Ausschnitt aus der gemeinsamen Muttersprache „beherrsche". Dies letzte Wort zu wählen wird mir schwer. Denn der Fall ist doch alltäglich, dass wir einen andern, grösseren Ausschnitt aus unserer Muttersprache verstehen, einen andern, kleineren aber sprechen können, wie wir doch auch gewöhnlich manche Nachbarmundart noch verstehen, nur die eigene aber reden.

Dieser Ueberlegung liegt der Begriff einer einem Volke gemeinsamen Sprache, der Muttersprache, zu Grunde. Wo ist diese Sprache Wirklichkeit? Wo in aller Welt? Nicht im Einzelnen. Denn der versteht nur einen Teil des Wort- und Formenschatzes, gebraucht nur einen kleinen Bruchteil dessen, was er versteht. Nicht in Büchern. Denn sonst hätte es vor Erfindung der Schrift keine Sprache gegeben. Auch gibt es in Büchern überall nur höchstens einerseits Sammlungen von Worten und Regeln, anderseits zufällig entstandene Litteraturen, nirgends aber auch nur die Möglichkeit einer gesammelten Sprache. Wo ist also das Abstraktum „Sprache" Wirklichkeit? In der Luft. Im Volke, zwischen den Menschen.

Es kann sich also Niemand rühmen, dass er auch nur seine Muttersprache kenne. Jakob Grimm hat seine eigenen Regeln nicht immer beobachtet. Ein Goethe gebraucht manche Worte unsicher, macht „Sprachfehler". Kurz, so

Digitized by Google

genau kennt niemand die deutsche Sprache, dass er jeder Gebrauchsform sicher wäre, dass er nicht von Zeit zu Zeit Worte fände, die er noch nie gebraucht und noch nie gehört oder gelesen hat. So oft drei Deutsche aus verschiedenen Landschaften, von verschiedenen Bildungsgraden (man könnte auch solche von drei möglichst verschiedenen Alterstufen hinzurechnen) beisammen sind, wird der Eine bald ein Wort oder eine Form aussprechen, die die Andern nicht verstehen, oder die der zweite versteht, aber nicht der dritte. Das kann so weit gehen, dass die Gemeinsamkeit des gesprochenen oder des verstandenen Sprachmaterials aufhört (oder beider); die Gleichheit oder Beschränktheit der drei Menschen kann aber auch so gross sein, dass ihre Sprachen nur in Nüancen auseinandergehen. Aber wir wissen, was das für eine Gemeinsamkeit ist, die doch das Kennzeichen der Sprache ausmachen soll. Gemeinsam ist die Muttersprache etwa wie der Horizont gemeinsam ist; es gibt keine zwei Menschen mit gleichem Horizont, jeder ist der Mittelpunkt seines eigenen.

Geschichte der Worte.

Ganz abgesehen aber von dieser verzweifelten Erkenntnis: dass nämlich niemand seine Sprache völlig kennt, dass also nirgends „die Sprache“ existiert, ganz abgesehen davon fehlt uns noch mancherlei zur wirklichen Kenntnis auch nur unserer Muttersprache. In der Wissenschaft ist es einleuchtend, dass nur die Geschichte eines Begriffs volle Klarheit über den Begriff verleiht. Selbst so allgemein gebrauchte technische Ausdrücke wie „Oxygen“ werden durch ihre Geschichte deutlicher; die ganze Fülle der Entdeckungen, welche die phlogistische Lehre umstiessen und die Gewichtsvermehrung bei der Verbrennung zum Ausgange hatten, liegt in der Geschichte des Wortes Oxygen. Nun ist aber alle Sprache Kenntniserinnerung oder Wissen, jedes Wort hat seine Geschichte, und zu einer intimen Kenntnis einer Sprache würde also Kenntnis ihrer gesamten Geschichte gehören. Die ist aber den allermeisten Menschen völlig unbekannt. Und was etwa die Philologen davon wissen, das ist oberflächlich, etwa soviel wie ein Regenwurm vom Erdinnern weiss.

Digitized by Google

Man könnte mir einwenden, dass ja eine lebendige Sprache, so wie sie sich ohne jede Sprachvergleichung im heutigen Gebrauche darstellt, ein Ganzes sei und ihrer Geschichte nicht bedürfe; wie eben ihr Gebrauch zwischen den ungelehrten Volksgenossen beweise. Damit würde aber behauptet, dass der feinere und nüanciertere Gebrauch unter gebildeten oder gar gelehrten Leuten nicht mehr zu dieser Sprache gehöre. Wird doch oft genug die Sprache durch historische Kenntnis vorübergehend neu befruchtet, wie wir insbesondere im Deutschen an dem Einfluss von Grimm oder (für beschränktere Kreise) von Richard Wagner beobachten können; wobei dann freilich das gemeine Wort der alten Sprache nur äusserst selten mit der alten Bedeutung in die neue Gemeinsprache hineinwächst. Fast in jedem Archaismus steckt ein veränderter Sinn.

Kenntnis fremder Sprachen.

Ist nun die Sprache eines Volkes etwas „in der Luft", ist es unmöglich, irgend eine Sprache jemals wie etwa ein Gebäude in Raum und Zeit übersichtlich hinzustellen, ist es für den einzelnen Volksgenossen nicht möglich, auch nur seine eigene, ihm scheinbar so vertraute Mundart, die Muttersprache, einigermassen vollständig zu kennen, so mag man daraus einen Schluss ziehen auf die Kenntnis, die wir etwa von fremden Sprachen besitzen. Die Vokabulare, welche gelehrte und ungelehrte Reisende von wilden d. h. fremdsprachigen Völkern mitbringen, wimmeln von den allergröbsten Missverständnissen. Neuere Sprachforscher haben eine besondere Technik erfinden müssen, nach welcher so ein Reisender dem „Wilden" ein Wort abzufragen hat; und die Kreuzfragen des Inquisitionsprozesses zu stellen war nicht schwieriger als in fremder Sprache etwa die Vokabel für „Hand" abzufragen. Ob der vernommene Ausdruck Hand, rechte Hand, Finger, fünf Finger, fünf, ich schwöre, ich biete dir Frieden, ich will dich schlagen oder sonst etwas andres bedeute, das kann nur durch die sorgsamste Fragestellung ausgemacht werden. Es liegt in der Natur der Sache, dass die Bedeutung der Bildungssilben oder ähnlicher Formen, dass die Funktion der syntaktischen Regeln, noch viel schwieriger zu erraten

Digitized by Google

ist als Vokabeln für konkrete Dinge, dass Abstrakta sehr oft gar nicht zu erraten sind, weil die Vorstellungen des einen Volkes nicht die des anderen sind. Bevor die christlichen Missionäre bei den Kaffern erschienen, hatten die Kaffern nicht unsere Gottesidee, wie wir kein Wort für „Gummi" hatten, bevor wir den Stoff kannten. Schon eine so nahe verwandte und auf verwandten Vorstellungen beruhende Sprache wie das Französische ist für einen Deutschen nicht völlig erlernbar (d. h. nicht soweit, wie der Deutsche seine eigene Sprache kennt), trotzdem seit Jahrhunderten unzählige Menschen beide Sprachen reden, und so ein Missverständnis beiAufstellung der Vokabulare fast ausgeschlossen ist. Um wieviel weniger genau wird unsere Kenntnis fremderer oder gar „wilder" Sprachen sein. Und dennoch beruht auf dieser für die eigene Muttersprache mangelhaften, für die entfernteren Sprachen armseligen und für die ganz entlegenen Sprachen lächerlichen Kenntnis alles, was die Sprachwissenschaft zu lehren sucht. Freilich wäre Sprachkenntnis, wenn sie möglich wäre, auch Welterkenntnis.

Selbstverständlich steht unsere Kenntnis der Grammatik einer fremden Sprache noch tief unter unserer Kenntnis ihres Wortvorrats. Ganz so schlimm ist es freilich nicht mehr wie noch vor dreissig Jahren, als sich so eine arme indianische oder polynesische Sprache durchaus in die Kategorien der lateinischen Grammatik fügen musste; es war als ob man z. B. die Lilie zur Musterblume ernannt hätte und eine jede Blume, jeden Strauch und jeden Baum nach den Teilen der Lilie merken und benennen wollte.

Noch ärger ist die Sünde gegen den heiligen Geist der Sprache, wenn sich der Pfaffe in die Sache mischt. Die Wortbedeutung wird sich am Ende doch abfragen lassen (wenn nicht gar der wilde Stamm, wie es vorkommen soll, den Irrtum des geehrten Europäers höflich oder trottelhaft dadurch anerkennt, dass er den falschen Gebrauch annimmt). Die Grammatik mag durch die unpassenden lateinischen Ausdrücke schwieriger zu erlernen sein; sie wird aber den Weg zum Sprachgebrauch nicht für immer verrammeln.

Digitized by Google

Wenn aber Missionäre thöricht genug sind (wie es geschehen ist), das erste Kapitel des Evangeliums Johannis zur Grundlage einer Uebersetzung zu nehmen oder gar (wie es ebenfalls geschehen ist) zum Urtext einer Polyglotte, so ist das wirklich ein frivoles Spiel. Denn wo wir alle den griechischen Text oft so wenig verstehen wie das Hexeneinmaleins, wo der Verfasser selbst nicht Wirklichkeiten, sondern nur Modebegriffe seines armseligen Neu-Platonismus mit dem Logos und den anderen Worten verband, da kann nur ein Kaffer entsprechende hottentottische Sätze bilden. Da aber das Christentum — wie es von solchen Missionären gelehrt wird — nur eine Reihe von Worten ist, da sie nicht anders als mit Worten Vorstellungen in die Gehirne ihrer Wilden hineinbringen können, so mag dieser Beweis von Missionär-Psychologie auch ungefähr erraten lassen, welchen Geistes Kind das von ihnen verbreitete Christentum sein mag.

Wird die Stoffkenntnis fremder Sprachen durch solche Mitarbeiter in schlimmster Weise verfälscht, so ist die Grammatik fremder und entlegener Sprachen noch andern Gefahren ausgesetzt. Früher, als man die technischen Ausdrücke der lateinischen Grammatik einfach auf Kategorien übertrug, die mit denen des Lateinischen gar keine Aehnlichkeit hatten, hätte man das Wesen dieser Schwierigkeit einfach nicht verstanden. Die neueren Sprachforscher kennen die Schwierigkeit, aber gelöst haben sie sie nicht. Man hat die Formausdrücke der lateinischen Grammatik reich vermehrt; man hat für die Wortbildung die Sandhigesetze und das Dvandva aus dem Sanskrit geholt, man hat aus allen möglichen Idiomen neue Kasusbezeichnungen des Nomens und neue Modusbezeichnungen des Verbums herangeschleift; immer wieder aber steht man mit den fertigen Formen der flektierenden Sprachen den flüssigen Kategorien der unflektierten hilfslos gegenüber. So wird es immer wahr bleiben, dass die Grammatik einer Sprache nur in dieser Sprache selbst geschrieben werden kann; so dass also der Wert der Grammatik schliesslich mit dem

Digitized by Google

Wert der Sprache selbst zusammenfällt. Die Worte haben nur für denjenigen einen Sinn, der ihren Vorstellungsinhalt schon besitzt; und ebenso ist die Grammatik einer Sprache nur für denjenigen ganz verständlich, der ihrer nicht bedarf, weil er die Sprache versteht. Was man gewöhnlich Grammatik einer fremden Sprache nennt, ist — für uns und mit uns gleich Denkende — wie ein Versuch, sich mit Hilfe einer Karte von Tirol im Himalaja zurechtzufinden. Es wird ja manches stimmen. Die Flüsse werden bergab laufen und die Wege werden häufig dem Lauf der Flüsse folgen; wer das aber erraten hat, der bedarf in Asien nicht der Karte von Tirol.

II.

Sozialismus.

Das nun aber ist gerade das ungeheure Gaukelspiel der Sprache, dass der Grund und das Zeichen ihrer kläglichen Armut für masslosen Reichtum gehalten wird, und von den Menschenmassen und Massenmenschen mit Recht dafür gehalten wird, weil die Sprache ein Gebrauchsgegenstand ist, der durch die Ausbreitung des Gebrauchs an Wert gewinnt, so wie das Gedächtnis (welches ja eben sich als Sprache, nur von einem anderen Standpunkte aus gesehen, ergeben wird) durch den Gebrauch erstarkt. Das Wunder ist leicht aufzuklären. Alle andern Gebrauchsgegenstände werden durch den Gebrauch entweder vernichtet wie die Nahrungsmittel, oder verschlechtert wie Werkzeuge und Maschinen. Wäre die Sprache ein Werkzeug, so würde auch die Sprache verschlechtert und verbraucht werden. Die Sprache ist aber kein Gegenstand des Gebrauchs, sie ist überhaupt kein Gegenstand, sie ist gar nichts anderes als ihr Gebrauch. Sprache ist Sprachgebrauch. Das ist kein Wortspiel, sondern Thatsache. Da ist es doch kein Wunder mehr, wenn der Gebrauch mit dem Gebrauche sich steigert.

Diese Thatsache, welche ja nicht ganz übersehen werden konnte, hat man seit Hegel so zu verdrehen gesucht, dass man die Sprache mit der Kunst, der Religion und den

Digitized by Google

Staatseinrichtungen zu den Schöpfungen des sogenannten objektiven Geistes rechnete. Eigentlich ist Geist das Subjektive im Menschen; indem man nun dieses Subjektive über den Einzelmenschen hinausschleudert und es objektiv nennt, schafft man sich einen neuen Gott, mit dem sich die Sozialdemokraten abfinden sollten. Denn dieser objektive Geist denkt und will und thut, was die Masse denkt und will und thut. In Wahrheit ist die Thatsache, welche so grosswortig als objektiver Geist auftritt, nichts anderes als die Abhängigkeit des Einzelmenschen von der Sprache, die er von den aufeinander folgenden Massen seiner Volksvorfahren geerbt hat und die nur darum einen Gebrauchswert für ihn besitzt, weil sie Gemeineigentum aller Volksgenossen ist. Gebrauchsgegenstände bleiben unverändert, wenn weder menschlicher Gebrauch noch ihr ungewollter Verbrauch durch die Naturkräfte sie verzehrt. Die Sprache dagegen, weil sie kein Gebrauchsgegenstand, sondern selbst Gebrauch ist, stirbt ohne Gebrauch. Und da ist es nun von ausschlaggebender Wichtigkeit, dass alle Teile der Sprache irgendwo im Volke immer im Gebrauche sind. Der Einzelmensch gebraucht vielleicht jahrelang kaum den zehnten Teil der Worte, die die Sprache ihm zur Verfügung stellt, und nur einen winzigen Bruchteil der Kombinationen dieser Worte. Anderswo jedoch ist wieder ein anderes Zehntel im Gebrauch, und an das Ohr des Einzelmenschen schlagen von Zeit zu Zeit von den ungebrauchten Zehnteln so viele Associationszentren der Sprache, dass schliesslich ein weit grösserer Teil der Gesamtsprache durch passive Einübung in steter Bereitschaft steht.

Sprache eine Spielregel.

Der Kommunismus hat auf dem Gebiete der Sprache Wirklichkeit werden können, weil die Sprache nichts ist, woran Eigentum behauptet werden kann; der gemeinsame Besitz ist ohne Störung möglich, weil die Sprache nichts anderes ist als eben die Gemeinsamkeit oder die Gemeinheit der Weltanschauung. Die Menschenmassen und die Massenmenschen freuen sich staunend dieses Besitzes und ahnen nicht, dass er eine Selbsttäuschung ist. Licht und Luft sind auch gemein-

Digitized by Google

sam, aber sie sind etwas, und jeder Wärmestrahl, jedes Luftatom, das der eine verbraucht, wird dem anderen entzogen. Licht und Luft sind noch Werte. Die Sprache ist nur ein Scheinwert wie eine Spielregel, die auch um so zwingender wird, je mehr Mitspieler sich ihr unterwerfen, die aber die Wirklichkeitswelt weder ändern noch begreifen will. In dem weltumspannenden und fast majestätischen Gesellschaftsspiel der Sprache erfreut es den Einzelnen, wenn er nach der gleichen Spielregel mit Millionen zusammen denkt, wenn er z. B. für alte Rätselfragen die neue Antwort Entwickelung nachsprechen gelernt hat, wenn das Wort Naturalismus Mode geworden ist, oder wenn die Worte Freiheit, Fortschritt ihn regimenterweise aufregen. Von starken Naturen, welche den Menschenmassen in diesem Weltgesellschaftsspiel die Worte zurufen, wird Geschichte gemacht. Sie passen in die Welt. Die geistige Geschichte wird von Ausnahmsmenschen gemacht, welche nicht in die Welt passen, welche abseits vom Spiele die Welt anders betrachten, als die Vorgängermassen sie betrachtet haben und als die ererbte Sprache es verlangt, von Menschen, welche, erblos und eigen, die Welt neu zu erkennen glauben und sich's kaum eingestehen dürfen, dass auch sie nur mit Aufopferung ihres Lebens nichts weiter ersonnen haben als kleine Abänderungen der Spielregeln für das Gesellschaftsspiel der Welt. Man kann sie auch betrachten als zufällige Variationen, welche die feste Erblichkeit der Art durchbrechen und vielleicht zu einer leisen Abänderung der Art beitragen werden. Sie wissen wenig anzufangen mit dem Gemeineigentum der Sprache, und die Gesellschaft weiss nicht viel mit ihnen anzufangen.

Man hat die Sprache so oft ein bewunderungswürdiges Kunstwerk genannt, dass die meisten Menschen diese schwebende Nebelmasse in einem verfliessenden Begriffe wirklich für ein Kunstwerk halten. Nur dass der eine dieselbe Bildung für eine Wiesenfläche, der zweite sie für einen alten Tempel und der dritte sie für das Porträt seiner Tante hält.

Digitized by Google

Ein Kunstwerk kann die Sprache schon darum nicht sein, weil sie nicht die Schöpfung eines Einzigen ist. Ich kann es mir wohl denken, dass die Menschheit wortlos und begrifflos jahrtausendelang dahin gelebt hätte, zweifellos und lügenlos wie die Tierwelt, und dann einmal plötzlich ein Riesenmensch entstanden wäre, ein Klaftermensch unter Ellenmenschen. Und der wäre ein Dichter gewesen. Er hätte sich, er für sich ganz allein, als ob er in einem Donner die Spannung hätte entladen wollen, die Sprache ersehnt, erfunden und ausgebaut. Das wäre dann ein Kunstwerk geworden. Das Werk Eines. Aber auch ein Monolog. Die Ellenmenschen hätten ihn nicht verstanden. Die Sprache aus dem Donnerbedürfnis hätte ein Kunstwerk werden können. Die Sprache aus dem gemeinen Mitteilungstrieb ist schlechte Fabrikarbeit, zusammengestoppelt von Milliarden von Tagelöhnern.

Wie aber die Sprache kein Kunstwerk sein kann, weil nicht ein Einziger sie geschaffen hat, so ist sie auch kein Kunstwerk, weil sie nicht gemacht ist für das grosse Bedürfnis der Klaftermenschen, sondern für die kleinen Bedürfnisse aller. Die Sprache ist geworden wie eine grosse Stadt. Kammer an Kammer, Fenster an Fenster, Wohnung an Wohnung, Haus an Haus, Strasse an Strasse, Viertel an Viertel, und das alles ist ineinander geschachtelt, miteinander verbunden, durcheinander geschmiert, durch Röhren und Gräben, und wenn man einen Botokuden davorstellt und ihm sagt, das sei ein Kunstwerk, so glaubt es der Esel und hat doch zu Hause die eigene Hütte, rund und frei.

Ist die Sprache aber kein Kunstwerk, so ist sie dafür bis heute die einzige Einrichtung der Gesellschaft, die wirklich schon auf sozialistischer Grundlage beruht. Zwar hat auch die Stadt wie die Sprache ihre Gasröhren, die ein vergiftetes Licht in alle Kammern treiben, die Bleiröhren, die ein verseuchtes Wasser in alle Küchen liefern, die Kanäle, die den Unrat der Million in schöner Symmetrie zu dem oberirdischen Leben munter unter der Erde weiterplätschern

Digitized by Google

lassen nach neuen Gebieten der kommenden Menschheit, den Rieselfeldern. Aber Kohlendunst, Sumpfwasser und Dünger sind noch nicht überall Gemeingut. Der Steuerexekutor steht am Hahn und verlangt Geld. Da ist die Sprache eine weit lustigere Sache. Um es grell auszudrücken: In ihren verrosteten Röhren fliesst durcheinander Licht und Gift, Wasser und Seuche, und spritzt umsonst überall aus den Fugen, mitten unter den Menschen; die ganze Gesellschaft ist nichts als eine ungeheure Gratiswasserkunst für dieses Gemengsel, jeder Einzelne ist ein Wasserspeier, und von Mund zu Mund speit sich der trübe Quell entgegen und vermischt sich trächtig und ansteckend, aber unfruchtbar und niederträchtig, und da gibt es kein Eigentum und kein Recht und keine Macht. Die Sprache ist Gemeineigentum. Alles gehört allen, alle baden darin, alle saufen es, und alle geben es von sich.

Utopisten hoffen und lehren, die ganze Natur werde einmal so gemein werden wie die Sprache, wenn erst alles Eigentum gemeinsam und wohlfeil sein wird wie die Sprache.

*

Organismus.

Man hat viel Missbrauch getrieben mit dem Bilde, die Sprache sei ein Organismus. Sie kann gar nicht ein Organismus sein, denn wenn dieses Wort überhaupt einen Sinn haben soll, so müsste doch, was ein Organismus sein will, eine Einheit sein, die durch sich selbst, die allein leben kann.

Die Sprache existiert aber niemals für sich allein, sondern immer nur zwischen den Menschen. Sie ist für die Menschen, was der sagenhafte Aether für die gravitierenden, elektrischen oder leuchtenden Körper. Etwas, was die Schwingungen schwingen lässt, die Gehirnschwingungen von einem zum andern.

Da zur Sprache immer mindestens zwei gehören, so könnte man daran denken, dass sie die Menschen verbinde, wie die Begattung, und dass sie so wenigstens die Verbindung zweier Organismen, den Akt der geistigen Zeugung, darstelle.

Digitized by Google

Der Organismus ist fruchtbar, fortzeugend. Die Sprache aber ist unfruchtbar. Sie trägt nur die tauben Nüsse der Tautologie. Sie zeugt nicht und leistet höchstens Hebammendienste. Und hat sie unreine Finger, so bringt sie die Wöchnerin um.

*

Zwischen den Menschen.

Seitdem man gelernt hat, die Sprache wie alle Volkspsychologie als etwas zu betrachten, was nicht in meinem und nicht in deinem Kopfe vorgeht, sondern was zwischen den Menschen schwebt wie der Aether, seitdem hätte man auch die Logik der Volkspsychologie zuweisen und auch das Denken als etwas erkennen müssen, was als fliessendes Gewässer die Menschen trennt, oder als federnde Brücke hinüberführt, was aber niemals dem festen Lande gleicht.

Insofern freilich das Denken oder die Sprache etwas Selbsterzeugtes ist, eine Sammlung von Erinnerungszeichen, um sich in der Fülle der Eindrücke nicht zu verirren, haftet die Sprache allerdings am Individuum, an meinem und deinem Gehirn. Das ist aber der kleinste Teil der Sprache, der wertvollste für die Persönlichkeit, der wertloseste auf der Börse des menschlichen Verkehrs; denn dieser Teil ist nicht verkäuflich, ist nicht übertragbar, ist unverständlich, unmitteilsam.

Insofern jedoch der Einzelne fertige Wortzeichen für fertige Begriffe von der Amme, vom Lehrer, von seiner Zeitung ins Gehirn gedrückt bekommt, ist die Sprache (die eben Denken genannt wird, sobald sie in Bewegung gerät) zwar durch solche Zeichen leise mit allen Einzelgehirnen in Kontakt gebracht, aber zitternd und flimmernd lebt sie ihr eigentliches Leben zwischen den Menschen. Aus der Tradition holt sie ihre Begriffe, auf der Börse des Verkehrs lässt sie ihre Werte prägen.

Wer darum vermessen genug wäre, sich aus diesem umstrickenden Verbindungsnetze der gemeinsamen Sprache zu lösen, um mit seinem einzelnen Gehirn nicht anschauend, sondern denkend oder sprechend über den Abgrund unseres

Digitized by Google

Nichtwissens zu kommen, der würde sich gewiss vermessen in der Weite des Sprungs. Zum Glück für ihn kann er sich gar nicht loslösen von der gemeinsamen Sprache; auch ihm sind die gemeinsamen Zeichen eingedrückt worden, auch er denkt sein lautes Denken gewissermassen ausser seinem Kopfe zwischen den Menschen. Und wie die sympathischen Nerven, die das unbewusste Leben der Atmung und Verdauung bedienen, dennoch mit dem Zentralnervensystem in Verbindung stehen, so hängt auch der einsamste Mensch, sobald er spricht, eben von der Sprache ab, die zwischen den Menschen entstanden ist.

■

Auch Erkenntnis sozial.

Wenn Begriff und Wort, wenn Denken und Sprechen ein und dasselbe ist, wenn ferner die Sprache sich historisch und im Gebrauche des Individuums nicht anders als sozial bilden konnte, so muss auch das Erkennen der Wirklichkeit eine gemeinsame Thätigkeit der Menschen sein. Ich könnte weiter schliessen: und weil diese Gemeinsamkeit eine Abstraktion ist, so kann auch das Erkennen unmöglich etwas Wirkliches sein. Der Schluss ist bündig; aber ich würde dem Wortaberglauben verfallen, wollte ich mich bei dieser in Worten ausgeführten Schlussfolgerung beruhigen. Das Ergebnis erscheint schon zuverlässiger, wenn wir es auf einem Gebiete bestätigt finden, welches seit undenklichen Zeiten für Offenbarung aus dem Jenseits also für das sicherste Erkennen galt, auf dem Gebiete der Ethik. Das Individuum, wenn wir es ohne Zusammenhang mit den andern Menschen fänden, kann gar keine Ethik haben. Ethik ist eine soziale Erscheinung. Ethik ist wie die Sprache nur etwas zwischen den Menschen, weil die Ethik eben auch nur Sprache ist. Ethik ist die Thatsache, dass zwischen den Menschen Wertbegriffe entstanden sind, welche sich bei der Betrachtung von menschlichen Handlungen als Werturteile aufdrängen.

Um die Werturteile steht es aber ebenso wie um die meisten andern Urteile; sie gründen sich nicht auf die indi-

Digitized by Google

viduelle Erfahrung des Urteilenden, sondern auf die Erfahrung der Vorfahren und der Mitlebenden, welche Erfahrung nicht nur in Religion und Sitte, sondern eigentlich in jeder Erkenntnis der Wirklichkeitswelt Glaube, Ueberlieferung ist. Und die Ueberlieferung ist nicht nur in der Sprache niedergelegt, sondern sie ist nebenbei die Sprache selbst.

Ich bin mit diesem letzten Satze der Untersuchung vorausgeeilt. Für uns, für die die Sprache nichts ist als das bequeme Gedächtnis des Menschengeschlechts und das sogenannte Wissen nichts ist als dieses selbe Gedächtnis in der ökonomischen Ordnung des Einzelmenschen, für uns kann es zwischen Sprache und Erkenntnis nur leise nüancierte Unterschiede geben. Beide sind Gedächtnis, beide sind Ueberlieferung. Wir differenzieren nur gern innerhalb der Sprache zwischen Wissen und Ueberlieferung oder Tradition, je nachdem die dem Gedächtnisse zu Grunde liegenden Wahrnehmungen nachzuweisen, zu wiederholen sind oder nicht. Weil das auf dem Gebiete der Religionen und ihres speziellen Glaubens besonders schwer ist, darum haben sich diese Begriffe dort ausgebildet und man scheut sich beinahe, Ueberlieferung und Glauben auch auf dem Gebiete des Erkennens zu entdecken.

Aesthetik. Wir wollen nun aber weitergehen und vorläufig von der Frage absehen, ob Erkenntnis etwas Wirkliches sei, wir wollen nur noch einmal und zwar induktiv erklären, weshalb wir die Erkenntnis eine soziale Erscheinung nennen. Die ethischen Urteile werden von schlechten Menschen nicht für voll genommen werden. Sie werden sagen, die Ethik enthalte überhaupt keine Erkenntnis. Nicht viel anders wird es uns gehen, wenn wir jetzt den sozialen Faktor in andern Werturteilen nachweisen, in den ästhetischen Werturteilen. An der Thatsache wird nicht zu zweifeln sein, dass die scheinbar so individuellen Geschmacksurteile notwendig von dem Geschmacke der Zeit abhängen, welcher sich durch das Wort Mode ausdrückt. Von dem Zeitgeschmack lässt sich jeder schaffende Künstler beeinflussen, der gewöhnliche Kunstindustrielle nach seinem gemeinen

Digitized by Google

Erwerbssinn, aber auch der stolzeste Künstler, weil der Mensch unfähig ist, sich ohne Wechselwirkung, sich ohne seine Umgebung zu entwickeln. Irgend ein Künstler des alten Aegyptens oder Japans konnte seine Zeit mit noch so wildem Radikalismus überragen, er sprach dennoch die Formensprache seiner Zeit und fügte sich seiner Zeit so sehr ein, dass nur die schärfste Beobachtung unserer Forscher einen Unterschied zwischen ihm und seinen Genossen wahrnehmen kann; ein Maler, ein Musiker, ein Dichter unter unseren Zeitgenossen mag sich gegen den Geschmack der Zeit noch so sehr stemmen wollen, er wird dennoch als eine Erscheinung des gegenwärtigen Jahrzehnts einst zu erkennen sein, wenn er nicht in äusserstem Raffinement irgend eine Vergangenheit nachzuahmen, also zu fälschen versucht. Wäre dieser Einfluss der Umgebung auf die Geschmacksurteile der Schaffenden nicht so stark, die Kunsthistoriker wären nicht imstande, jeder Kunstschöpfung mit instinktiver Sicherheit ihre Zeit und ihr Land anzuweisen. Und der Einfluss auf die Kunsturteile der Geniessenden ist womöglich noch stärker.

Man wird erwidern, dass auch die Geschmacksurteile nicht dasjenige bieten, was man gewöhnlich Erkenntnis nennt. Meinetwegen. Wenn nur an den Werturteilen der Ethik und der Aesthetik Beispiele dafür gegeben worden sind, wie bei dem geistigen Prozesse des Urteils, bei dieser souveränen Aeusserung des menschlichen Denkens ein sozialer Faktor mitsprechen kann.

Kant.

Die ästhetischen Urteile sind mir jedoch noch aus einem andern Grunde wichtig. Weil Kant nämlich an ihnen eine Kritik geübt hat, die an den Urteilen im allgemeinen zu üben er unterlassen hat. Er hat in seiner Kritik der Urteilskraft nicht die personifizierte Schönheit oder das Schöne analysiert, er hat sich vielmehr darauf beschränkt, die Gesamturteile zu untersuchen, d. h. die Begriffe oder Worte aus dem Bereiche des sogenannten Schönen. Also ist seine Kritik der Urteilskraft einige Sprachkritik. Hätte er dasselbe gethan in seinem Hauptwerke, der Kritik

Digitized by Google

der reinen Vernunft, hätte er auch da auf ein Verständnis der personifizierten Vernunft verzichtet und nur die Begriffe oder Worte ihres Bereichs, und das wäre allerdings die Sprache selbst gewesen, analysiert, so besässen wir eine Sprachkritik von Kant, und das wäre bei der unvergleichlichen Schärfe und Tiefe seines Geistes nicht ein blosser Beitrag, sondern die Sprachkritik gewesen, die erlösende That.

Vielleicht jedoch war diese That vor hundert Jahren, auch nach Locke und Hume, noch nicht möglich, weil der Begriff der Entwickelung trotz der vorhandenen ersten Anregungen selbst bei einem Kant noch nicht lebendig war und weil ohne die Vorstellung einer gemeinsamen Herkunft der Organismen und ihrer Sinnesorgane die Gemeinsamkeit oder der soziale Charakter des Denkens unfassbar schien. So besass Kant nicht den Anreiz oder den Zweck einer fundamentalen Sprachkritik, nicht die Hoffnung oder die Ahnung, die Möglichkeit der Erkenntnis an der Sprache prüfen zu können. Ist die menschliche Erkenntnis oder das Denken identisch mit der Sprache, ist die Sprache nichts andres als das Gedächtnis der Menschheit, und ist endlich weder ein abstraktes Gedächtnis noch eine abstrakte Menschheit noch eine abstrakte Sprache in der Wirklichkeitswelt vorhanden, sondern überall nur menschliche Individuen mit Erinnerungsakten und Sprachbewegungen, so ist die Erkenntnis ebenso wie die menschliche Sprache eine soziale Erscheinung, wenn man will eine soziale Illusion, etwas zwischen den Menschen. In diesem Sinne bekennen wir uns zu dem vieldeutigen und in seiner logischen Fassung unrichtigen Worte: Society is prior to man. Darüber, ob die Menschen von Anfang an vergesellschaftet waren oder nicht, wissen wir nichts. Spencer hat vergessen, hier wie in jeder andern Behauptung über die Urzeitgeschichte den Begriff des Differentials einzufügen. Nur in jedem kleinsten Zeitmoment geht der Entwickelung des Individuums der Einfluss der Gesellschaft oder des Milieus voraus. In Wahrheit dürfte das Verhältnis ungefähr so sein: immer

Digitized by Google

ist das geniale Individuum seiner Herde oder seiner Gesellschaft um ein Wissensdifferential voraus und immer ist die Herde oder die Gesellschaft ihren Individuen um das Differential eines Begriffs, eines Werturteils, kurz eines vermeintlichen Wissens voraus. Nur als die eine Seite der Wahrheit ist Spencers Wort anzuerkennen.

Wo immer nun wir den Versuch machen werden, das Wesen der Erkenntnis zu entdecken, da wird es sich so genau wie die Sprache als eine soziale Erscheinung, vielleicht als eine soziale Illusion enthüllen. Wir dürfen nur nicht zu sehr auf die Unterschiede zwischen Sprache, Denken und Erkenntnis uns berufen; haben doch jahrtausendelange Anstrengungen der besten Köpfe nicht vermocht, selbst zwischen den fasslichsten Begriffen dieser weiten Gruppen, der Sprache, des Denkens und der Erkenntnis, nämlich zwischen dem Satze, dem Urteil und der Wahrheit, deutliche Grenzen zu ziehen.

Der weitere Verlauf aller Untersuchungen dieser Sprachkritik wird uns lehren, wie alle Disziplinen der Natur- und Geisteswissenschaften, aus deren Vorrat die Sprachkritik schöpfen muss, zu der gleichen Resignation, zu dem gleichen Zweifel an der Festigkeit unseres Wissensgebäudes kommen.

Am schnellsten und stillsten mag der Teil zusammenstürzen, wie ein Kartenhaus, den wir die Logik nennen und den wir als das älteste, granitene Fundament alles Wissens zu betrachten pflegen. Wohl bindet die Logik die Menschengeister, aber nicht weil sie von irgendwoher übermenschliche Kraft besitzt, sondern weil sie ganz und gar, mit Haut und Haar, mit Urteilen und Schlüssen und Methoden, schon in den ursprünglichen Begriffen oder Worten drinsteckt und weil diese Worte oder Begriffe erst dann einen Wert haben, wenn sie zwischen den Menschen kursieren, wenn sie die Menschen binden.

Die Betrachtung der Entstehung dieser Worte muss sich zunächst auf biologische, auf physiologische Thatsachen stützen. Unter dem Einfluss der herrschenden Ideen müssen wir dazu gelangen, den Kampf ums Dasein, die alltägliche

Digitized by Google

Not, für die Entstehung der Worte und damit für die Entwickelung der Sprache oder der Vernunft verantwortlich zu machen. Da werden wir das scheinbare Wunder erleben, dass nichts auf der Welt uns davon überzeugen kann, es seien unsere Wahrnehmungen richtige Bilder einer Wirklichkeitswelt ausser uns, und dass doch offenbar alle normalen Menschen dieselben Wahrnehmungen besitzen und nach einigen Studien in dieselben Zweifel verfallen. Unsere Betrachtung der Sinnesdaten wird uns lehren, dass unsere Zweifel berechtigt waren, dass die Unendlichkeit der Wirklichkeitsbewegungen nur durch die wenigen schmalen Thore unserer Zufallssinne zu uns gelangen können, dass alles draussen bleiben muss, was keinen Weg zu diesen Thoren hat, dass wir uns mit Hilfe unserer fünf oder sechs Zufallssinne in unserer Umgebung orientiert haben. Wir werden aber einsehen, dass die Allgemeingültigkeit der Gesetze, welche wir unseren Sinnesorganen verdanken, also die Allgemeingültigkeit aller wissenschaftlichen Gesetze, sich verstehen lässt, sobald unsere fünf oder sechs Zufallssinne durch Vererbung bei allen Menschen die gleichen Zufallssinne sind. Die Gesetze der Natur- und Geisteswissenschaften werden dann zu einer sozialen Erscheinung, zu den natürlichen Regeln des Gesellschaftsspiels der menschlichen Welterkenntnis, sie sind die Poetik der fable convenue oder des Wissens.

Zufallssinne.

Der Satz „der Zucker ist süss“ ist ein Teil unserer Welterkenntnis, wenn auch ein kleiner. Doch diese kleine Erkenntnis lässt sich selbst wieder verschieden betrachten, je nachdem ich mit diesem Satze die subjektive Thatsache gemeint habe, dass dieses Stückchen Zucker eben die Empfindung süss in mir ausgelöst hat, oder dass nach meiner Erfahrung und der Erfahrung der Menschheit der Stoff Zucker allgemein oder objektiv süsse Empfindungen verursacht. Im zweiten Falle ist es die Spielregel der Menschheit, den Stoff Zucker und die Empfindung süss zu nennen, aber es ist über das Sprachliche hinaus eine Spielregel des menschlichen Organismus, nach Berührung dieses Stoffes

Digitized by Google

mit Zunge oder Gaumen die und die besonders differenzierte angenehme Empfindung zu spüren. Im ersten, subjektiven Sinne ist der Satz „der Zucker ist süss" nur eine besondere Anwendung der Spielregel; habe ich mich foppen lassen und Arsenik gekostet, so bin ich zu dumm zum Mitspielen; habe ich gelogen, beim Spiele gemogelt, so darf ich nicht mitspielen.

Es wird Sache psychologischer Untersuchungen sein, zu zeigen, wie der Glaube an ein Wissen, das nur eine soziale Illusion ist, dadurch mächtig werden konnte, dass uns nichts anderes übrig blieb, als die Welt anthropomorphisch zu verstehen. Wie die Sprache oder das Wissen zwischen den Menschen so entstand, dass jeder einzelne dem nächsten seine eigenen Wahrnehmungen und seine eigenen Willensakte zutraute, so ging es weiter zwischen den Menschen und der Natur, der der Mensch, zwar nicht seine Sinnesorgane, aber doch seine Willensakte zuschrieb, so zu den Begriffen Objekt und Subjekt, Ursache und Wirkung u. s. w. gelangte und das Gesellschaftsspiel des Wissens nun gar mit Bäumen und Tieren weiterspielte.

Metaphorisch kann man auch dieses anthropomorphische Wissen nennen, und wir werden sehen und in solchem Zusammenhange besser begreifen lernen, wie metaphorisch darum wieder die menschliche Sprache ist. Die Metapher als Grundquelle aller Sprachentwickelung führt wieder, da sie durchaus von der Sinnlichkeit ausgeht, zur Physiologie zurück und verbindet diese mit der Sprachwissenschaft, welche uns die Wissenschaft ist von dem, was zwischen den Menschen spielt. Es wird uns dies noch viel beschäftigen. Für jetzt nur ein Wort über die sprachliche Bedeutung des eben verwandten kindlichen Satzes „der Zucker ist süss". Wer die wenigen Worte dieses einfachen Satzes jedes für sich in ihrer Sprachgeschichte und in ihrem grammatischen Werte zu deuten vermöchte, wer dann den Gesamtausdruck des Satzes psychologisch mit den Vorstellungen vergleichen könnte, deren redseliger oder abgekürzter Ausdruck er ist, der könnte sich rühmen, die Sprachwissen-

Digitized by Google

schaft bis zu einer Sprachkritik geführt zu haben. Als vorläufiges Beispiel nur einige Winke über die Aufgaben einer solchen Analyse.

„Der“ war ursprünglich demonstrativ und konnte so jeden augenblicklichen Bewusstseinsinhalt auch ohne Subjektwort ersetzen. „Das da ist süss.“ Der Bedeutungswandel dieses Wortes vom Demonstrativum herab bis zum Artikel geht recht gut parallel mit der Thatsache, dass wir ein Ding zuerst empfinden, ohne es nennen zu können, bis wir es endlich als einen Begriff im Urteil gebrauchen, ohne es vorstellen zu müssen.

Ein solcher Begriff ist „Zucker“, sobald wir den einfachen Satz als eine objektive oder allgemeine Weisheit aussprechen. Versuchen wir jedoch den Begriff zu definieren, so wird selbst dieser Stoff, den jedes Kind zu kennen glaubt, zu einem Rätsel, welches die Chemiker in ihrer Geheimsprache unter das höhere Rätsel Kohlenhydrate bringen, während die Laien und die Kinder wirklich die Definition des Zuckers darauf beschränken müssen, er sei etwas, was süss schmeckt. Zu diesen logischen Fragen kommt dann noch der Umstand, dass „Zucker“ in unserem einfachen Satze bald ein konkretes bald ein abstraktes Wort sein kann.

Alle Schwierigkeiten der Verbalformen, alle Schwierigkeiten der Copula drängen sich um das Wörtchen „ist“ in unserem Satze. Ob das Wörtchen die Existenz des Zuckers mitbedeutet oder nur die Wahrheit der Beziehungen zwischen Süssigkeit und Zucker, ob die Eigenschaft eine Erscheinung des ruhenden Objektes Zucker ist oder eine Wirkung der Atombewegungen des Objektes, das alles verlangt am Wörtchen „ist“ nach Aufklärung. Dazu hat die Präsensform des Wörtchens „ist“ einen ganz andern Sinn, je nachdem der einfache Satz ein subjektives oder ein objektives Urteil ausspricht.

Das Eigenschaftswort „süss“ endlich regt zur Untersuchung an, ob wir von dem ganzen Komplex „der Zucker ist süss“ in unserem Bewusstsein irgend etwas andres vorfinden als nur die Empfindung süss, so dass der ganze Satz für den Metaphysiker nur ein wertloses Gerede über diese

Digitized by Google

Empfindung wäre. Wertlos für unsere Erkenntnis der Wirklichkeitswelt, wertvoll nur als ein Mittel, die Bemerkung zwischen spielenden Menschen hin und her gehen zu lassen, ein kleiner Beitrag zu der sozialen Verständigung zwischen den Menschen. Und schliesslich ist die Wahrscheinlichkeit, dass die Empfindung „süss" bei allen Menschen die gleiche ist, nichts weiter als die Grundlage aller Sozietät, die Verwandtschaft der Zufallssinne; wie wenn die Menschen sich ihrer gleichgehenden Taschenuhren erfreuen, während doch der gleiche Gang zunächst durch die Konvention einer gleichen mitteleuropäischen Zeit und dann durch die weitere Konvention zustande gekommen ist, dass wir die Bewegung der Erde um die Sonne zu unserem Zeitmesser gemacht haben.

Noch einen winzigen Schritt können wir vorwärts wagen. Eine soziale Erscheinung, ein Etwas zwischen den Menschen ist uns die Sprache oder das Denken oder das Erkennen. Als sozial oder altruistisch erschienen den Menschen früher nur moralische Erscheinungen, die dann namentlich von Schopenhauer in der Verzweiflung auf das Mitleid zurückgeführt worden sind. Jetzt, wo wir die Entwickelung alles Denkens auf den Kampf ums Dasein, auf biologische Notwendigkeit, auf die Not des Individuums zurückzuführen suchen, können wir wohl sagen, dass die Gemeinsamkeit der Zufallssinne auf die Verwandtschaft aller Organismen, die Gemeinsamkeit oder Allgemeingültigkeit unseres Denkens auf die gemeinsame Not der Menschenorganismen, auf das Mit-Leiden zurückzuführen seien. Und so dürfen wir als kürzesten Ausdruck dieser Anschauungsweise ein Wort Richard Wagners gebrauchen, freilich in ganz andrem Sinne, als er es selbst, mystisch und mit Verdrehung der Schopenhauerschen Lehre, gemeint hat. „Durch Mitleid wissend, der reine Thor." Ueberlassen wir Wagner das Wissen und die Reinheit, wie er sie versteht. Uns ist der nach Erkenntnis ringende Mensch im Sinne des gewöhnlichen Sprachgebrauchs ein reiner Thor, weil er nur durch Mit-Leid wissend wurde.

Digitized by Google

Eine neue kleine Veränderung will auch diese Sprachkritik dem Gesellschaftsspiel des Wissens hinzufügen, eine neue kleine Spielregel. Sie ist das Nichtigste von allem Nichtigen, sie ist der dem Spiele entfremdete Traum eines schlechten Mitspielers, solange sie mein Eigentum bleibt. Ein wenig wirklich kann sie nur werden, wenn andere Mitspieler die kleine Regel annehmen, wenn andere sich die Gedankengänge dieser Sprachkritik aneignen.

*

Einsamkeit.

Trotzdem rühmt eine ewig wiedergekäute Lehre an der Sprache, dass sie die Menschen verbinde. Und noch ist der Jammerruf nicht erklungen, dass alles Elend der Einsamkeit nur von der menschlichen Sprache kommt.

Nur in der Herde ist Wohlsein. Nur im Herdenleben ist die stumme Ueberzeugung, dass alles, was geschieht, so und nicht anders am besten geschieht. Wir nennen diesen Zustand dumpfen Glücks den Instinkt. Die Tiere empfinden dieses Viechsglück. Auch die Instinktmenschen, die ein Herdenleben führen, bei denen die Sprache und das Denken nicht über das Verabreden von Herdenhandlungen hinausgekommen ist. Ob so eine Herde Menschen sich einmütig vor dem gemeinsamen Götzen auf die Kniee wirft, ob die Weibchen der Herde einmütig den gleichen Cape über ihre flachen Schultern werfen, ob die Männchen mit dem gleichen Hurraruf in den Krieg ziehen oder ob sie alle zur gleichen Stunde äsen, wiederkäuen und zur Tränke gehen, es ist ein unbewusstes Viechsglück.

Bei wem aber die Sprache sich so weit differenziert hat, dass er die Kommandorufe des Instinkts anders versteht als die Herde, dass ihm ihr Götze nicht Gott ist, dass er sich von den hohen Schultern des Cape nicht täuschen lässt, dass er den Hurraruf des Feindes versteht und nicht mehr mitthut, dass er dann frisst, wenn er selber hungert, und dann erst Mittag schlagen hört, der ist einsam geworden durch die Sprache und hat als letzten Trost nur sein Lachen über das Blöken der Herde. Die blökende Herde aber hat

Digitized by Google

vollkommen recht, wenn sie seine einsame Sprache für irr erklärt. Irr ist, wer sich von der Herde und ihrer Tränke entfernt, verirrt hat.

Die Herdensprache ist so wenig Gegenstand der Kritik wie das Zwitschern der Vögel. Sie steht unter der Kritik. Sie verbindet die Menschen nicht, aber sie ist ein Zeichen der Verbindung. Zu dieser Herdensprache gehört der Glockenklang, der zur Kirche ruft, die Trommel im Felde und der Gong, der im Hotel die Dinerstunde anzeigt. Irre wird auch die Sprache erst, wenn sie sich nicht mehr damit begnügen will, zwischen den Menschen zu sein, ihre Notdurft stöhnend zu begleiten, wenn sie über den Menschen, von ihrer Notdurft gelöst, überreizten, geistigen Bedürfnissen dienen will.

Wie der Ozean zwischen den Kontinenten, so bewegt sich die Sprache zwischen den einzelnen Menschen. Der Ozean verbindet die Länder, so sagt man, weil ab und zu ein Schiff herüber- und hinüberfährt und landet, wenn es nicht vorher versunken ist. Das Wasser trennt, und nur die Flutwelle, die von fremden Gewalten emporgehoben wird, schlägt bald da, bald dort an das fremde Gestade und wirft Tang und Kies heraus. Nur das Gemeine trägt so die Sprache von einem zum andern. Mitten inne, wenn es rauscht und stürmt und hohler Gischt zum Himmel spritzt, wohnen fern von allen Menschenländern Poesie und Seekrankheit dicht beisammen.

*

Liebe.

Zum Begattungsakt zweier Geister ist die Sprache darum nicht das geeignete Mittel, weil sie zu verschämt ist zur innigsten Umarmung. Nur der afrikanische Pöbel vollzieht das öffentlich, im Licht der Sonne und der Sprache.

Es ist aber nicht zu verkennen, dass zuchtfähige Menschen — die nach der Meinung der Philister am meisten zur Entartung beitragen, weil sie die Art ändern —, dass besonders wünschenswerte Menschen, geistige Hengstmenschen, auch sprachlich nach einer Vereinigung mit den

Digitized by Google

geliebten Geschlechtsandern streben. Die Vereinigung ist unmöglich, die Schädelwand ist zu dick, kein Gedanke kann den andern begatten. Wie ein verrückt gewordener Instinkt klettert die Sprache der Verliebten darum immer steiler in die Höhe und träumt von einer Umarmung im Aether, um dann um so platter auf die Erde zu fallen.

Was die Sprache der Verliebten irrend und fistulierend will, das ist aber vielleicht doch irgendwie verwandt mit dem, was man mythologisch den Willen der Natur genannt hat, und was schliesslich in der Darwinschen Mythologie Entwickelung heisst. Wie es zugeht, wissen wir nicht. Für das auch von ruhigen Beobachtern beglaubigte Liebesgefühl gibt Darwin keine genügende Erklärung und Schopenhauer mit seiner Liebe zur kommenden Generation nur eine tautologische Umschreibung.

Und doch empfinden wir so etwas. Wir empfinden, wie unser Wagen fortgerissen wird von zwei ungleichen Tieren; ein Wildschwein und ein edles Pferd sind zusammengespannt. Wir möchten das Schwein gar nicht abschneiden von der Deichsel. Aber wir möchten hinübergehen in die Nachwelt des Gedankens oder des Kindes mit dem Pferd allein. Wir empfinden in uns den Trank, der die obere Hälfte des Krystallbechers rein füllt, und der sich unten zu einer trüben, giftigen, berauschenden Flüssigkeit verdickt. Wir wollen den ganzen Becher leeren, aber die Mütter unserer Zukunft — die ebenso sind wie wir — sollen uns nur das klare Nass trinken sehen und selbst nur davon nippen. Wir kriechen auf der Erde, aber wir fühlen Kraft zu fliegen.

Einer allein kann es nicht. Wir glauben aber, wir haben die Illusion, dass wir fliegen könnten, wenn wir nur einen Stützpunkt hätten an dem andern, der kriecht und fliegen möchte, und dem wir wieder der Stützpunkt sind für seine Illusion.

Und nicht bloss Illusion. Was die tote Sprache nicht vermag, wenn sie gehoben von der Hitze der Lust, flüsternd und lispelnd die Seele des andern sucht, das gelingt dem

Digitized by Google

lebenden Wirklichen, dem allzulange so verachteten Körper. Glänzend in der Hitze der Lust, sieht das Auge das glänzende andere Auge, langsam gattet sich Lippe zu Lippe, und in der letzten Vereinigung geschieht das Wunder, dass die beiden Leidenschaften sich fortpflanzen in ein neues Wesen, an dessen Deichsel kein ekelhaftes Tier gespannt ist, dessen Trank keinen giftigen Satz hat und das im Traume fliegt mit seiner Kinderphantasie.

Freilich, aus dem Kinde wird ein Mensch, und das edle Ross schaudert, wenn das Wildschwein zum erstenmal neben ihm zieht. Und es ist die ewige Frage der Menschheit, ob seine Entwickelung durch die Liebe ebenso täuschungsvoll und unbefriedigend bleiben müsse, wie ihre Versuche, sich durch die Sprache zu vereinigen.

III.

Macht der Worte.

Die Macht der Worte über das einzelne menschliche Gehirn ist erst im langen Verlaufe der sogenannten Entwickelung zu der übergrossen Ausdehnung gediehen, die wir in historischen Zeiten beobachten können. In seinem tierähnlichen Stande mag der Mensch diese Macht, als sie sich zuerst meldete, wie eine Krankheit empfunden haben, wie eine epidemische Krankheit, die in der Menschheit die Anlage zur Sprache zurückliess. Wir sehen dieses lebhafte Spiel von Associationen regelmässig im Traume. Irgend ein Sinneseindruck, das Schlagen einer Uhr z. B., dringt wie ein Mückenstich durch die dichten Schleier der Sinne, er kann nicht wieder heraus, und es ist vielleicht eine andere Form der Erhaltung der Energie, dass der empfangene Eindruck nun im Gehirn von Erinnerung zu Erinnerung springt, immer bestrebt, den Ausgang zu finden, und seine ursprüngliche Kraft so sehr beibehält, dass er in dem Augenblicke den Körper weckt, da er an irgend einer entfernten Stelle die Schleier wieder durchbricht. Dieser passive Wahnsinn des Traums, der uns die kaum fassbare Schnelligkeit der Associationen kennen lehrt, lässt sich nachahmen in dem zeitweiligen und künstlichen Wahnsinn, den die Hyp-

Digitized by Google

nose erzeugt. Hier löst nicht ein Sinneseindruck die Flucht der Associationen aus, sondern ein Wort. Man bedenke, welche unerhörte Flucht von Vorstellungen durch das Gehirn des Hypnotisierten gehen müssen, damit er z. B. auf das Wort Wein Tinte trinke und ein freundliches Gesicht dazu mache.

Hypnose.

Es gibt Gruppen von Wahnsinnigen, die ohne ein anregendes Wort von aussen ähnlich handeln. Aber alle Menschen stehen gegenseitig im Verhältnis von Hypnotiseur und Hypnotisierten, alle Menschen lassen sich gegenseitig durch ausgesprochene Worte Zwangsvorstellungen suggerieren und es ist mir kein Zweifel, dass nicht nur in erregten Momenten des Völkerlebens, wo die zeitweilige Hypnose als Krieg, Hexenverfolgung u. dergl. offenbar ist, ganze Massen einander zu künstlichem Wahnsinn erregen, sondern dass der ganze, geistige Verkehr der Menschen untereinander nichts weiter ist als allgemeine ununterbrochene milliardenhaft durchkreuzte Hypnotisierungsversuche und gelungene Hypnosen, welche von der ererbten Fähigkeit der Associationsflucht Gebrauch machen und wobei der menschlichen Sprache die traurige Rolle zufällt, Erreger, Werkzeug und alleiniges Ausdrucksmittel dieses künstlichen Wahnsinns zu sein.

Die Sprache leistet da psychisch, d. h. unwägbar und gratis, wie denn das Unwägbare immer das Wohlfeilste ist, dieselben Dienste, wie physiologisch der Alkohol. Worte berauschen, Worte betäuben, Worte können den ihnen Verfallenen zum Selbstmord führen. Und während der Alkoholisten unter den Menschen doch nur wenige sind, gibt es zahllose Kranke, welche den Reiz nicht mehr entbehren können, Worte in Massen zu sich zu nehmen und von sich zu geben. Man könnte diese Krankheit Logismus nennen, und dass dieses Wort schon so viel wie Vernünftigkeit bedeutet, wäre kein Grund, ein anderes Wort zu wählen. Auch Syllogismus könnte diese Krankheit recht gut heissen, oder noch einfacher Logik, wie man ja auch nach Kolik Alkoholik bilden könnte.

*

Digitized by Google

Man könnte die Sprache recht wohl den spezifisch menschlichen Instinkt nennen; man müsste nur festhalten, dass die tierischen Instinkte eben auch nur ererbte Erfahrungen sind, die doch irgend welche physiologische, wenn auch unter dem Mikroskop nicht wahrnehmbare Erinnerungszeichen haben müssen. Der Unterschied scheint in nichts andrem zu bestehen, als dass die Erinnerungen und Vorstellungen des Menschen ganz unverhältnismässig zahlreicher und lebhafter sind als die der Tiere, dass die Lautzeichen darum in Gebrauch kamen und dass dieser Gebrauch die Lebhaftigkeit und den Reichtum der Vorstellungen wieder stärkte.

Sehr beachtenswert für die Macht der menschlichen Vorstellungen scheint mir der Unterschied des menschlichen und des tierischen Geschlechtstriebes zu sein, wenn der Grund wirklich — wie kaum zu zweifeln — in einer gewissen Entartung des Menschen, in der Unabhängigkeit des Menschen vom unmittelbaren Reize liegt. Es scheint nämlich, dass bei den Tieren die Disposition des Weibchens entscheidet, dass das Männchen auf diese in seltenen Perioden wiederkehrende Disposition durch die Schärfe seines Geruchs reagiert und dass darum das Ganze an gewisse Perioden gebunden ist. Aehnlich scharfe Sinne für die Disposition des Weibchens sind von europäischen Reisenden noch bei menschlichen Bewohnern von Inseln des Stillen Ozeans beschrieben worden.

Bei den Menschen ist der Trieb bekanntlich an keine Periode gebunden, und es wird das oft als ein Unterscheidungsmerkmal zwischen Menschen und Tieren angeführt. Nicht nur beim Männchen, sondern auch beim Weibchen wird der Trieb durch blosse Vorstellungen ausgelöst. Man mache sich aber das Wesen des Unterschiedes klar, wenn bei den Tieren die Disposition des Weibchens auf die Geruchsorgane des Männchens wirkt (also körperlich) und die Reaktion erzeugt, und wenn beim Menschen der Anblick des Weibchens beziehungsweise des Männchens, also der weit unkörperlichere optische Sinn, die gleiche Reaktion hervorruft.

Digitized by Google

Belle-tristik.

Wirkt die Vorstellung und lebhafte Erinnerung auf den Trieb des Menschen im allgemeinen, so ist es dem hochzivilisierten Menschen vorbehalten, dass bei ihm der Trieb auf einem noch weiteren Umweg erregt wird, nämlich schon durch das Lautzeichen der Vorstellung, durch das Wort. Darum wird auch von Jahrhundert zu Jahrhundert mehr und mehr der Begriff der Schamlosigkeit künstlich auch auf das Wort übertragen, obwohl das Wort weit unschuldiger ist als die menschlichen Vorstellungen. Diese Wirkung des Wortes auf den Geschlechtstrieb muss eine neue Erwerbung der Menschheit (eine neue Entartung, wenn man will) sein, da sonst nicht noch Luther so unbefangen von diesen Dingen hätte reden und schreiben dürfen. Augenblicklich liegt aber die Sache bereits so, dass die Nerven, namentlich die unserer viel lesenden Stadtbevölkerung, die Verbindung zwischen Lautzeichen und Geschlechtstrieb längst so hergestellt haben, wie vielleicht einst die Nervenverbindung zwischen einer bestimmten Geruchserregung und dem Geschlechtstrieb war, und dass vielleicht diese Verbindung selbst schon als eine Krankheit der Nerven aufgefasst werden könnte, wenn wir nur anders zwischen Entartung und Entwickelung, zwischen Krankheit und Leben genau unterscheiden könnten. Unzählige Romane und Novellen werden heute von jungen Burschen und Mädchen unbewusst um dieser Wirkung willen gelesen, sie werden von den Schreibern unbewusst um dieser Wirkung willen erfunden; wobei ich von den bewussten Erzeugnissen der Schmutzlitteratur gar nicht reden will. So haben wir wieder ein Beispiel dafür, wie das Wort, welches man gern als eine geistige Macht über dem wirklichen Leben anschaut, in den Kausalzusammenhang des Lebens eingreift.

Man vermische mit dieser Erscheinung nicht die Thatsache, dass auch bei den Tieren in der Brunstzeit Lockrufe ertönen, die wir namentlich bei den Vögeln so genau beobachten können. Wenn das Männchen auf die Disposition des Weibchens reagirt und diese Reaktion sich zunächst

Digitized by Google

in einem bestimmten Tone äussert, so ist dieser Ton oder Schrei oder Gesang selbst schon eine Aeusserung des Geschlechtstriebes. Beim Menschen jedoch ist es häufig das absichtlich gewählte Wort und die daran geknüpfte Vorstellung, ja mitunter sogar ein Zufallswort, was rasch und sicher den Trieb erregt. Der Lockruf des Tieres gehört nicht der Begriffsprache an; beim Menschen wird die Begriffsprache zum Lockruf.

*

Tugenden.

Für mein persönliches Sprachgefühl hat das Wort „Tugend“ oder gar die Mehrzahl die „Tugenden“ die Tendenz, eine archaistische Bedeutungsnuance zu bekommen, wie es die altgewordener Götternamen ist, wie die personifizierten Göttinnen der Abstraktionen Gerechtigkeit, Weisheit, Industrie u. s. w. auf uns wirken. Diese Empfindung lässt die Moral unversehrt; mit dieser Empfindung unterscheidet man nach wie vor gute und böse Menschen. Man sucht nur nach neuen Worten und muss doch zugestehen, dass die alten Namen der Tugenden in moralischer Richtung wirksam sind, während doch die Worte als Erkenntnismittel unwirksam erscheinen. Es ist nur ein ganz leises Kichern, was der Geist der Sprache dabei wie aus der Ferne erklingen lässt.

Nehmen wir z. B. die Güte als den Typus menschlicher Tugend, so werden wir nur wenige Menschen entdecken, welche als Genies der Güte in diesem Sinne tugendhaft sind. Die meisten guten Menschen sind nur gut, weil der Begriff der Güte einmal besteht und weil in ihnen eine Neigung wirkt, sich diese Bezeichnung „gut“ wie einen Orden zu erwerben. Sie handeln gut, sie verzichten auf böse Handlungen und üben gute, weil sie gut heissen möchten. In praktischer Beziehung ist zwischen ihnen und natürlich guten Menschen nur ein geringer Unterschied. Lebten sie aber in einem Volke, welches den Begriff der Güte noch nicht ausgebildet hätte, so hätten sie nur wenig oder gar nicht den Antrieb, gut zu sein. Die Worte sind also in

Digitized by Google

diesem Falle ein moralförderndes Motiv. Die sprachlosen Tiere kennen dieses Motiv noch nicht, sind darum auch nicht gut.

*

Sprache und Zeichnung.

Meine Behauptung, dass es nie und nimmer möglich sei, durch irgend welche Behandlung, Bearbeitung oder Tyrannisierung der Worte irgend eine neue Kenntnis aus ihnen herauszuziehen — diese Behauptung wird weniger seltsam erscheinen, wenn man die Sprache mit den Zeichnungen vergleicht, die zur Illustration wissenschaftlicher Bücher dienen. Man würde doch den sofort für blödsinnig erklären, der es sich einfallen liesse, eine Forschungsreise durch Afrika nicht an Ort und Stelle, sondern zu Hause auf einer Landkarte anzutreten. Man würde ihm sagen: „Mit der schärfsten Lupe wirst du auf der Karte nicht mehr finden, als deine Vorgänger gesehen haben oder zu sehen geglaubt haben.“ Ebenso würde man den verlachen, der die Forschungen im Gehirngebiet dadurch weiterbringen wollte, dass er Zeichnungen des Gehirns studierte.

Nun ist aber die menschliche Sprache nichts anderes als eine in Lautzeichen niedergelegte, schematische Gesamtbeschreibung alles dessen, was die Vorgänger bis heute gesehen haben. Mag man die Worte nun mit noch so scharfer Logik untersuchen, man wird niemals über ihren Inhalt hinauskommen, der eine Sammlung alten Materials ist.

Dabei ist zu bemerken, dass alle Zeichnungen (vom Gehirn, vom Auge u. s. w.), auch wenn sie noch so naturgetreu sein wollen, doch schematisch ausfallen müssen, weil doch unsere Kenntnisse von den Zusammenhängen schematisch sind. Wir sehen nur zweierlei, erstens was wir verstehen, und zweitens was wir nicht unterbringen können.

Aus einer Photographie des natürlichen Objektes könnte der Forscher allerdings neue Kenntnisse schöpfen; aber der mechanischen Photographie würden im Bereiche der Töne nur unmittelbare Naturlaute und ihre Fixierungen entsprechen. Die Sprache kann niemals zur Photographie der Welt werden, weil das Gehirn des Menschen keine ehrliche

Digitized by Google

Camera obscura ist, weil im Gehirn des Menschen Zwecke wohnen und die Sprache nach Nützlichkeitsgründen geformt haben.

*

Deiktisch.

Die menschliche Sprache auf ihrer tiefsten Stufe ist deiktisch. „Geben Sie mir Leberwurst!“ Der Stumme zeigt mit den Fingern auf die Leberwurst mit dem gleichen Erfolg. Der Hund schnappt nach der Leberwurst mit noch schnellerem Erfolg. Die Sprache auf ihrer höchsten Stufe ist Kunstmittel. Goethe setzt Wort an Wort, wie Rafael Farbe an Farbe. Die Sprache im geselligen Verkehr nähert sich wie im Wirtshaus, im Handel, im Krieg und im Liebeskampf der Leberwursteinfachheit. Sie nähert sich in der feinsten Salonkonversation hervorragender, geschätzter Leute dem Kunstwerk. In der Mitte liegt Geschnatter, das gedankenlose Geschnatter, das tausend Millionen Menschen täglich stundenlang vollführen. Abseits vom Geschnatter hat sich einige Wissenschaft die Worte dienstbar gemacht, um sie wie algebraische Zeichen formelhaft zu verwenden. Ein neuer Gedanke kann dabei gar nicht herauskommen, so wenig wie durch millionenfache Kombinationen und Permutationen der zehn Zifferzeichen der Wert der Welt um ein Atom vermehrt werden kann. Wenn ein Schöpfer unser Sonnensystem geordnet hätte, so hätte er es doch ohne vorherige mathematische Berechnung hinausgeschmissen in den Raum. Und die Natur ist vollends sprachlos. Sprachlos würde auch, wer sie verstünde.

IV.

Unser Nachdenken über das Wesen der Sprache hat uns zu dem ersten scheinbaren Widerspruche geführt: die Sprache (mag man nun an das Abstraktum oder an die Einzelsprachen, ja mag man selbst an Individualsprachen denken) ist nichts Wirkliches und dennoch kann sie etwas Wirksames sein, eine Waffe, eine Macht. Wir werden auf die Sprache als wirksame Ursache andrer Erscheinungen

Digitized by Google

bald zurückkommen. Jetzt hält uns der Gedanke auf, dass Widersprüche im Denken, das heisst im logischen Gebrauche der Sprache möglich sind. Er wird uns in seiner vollen Grausamkeit erst in der Kritik der Logik aufgehen. Hier, am Anfang, wollen wir noch nicht die Notwendigkeit des Irrens behaupten, wollen wir noch davon reden, dass die sprechenden Menschen einander und sich selbst missverstehen.

*

Nicht-verstehen.

Zu den Gründen, weshalb die Menschen einander nicht verstehen können, gehört zunächst das allmähliche Wachsen der Worte, also die Geschichte jeder Sprache.

Und zwar werden die Worte, aller Logik entgegen, gleichzeitig nach ihrem Inhalt und nach ihrem Umfang reicher. Man vergleiche, was ein Kind oder ein Bauer unter „Stern" begreift und was ein Astronom. So wenig nun die Kontinuität, die Erinnerung, die Persönlichkeit dadurch abgerissen ist, dass aus dem Säugling von 10 Pfund eine Amme von 200 Pfund geworden ist, so wenig hat jemals eine Unterbrechung stattgefunden im Leben des Worts. Und da das Wort von einem Menschen auf den andern übergeht, so kann man wohl sagen, dass unsere Worte ein Wachstum von ungezählten Jahrtausenden hinter sich haben. Wie der Weinstock, der heute in der Forster Gemarkung Früchte trägt, im Grunde derselbe ist, der in Urzeiten etwa in Persien wuchs, dann auf Umwegen über wer weiss welche Kulturländer als ein Steckling nach Italien kam, von dort durch die Laune eines Kaisers an den Rhein, und von da wieder an die Hardt, wie also das, was man nicht benennen kann, was aber das Leben dieses Weinstocks ausmacht, unsterblich seit Jahrtausenden weiter treibt, so jedes Wort, das wir gebrauchen. Aber wie nur einzelne dieser Weinstöcke etwa persönlich 100 Jahre alt werden, wie der uralte persische Weinstock in jedem Individuum der Forster Gemarkung neu zu treiben beginnen muss, so wächst das Wort in den Jahrtausenden ruhig weiter, während

Digitized by Google

es doch in jedem einzelnen Menschenindividuum neu zu keimen beginnen muss.

So wie aber nun an den unzähligen Weinstöcken der gleichen Art mit ihren tausendmal unzähligen Blättern und Beeren nicht zwei gleiche Blätter oder zwei gleiche Beeren sind, so hat das einzelne Wort, das in Millionen von Volksgenossen millionenmal keimen musste, nicht bei zweien genau den gleichen Inhalt, den gleichen Umfang, den gleichen Wert.

Bei den Blättern achtet man nicht darauf, wenn sie nur im Winde rauschen. Und auch bei den Beeren kommt es für die Praxis nicht darauf an, wenn sie nur unter der Kelter ein Gemengsel geben, das sich trinken lässt. Für die Praxis genügt auch die menschliche Sprache, wahrscheinlich darum, weil es jedem Einzelnen nur um sich selbst zu thun ist. Nur die Narren, die verstehen und verstanden werden wollen, empfinden die Unzulänglichkeit der Sprache.

*

Altern der Worte.

Es dürfte wohl nicht anders sein, als dass gerade die grossen Worte, um derentwillen Tausende von Hirnschalen im Frieden zerbrochen und im Kriege eingeschlagen worden sind, ihre drei Altersperioden gehabt haben. Diese grossen Abstracta: Gott, Ewigkeit, Schöpfung, Kraft u. s. w. sind von dichterischen Köpfen zuerst symbolisch aufgestellt worden. Als Metaphern bedeuten sie etwas, oft etwas relativ Gescheites gegenüber dem absterbenden Wortgeschlecht. So Gott gegenüber dem salzlos gewordenen Göttergesindel. In der zweiten Periode wird das grosse Wort zum Philister. Es wird etwas Hergebrachtes. Niemand zweifelt daran, weil eigentlich niemand daran glaubt. In der dritten Periode ist das Wort vom Philisterium so ausgelaugt, es ist so strohern geworden, dass es jetzt Philosophie heisst. Das einstige Symbol war zum Spiele gut, jetzt wird das Wort wörtlich genommen. Man hat seinen Sinn verloren und nimmt es darum sinnlos ernst. Als ob die Frau eines Mathematikers die Ziffern einer von ihm notierten Formel für eine Markt-

Digitized by Google

rechnung hielte. Oder als ob heutige Pfaffen über die Dreieinigkeit stritten. Ein klassisches Beispiel für das Altern der Worte und Vorstellungen scheint mir der erste Satz der Bibel zu sein. „Im Anfang schuf Gott Himmel und Erde."

„Im Anfang," das soll nämlich heissen im Anfang der Ewigkeit oder vielmehr: als die Welt, d. h. die Ewigkeit anfing. Ein dichterischer Einfall. Daraus ist dann die erzphilisterhafte Anschauung von einer sehr langen Ewigkeit geworden, die im Anfang anfing und mit dem jüngsten Tage aufhört. Es bedarf für Niemand eines Beweises, dass der Kausalnexus, der für uns die Welt ist, anfanglos war. „Im Anfang" ist also, prosaisch gefasst, Unsinn.

„Schuf." Das Verbum „schaffen" ist aus der Kinder- und Ammensprache der Völker in unsern Sprachschatz übergegangen. Ein hübsches Märchen- und Dichterwort. Das Tischlein deck' dich des Glaubens. Später dachte sich der Philister den alten Mann oben wirklich etwa wie einen Zauberbäcker, der Brot ohne Mehl formt. Jetzt ist der Begriff schaffen freilich so tief gesunken, dass nur noch die Beschränktheit gegen die Erhaltung der Energie predigt. Für unsere Begriffswelt ist schaffen Unsinn.

„Gott." Im hebräischen Urtext heisst es Götter. Die Götter waren vorzügliche Figuren realistischer Dichter. Gott, nicht minder schön, wenn auch schon etwas negierend, von einem idealistischen Dichter erfunden. An Gott klammert sich der Schwache heute noch, besonders wenn er viel Geld oder starke Schmerzen hat. Der Philister benennt darum diejenigen, denen der Begriff sinnlos geworden ist, mit einem negierenden Ekelnamen. Man nennt sie die Atheisten, die „Gottlosen", als ob der Theismus das Natürliche wäre, weil er weit verbreitet ist. Das ist so, als wenn man in einer Blindenanstalt die sehenden Aerzte und Wärter die Unblinden nennen wollte.

„Himmel und Erde." Nun sollte man meinen, diese beiden Begriffe müssten geblieben sein, da sie doch das erste sind, was selbst ein neugeborenes Huhn wahrnehmen muss, die Erde, wenn es pickt, den Himmel, wenn es trinkt.

Digitized by Google

Sieht man aber genauer zu, so sind nur die Worte geblieben, nicht die Bedeutungen. Der Himmel war dem alten Bibelschreiber etwas Handgreifliches, ein Kuppelgewölbe, eine Wohnung für den lieben Gott, wo der einen Riegel vorschieben konnte und sagen, das ist der Anfang, und sich mit seinen Apparaten daran machen konnte, Brot ohne Mehl zu backen. Hühner und Menschen sehen den Himmel heute wie damals. Aber was Astronomen berechnet haben, ist so sehr Gemeingut geworden, dass die grosse Kuppel heute für jeden Schulknaben eine optische Täuschung ist, ohne ein Atom Wirklichkeit. Damals hätte man fragen können, wo denn Gott wohnte, bevor er den Himmel schuf; heute müsste jeder Schulknabe sagen: Der Himmel ist eine Täuschung. Und derselbe Schulknabe hat heute von der Erde einen andern Begriff als der Bibelschreiber, dem sie ganz kindlich und poetisch ein Garten war inmitten der Welt. Heute ist sie ein Sandkorn irgendwo am Kraftrande eines Sönnchens, das irgendwo schwebt. Himmel und Erde sieht man noch wie damals, aber die alten Vorstellungen von ihnen sind sinnlos geworden.

So bleibt von dem monumentalen ersten Satze der Bibel nichts übrig als die Wörtchen „im“ und „und“! Unsere Sprachkritik wird im weiteren Gange nicht davor zurückschrecken, auch solche Flickwörter zu analysieren, ihr Werden und Vergehen zu erkennen und die Unbestimmtheit ihres Sinnes.

Und so wie der Anfangsatz der Bibel, so liesse sich Zeile für Zeile aus jedem Buche, das vor unsrem Geschlechte geschrieben war, als gealtert und unvorstellbar nachweisen, wenn jemand sich die Mühe nehmen wollte, die Kulturgeschichte rückwärts zu schreiben.

Der Erbfrack.

Ein hübsches Bild für das Altern der Begriffe gäbe eine kleine Geschichte Wilhelm von Merckels, eines Dilettanten aus dem Kreise vom „Tunnel über der Spree“, den Theodor Fontane in seinen Memoiren geschildert hat. Die Geschichte heisst „Der Frack des Herrn von Chergal“ und ist eigentlich eine Satire auf die altpreussische ständische

Digitized by Google

Verfassung, welche Herr von Gerlach (Chergal) konservieren wollte. Chergal besitzt einen uralten legitimistischen Erbfrack, den er à tout prix bei Leben erhalten will; das führt schliesslich dahin, „dass besagter Frack infolge beständiger Ausflickungen und Aenderungen gar nicht mehr er selber ist, aber trotzdem noch immer als das unantastbare Heiligtum von ehedem angesehen und getragen wird.“ Genau so geht es mit alten Worten. Nach einiger Zeit ist jedes Stück sowohl ihrer Laute wie ihres Sinnes durch etwas Neues ersetzt und nur ein übrig gebliebener Aristoteliker könnte sich damit trösten, dass ja die Form erhalten geblieben sei.

Es darf nicht überraschen, dass ein Scherz, der auf politische Verhältnisse gemünzt war, vortrefflich auf die Sprache passt. Politik ist ja doch nur ein Ausdruck für die wichtigeren und in die Augen fallendern Verkehrsbeziehungen zwischen den Menschengruppen, die man Staaten nennt. Die heiligsten Begriffe ganzer Staaten, grosser politischer Parteien und aufgeregter Zeiten sind eben auch nur alternde Worte; die Entdeckung, dass ein solches Schlagwort nach einiger Zeit immer zu einem Erbfrack wird, der nicht mehr er selber ist, konnte nur gerade an solchem grellen Beispiele früher gemacht werden als an unscheinbareren Begriffen.

Wenn man von der historischen Neugierde und dem Interesse an dem Genie der Männer absieht, sind die naturwissenschaftlichen Bücher des Aristoteles heute abgeschmackt lächerlich, die Philosophie Platons für uns kindlich, viele Sätze des grossen Albertus albern. Aber auch die Bücher Galileis, Newtons und Kants, so anregend in ihrer Originalität, kann man nicht lesen, ohne auf Schritt und Tritt das Veraltete zu spüren. Und sie alle waren Geister, die ihrer Zeit, d. h. den Gelehrten ihrer Zeit, voraus waren, ungeheuer weit voraus, um ganze zwei Generationen, um ganze 30 bis 70 Jahre.

Man pflegt in solchen Fällen zu sagen, ihre Sprache sei veraltet. Das ist insofern falsch, als die griechische Sprache bald nach Aristoteles starb, also nicht mehr veralten konnte,

Digitized by Google

und die Bücher der Albertus und Newton gleich in einer unveränderlichen, toten Sprache geschrieben wurden.

Das Veralten dieser Werke aber beruht darauf, dass ihre allgemeinsten Begriffe jeweilen für klare, sichere Kenntnisse gehalten wurden, dass sie dann in der Folge entweder als elende Götzen beseitigt oder als unfertige Vorstellungen verbessert wurden; so kam es, dass allerdings die Worte ihre Bedeutung verloren oder wechselten und derjenige eine veraltete Sprache wahrnimmt, der nicht weiss, dass eben in den alten Worten das alte Wissen eingekapselt lag. So muten uns derlei klassische Schriften an wie Papiergeld untergegangener Staaten. Es ist wertvoll für Sammler, hat aber keinen Kurswert mehr.

Gesetze und Gesetzgeber (wenn wir genau hinsehen, werden wir oft oder immer bemerken, dass es Personifikationen, dass es also aktive Gesetzgeber sind, was wir in den Naturwissenschaften Gesetze nennen) sind für uns so lange wirksam, als wir an sie glauben. Wie wir ein geliebtes Weib so lange für eine Göttin halten, als wir es gläubig lieben, so sind uns diese hohen Worte übernatürlich, metaphysisch, solange wir ihnen unser Denken unterwerfen. Eines Tages werden diese Worte, Gesetze oder Gesetzgeber inhaltlos wie verlassene Liebchen und abgesetzte Könige. An die tausend Jahre lang war Gott, der Gott der christlichen Theologie, Gesetzgeber der Welt oder ihr Gesetz. Seit zweihundert Jahren heisst das oberste Gesetz Gravitation. Wir werden die Gravitation einmal zu den leeren Hülsen werfen, wenn sie als zufällige Aeusserung einer uns verständlicheren Kraft erkannt sein wird. Gesetze.

Die Historiker, welche die Atomistik der Epikuräer, den christlichen Gott, die Wirbel des Descartes u. s. w. mit gleicher, impotenter Liebe zu umfassen vermögen, erinnern an die albernen Schwerenöter, welche die Photographien aller geliebten Mädchen sammeln und aus Eitelkeit allen treu zu sein glauben.

*

Digitized by Google

Wort-streit.

Kein Mensch kennt den andern. Geschwister, Eltern und Kinder kennen einander nicht. Ein Hauptmittel des Nichtverstehens ist die Sprache. Wir wissen voneinander bei den einfachsten Begriffen nicht, ob wir bei einem gleichen Worte die gleiche Vorstellung haben. Wenn ich grün sage, meint der Hörer vielleicht blaugrün oder gelbgrün oder gar rot. Leise Unterschiede sind zwischen dem C des einen Musikers und dem C des andern. Moschusgeruch erzeugt gewiss grundverschiedene Empfindungen bei dem gleichen Worte. Wenn ich Baum sage, so stelle ich mir — ich persönlich — so ungefähr etwas wie eine zwanzigjährige Linde vor, der Hörer vielleicht eine Tanne oder eine mehrhundertjährige Eiche. Und das sind die einfachsten Begriffe. Worte für innere Seelenvorgänge sind natürlich von den vielen Werten oder Begriffen ihres Inhaltes abhängig und darum bei zwei Menschen niemals gleich, sobald auch nur ein einziger der Inhaltswerte ungleich vorgestellt wird. Je vergeistigter das Wort, desto sicherer erweckt es bei verschiedenen Menschen verschiedene Vorstellungen. Daher auch so vielfach Streit unter sonst vernünftigen und ruhigen Menschen. Leute mit verschiedenen Sprachen müssen eben streiten, wenn sie so dumm sind, miteinander sprechen zu wollen. Das abstrakteste Wort ist das vieldeutigste. Wollte man — nicht etwa alle Menschen — sondern nur alle von einer Konfession zwingen, von sich zu geben, was sie sich z. B. unter ihrem Gott vorstellen, es würden die wahnsinnigsten Phantastereien aller Völker und Zeiten zu Tage treten. Und doch ist das ein Wort, worüber sie alle einig zu sein glauben. Mut, Liebe, Wissen, Freiheit sind ebenso zerfahrene Worte. Durch die Sprache haben es sich die Menschen für immer unmöglich gemacht, einander kennen zu lernen.

*

Männersprache.

In einem einzigen Falle ist meines Wissens unter den Völkern der Erde beobachtet worden, dass die Männer eines Stammes eine andere Sprache reden als die Frauen des-

Digitized by Google

selben Stammes. Man nimmt gewöhnlich an, dass diese seltsame Erscheinung darauf zurückzuführen sei, dass in alter Zeit eine karaibische Horde die betreffenden Inseln überfallen und alle Männer abgeschlachtet habe, wie das ja im alten Bund ebenfalls zum Völkerrecht gehörte. Man nimmt ferner an, dass dieses eine Mal die Weiber des eroberten Inselvolkes den karaibischen Eroberern wohl Kinder geboren, aber ihre Sprache nicht angenommen hätten, dass vielmehr sich im Harem die ehemalige arawakische Sprache von Weib zu Weib, von Mutter zu Tochter fortgeerbt habe. An sich würde eine solche Trennung der Erbschaft nach Geschlechtern allgemein bekannten Naturvorgängen nicht widersprechen. Dass der Hahn immer wieder dem Hahne ähnlich ist, die Henne immer wieder der Henne, das ist uns so geläufig, dass es uns gar nicht mehr wundert. Die Aehnlichkeit der Geschlechter und die Erblichkeit der Eigenschaften nach Geschlechtern ist so allgemein, dass die Bemerkung vielleicht überraschen dürfte, ob nicht darin gerade eines der grössten Naturwunder verborgen sei. Jedenfalls bildet die Trennung der Sprache nach Geschlechtern, wie sie bei diesen karaibischen Weibern beobachtet worden ist, eine Analogie zu einem der allergewöhnlichsten Naturvorgänge.

Wir sind keine Karaiben, aber es gehört nur ein geringer Grad von Aufmerksamkeit dazu zu bemerken, dass auch bei uns, namentlich in den kultivierten Kreisen der Kulturländer, ein fühlbarer Unterschied zwischen Männersprache und Weibersprache besteht. Hundertmal kann man über den Roman einer Schriftstellerin die Bemerkung hören, man erkenne die Weibersprache. Noch grösser dürfte der Unterschied in der sogenannten Konversation sein, nicht so sehr in der gemeinsamen Unterhaltung von einfachen Männern und Weibern; wohl aber zwischen dem Ton, in welchem sich z. B. die Herren im Rauchzimmer unterhalten, und dem Tone, welchen wohlerzogene Damen Herren gegenüber anschlagen. Der Unterschied ist vielfach so schwer begrifflich auszudrücken und hängt anderseits so sehr mit

Digitized by Google

der Ungleichheit der Schulbildung und Lebenserfahrung zusammen, dass besondere Vorstudien dazu gehören, Männersprache und Weibersprache wissenschaftlich zu sondern. Soweit soziale Bedrückungen die Sprache des Weibes tiefer gestellt haben, soweit ist die Sprache auch hier ein Spiegelbild der öffentlichen Zustände. In Arbeiterkreisen, wo Schulbildung und Lebenserfahrung bei beiden Geschlechtern eher gleich sind, bleibt von allen Unterschieden fast nur noch derjenige bestehen, der durch die Keuschheit der Frauenohren veranlasst wird, mag nun diese Keuschheit in der Natur begründet sein oder auf traditioneller Heuchelei beruhen. In Arbeiterkreisen ist der Gegensatz zwischen Männer- und Weibersprache nur infolge der Keuschheit deutlich. Der Mann gebraucht oft unzweideutig starke und unanständige Worte; die Sitte gestattet der Frau die Worte anzuhören und sogar zu belächeln; sie verbietet ihr aber die Anwendung.

Ganz anders trennt die Keuschheit die beiden Sprachen im Salon. Hier tritt in der Männersprache — man kann es wohl für alle diejenigen Gesellschaftskreise behaupten, welche einen Salon zu bilden sich bemühen — an Stelle der starken Unzweideutigkeit die Zweideutigkeit, die entweder Schüchternheit oder Frivolität sein kann. Dies hat zur Folge, dass gerade über geschlechtliche Gebiete allmählich ein Austausch der Sprachen stattfindet und dass die gewandte Frau des Salons sich allmählich der zweideutigen Männersprache bedienen kann, solange bis der zweideutige euphemistische Ausdruck eindeutig geworden ist und damit für die Weibersprache untersagt. Besonders lehrreich sind in dieser Hinsicht einerseits die Bezeichnungen für die natürlichsten Bedürfnisse des Menschen, anderseits die Worte für Dirnen.

Euphemismus.

Die Sprache hat für die natürlichsten Bedürfnisse des Menschen neben der Männer- und Frauensprache noch eine dritte Art geschaffen, die Sprache der Kinderstube.

Für die Dirnenwelt ist die Sprache des grossen Weltdirnenmarktes Paris charakteristisch. Immer wieder be-

Digitized by Google

obachten wir denselben Vorgang, dass irgend ein harmloses Wort euphemistisch für den verfehmten Begriff eintritt, dass das Salonweib diesen euphemistischen Ausdruck gebrauchen darf, bis eines Tages der euphemistische Ausdruck durch den Gebrauch schmutzig geworden ist und ein neues harmloses Wort in die Pfütze geworfen wird. Der Vorgang wiederholt sich so häufig, dass wir Zeugen mehrerer solcher Abläufe sein können. Vor einigen Jahren kam für die Dirnen in Paris der Ausdruck „ces dames“ auf; ein Euphemismus, wie für die Weibersprache bestimmt. Heute ist er eindeutig geworden und im Salon verpönt. Eine andere Bezeichnung, die in unseren Tagen entstand, führte sich als ein Witz ein und machte darum Anspruch in das Wörterbuch des Salonweibes aufgenommen zu werden. Man nannte die armen Frauenzimmer „die Horizontalen“; der Ausdruck „horizontales Handwerk“ bestand schon länger. Heute ist das Scherzhafte im Worte vergessen; es ist eindeutig geworden und seitdem verpönt.

Ich brauche kaum daran zu erinnern, dass auch die in Betracht kommenden deutschen Worte eine ähnliche Geschichte haben; wenn der Verbrauch bei uns auch nicht so schnell geht. „Dirne“ ist heute noch in manchen deutschen Mundarten ein herzerfreuendes Wort, wie das französische „fille“. Dann wurde es in der Schriftsprache zum Ersatz für Hure eingeführt, ist aber heute in diesem Sinne eigentlich nur noch Schriftsprache.

Aehnlich verhalten sich die Bezeichnungen für schamvoll verhüllte Körperteile. Es leben in Deutschland und Frankreich unzählige Männer und Frauen, welche die Bezeichnungen für die entsprechenden Körperteile verschieden benennen, und welche bei aller Intimität doch niemals miteinander darüber gesprochen haben.

An diese Eigenheit grenzt der Euphemismus bei Flüchen. Flüche.
Diese waren anfangs wohl immer Anrufungen bestimmter Gottheiten, welche nach dem herrschenden Volksglauben oder nach der Lehre der herrschenden Pfaffen die Lüge von Amts wegen bestrafen sollten. Derselbe Byzanti-

Digitized by Google

nismus, welcher die Hinterindier und uns Westeuropäer veranlasst, die Namen unserer Kaiser hinter allerlei Verehrungskategorien zu verstecken, führte die Leute wohl auch dazu, die Namen ihrer verehrten Götter nicht leichthin auszusprechen, nicht „unnützlich“, wie es in unserer Bibel und bei den Menschenfressern der Südsee heisst. Es ergab sich daraus die Schwierigkeit, dass der fromme Mann einerseits den Namen seines Gottes zur Beteuerung der Wahrheit anrufen sollte, anderseits diesen Namen nicht aussprechen durfte. Dazu kam der traurige Umstand, dass Religionen schliesslich wechseln, dass die Götter starben, ihre Namen aber, gerade weil sie in frommer Scheu entstellt worden waren, sich dauernd erhielten. So glaube ich bestimmt, dass ein Sachse auch noch nach der Ersetzung des Christentums durch eine neue Religion sein „Herrjeh“ oder „Ach Herrjeh“ rufen wird, weil er den Namen Jesus nicht mehr darin erkennen wird; so wie wir heute unsere deutschen oder englischen Wochentagsnamen gebrauchen, ohne an die in ihnen enthaltenen germanischen Götternamen zu denken; wie der Franzose seine Wochentagsnamen gebraucht, ohne einen Schimmer der Wahrheit, dass sie nach den lateinischen Göttern heissen, denen ihr vermeintliches Planetenverhältnis geweiht war.

Der vorhin erwähnte Unterschied zwischen Männer- und Weibersprache, soweit er nur den sozialen Unterschied ausdrückt, sollte nur ein weiterer Beleg sein für die Thatsache, dass nicht zwei Menschengruppen die gleiche Sprache reden. Was man die Sprache einer Gruppe nennt, das ist ungefähr ein Kreis, den man von einem unsicheren Mittelpunkte aus mit einem unsicheren Halbmesser zieht. Insoweit unsere Weiber, insbesondere die Salonweiber, weniger gelernt haben als die gesuchteren Männer dieser Salons, die Studierten und die Begabten, insoweit mag der Kreis der Weibersprache ungefähr den Kreis der glatten Halbbildung mit umfassen. Nach meiner persönlichen Beobachtung ist z. B. in Deutschland der unnötige Gebrauch des Fremdwortes für diese Weibersprache bezeichnend. Die gebildete

Digitized by Google

Männersprache vermeidet es; das Volk kennt es nicht. Das Salonweib ist in der Anwendung überflüssiger Fremdwörter ebenso zurückgeblieben, wie in der Anwendung zweideutiger Worte. Das halbgebildete Weib weiss noch nicht, dass ein gewisser Gebrauch französischer Redensarten ein Zeichen von Unbildung sein kann.

*

Es liegt also am Wesen der Sprache, wenn die sprechenden Menschen einander missverstehen, und nicht an der einst vielbeklagten Synonymie, die das verschuldet haben sollte. Ja, in dem Sinne, in welchem Aristoteles die Synonymie verstand, wäre das richtig. Für ihn lag Synonymie vor, wenn z. B. der Mensch und der Stier unter dem Begriffe Tier zusammengefasst wurden; wird nämlich der Begriff auf den Menschen angewandt und dann auf ein Tier (auf ein „wirkliches" Tier, sagt man dann wohl), so sind die beiden Begriffe Tier nur sinnverwandt, nicht identisch. Ganz anders liegt die Sache, wenn man unter Synonymie die Sinngleichheit verschiedener Wörter einer Sprache verstehen will.

Synonyme.

Das Wahre über diese Synonymie wird wohl sein, dass es nie und nirgends auf der Welt Synonyme gegeben hat. Im Wörterbuch wohl, also auch in dem, was abstrakt die Sprache eines Volkes, seine Sprache zu einer bestimmten Zeit heissen mag. Aber die konkrete Sprache kennt keine Dubletten und kann keine kennen. Die konkrete Sprache ist da doch immer nur das jeweilig gesprochene Wort; der Sprecher kann zwischen ähnlichen Ausdrücken schwanken (er thut es nur, wenn er so etwas wie ein Litterat ist), aber er wählt schliesslich nur einen, d. h. er spricht ihn und beweist damit, dass er ihn gewählt hat. In der Individualsprache, d. h. in der Durchschnittssprache eines Einzelmenschen, gibt es meistens nicht einmal diejenigen Synonyme, die im Wörterbuch verzeichnet sind. Der Einzelmensch, wenn er nicht ein Litterat oder sonst ein Geck, ein „Gebildeter" ist, kann gar nicht wählen. Nicht nur

Digitized by Google

unter den Haupt- und Zeitwörtern ist seine aktive Kenntnis geringer als seine passive, versteht er mehr als er gebraucht. Er versteht Junge, Bub und Knabe, aber geläufig ist ihm nach Ortsgebrauch nur eins dieser Worte; er versteht schauen, sehen und blicken, aber er sagt immer nur das eine oder das andere. Und so auch bei den Redeteilen niedrigeren Ranges. In der Grammatik steht obwohl, obschon, obgleich, der Einzelmensch kennt aktiv nur eins davon; die Grammatik stellt die Wahl frei zwischen aber, allein, jedoch u. s. w., die Individualsprache jedoch (allein, aber) kennt keine Wahl.

Der Zustand, dass Synonyme vorhanden zu sein scheinen, tritt erst dann ein, wenn die Sprache gebildet oder gelehrt übersehen wird. Dann stehen so einem Manne, der damit aus dem Volke fast heraustritt, die gleichbedeutenden Worte der einzelnen Mundarten zur Verfügung, dazu vielleicht noch Fremdworte, d. h. Worte entfernterer Nachbarn. Nicht in den Individualsprachen der Volksgenossen, wohl aber in der Gemeinsprache des Litteraten (der in ähnlicher Weise schon vor Jahrtausenden wirksam gewesen sein kann als Priester, als Rhapsode, als Händler, kurz als ein Mann, der von der Einheit eines grösseren Ganzen lebt) kann dann eine Zeit lang ein Ausdruck neben dem anderen fortzuleben suchen. Aber die Tendenz der Sprache wird immer sein, die Synonymität zu vernichten. Entweder durch Ausserkurssetzen des einen Ausdrucks oder durch Nuancirung seines Begriffsinhalts. So ist, wie gesagt, das Wort für ein männliches Kind von etwa zwölf Jahren in Deutschland noch nicht gemeinsprachlich fixiert; die Schriftsprache sagt zwar „Knabe“, aber der Süddeutsche hat nicht die Empfindung, mit „Bub“, der Norddeutsche nicht mit „Junge“ die Gemeinsprache verlassen zu haben. Im Norddeutschen hat Bub (Bube) eine verächtliche Bedeutung, „Knabe“ hat die Nuance der Unreife. Sollte nun einmal „Junge“ das alleinige Wort für Gemein- und Schriftsprache werden (wozu von Berlin aus eine Neigung zu wachsen scheint), so wären eben Knabe und Bub bald keine Synonyme mehr. So geht

Digitized by Google

es immer zum Glück für die Sprache. Sie braucht die Worte als Merkzeichen für Erinnerungen. Wir wissen, dass schon die zu Grunde liegenden Sinneseindrücke nicht genau sind, dass die Erinnerungen schweben und schwanken; wären da nicht einmal die Merkzeichen selber fest und klar unterscheidbar, die Worte wären so wertlos, wie Bojen, die unverankert im bewegten Meere schwämmen.

Aehnlich geht es zu, wenn ein Fremdwort das einheimische verdrängen will. Von sogenannten Zufällen hängt es ab, ob der Sieg gelingt oder nicht, ob das eine oder das andere sich nuancirt. Es ist interessant, dass da nicht einmal Staatsverordnungen entscheiden können.

*

Der Staat.

Ich leugne nicht die Nützlichkeit, in Anbetracht der armseligen Menschennatur nicht die Notwendigkeit des Staates. Der Einzelne ist so sehr Eigener, so sehr Individualist, dass der Staat konservativ sein muss. Und in der gemeinen Wirklichkeitswelt schadet es gar nicht so viel, wenn absterbende Institutionen, wenn halb verbrauchte Maschinen noch eine Zeit lang weiter arbeiten. Unerträglich ist es aber, wenn der Staat auf dem Gebiete des Denkens, das ihn nichts angeht, konservieren will, wenn er alternde Begriffe künstlich am Leben erhalten will. Da sollte man wirklich stossen, was fällt. Und die Bildung, die in unsern staatlichen Gelehrtenschulen, in unsern Konservatorien mitgeteilt wird, ist ein ewiges Bemühen, alternde Begriffe zu retten.

Man hat es einmal die furchtbarste Strafe genannt, wenn man Verbrecher im Zuchthaus eine völlig fruchtlose Arbeit verrichten liess, wie z. B. Wasser aus dem Fluss schöpfen und wieder hineingiessen. Die griechische Mythologie hat eine Menge Symbole für solche Arbeitsstrafen, z. B. das Danaidenfass. Büssende Anachoreten des vierten Jahrhunderts haben sich dieses Furchtbare auferlegt, z. B. Wüstensand von einer Stelle zur andern zu tragen. Der Staat ist jetzt zu ökonomisch, um solche Strafen einzuführen.

Digitized by Google

Aber der Staat legt den Kindern, die er zwangsweise in seine Schulen sperrt, und die doch nichts verbrochen haben, dieselbe furchtbare Strafe auf, indem er sie unter Androhung von Prügeln zwingt, in das Danaidenfass ihres Gedächtnisses unverstandene Worte hineinzugiessen. Es ist wahr, auch ohne Schulzwang würde dem Kinde von seinen Eltern allerlei Gespensterkram in den Kopf gesetzt werden. Man denke sich einmal alle Schulen fort, der Bauer würde dann seinem Söhnchen blödsinnige Wetterregeln, eine unhaltbare Zoologie und Botanik beibringen, und die Bäuerin hübsche Legenden von Bismarck, den Heiligen und dem Werwolf. Der Junge hätte sonach viele falsche Begriffe in seinem Schädel — aber doch nur so viele, als sich mit dem Umfang des Schädels und mit dem Inhalt seiner Lebensarbeit vertragen, sogar gut vertragen. Der Staat jedoch hat es in seinem Wesen, dass er geistig herunter bringt, was er anfasst. Er nimmt den Wetterregeln den Reiz des Reims und den Legenden ihren Märchenzauber. Er trocknet die Wetterregeln nach dem gegenwärtigen Stande der Wissenschaft ein und lässt seine Pfaffen die schönen Märchen zum Katechismus verknöchern. Wir haben kein Mitleid mit unseren Kindern, sonst hätte ihre geistige Not uns längst alle zu einer Schulrevolution treiben müssen. Bevor so ein unschuldiges Kind noch gefehlt haben kann, muss es die Namen der römischen Könige auswendig lernen. Das ist nicht zum Lachen. Denn das ist der Beginn der sogenannten Bildung, die Worte kennt, ohne Vorstellungen. Ebensogut könnte man die Jugend Münchens das Adressbuch von Königsberg auswendig lernen lassen, vielleicht mit mehr Vorteil. Bevor ein Kind die Sache ahnen kann, lernt es mit dem sechsten Gebot den Begriff des Ehebruchs. Bevor ein Kind die Unschuld seiner konkreten Vorstellungen verloren hat, wird ihm der Schädel trepaniert und wird ihm im zweiten Hauptstück des lutherischen Katechismus gleich ein Dutzend unvorstellbarer Vorstellungen eingegossen: die Allmacht, das Eingeborensein, die Empfängnis vom heiligen Geist, die Niederfahrt zur Hölle, die Auf-

Digitized by Google

erstehung von den Toten, das Sitzen zur Rechten Gottes, das Gericht über die Toten, der heilige Geist, die Gemeinschaft der Heiligen, die Vergebung der Sünden, die Auferstehung des Fleisches und das ewige Leben. In das arme Kindergehirn werden da jahrelang mit allen Zwangsmitteln sogenannte Begriffe eingehämmert, mit denen die Lehrer der Lehrer, unsere berühmten Gelehrten, durchaus nichts mehr anzufangen wissen, Begriffe, leere Worthülsen, Schlacken aus einer Gärungszeit, da die Welt ein paar Jahrhunderte lang theologisch delirierte, hieroglyphische Lautzeichen, deren Rätsel nur noch von ein paar Dutzend hieroglyphischen Schächern verstanden werden.

Es gibt unter den menschlichen Gehirnen viele richtige Danaidenfässer, wo die unvorstellbaren Vorstellungen nur bis zum Examen haften bleiben und dann durchrinnen, wie durch ein Sieb. Bei diesen ist der Schaden nur Zeitverlust und etwas erhöhte Dummheit. Gerade die besseren Gehirne aber halten die sinnleeren Begriffe entweder fest und sind dann für immer künstlich wahnsinnig gemacht, oder sie suchen den fremden Körper los zu werden und müssen dazu die Fieberkrankheit des Zweifels durchmachen. Und um den armen Kindern diese furchtbare Marter aufzulegen, vereinigen sich die Eltern mit dem Staat. Der Staat legt dem Lehrer Stock und Zensuren in die Hand, und wenn das Kind noch so frisch ist, dass es sich wehrt gegen die römischen Könige und gegen den Katechismus, dann wird es zu Hause mit Schlägen und Fasten so lange gequält, bis es sich beugt. Diese grauenhafte Veranstaltung nennen Leute, die sonst für die Inquisition starke Ausdrücke übrig haben, eine Grundlage unserer Kultur.

*

Sichselbstmissverstehen.

Auch den schärfsten Denkern ist von ihren Kritikern mitunter nachgewiesen worden, dass sie sich da und dort selbst missverstanden haben. Dies wäre doch ganz unmöglich, wenn das Denken irgend etwas andres wäre als Sprechen. Kant hätte doch unmöglich seinen eigenen Be-

Digitized by Google

griff vom a priori missverstehen können, wenn sein Begriff etwas vor dem Worte gewesen wäre.

Weil aber Denken und Sprechen ein und dasselbe ist, weil die geistige Thätigkeit der besten Denker in gar nichts andrem besteht, als in der verbesserten Definition der von ihnen gebrauchten abstrakten Worte, weil demnach die gewaltigste Leistung der gewaltigsten Denker oft nur darin wirksam bleibt, dass sie einen alten Begriff neu differenziert haben, indem sie ihn um eine Nuance inhaltsreicher oder inhaltsärmer machten, weil sie nun den alten Begriff nur in Augenblicken ihrer besten Geistesschärfe mit der neuen Nuancirung anwenden, sonst aber nach der Gewohnheit der Zeitgenossen, daher können Missverständnisse ihrer selbst hervorgehen, die man richtiger Unsicherheiten der Sprache nennen könnte.

Darwin sagt im 21. Kapitel seiner Abstammung des Menschen: „Unrichtige Thatsachen sind im Fortschritte der Wissenschaft höchst hinderlich, aber unrichtige Ansichten, die von Beweisen unterstützt werden, können nur wenig schaden, denn jedermann findet ein heilsames Vergnügen darin, ihre Unrichtigkeit zu erproben.“

Ganz harmlos lässt Darwin da einfliessen, dass falsche Ansichten bewiesen werden können. In Wahrheit sind solche Ansichten eben nur Worte, und auf die Dauer wird die Fülle des menschlichen Denkens oder Gedächtnisses von Worten so wenig vermehrt oder vermindert, als das Meer durch den stärkeren Lufthauch, den Sturm, der dahin und dorthin darüberbläst.

V.

Nutzen der Sprache.

Ueber den Nutzen der Sprache ist seit Jahrhunderten, vor und nach Herder, viel geschrieben worden. Man hat den Nutzen der Sprache beinahe leidenschaftlich gepriesen, aber doch nur in ähnlicher Weise wie etwa den Nutzen des Feuers oder den Nutzen des aufrechten Ganges. Man könnte in unseren Tagen mit dem gleichen Rechte Loblieder singen auf die Erfindung des Telegraphen und der

Digitized by Google

Lokomotive. Die Telegraphie hat nur die Mittel weiter verbessert, durch welche die Menschen sich miteinander verständigen können; und die Lokomotive hat nur die Beweglichkeit und die freie Verfügung über die Gliedmassen gesteigert. Es ist ein Nebenumstand, dass bei diesen Erfindungen nicht die menschlichen Sprachwerkzeuge und die menschlichen Knochen (wie beim Sprechen und Aufrechtgehen) entwickelt worden sind, sondern dass man äusserliche Werke zu Hilfe nahm. So ist es ein Nebenumstand, dass ein Mensch sein Skelett im Innern seines Körpers trägt, der Krebs und der Käfer an der Aussenseite seines Körpers.

Diese Aehnlichkeit der Sprache mit andern praktischen menschlichen „Erfindungen" verrät sich schon darin, dass man eben immer von dem Nutzen der Sprache redet und nur in besonders begeisterten Augenblicken von ihrem selbständigen Wert, von ihr als göttlichem Attribut gewissermassen. Die Sprachforscher werden in solchen Stimmungen unwillkürlich immer theologisch, wie ja auch Herder bei aller geistigen Freiheit niemals ganz aufhört, christlicher Theologe zu sein. Selbst Whitney schreibt noch den traurigen Satz hin (Sprachwissenschaft S. 599): „Ganz allgemein lässt sich der Nutzen der Sprache dahin ausdrücken, dass sie die Menschen in den Stand setzt, ihrer Naturbestimmung gemäss . . . in geselligen Vereinen zusammen zu leben. Ohne Sprache gäbe es kein Volk und also auch keine Geschichte." Dieser Satz drückt so unbefangen die landläufige Meinung aller Welt und auch der Sprachphilosophen aus, dass es sich wohl der Mühe verlohnt, ihn genauer anzusehen. Teleologie.

Whitney hat gewiss keine Ahnung davon, dass aus seinen wenigen Alltagsworten und Dutzendgedanken nicht weniger als gleich zwei Gespenster auf einmal herausblicken, die Gespenster von Leibniz und von Hegel. Oder vielmehr das alte Gespenst der Teleologie in diesen beiden Verkleidungen. Das Wort Naturbestimmung ist zwar sicherlich ganz naiv gebraucht. Aber was sich dahinter verbirgt, das kann doch nichts andres sein, als der für uns undenkbare Begriff der Zweckursache, mit dessen Hilfe der liebe

Digitized by Google

Gott den Menschen ihre Bestimmung im voraus festgelegt hat. Und noch besser versteckt lauert hinter der Gleichsetzung von Volk und Geschichte etwas von Hegels Geschichtsauffassung. Ueber die Bestimmung des Menschen hat sich bereits Schiller lustig gemacht in dem Epigramm „Buchhändleranzeige“:

„Nichts ist der Menschheit so wichtig, als ihre Bestimmung
zu kennen:
Um zwölf Groschen Courant wird sie bei mir jetzt verkauft.“

Mehr ist sie auch nicht wert, diese Zwölfgroschenweisheit von den Zweckursachen. Und wenn Whitney ganz ehrlich hinzufügt, ohne Sprache gäbe es kein Volk, also auch keine Geschichte, so möchte ich wohl ein paar gleichgesinnte Genossen um mich haben, um den schlichten Satz mit ihnen zu geniessen. Nichts gleicht der feinen Heiterkeit, mit der mich der unfreiwillige Humor so feierlichen Unsinns anzulächeln pflegt. Man sollte es nicht für möglich halten, aber Whitney verwechselt an dieser Stelle die wirkliche Geschichte, d. h. die reale Entwickelung, mit unserer Kenntnis von der Entwickelung, d. h. mit der Ueberlieferung oder Geschichtsschreibung. Man sollte es nicht für möglich halten und dennoch sehen wir an andrer Stelle, dass auch der grosse Begriffsvirtuose Hegel, dessen imponierendste Leistung seine Geschichtsphilosophie war, die beiden Bedeutungen des Wortes Geschichte gröblich miteinander verwechselt oder vertauscht hat. Nicht in der wirklichen Entwickelung bewegen sich die Begriffe, sie bewegen sich allein im Kopfe des konstruierenden Geschichtsschreibers.

Wollen wir Teleologie und Abstraktion aufgeben und nach einem vorstellbaren Nutzen der Sprache fragen, so müssen wir solche Begriffe wie die Naturbestimmung und die Geschichte der Menschheit fallen lassen. Von der Menschheit wissen wir so wenig wie vom einzelnen Menschen Ausgangspunkt und Ziel der Reise. Wirklich ist am Ende nur das Individuum und nur, was dem Individuum nützt, ist Nutzen. Man glaubt hoffentlich nicht, dass ich da nur den gemeinen Vorteil im Auge habe, dass ich keinen Sinn habe

Digitized by Google

für idealen Nutzen. Die ganze Untersuchung dieses Buches ist der Frage gewidmet, ob die menschliche Sprache ein nützliches Werkzeug sei für die Welterkenntnis, also für ein Streben, dem jeder gemeine Vorteil fremd ist.

Da ist es nun freilich gewiss, dass der einzelne Mensch in dem Erbe aller seiner Ahnherren einen Schatz besitzt, der ihm allein ermöglicht, in der Gegenwart zu leben, wie er lebt. Die Erziehung, das heisst die Mitteilung seiner Volkssprache, bringt den einzelnen Menschen in wenigen Jahren so weit, wie sein Geschlecht in Jahrtausenden gelangt ist. Es wird durch die Sprache die Mitteilung der Schätze erleichtert, welche die Erwachsenen einer jeden Generation besitzen. Und da diese Schätze in Erinnerungen bestehen, da die ungeheure Masse dieser Erinnerungen ohne die Registratur der Sprache kaum beisammen zu halten wäre, so ist die Sprache nicht nur für die Mitteilung des ererbten Wissens, sondern auch für die Vererbung selbst, für das Gedächtnis, von ausserordentlichem Nutzen. Es war einmal eine wirklich ganz epochemachende Erfindung, das Gedächtnis an die Sprache zu knüpfen.

Instinkt.

Wäre der Darwinismus mehr als eine glänzende Hypothese, gäbe er uns ernsthafte Kenntnisse, so würden wir freilich vielleicht wahrnehmen, dass auch die Entwickelung der Tiere ihre kodifizierte Geschichte habe. So würden wir vielleicht wissen, dass in den Flügeln eines Vogels, und zwar in der Anatomie der Flügelteile, in dem leicht und praktisch gewordenen Bau der Knochen, in der Konstruktion der Federn u. s. w. noch besser der Erinnerungsschatz unzähliger Jahrtausende registriert sei als die Summe der Kultur in der Sprache eines Volkes. Aber der Darwinismus ist nur der Anfang einer Hypothese, und so besteht für unsere Auffassung nach wie vor der alte Gegensatz zwischen der sichtbar fortschreitenden menschlichen Entwickelung und der stationären Kultur (z. B. in den Staaten der Bienen und Ameisen), die wir nach wie vor Instinkt nennen. Es fehlt den Bienen und Ameisen wahrscheinlich — ganz sicher wissen wir das nicht — eine Erfindung wie die menschliche Sprache, ein so

Digitized by Google

empfindlicher Nervenapparat, dass dem Artgedächtnis oder dem Instinkte rasch und bequem die Erfahrungen des individuellen Gedächtnisses hinzugefügt werden könnten. Unsere Beobachtungen sind zu schlecht und zu jung, als dass wir wüssten, ob die Ameisen seit Menschengedenken Fortschritte gemacht haben. Der Begriff der Anpassung lässt bloss logisch darauf schliessen, dass persönliche Erfahrungen wohl nützlich im Gedächtnis erhalten werden können.

Wollen wir jedoch nicht von einer metaphysischen Abstraktion namens Sprache reden, wollen wir nicht vergessen, dass es als etwas Wirkliches höchstens Individualsprachen gibt, so müssen wir noch einmal genauer darauf achten, was es eigentlich heisse, wenn man sagt: Der einzelne Mensch lernt mit der Sprache in wenigen Jahren die Erfahrungen von Jahrhunderten oder Jahrtausenden.

Es hat nach der gegenwärtigen Naturauffassung gewiss auch Jahrtausende gedauert, bevor das sich entwickelnde Lebewesen, welches vielleicht dereinst nur schwimmen oder kriechen konnte, in seiner menschlichen Form den aufrechten Gang auf den beiden rückwärtigen Gliedmassen erlernte. Es hat gewiss Jahrtausende gedauert, bevor der Gebrauch des Feuers auf das Garmachen der Speisen Anwendung fand. Heutzutage kann jede Köchin Kartoffeln kochen. Heutzutage lernt jedes Kind, wenn erst Knochen und Muskeln die nötige Kraft haben, gehen; es kürzt die jahrtausendelange Entwickelung so sehr ab, dass es oft binnen wenigen Tagen laufen lernt. Es scheint, als ob einzig und allein in der Möglichkeit dieser Abkürzung der Fortschritt der Menschheit bestehe.

Es war für die Menschen von ausserordentlicher Wichtigkeit, dass sie laufen lernten und die Arme für andere Erfindungen frei bekamen. Es war für die Menschen ebenfalls von grosser Wichtigkeit, dass sie ihre Vorstellungen und Erinnerungen an äusserst leichte und bequeme Bewegungen der Sprachwerkzeuge knüpfen lernten. Alle Welt irrt aber, wenn sie glaubt, das Kind erlerne mit der Sprache seines Volkes auch die Erfahrungen des Volkes, sein Wissen und

Digitized by Google

seine Kultur. Die Sachlage ist sonnenklar und muss dennoch ausdrücklich beschrieben werden, wenn der Aberglaube an die geheime Macht der Sprache auch auf diesem Punkte gestürzt werden soll.

Abkürzung der Entwickelungszeit.

Die Sprache eines Volkes ist kein vollkommener Bau; sie enthält durchaus keinen übersichtlichen und geordneten Weltkatalog. Denn die Sprache geht unserer Welterkenntnis nicht voraus, sondern hinkt ihr nach. Immerhin bietet die Sprache der Erfahrung des Erwachsenen ein Mittel, seine Vorstellungen ungefähr zu gruppieren und mitzuteilen. Die unzähligen Erinnerungen an einzelne Hunde knüpft er oberflächlich genug an das Wort Hund, weiter hinauf hat er sich das Wort Tier erfunden, dann wieder die Worte: Ohren, Füsse, Haare, braun, gross, laufen, bellen. Immerhin befreien ihn diese Gedächtniszeichen von dem Zwang, seine Vorstellungen jedesmal von dem Ding abhängig zu machen, welches augenblicklich auf seine Sinne wirkt. Nun aber ist der erwachsene Mensch niemals und nirgends und nicht in einem einzigen Falle im stande, irgend einem Kinde mit dem Worte allein eine Vorstellung mitzuteilen. Auch die Sprache ist kein Nürnberger Trichter. Nur die Geistesarbeit einer unendlich langen Zeit kann dem Kinde dadurch abgekürzt werden, dass es in frühester Jugend bereits gewissermassen das Netz der Sprache mitgeteilt erhält. Mag es nachher sehen, was es damit einfängt. Eine Abkürzung der unendlich langen Sprachentwickelung findet statt, mehr nicht. Das Kind lernt sprechen, aber es lernt nicht die Sprache. Wenn man hier unter Sprache die Summe der menschlichen Erfahrungen verstehen will.

Die Abkürzung der Sprachentwickelung vollzieht sich beim menschlichen Kinde ganz gewiss schon im mikroskopischen Bau der Sprachwerkzeuge. Sicherlich, wenn auch für unsere grobe Beobachtung unwahrnehmbar, ist dieses körperliche Organ beim heutigen Kinde anders als beim Kinde des legendaren Urmenschen. Das einjährige Kind lallt heute schon fast alle wichtigen Lautgruppen seiner Volkssprache. Es hat dann aber noch nicht sprechen ge-

Digitized by Google

lernt, weil es noch nicht versteht, die einzelne Lautgruppe willkürlich auszuführen. Später, bis zum vollendeten dritten Jahre etwa, lernt das Kind allerdings sprechen, und es kann nach Ablauf dieser Periode schon die meisten Sätze der Erwachsenen deutlich artikulieren. Die Eltern haben ihre Freude daran, wie das Kind plötzlich den Wortlaut ganz schwieriger Begriffe nachplappert und oft ungefähr in der richtigen Anwendung. Ich habe von einem noch nicht dreijährigen Kinde einmal gehört: „Das thu' ich absolut nicht"; es hatte sich das Wort „absolut" als eine Bekräftigung so angewöhnt wie kurz vorher „Donnerwettermal".

Das Kind erlernt doch seine Sprache so, dass es Sprachstoff und Sprachformen bald zuerst mechanisch nachplappert und nachher mit Inhalt erfüllt, bald einen neuen Gegenstand zugleich mit seinem Namen kennen lernt. Im letzteren Fall besteht die Bereicherung des Wissens in dem neuen Objekt; der Name ist nur wichtig für das Festhalten im Gedächtnisse und für die Möglichkeit einer Verständigung über das abwesende Objekt. Im ersteren Falle kann man von einer Bereicherung des Wissens so lange nicht reden, als Sprachstoff und Sprachformen nicht mit realem Inhalt erfüllt sind. Für den Sprachstoff ist diese Thatsache ganz offenbar. Es kann in das Gedächtnis des Kindes (vom mechanischen Nachplappern abgesehen) nie und nirgends etwas hineinkommen, was nicht durch die Thore seiner Sinne eingetreten ist. Hätten wir nicht das Gedächtnis für unsere ersten Kinderjahre verloren, so wüssten wir, wie unvorstellbar uns die meisten gelernten Worte waren. Spricht der Vater von einem Löwen, ohne ein Bild zu zeigen, so wird das Kind sich immer nur einen grossen gelben Hund vorstellen. Das wird besonders deutlich bei Märchen und Dichtungen, die die Kinder so gern hören. Sie stellen sich etwas ganz andres vor, sie dichten selbst. Das Missverhältnis wird nur selten entdeckt. So erfuhr ich einmal, dass das dreijährige Kind sich unter „Erdbeben" einen Mann vorgestellt hatte, der es durchbeutelte; also etwas Aehnliches wie den Seismos im zweiten Faust von Goethe. Der Nutzen des

Digitized by Google

Sprachstoffs für das Kind ist also zunächst keiner, der das Wissen erweitert.

Der Nutzen, den das Erlernen der Sprachformen gewährt, ist andrer Art; sprachliche Zeichen werden da eingeprägt, nicht für konkrete Dinge, sondern für Eigenschaften, für Zustände, Thätigkeiten und Beziehungen dieser Dinge. Doch auch für diese Gruppe gilt es, dass ihre Einübung die Kenntnisse des Kindes nicht erweitern kann, dass auch von den Sprachkategorien nichts in die Seele gelangt ausser durch ein Aussenthor der Sinne.

Da ist vor allem der Umstand zu bemerken, dass es nur ein Zufall genannt werden kann, wenn in unseren Sprachen die wichtigsten Beziehungen der Dinge durch Bildungssilben der Worte (Kasus des Substantivs z. B. und Zeitformen der Verben) ausgedrückt werden. In andern Sprachen wieder gab und gibt es für die Kategorien des Raums und der Zeit, der Steigerung und der Zahl besondere Worte, während wiederum die romanischen Sprachen dadurch, dass sie die Kasus nur durch Präpositionen ausdrücken können, vielleicht zu uralten Zuständen zurückgekehrt sind. Endlich lassen sich manche Kategorien (wie der Befehl, die Bitte u. s. w.) durch Wortstellungen oder durch besondere Betonungen ausdrücken. Dem Kinde, welches sprechen lernt, muss das alles ganz gleichgültig sein. Es kennt keinen Unterschied zwischen Betonung, Wortstellung, Bildungssilbe und Wort, es lernt langsam die Sprechweise der Erwachsenen mit allen ihren Nuancen, es unterscheidet zu einer Zeit die Frage von der Aussage, wo es selbst weder fragen noch aussagen kann. Was in einem Kindergehirn bewusst vorgeht, das zu ergründen wird immer zu den schwierigsten und wichtigsten Aufgaben der Psychologie gehören. Wir müssen uns freilich hüten, unsere Kategorien von Raum, Zeit und Kausalität beim Kinde vorauszusetzen, auch dann, wenn der sprachliche Ausdruck für diese Kategorien schon gelernt worden ist. Ich entdeckte einmal bei dem erwähnten dreijährigen Kinde, das seine kleinere und grössere Liebe sehr niedlich dadurch auszudrücken pflegte,

Digitized by Google

dass es seine Händchen ganz nahe oder weiter oder so weit als möglich voneinander that, dass es dabei immer nur an kleinere oder grössere Stücke Kuchen dachte, was ja immerhin die Kategorie der Steigerung einbegriffen hätte; dass es aber, wenn es die Arme mit den Händchen ganz weit auseinander that, dies wieder nur für ein Vorspiel einer Umarmung hielt, den Superlativ also nicht begriff. Dieses Kind, dem ich auch die Beispiele „absolut" und „Erdbeben" verdanke, liess mich in einem anderen Falle die allerliebste Konfusion in seinem Köpfchen beobachten. Dem siebenjährigen Schwesterchen war es als eine Ungezogenheit untersagt worden, mich Fritz zu rufen. Das kleine Dorchen, das auch gern frech gewesen wäre, hörte nun, dass die Anrede „Onkel Fritz" erlaubt sei. Es hatte die Gewohnheit, wie früher Studenten die Gewohnheit hatten, jedes grobe Wort, z. B. Faulpelz, mit einem „selbst Faulpelz", zurückzugeben, jeden Tadel und jedes Scheltwort zurückzuwerfen. Es hätte noch vor kurzem „du kleiner Schelm und dergleichen" mit einem „du bist ein Schelm" beantwortet. Nun sagte ich ihm einmal: „Du bist ein Gassenjunge." Da fiel ihm ein, dass das Schwesterchen zwar nicht Fritz, aber wohl Onkel Fritz sagen durfte, und es erwiderte mir: „Darf ich Onkel Gassenjunge sagen?" Offenbar war ihm das Wort Onkel zu einer Kategorie geworden, zu einer Art Diminutivum, zu der Kategorie der Milderung. Und wir alle besitzen in der Sprache, die wir mit Kindern reden, eine solche Kategorie der Milderung, die in dem liebevollen Ton liegt, mit welchem wir Schimpfworte (Lump und dergleichen) in Schmeichelworte verwandeln.

Man wende mir nicht ein, dass eine solche Kategorie der Milderung nicht auf gleicher Höhe stehe wie die andern Sprachkategorien, die in den Redeteilen der Grammatik ihren Ausdruck finden. Es ist das verschieden in den verschiedenen Sprachen. Im Italienischen z. B. spielen diese Kategorien der Milderung und Vergröberung (durch die Endsilben —ino, —one u. s. w. ausgedrückt) eine solch grosse Rolle, dass man wohl sagen kann, sie gehören in die

Digitized by Google

Grammatik ebensogut wie die Steigerungskategorien des Adjektivs. Und es gibt Sprachen, in denen diese subjektiven Kategorien noch weit reicher vertreten sind. Was aber ist am Ende an den Kategorien überhaupt subjektiv und was objektiv?

Grammatik.

Auch die Kategorien der Grammatik, welche sich in den endlosen Zeiten der Sprachgeschichte ausgebildet haben und welche das Kind binnen wenigen Jahren in den Formen seiner Muttersprache lernt, sind doch nur das Register des Weltkatalogs, den die Sprache zu erreichen strebt, gewissermassen das Alphabet, nach welchem der Realkatalog der Welt geordnet wird. Es wäre sehr unphilosophisch, an die Objektivität dieses Alphabets zu glauben. Die Kategorien des Raums, der Zeit und der Kausalität dienen nur zur Orientierung des Menschen in seinem Reich. Wollte sich die Pflanze in demselben Reiche orientieren, sie müsste die Kategorien ganz anders verteilen; und hätte ein Gott das Reich geschaffen, so hätte er wieder ein ganz andres Alphabet des Weltkatalogs. Noch menschlicher, noch mehr im Dienste der menschlichen Interessen entstanden sind diejenigen Kategorien, die sich in der Grammatik ausprägen. Der Mensch hat in seiner Sprache die Welt nach seinem Interesse geordnet. Ich würde es für keinen sophistischen Versuch halten, das menschliche Interesse an sich selbst, also den Nutzen für seine Person, für den Keim aller Kategorienentwickelung zu erklären. Das Substantiv bezeichnet die Dinge, also alle diejenigen Ursachen, auf welche der Mensch von den Wirkungen auf sein Ich zu schliessen gewohnt ist. Von seinem Ich schliesst er auf die Einheit vieler andrer Dinge, von seinem Ich aus bildet er den Begriff der Einheit, welche einerseits zu den mathematischen Kategorien, anderseits zu der Einzahl und Mehrzahl der Grammatik führt. Mit seinem lebendigen Ich steht er in jedem Augenblicke zwischen einer Vergangenheit und einer Zukunft und kommt so zu der Kategorie der Zeit. Die jeweilige Aufmerksamkeit seines Ichs lässt ihn an den Dingen genauer als ihre Einheit bald diese, bald jene Eigenschaft,

Digitized by Google

bald diese, bald jene Wirkung ins Auge fassen und gibt ihm so die Begriffe der Eigenschaft und der Thätigkeit, das Adjektiv und das Verbum. Vollends die Fürwörter sind ganz persönlicher Natur. Wenn also das Kind in wenigen Jahren das Netz der Sprachkategorien gebrauchen lernt, an dessen Maschen die Menschheit in ungezählten Jahrtausenden gearbeitet hat, so hat es doch nur ein Werkzeug in die Hände bekommen, das dem Interesse ungezählter Milliarden von Individuen zu dienen bestimmt war, so hat es nur von einer nützlichen Erfindung, vorläufig mechanisch, Gebrauch machen gelernt. Man muss freilich zwischen

Erfindung.

der Erfindung selbst und den Nebenerfindungen, welche die Verbreitung der Haupterfindung fördern, scharf unterscheiden. Die Schrift, der Druck, der Phonograph, welche alle die Sprache über den Augenblick hinaus bewahren, der Telegraph und das Telephon, welche die Mitteilung über die Tragweite der menschlichen Stimme weit hinaus ermöglichen, sind solche Nebenerfindungen. Auch sie werden von den meisten Menschen rein mechanisch benutzt; die wenigsten, welche telegraphieren oder telephonieren, verstehen den Apparat. Der lebendige Apparat, welcher das Sachgedächtnis an Schallempfindungen knüpft und welcher gar das Beziehungsgedächtnis an Laute bindet, wird noch seltener von den Menschen verstanden, die ihn ererbt haben und ihn täglich gebrauchen. Ich weiss, dass ich damit den Begriff der Erfindung ausdehne; aber wir haben für das Erlernen des Gebrauchs von Naturkräften kein besseres Wort. Der Gebrauch des Feuers beruht auf einer Reihe von Erfindungen; aber auch das Atmen, als die nützliche Thätigkeit, den Kohlenstoff des Blutes mit Hilfe des Luftsauerstoffs zu verbrennen, ist eine Art von Erfindung. Zu diesen Erfindungen des menschlichen Organismus gehört auch die menschliche Sprache. Sie ist eine nützliche Erfindung.

Wir werden jetzt die Frage nach dem Nutzen der Sprache schon besser verstehen. Der Wortlaut der Frage verrät, dass der Frager in der Sprache irgend ein über-

Digitized by Google

menschliches Wesen sieht, eine unnahbare Gottheit, nach deren Gnade für den Menschen geforscht wird. Man würde schwerlich nach dem Nutzen der Eisenbahn in diesem Sinne fragen. Es ist selbstverständlich, dass eine so nützliche Erfindung nützlich ist. Ueber ihren Nutzen Phrasen zu dreschen, wäre die Aufgabe eines deutschen Aufsatzes. Höchstens die zahlenmässige, volkswirtschaftliche Berechnung des Nutzens hätte einen wissenschaftlichen Sinn. So ist auch die Sprache nicht ein übermenschliches Wesen, welches nebenbei und zufällig Nutzen bringt; sie ist vielmehr wesentlich eine nützliche Erfindung. Der Nutzen ist eine Eigenschaft der Sprache, nicht ein Geschenk, das sie gewährt.

Wie es aber in der Geschichte der Erfindungen eigentlich keine Revolutionen gibt, sondern die grossen Leistungen immer nur die Endglieder kleiner Veränderungen sind, so stecken in der menschlichen Sprache — und viel untrennbarer als bei andern menschlichen Werkzeugen — in der gegenwärtigen Form die veralteten Formen. Niemals ist die Sprache einer Zeit vollkommen auf der Höhe dieser Zeit. Immer besteht die Anstrengung eines philosophischen Kopfes darin, sich teilweise von dem Netz der alten Kategorien zu befreien. Denn es ist das Eigentümliche bei diesem Netzwerk, dass der Fischer mit seinem eigenen Kopfe selbst ins Netz gerät. So ist die Sprache niemals so nützlich, wie sie sein könnte.

Ich werde an vielen Stellen darauf hinweisen, dass die Kategorien unserer Sprache nicht mehr mit unserer gegenwärtigen Welterkenntnis zusammenstimmen, dass wir z. B., was die Physik als Bewegungen zu erkennen geglaubt hat, nach wie vor in Adjektiven und in Verben unterscheiden. Das ist doch offenbar dieselbe Erscheinung, die der Darwinismus Rudiment nennt und die wir auch in den bekanntesten andern Erfindungen beobachten können. Die Art, wie wir heizen, widerspricht gröblich unserer wissenschaftlichen Erkenntnis vom Verbrennungsprozess. Die Einrichtung unserer Eisenbahnwagen mit ihren getrennten Coupés, mit ihren Grössenverhältnissen und dergleichen

Digitized by Google

erinnert deutlich daran, dass man vor zwei Generationen, als man die Eisenbahn erfand, nur den alten Postwagen auf eiserne Schienen setzte. Es ist derselbe Vorgang, wie wenn wir vom Aufgehen der Sonne sprechen. Wir können heute Speisesäle, Schlafzimmer, ganze Wohnräume auf Räder setzen und von New York bis nach San Francisco sausen lassen; wir können uns den relativen Stillstand der Sonne vorstellen, wie wir seit Beginn der Schiffahrt den Stillstand der Ufer gegen den offenbaren Augenschein wissen; aber die Vorzeit wirkt auf unser Leben wie auf unsere Sprache gespensterhaft nach, wir sitzen im engen Coupé und reden vom Sonnenaufgang.

So haben wir von der unendlichen Reihe der Vorfahren die Sprache mit all ihren Vorzügen und all ihren Fehlern geerbt. Je nachdem wir die eine oder die andre Seite der Sache betrachten, sind wir geneigt, uns als Schuldner oder Gläubiger der Vorzeit anzusehen, ihr zu danken oder uns über sie zu beklagen. Die überkommene Sprache, die der Einzelne zu ändern ausser stande ist, erscheint uns dann je nach unserem Gesichtspunkte nützlich oder schädlich; nützlich, wenn wir uns mit ihrer Hilfe in der mit der Sprache zugleich auf uns gekommenen Weltkenntnis orientieren wollen, schädlich, so oft uns die Sehnsucht erfüllt, über diese Orientierung hinaus zu einer objektiven Erkenntnis fortzuschreiten. So wird selbst der einfachste Begriff, der des persönlichen Nutzens, fliessend und undeutlich. Wir erkennen hilflos, dass auch die Sprache in die rücksichtslose Welt der notwendigen Entwickelungen hinein gehört und dass es vermessene Menschenschwäche ist, wenn wir den Massstab des Nutzens auf diese Form der Entwickelung anlegen wollen. Die Frage nach dem Nutzen der Sprache wird thöricht wie die Frage, ob der Tiger an sich gut oder böse sei. Er ist eben ein Tiger geworden.

Zufallssinne

Wir können noch einen Schritt höher steigen, wenn wir uns erinnern, dass die Kategorien unserer Sprache in einer notwendigen Abhängigkeit von unseren Sinnesorganen stehen, dass aber unsere Sinne — wie später ausgeführt werden soll —

Digitized by Google

Zufallssinne sind. Es ist kein Zufall, dass wir nach der Konstruktion unserer Sinnesorgane an der Welt unser Ich von den Dingen unterscheiden, an den Dingen Eigenschaften von Bewegungen, an den Eigenschaften Farben, Töne u. s. w. Es ist aber ein Zufall, dass die Tiere der Erde bis hinauf zum Menschen gerade die Sinne für Töne, Farben u. s. w. entwickelt haben. Das tote Stück Eisen ist seinerseits weit empfindlicher für die uns völlig unbekannten Kategorien der Chemie und der Elektricität. Auf diesem, um einen kleinen Schritt höheren und luftärmern Standpunkt erscheint uns dann der Streit um den Nutzen der Sprache etwa so, wie ein Streit um den Nutzen unserer Sinne, d. h. um die Vorteile und Nachteile unseres Körperbaues. Solange man an einen Gott glaubte, der alles sehr gut gemacht hatte, mussten die schwachen Seiten unserer Organisation zum Glauben an einen Teufel führen, der die Fehler machte. Die Unterwerfung unter die blinde Entwickelung lehrt die letzte Resignation, das Verstummen der Frage nach gut und böse, nach Nutzen und Schaden. Die Sprache wird zum Gedächtnis des Organismus, der Mensch heisst, und dieser Organismus selbst ist auch nur das Gedächtnis seiner eigenen Entwickelung. Das Ich und die Sprache fällt zusammen zu einer unlösbaren Einheit. Und die Frage nach dem Nutzen der Sprache, d. h. ob ich mir nützlich bin, zerfliesst in einer blossen Stimmung, in dem Gemeingefühl, welches wechselt von Moment zu Moment, ob ich mich meines Lebens freue oder nicht.

*

Das Schweigen.

Von seiner augenblicklichen Stimmung oder von seiner Lebensstimmung, also von seinem Charakter, wird es abhängen, ob der Mensch lieber spricht oder lieber schweigt.

Zweierlei Bestien sind die dümmsten. Die gar nicht reden können, wie z. B. vermutlich die Austern; und die gar nicht schweigen können. Beiden ist es versagt, sich mitzuteilen. Die einen sind stumm, und die andern machen nur Geräusch. Daher kommt es, dass in Gesellschaft mit-

Digitized by Google

unter sehr viele unaufhörlich zugleich zu sprechen scheinen. Sie haben einander nichts zu sagen, und es ist ganz belanglos, dass das Geräusch mit artikulierten Lauten erzeugt wird.

Die Geschichte von dem Schatzgräber, dessen Schätze sich beim ersten ausgesprochenen Wort in dürres Laub oder Asche verwandelten, oder aber tausend Fuss tiefer in die Erde sanken, wiederholt sich alltäglich. Der Denker und der Dichter wühlt sich ein in die bessere Erkenntnis von Welt und Menschen. Solange er schweigt, solange ihn die Wollust des Findens nicht zu Verstand kommen lässt, solange glaubt er Gold in der Hand zu halten. Will er es aber aussprechen, will er dem Funde einen Namen geben, will er die Erkenntnis aussprechen, so erfährt er entweder, dass er der geglaubten Erkenntnis gar nicht näher gekommen ist, dass sie tausend Fuss tiefer im Dunkel versunken ist, oder dass das Gold, das er in der Hand zu halten glaubte, und das er darum nicht loslässt, sich sichtbar in dürres Laub oder Asche verwandelt. Und der Schmerz des Denkers, der Schmerz darüber, dass auch die Wollust des Findens eine Illusion ist, der ein grauer Kater auf dem Rücken sitzt, er wird nicht geringer, wenn geringere Leute die Asche als Gold bewundern und beneiden.

*

Meister Eckart

Schöner und tiefer hat Meister Eckart über die Herrlichkeit des Schweigens gesprochen:

„Könntest du aller Dinge zumal unwissend werden, ja könntest du in ein Unwissen deines eigenen Lebens kommen . . . da hätte der Geist alle Kräfte so ganz in sich gezogen, dass er des Körpers vergessen hätte, da wirkte weder Gedächtnis noch Verstand, noch die Sinne, noch die Kräfte. . . . So sollte der Mensch allen Sinnen entweichen und all seine Kräfte nach innen kehren und in ein Vergessen aller Dinge und seiner selber kommen. . . . Alle Wahrheit, die die Meister je lehrten mit ihrer eigenen Vernunft und ihrem Verstande oder in Zukunft lehren bis an den jüngsten

Digitized by Google

Tag, die verstanden nie das Mindeste von diesem Wissen und diesem Verborgenen. Wenn es schon ein Unwissen heisst und eine Unerkanntheit, so hat es doch mehr in sich drinnen als alles Wissen und Erkennen von aussen: denn dies äussere Unwissen reizt und zieht dich von allen Wissensdingen ab und auch von dir selbst. Das meinte Christus, als er sprach: Wer sich nicht selbst verleugnet und nicht Vater und Mutter lässt und alles was äusserlich ist, der ist meiner nicht würdig. Als ob er spräche: Wer nicht alle Aeusserlichkeit der Kreaturen lässt, der kann in diese göttliche Geburt weder empfangen noch geboren werden. Ja: wenn du dich deines Selbst beraubst und alles dessen, was äusserlich ist, dann findest du es in Wahrheit."

*

Man glaubt gewöhnlich, es sei schwer, reden zu lernen. Umgekehrt. Reden lernt sich von selbst, nicht in der Schule, nicht unter der Zucht des Vaters, beim Spielen mit der Mutter, die Muttersprache. Schwer ist es, schweigen zu lernen. Es ist die wichtigste passive Lüge, auf eine starke Empfindung hin nicht sofort durch das entsprechende Geschwätz zu reagieren. Das bringt kein Tier zu stande. Der Indianer hält es für Ehrensache, Martern stumm zu ertragen. Der spartanische Knabe von gutem Hause wurde so erzogen, dass — hatte er gestohlen — er sich zu keinem Geständnis bringen liess. Das sind auch für unsere gebildeten Stände die beiden Hauptpunkte. Nicht gleich schreien, wenn's weh thut, und sich nicht verraten, wenn man ein Lump ist. Im Schweigenkönnen besteht der Hauptunterschied vom Tiere.

*

Die Lüge.

Man hat mir nicht ohne zitternde Stimme entgegengehalten, dass die Lüge nicht mehr unsittlich sein werde, wenn man die Sprache als ein schlechtes Werkzeug der Erkenntnis erkannt habe; wenn jeder Satz falsch wäre, so käme es auf ein bisschen Fälschung mehr nicht an.

Darauf habe ich erstens zu erwidern, dass mich die Geschichte der menschlichen Sitte hier wenig angeht, dass

Digitized by Google

der Vorwurf der Unsittlichkeit den Gedanken so wenig trifft wie den Diamanten der Vorwurf der Härte, dass die Lüge überhaupt an sich so wenig in das Gebiet der Moral gehöre wie andre Waffen, und dass nur der Gebrauch der Lüge wie der Gebrauch andrer Waffen unter den Begriff der Bräuche oder Sitten falle. Vielleicht ist der Mensch das lügende Tier, wie er das feuermachende Tier ist.

Zweitens aber wird derjenige Charakter, der unbeugsam auf seiner Meinung beharrt, erst recht eigensinnig werden, wenn sich ihm die Sprache als das mangelhafte System von Zeichen für mangelhaft bewusste Empfindungen enthüllt hat. Der Bekenner von ehemals, der sich für seinen Begriff von der Dreieinigkeit verbrennen liess, musste eigentlich mitunter den fürchterlichen Einfall haben: „Wie, wenn meine Gegner recht hätten?“ Er starb für Worte, deren Sinn auf eine Autorität gegründet war, auf die der Bibel, auf die eines Lehrers, auf die der Tradition. Der Märtyrer von ehemals starb also, weil er seinen Glauben an andre nicht verleugnen wollte.

Nach unserer Vorstellung sind alle unsere Kenntnisse schliesslich die Folgen unserer eigensten Empfindungen. Wir müssten also den Glauben an uns selbst verleugnen, wollten wir unsere Ueberzeugungen abschwören. Und da meine ich doch, es werden zahlreichere Menschen für ihre Empfindungen eintreten wollen als für Worte fremder Leute. So schuftig ist doch nicht leicht ein Mensch, dass er blau nennt, was er weiss sieht, er wäre denn durch pfäffische Erzieher dafür abgerichtet worden.

Märtyrer übrigens, welche, wie z. B. die gläubigen Muhammedaner, um eines jenseitigen Lohnes willen tapfer sterben, kann man gar nicht zu den Bekennern rechnen; sie sind waghalsige Spekulanten, die selbst den Tod kaufen, weil sie à la hausse spekulieren.

*

Wert der Sprache.

Die Hilflosigkeit gegenüber dem Wort, die wir bei den Agenten und Lagermeistern des spekulativen Denkgeschäftes

Digitized by Google

immer wahrnehmen, wird verzeihlicher, wenn wir auf die Frechheit achten, mit der das Wort wie ein schamloser Geschäftsreisender nach jeder Abweisung sich immer wieder einführt.

Das frechste Wort ist wohl die alte platonische „Idee".

Frech ist z. B. „Kategorie".

Eine gewisse humoristische Frechheit liegt z. B. in den Worten „die beste aller Welten". Schon die Mehrzahl von Welt zu bilden ist eine Frechheit, weil es doch nie und nimmer mehr als eine Welt gegeben hat und die Vergleichung darum unmöglich ist. Darum ist ja der Superlativ „beste" unsäglich frech, auch wenn es überhaupt gestattet wäre, von „gut" einen Superlativ zu bilden. Ich behaupte freilich, dass das Wort „der beste" überhaupt nur den Sinn von „sehr gut" hat, dass dieser Superlativ aber nur gebildet worden ist, weil die Grammatik so etwas unter ihren Formen hatte. Es ist freilich zu beachten, dass in den meisten unserer Sprachen „der beste" unregelmässig ist.

Vielleicht die letzte grosse nachhaltige Frechheit des Wortes war im „kategorischen Imperativ". Seitdem haben sich die besten Köpfe von der wissenschaftlichen Behandlung der Ethik und Religion zurückgezogen.

*

Fluch der Sprache.

Die Einsicht, dass die Sprache wertlos sei für jedes höhere Streben nach Erkenntnis, würde uns nur vorsichtiger in ihrem Gebrauche machen. Zum Hasse, zum höhnischen Lachen bringt uns die Sprache durch die ihr innewohnende Frechheit. Sie hat uns frech betrogen; jetzt kennen wir sie.

Die Sprache ist die Peitsche, mit der die Menschen sich gegenseitig zur Arbeit peitschen. Jeder Fronvogt und jeder Fronknecht. Wer die Peitsche nicht führen und unter ihren Hieben nicht schreien will, der heisst ein stummer Hund und Verbrecher und wird beiseite geschafft. Die Sprache ist der endlose und endlos wachsende Kurszettel der Menschenbörse, auf dem die Werte aller Schuldtitel menschlicher Ruchlosigkeit abgeschätzt und gehandelt werden. Die Sprache

Digitized by Google

ist der Ziehhund, der die grosse Trommel in der Musikbande des Menschenheeres zieht. Die Sprache ist der Hundsaffe, der Prostituierte, der missbraucht wird für die drei grossen Begierden des Menschen, der sich brüllend vor den Pflug spannt als Arbeiter für den Hunger, der sich und seine Familie verkauft als Kuppler für die Liebe, und der sich all in seiner Scheusslichkeit verhöhnen lässt als Folie für die Eitelkeit, und der schliesslich noch der Luxusbegierde dient und als Zirkusaffe seine Sprünge macht, damit der Affe einen Apfel kriege und eine Kusshand und damit er selbst Künstler heisse. Die Sprache ist die grosse Lehrmeisterin zum Laster. Die Sprache hat die Menschheit emporgeführt bis zu der Galgenhöhe von Babylon, Paris, London und Berlin, die Sprache ist die Teufelin, die der Menschheit das Herz genommen hat und Früchte vom Baum der Erkenntnis dafür versprochen. Das Herz hat die Sprache gefressen wie eine Krebskrankheit, aber statt der Erkenntnis hat sie dem Menschen nichts geschenkt als Worte zu den Dingen, Etiketten zu leeren Flaschen, schallende Backpfeifen als Antwort auf die ewige Klage, wie andere Lehrer andere Kinder durch Schlagen zum Schweigen bringen. Erkenntnis haben die Gespenster aus dem Paradies der Menschheit versprochen, als sie die Sprache lehrten. Die Sprache hat die Menschheit aus dem Paradies vertrieben. Hätte die Menschheit aber die Sprache lieber den Affen oder den Läusen geschenkt, so hätten die Affen oder die Läuse daran zu tragen, und wir wären nicht allein krank, vergiftet, entwurzelt in der ungeheuren sprachlosen Natur. Wir wären dann Tiere, wie wir es hochmütig nennen in unserer protzigen Menschensprache, oder wir wären Götter, wie wir es empfinden, wenn ein Blitz uns verstummen macht, oder sonst ein Wunder der sprachlosen Natur.

*

Macaulay hat einmal die Beschäftigung der scholastischen Philosophen (im Gegensatz zum natürlichen Denken) mit dem Gehen in einer Tretmühle verglichen; und ich weiss

Digitized by Google

nicht einmal, ob er dabei den boshaften Nebengedanken hatte, dass es meistens Esel sind, die dadurch Tretmühlen treiben, dass sie die Bewegung des Gehens machen, ohne vorwärts zu kommen. Dieser Vergleich enthält eine Ungerechtigkeit gegen die alte Philosophie insofern, als jeder Versuch aller Zeiten, im Rade der Sprache gehend weiter zu kommen, ebenso fruchtlos ist; nicht zuletzt Bacons Versuch, Regeln für das Erfinden aufzustellen, wie Aristoteles Regeln für das Verstehen aufstellte. Wie es Taschenspieler gibt, welche für den Schluss ihrer Vorstellung eine Erklärung der angewandten Mittel versprechen, welche aber am Ende eine falsche Erklärung geben, um sich vor Nachahmern ihrer Kunststücke zu schützen, und wie diese schliesslich doch auf Geschwindigkeit und Geschicklichkeit beruhen, — so geben Aristoteles und Bacon (freilich wohl unbewusst) ebenfalls falsche Erklärungen ihrer Kunststücke und haben durch ihre scharfsinnigen Regeln noch keinen Menschen in den Stand gesetzt, Aristoteles oder Bacon an Scharfsinn zu erreichen. Tretmühle.

Der Philosoph, der auf dem in sich selbst zurückkehrenden Wege der Sprache zu neuen Einsichten kommen will, gleicht auch gar nicht dem gewöhnlichen Esel in der Tretmühle, als welcher doch nur vom Futter gelockt und von der Peitsche getrieben ein Bein vors andre setzt; er würde nur dem gelehrten Zirkusesel gleichen, der es bis zur menschlichen Freiheit gebracht hätte, sich das Feld seiner Thätigkeit selbst auszusuchen, der dann das Tretrad zum Schauplatz seiner Kunst gewählt hätte und in diesem Rade eitel und elegant wie ein Seiltänzer arbeitete, scheinbar immer aufwärts, wirklich immer auf derselben Stelle und ergebnisloser als der gewöhnliche Esel; denn das Tretrad der Sprache hat keine Mahlsteine.

*

Durch die ganze Geschichte der Philosophie, das heisst durch die Reihe von Gedankenwerken bedeutender Männer, zieht sich der auffallende Gegensatz, dass alle Köpfe ersten Heiterkeit.

Digitized by Google

Ranges das Elend, ja das Grauen des Lebens durchschaut haben und von Homeros bis Schopenhauer den Satz des Sophokles irgendwie aussprechen, es wäre besser nicht geboren worden zu sein, dass anderseits dieselben Köpfe eine überlegene Heiterkeit des Geistes entweder zeigen oder doch empfehlen. Wie kann die tiefere Einsicht zugleich zum Pessimismus und Optimismus — wie man das gewöhnlich nennt — führen, zum Weltschmerz und zur ruhigen Heiterkeit?

Das Rätsel lichtet sich ein wenig, wenn man beachtet, dass das einzige Werkzeug zur Einsicht in die Wirklichkeitswelt die Sprache ist, dass also, wer die Welt am tiefsten zu kennen sich bemüht, auch am besten mit seinem Werkzeug, der Sprache, wird umzugehen wissen. Und da kann es nicht fehlen, dass jeder blitzartig schnelle Blick hinter die Schleier des Lebens uns mit dem furchtbarsten Entsetzen, dem Entsetzen vor der Bestie in uns, erfüllt, dass aber diese Erkenntnis selbst sich zur Heiterkeit abklären kann, wenn wir wissen, dass diese Erkenntnis nichts andres ist als Sprache, ein Windhauch der Erinnerung.

Es ist nämlich das Entsetzen vor dem Leben, der Weltschmerz oder Pessimismus — den darstellen zu wollen nach Schopenhauer überflüssig und eitel wäre wie E. v. Hartmann — es ist das Grauen vor der Gemeinheit der drei treibenden Mächte doch nicht eigentlich eine Einsicht, sondern eine Gefühlsfarbe, eine Stimmung, die bei den besten Denkern nur darum stets anzutreffen ist (auch bei den Verfassern von Theodiceen), weil doch die Fähigkeit zu so ungeheurer Kopfarbeit niemals ohne starke Erregbarkeit andrer Nervengruppen vorhanden sein dürfte. In der Gegenwart ist es, wo der Mensch leidet, immer leidet, wenn er feine Sinne hat: durch die Niedrigkeit der Menschennatur (auch seiner eigenen), durch das Leiden andrer (auch der Tiere), durch ewige Unbefriedigung. Das ist die Gegenwart, die doch immer da ist, und darum ruht auf dem Leben des Denkers der Weltschmerz, der Schmerz um und durch die Welt, wie eine dunkle Wolke.

Was sich nun von dieser Wolke wie ein Regenbogen

Digitized by Google

abhebt, und zwar so, dass jeder Mensch der Mittelpunkt seines eigensten Regenbogens ist, das ist die Heiterkeit des Geistes, die von Sokrates bis Kant jeder grosse Kopf gelehrt hat. Nur dass es falsch war, sie lehren zu wollen, weil sie sich aus der Einsicht von selbst ergibt. Einsicht ist nämlich immer heiter, weil Einsicht, Kenntnis, Philosophie, Denken, oder wie man es nennen will, immer nur in Sprache besteht, Sprache aber nichts ist als Erinnerung, die Summe der Erinnerungen des Menschengeschlechtes, weil Erinnerung heiter ist, selbst die Erinnerung an Trübstes.

Das klingt paradox, ist aber eine alltägliche Erfahrung. Nur das Leben thut weh, die Gegenwart. Die Einsicht selbst in dieses Weh muss aber die Form der Sprache annehmen, und so ist die Sprache die Befreiung vom Schmerz durch die Erinnerung. Und wir sehen schon hier die Sprache den Thränen verwandt.

Genau besehen ist auch die Einsicht in künftige Schmerzen als Einsicht ein Grund zur Heiterkeit; solange wir nämlich künftige Leiden uns denkend, das heisst in Worten, ausmalen, so lange thun wir es ja durch das Werkzeug der Erinnerung, so lange macht es keinen Unterschied, ob der Schmerz uns bevorsteht oder vergangen ist. Und Martern, die wir nicht kennen, können wir uns darum ohne jede Bewegung vorstellen; wie denn junge Leute in gewissen Jahren sich zum Vergnügen ausmalen, sie würden gepfählt, gerädert oder so. Es ist eben nicht Erfahrungserinnerung, sondern Bucherinnerung. Da ist der furchtbarste künftige Schmerz das reine Vergnügen.

Dem scheint entgegenzustehen, dass die Vorstellung künftiger Leiden (Furcht) quälen kann, ja dass sie tiefe physiologische Aenderungen hervorruft. Es sind dann aber sicherlich wortlose Vorstellungen ausgelöst worden, die das Leben geradezu angreifen und darum gegenwärtige Leiden sind; so zittert das Tierchen in den Krallen des Habichts, trotzdem es sonst wenig an die Zukunft denkt. Der gewöhnliche Mensch „verliert das Bewusstsein", wenn ihm plötzlich der Henker, eine Waffe oder das Feuer droht; er

Digitized by Google

verliert eben die Sprache, das heisst das Denken, er denkt die Zukunft nicht mehr, er fühlt sie als Gegenwart. Der sogenannte Philosoph nun, in seiner Virtuosität des Denkens, kann unter solchen Umständen weiter denken, das heisst die Zukunft als Zukunft mit Worten vorstellen; und sofort wird, was ein Schmerz schien, ein blosser Lufthauch, das Leiden wird wie mit starker Hand aus der Gegenwart in die Zukunft zurückgeschoben, und Giordano Bruno besteigt lächelnd den Holzstoss, Sokrates erwartet den Tod unter freundlichem Geplauder.

So gewinnt schon hier die Sprache ihren Zauber als Kunstmittel oder vielmehr die Kunst steigert sich zum äussersten, sie wird ein Zauber, der den höchsten Menschen in der bittersten Stunde sich selbst als Kunstwerk sehen lässt — der grässlichste Schmerz wird nicht gefühlt, weil er gedacht wird.

Das ist die ruhige Heiterkeit der wenigen ganz Grossen; die Sprache schuf ihnen diese Heiterkeit. Vor der bitteren Stunde war ihnen die Sprache ein böseres Lachen.

VI.

Die Wortkunst.

Um es schlagend zu sehen, wie wenig die Sprache als Erkenntniswerkzeug und wieviel sie als Kunstmittel vermag, vergleiche man einmal eine beliebige Dichtung von Goethe mit einem ebenso beliebigen Satze seiner wissenschaftlichen Abhandlungen.

„Füllest wieder Busch und Thal
Still mit Nebelglanz."

Hier ist kein Begriff, der nicht „ausser dem Zusammenhang" oder in einem rein belehrenden Satzgefüge verschiedene Erklärungen oder Definitionen zuliesse.

Man achte wohl darauf, dass nicht nur die wenigen Zufallsworte, die die Grammatik anführt (als Bauer, weiss), mehrdeutig sind, dass vielmehr jeder Begriff, jedes Wort jeder menschlichen Sprache ein Erinnerungszeichen an schwebende, ungleiche, benachbarte Vorstellungen ist, dass

Digitized by Google

also jedes Wort „ausser dem Zusammenhang“ mehrdeutig ist. Man achte wohl darauf, um meine Bemerkungen nicht für eine Schikane anzusehen.

Die Wörter unseres Beispiels sind doch gewiss nicht aus Bosheit gewählt; und doch weisen sie uns alle solche Mehrdeutigkeit auf.

Sprache als Kunstmittel.

„Füllen.“ Das Wort heisst etymologisch „voll machen“; es bekommt aber einen ganz andern Sinn, wenn die Gartenkunst die Nelken gefüllt hat, wenn die Köchin das Fett von der Suppe „füllt“. Im Französischen heisst „emplir“ gar „lecken“.

„Wieder.“ Das Wort kann heissen: abermals, oftmals, zurück.

„Busch.“ Man bezeichnet damit einen Erdbeerbusch, einen Blumenstrauss, einen Strauch, ein kleines Wäldchen.

„Thal.“ Es bedeutet ausser dem sehr unbestimmten Begriff einer Senkung zwischen Bergen auch die Abwärtsbewegung des Flusswassers oder eines Schiffes. „Sich zu Tod und Thal segeln.“

„Still.“ Das Wort kann bedeuten: vollkommene Lautlosigkeit, verhältnismässige Ruhe (stille Strasse), einen Vorgang ohne Gesangsbegleitung (stille Messe), die Einsamkeit (stiller Suff), die Bewegungslosigkeit (der stille Ozean, ein Toter ist ein stiller Mann).

„Nebel.“ Eigentlich der Wasserdampf in einer gewissen Erdnähe, dann jedes Mittel, das eine Aussicht verschleiert, der Entfernungsduft von den Bergen.

„Glanz.“ Das Wort kann das helle Licht selbst bedeuten, dann die Eigenschaft eines Körpers, so ein Licht auszustrahlen. Endlich die Pracht des Auftretens. Im Französischen bedeutet éclat (von Schleissen) auch Knall, Lärm, Skandal.

Es war unmöglich, mit diesen Worten eine unbekannte Kenntnis logisch zu erschliessen. Noch einmal, wer diese Unsicherheit der Bedeutung für eine Schikane hält, der steht noch nicht an der Schwelle meines Gedankens.

Wenn mich ein Franzose fragt, wie er éclat zu über-

Digitized by Google

setzen habe, so werde ich doch antworten müssen, das richte sich nach dem Zusammenhang. Nun glaubt der, der dieses hier für Schikane hält, leichtes Spiel mit mir zu haben. „Also wird doch der Sinn jedes Wortes durch den Zusammenhang klar?“ Gewiss. Aber was heisst das eigentlich, es werde der Sinn der einzelnen Worte durch den Zusammenhang klar?

Logik und Poesie.

Wir haben ja bisher geglaubt, der Sinn, der Satz, der Gedanke entstehe oder besser bestehe aus dem logischen Gefüge von Worten oder Begriffen. Wir haben doch der Sprache die Fähigkeit zugeschrieben, das Denken zu vermitteln oder gar zu bereichern. Wie nun, wenn — wie wir jetzt plötzlich erfahren — der Zusammenhang, d. h. der Sinn, der Gedanke, der Satz, erst das Wort erklären muss? Ist das nicht endlich das Eingeständnis, dass alles Gesagte Tautologie ist und sein muss, dass wir nichts sagen und verstehen können, als was wir schon wissen, dass das Ganze früher da ist als die Teile, der Satz früher als das Wort? Dass also die gesamte alte Schullogik die Wahrheit auf den Kopf stellt?

Diese schlimmen Gedanken werden den Leser festzuhalten suchen, wenn auf weiterer Strecke des langen gemeinsamen Weges die Kritik der Sprache zur Kritik der Logik werden wird. Hier will ich aber nur darauf hinweisen, dass auch diese wahrhaft grauenhafte Entdeckung (der Selbstmord des Menschengeistes, d. i. der Sprache) nur erklären hilft, warum die Sprache wohl ein herrliches Kunstmittel, aber ein elendes Erkenntniswerkzeug ist. Denn der Dichter will immer nur einen Vorgang oder eine Stimmung mitteilen. Den äusseren Vorgang oder eine Stimmung wird er sicher mit gut gewählten Worten im Leser oder Hörer wecken können, weil dieser erstens beim Wort zuerst die sinnlichste aller Bedeutungen, also die dichterische, sich vorstellt und weil zweitens gar nicht viel daran gelegen ist, ob der Leser die Dichtung subjektiv auffasst, d. h. aus seinem eigenen Sprachschatz heraus ändert. Der Vorgang wird durch sinnliche Vorstellung wirklich musivisch zusammengefasst, die

Digitized by Google

Stimmung kann durch das erste Wort angeschlagen werden. Die folgenden Worte können also beim Dichter wirklich durch die ersten erläutert werden.

Anders in der wissenschaftlichen Untersuchung. Hier soll nichts Stimmung sein, hier ist nichts ein sinnfälliger Vorgang. Die Mehrdeutigkeit jedes einzelnen Wortes wird durch kein Ganzes vorher gemildert oder gedeutet, und so kann am Ende kein Ganzes entstehen. Was uns beim Lesen eines solchen Buches oder einer solchen Abhandlung dennoch an ein logisches Fortschreiten, an eine Klarheit und Uebersicht des Ganzen glauben lässt, das ist oft die Kenntnis des Zieles, immer aber unsere Gewohnheit, die Sprache für einen treuen Führer zu halten. Wir gehen in der Irre und ahnen es nicht. Nebel bedecken alle Worte, Nebel alle Wortgruppen — und der Wahnsinn lauert an der Aufdeckung dieser Nebelschleier.

Kehren wir zu unserem Beispiele zurück. Sie werden uns die Impotenz der Sprache (als eines Erkenntniswerkzeuges) noch anders belegen helfen.

„Nebel“ und „Glanz“ sind nicht eindeutig.

„Nebelglanz“ nun gar ist ein Begriff, der vielleicht in jener Nacht, als Goethe dieses Wort erfand, zum erstenmal, seitdem Menschen unter dem Monde wohnen, nötig wurde, weil zum erstenmale ein Menschenauge in solcher Stunde die beiden Lichtwirkungen zugleich wahrnahm.

Es wäre also vollständig unmöglich, mit Hilfe dieses Wortes eine unbekannte Kenntnis logisch zu erschliessen, es wäre schwer, eine neuerschaffene Kenntnis auch nur mitzuteilen. Für Mitteilung einer künstlerischen Stimmung eignen sie sich aber so vorzüglich, dass hundert Jahre nach ihrer Niederschrift Jeder, der Deutsch versteht und ein Herz hat, durch das Lesen dieser Zeilen in die damalige Stimmung Goethes hineinversetzt ist. Er erfährt sie, aber nicht logisch, sondern erfährt sie an sich selbst, er erlebt sie.

Gerade all die wirren Beziehungen der von Goethe gewählten Laute und Worte rufen im Gehirn des Lesers oder Hörers all die zitternden Stimmungen wach. Es ist,

als ob Goethe vor hundert Jahren in einen Phonographen hineingesprochen hätte und wir nun seine bewegte Stimme hörten.

Und nun bedenke man, dass dieser unerreichte Wortkünstler oder Dichter, der doch nebenbei gegenständliche Fragen auch in Prosa unübertrefflich darstellt, man bedenke, dass Goethe nicht wusste, was Glanz ist, wie „Glanz" zu definieren wäre. Er wusste es ganz gewiss nicht, denn er konnte noch nicht einmal die Hypothese ahnen, die Dove fünfzig Jahre später aufstellen würde, und er kannte auch den Versuch nicht, der unter dem Stereoskop aus schwarzen und weissen Flächen (also echt Goethisch) Glanz herstellt. Goethe wusste also nicht, was Glanz sei, und konnte doch als Künstler das unbestimmte Wort so herrlich anwenden, nämlich darum, weil es genügt, wenn in unserem Gehirn der Darstellungsendzweck dieses Wortes wieder erzeugt wird. Ob das Wort klar und deutlich ist, ist für die Mitteilung der Dichterstimmung gleichgültig.

Es traf sich gut in dem Beispiel, dass gerade ein Begriff aus der Optik in Frage kam; da war ja Goethe ein bisschen Fachmann. Und im Zusammenhange damit ist es gewiss notwendig, dass Goethe, der doch so fein von weissen Lilien zu dichten vermochte, in eben der „Farbenlehre", die den Glanz nicht kennt, davon ausgeht, dass es ausserordentlich schwer sei, sich deutlich zu machen, was man eigentlich unter „weiss" verstehe. Der Dichter weiss es, der Gelehrte eben nicht.

Enge des Bewusstseins.

Der Unterschied zwischen der Sprache als einem Kunstmittel und der Sprache als einem Erkenntniswerkzeug ist also darin zu suchen, dass der Dichter Stimmungszeichen braucht und besitzt, der Denker Wertzeichen haben müsste und sie in den Worten nicht findet. Dazu kommt aber noch etwas, was kaum noch in seiner Bedeutung für die sogenannte Logik gewürdigt worden ist: die Enge des Bewusstseins. Nehmen wir als Beispiel wieder die „Ode an den Mond" vor.

Füllest wieder Busch und Thal
Still mit Nebelglanz.

Digitized by Google

Der an sich selbst experimentierende Psychologe mag im stande sein, zwei bis drei dieser Worte zusammen durch das Nadelöhr des Moments zu erblicken, viel weiter wird seine Fassungskraft nicht gehen. Der unbefangene Leser oder Hörer wird ohne Zweifel immer nur ein Wort auf einmal, meinetwegen aber auch zwei bis drei Worte im Bewusstsein finden, die er bei der nächsten Zeile nicht mehr „gegenwärtig" hat. Und dennoch versteht er das Gedicht, dennoch erzeugt das Ganze die ganze Stimmung. Wie ist das möglich? Nun, nicht anders, als wie es für Goethe möglich war, das Gedicht zu sprechen oder zu schreiben, zusammenhängend, trotzdem auch ihm nur immer höchstens zwei bis drei Worte zugleich im Bewusstsein waren. Es ist eben eine unausdenkbar komplizierte Arbeit, die das Gehirn beim Sprechen oder Hören auch in dieser Beziehung leistet. Wie das Auge einen schnell im Kreise bewegten Funken als Kreis erblickt, so verbindet das Gehirn die Nachbilder zu einem geordneten Bilde. Schön. Wir begreifen, wie das Flimmern und Wogen einer Stimmung sich im Dichter wortreich auslöst und wie die Worte im Hörer dann das gleiche Flimmern und Wogen wieder erzeugen. Und den Zusammenhang stellt dann oberflächlich eben das Gedächtnis her, wobei man wohl zu beachten hat, dass immer nur zwei bis drei Worte gegenwärtig sind und das Gedächtnis ganz individuell nur ein paar Hauptpunkte des Verlaufes (mag die Dichtung grösser oder kleiner, ein Epos oder ein Idyll sein) festhält. Was vorhanden ist, jeden Augenblick vorhanden, ist: 1. ein bis drei Worte, 2. die Stimmung des Ganzen, 3. ein oberflächlicher Zusammenhang nach subjektivem Interesse.

Was haben wir von diesen drei Dingen, wenn es sich um Kenntnisbereicherung, ich meine um Fortschritt im Denken (nicht durch Naturbeobachtung) handelt? Die im Nadelöhr stehenden Worte sind an sich unklar und ohne Zusammenhang ganz unverständlich. Die Stimmung des Ganzen ist ein Reiz in Dichtungen, aber bei gelehrten Schriften nur eine halbdichterische Zuthat. Der ober-

Digitized by Google

flächliche Zusammenhang nach subjektiv gerichteten Erinnerungspunkten ist für eine genaue Ueberwachung des Gedankenganges unzulänglich. Es ist, als ob die Streckenwärter einer Eisenbahn mit Glühwürmchen versehen Obacht gäben, während der Schnellzug durch die Nacht herannaht.

Wie ist es also möglich, dass ein Philosoph trotz der Enge des Bewusstseins ein System im Zusammenhang denkt und der Leser ihm folgt?

Ich habe nur eine Antwort: es ist nicht möglich. Um das Schrecklichste zu sagen: wir können gar nicht prüfen, ob der Denker seinen Begriff in zwei auseinander liegenden Sätzen ganz gleich gebraucht habe; denn selbst, wenn wir die beiden Sätze nebeneinander stellen, sind wir nicht im stande, sie zu vergleichen, weil wir sie nicht zugleich denken können.

*

Poesie oder Wortkunst.

Es ist unmöglich, den Begriffsinhalt der Worte auf die Dauer festzuhalten; darum ist Welterkenntnis durch Sprache unmöglich. Es ist möglich den Stimmungsgehalt der Worte festzuhalten; darum ist eine Kunst durch Sprache möglich, eine Wortkunst, die Poesie.

Die deutsche Bezeichnung „Dichtkunst" ist unsäglich geschmacklos. Man hört förmlich, wie man sie und jedes andre Handwerk erlernen könne. Poesie besagte zwar einmal dasselbe, aber die Bedeutung ist vergessen und so mag das Fremdwort gelten.

Poesie gehört zu den gesteigerten Sinnenreizen, die durch Worte, also indirekt, erregt werden. Noch kürzer könnte man sagen: Poesie sei Genuss durch Worte. Die Poesie des Dichters selbst kann ohne Worte bestehen, ein Genuss durch eine Phantasie, ein lasterhafter Genuss. Will er seinen Phantasiegenuss Andern mitteilen, um für den Lohn Hunger, Liebe oder Eitelkeit zu befriedigen, so bleibt ihm nur das Wort, wie dem Musiker Ton, dem Maler Farbe. Poesie ist Sinnenreiz durch Worte.

Wem diese Erklärung nicht gefällt, der achte einmal darauf, wie sehr alle Künste und andern Genüsse nur

Digitized by Google

Sinnenreize sind. Ein Systematiker könnte aus den fünf Sinnen fünf Künste konstruieren, von denen jede nur durch spezifische Vorstellungen wirken kann. Die Poesie wäre dazu die umfassendste Kunst, weil sie mit ihrem Wortvorrat sämtliche spezifischen Sinnesenergien zur Reproduktion von Vorstellungen reizen kann. Man nennt diese sechs Künste nur häufig anders. Künste, Sinnenreize.

Der niederste Sinn ist der sogenannte Tastsinn. Niedrig, weil noch sehr wenig differenziert. Er ist beim Menschen nur höher entwickelt als bei den Mollusken. Er hat sich entwickelt als Korrelat der sogenannten Undurchdringlichkeit der Körper. Das heisst, ein Lebewesen musste getastet haben, um auf seinem Wege umkehren zu können, sobald es auf einen härteren Gegenstand stiess. Das Getast sagt: Du kannst nicht mit dem Kopf durch die Wand. Moralisch ausgedrückt: Du sollst nicht mit dem Kopf durch die Wand. Nun, selbst diese niedrigste Empfindung kann bei luxuriös organisierten Menschen eine Kunst werden, sich zu einer Symphonie ausbilden. Die raffinierte Pariserin und Richard Wagner, die ihr Badezimmer und ihr Schlafzimmer mit ausgeklügelter Vorsicht nach den differenzierten Wünschen ihrer Haut ausstatten, die eine bestimmte Stoffweichheit für jeden ihrer Körperteile bevorzugen, Temperatur und Zusammensetzung ihres Badewassers ausprobieren, die für Sitzen, Liegen und Lehnen bestimmte Möbelformen erfinden, sie sind Künstler des Getasts. Und ich fürchte, dass bei der nahen Verwandtschaft zwischen Künsten und Lastern auch hier die Grenze schwer zu ziehen sein dürfte.

Es wird schon bekannter anklingen, wenn ich nun auch von Symphonien des Geruchs und Geschmacks rede. Die beiden Sinne waren ursprünglich Diener derselben Bestie, des Magens. Sie hatten von zwei verschiedenen Standpunkten nur auszusagen: Das bekömmt dir, das bekömmt dir nicht. Der ungebildetere Geschmack konnte nur sagen: Das ist gut, das ist schlecht. Der feinere Geruch: Das riecht, das stinkt. Der Mensch in seiner Unnatur hat aber auch seinen Magen lasterhaft gemacht, er hat Nahrungs-

Digitized by Google

und Genussmittel nach seinen eigenen krankhaften Gelüsten degenerieren lassen und so sind allmählich Symphonien des Geschmacks und des Geruchs möglich und sogar alltäglich geworden. Die individuelle Verschiedenheit einer Geschmackssymphonie (hergestellt von der Kochkunst, dieser rohesten Lasterdirne) kann man sich veranschaulichen, wenn man etwa die Tafel einer bayerischen Kirmess mit einer Bouillabaisse vergleicht, eine orthodoxe jüdische Hochzeit zu Lemberg mit einem vornehmen Pariser Diner. Ueberall ist ein besonderer Stil. Und unter den Tafelgenossen gibt es wie in jedem Konzert einige Kenner und viele dumme Fresser.

Die Kenner von Geruchssymphonien sind noch seltener, aber sie sind vorhanden. Es gibt unter ihnen auch schon moderne Nasen, welche den Reiz von Dissonanzen würdigen. Ich sehe es kommen, dass Dirnenspezialitäten sich noch mit Teer, Brom oder Jodoform parfümieren werden.

Es sollte natürlich nur gezeigt werden, dass auch diese Sinne einer künstlerischen Steigerung fähig sind. Es wäre alberne Paradoxie, wollte ich die andre Art der eigentlich sogenannten Künste leugnen. Doch eine Verwandtschaft ist da.

Malerei. Die Kunst der Farbe oder der Malerei ist ganz gewiss nicht von der Farbe ausgegangen, sondern von der Umrisszeichnung. Aber die Decadence der Malerei neigt entschieden zur Farbensymphonie, wie z. B. in einigen Bildern von Ludwig von Hoffmann und unbewusster schon bei Makart. Wenn eine solche Farbensymphonie einmal wirklich gar nichts Gegenständliches darstellen wollte, so hätten wir etwas, was fast der Kochkunst an die Seite zu stellen wäre. Ernsthaft. Aber die allgemein verbreitete Malerei ist doch etwas ganz andres. Nämlich so.

Die drei zuerst genannten Sinne wecken gar nicht oder nur nebenher objektive Vorstellungen von der Welt. Die Fingerspitze, die Samt anfasst, der Gaumen, der Erdbeeren schmeckt, die Nase, die Veilchen riecht, haben eigentlich nur ein spezifisches Wohlgefühl, und selbst wenn die Vorstellungen Samt, Erdbeeren oder Veilchen ausgelöst werden, so bleiben

Digitized by Google

sie völlig isoliert. Höchstens durch eine hinzukommende fremde Erinnerung kann in einem lyrischen Gemüte die Vorstellung des Weibes im schwarzen Samtkleid etwa auftauchen, mit dem man in die Erdbeeren oder in die Veilchen gegangen ist. Ganz anders das Gesicht. Das menschliche Auge, das in seiner Urgestalt nicht mehr und nicht weiter sah, als die Nase riecht, damals, als das Urauge noch keine Linse besass und nicht seine übrigen optischen Erfindungen — das jetzige Doppelfernrohr im luxuriös ausgestatteten Menschenkopf umfasst bei jeder Wendung ein stattliches Weltbild, soweit das Licht die Welt zu deuten vermag. Die Kunst der Malerei, der Sinnenreiz durch Farben und Licht beschränkte sich früher darauf, die Vorstellung ansprechender Gegenstände durch Formen und Farben wieder zu wecken. Immer mehr gelangte man aber dazu, Naturstimmungen wiedergeben zu können. Man lernte Farben differenzieren, die man früher nicht sah. Und es ist für mich kein Zweifel, dass unser Augenapparat immer noch verfeinert wird, wie er durch Millionen Jahre verfeinert worden ist. Es ist für mich kein Zweifel, dass hervorragende Maler mehr sehen, als ihre Vorgänger, und dass sie ihre Zeitgenossen lehren, gleichfalls mehr zu sehen. Bei uns sind so Uhde und Liebermann dabei, das Sehorgan der Menschheit zu verbessern, wenn sie auch bei ihren Experimenten selber etwas von der Gesundheit des eigenen Apparates eingebüsst haben. Doch das nur nebenbei; uns soll ja die Malerei wie die übrigen Künste nur über die Wortkunst und so über die Sprache aufklären.

*

Musik

Nun wäre es ja möglich gewesen, dass die Menschen zum Zwecke ihrer Verständigung auf sichtbare anstatt auf hörbare Zeichen verfallen wären. Die Poesie oder die Kunst durch Mitteilung hätte dann scheinbar mit der Malerei mehr Aehnlichkeit gehabt, als wie jetzt mit der Musik. Vielleicht waren die Hieroglyphen ursprünglich eine solche Augensprache.

Digitized by Google

Bei der Musik müssen wir um eines grösseren Anlaufs willen einen Schritt zurückgehen. Nicht alles riecht und schmeckt; fast alles ist durch die Augen wahrnehmbar. Wir müssen nur bedenken, dass die Malerei schliesslich auch Luft malen gelernt hat. Klingen aber thut das ganze Weltall, wenn es nur zum Klingen gebracht ist, für jedes Ohr. Mit der Eigentümlichkeit aber, dass das, was fürs Auge die Hauptsache ist, der Lokalton, die individuelle Färbung, fürs Ohr Nebensache ist. C ist ewig C, ob es nur in der Luft schwirrt oder auch in der Geigensaite, im Posaunenblech, im Tropfen eines Wasserfalls, im Rasseln der Kiesel am Ufer. Ich fürchte fast, dass die Ueberladung unseres Orchesters mit Farben, d. h. mit dem schwingenden Material der Töne, einmal als Barbarei wird empfunden werden. Die reine Musik beruht auf etwas ganz andrem: auf den verhältnismässig einfachen und durch den Kontrollapparat der Ohren leicht zu überschauenden Zahlenverhältnissen der Tonschwingungen. Wieder wie bei den Unterleibssinnen gibt uns das Gehör nur einseitige Vorstellungen, nicht ein Bild wie das Gesicht. Aber das Gehör dringt dadurch noch tiefer in das Geheimnis der Natur ein, dass es uns die objektiven Schwingungen direct schön finden und geniessen lässt, während das Auge die entsprechenden Lichtschwingungen noch subjektiver umsetzt. Das schwebte auch wohl Schopenhauer vor, als er die Musik etwa „die Welt noch einmal“ nannte. Ihn verführte seine Theorie des Sehens. Er hatte unrecht insoweit, als ja jeder Sinn uns die ganze Welt von seinem Standpunkt, d. h. nach seiner spezifischen Energie, noch einmal bietet. Nur so viel ist daran, dass die Musik allerdings die subjektiven Empfindungen nicht zurückprojiziert wie die Malerei. Eine Farbensymphonie ist auch die Welt noch einmal, wie man an jedem Regenbogen sehen kann, wenn man nicht blind ist für seine Augensprache.

Das Gesicht wurde entweder nie oder nur vorübergehend einmal der Mitteilungskunst dienstbar gemacht. Das Gehör erwies sich dafür geeigneter. Wie immer man sich

Digitized by Google

die Entstehung der menschlichen Sprache denken mag, welche natürliche Verbindung immer man zwischen dem Laut und der entsprechenden Vorstellung voraussetzt: die Sprache ist entstanden, indem im Gedächtnis niedergelegte Vorstellungen durch hörbare Laute ausgelöst wurden. Die menschliche Sprache, welche nichts als die Ergebnisse der fünf Sinne zur Voraussetzung hat, und darum ganz und gar ungeeignet ist zur Bereicherung der Vorstellungen, also zur Bereicherung des Wissens, die menschliche Sprache kann, und das ist ihre einzige Aufgabe, jegliche Vorstellung wieder erzeugen; sie ist ein geeignetes Kunstmittel, weil sie die Vorstellungen sämtlicher Sinne wieder erzeugen kann, weil sie dies ohne Gegenwart der Objekte auf dem Wege der Phantasie indirekt vermag, weil sie wiederum die Welt noch einmal ist, die Welt im Spiegel der Sprache. Das Getast, der Geruch, der Geschmack und das Gehör empfinden immer nur ihr spezifisches Objekt selbst, das Gesicht kann schon indirekt zum Geniessen gereizt werden, aber in der Malerkunst nicht durch Zeichen, sondern durch eine Art Täuschung. Die Wortkunst täuscht nicht mehr, sondern erzeugt die Bilder durch Zeichen, die in der Urzeit etwas der Täuschung Aehnliches gewesen sein mögen, jetzt aber konventionell geworden sind und dem Schweinehirt, wie dem Ministerpräsidenten gleichmässig, wenn auch nicht in gleicher Fülle, zu Gebote stehen.

*

Arten der Wortkunst.

Die Verschiedenheit der Kunstmittel trennt die Künste. Lessings Untersuchungen wären nicht nötig gewesen, wenn die Künstler nicht immer wieder versucht hätten, mit falschem Material zu arbeiten. Ein richtiges Bild ist nicht durch Töne und nicht durch Worte auszudrücken. Richtige Musik nicht durch Farben und wieder nicht durch Worte. Wenn Kompositionen und Bilder eine Geschichte zu erzählen versuchen, so sind ihre Musiker und Maler stumme Esel, und wenn der Litterat eine Symphonie oder eine Landschaft erzählen will, so ist er ein schwatzhafter Esel, Bileams Esel, ein göttlicher Esel, aber doch ein Esel.

Digitized by Google

Die Sprache kann nichts weiter als Vorstellungen wecken. Eine vernünftige Sprache will auch nichts mehr, und vollends für die Wortkunst oder Poesie ist eine andere als eine durchaus anschauliche Sprache ebenso unmöglich, wie für die Malerei eine Farbe, die sich auf der Leinwand verändert, oder für die Musik ein Instrument, das sich nicht regieren lässt. Gar nicht zu reden von sinnlosen Worten und unsichtbaren Farben. Was also hier für die Sprache des Verkehrs und der Wissenschaft gefordert wird, das war in der Poesie immer selbstverständlich. Wer von der Oberfläche unserer verbildeten, verschulten und verwahnsinnten Sprache nicht untertauchen kann in ihre farbige Tiefe, der ist unfähig auch nur eine Zeile Poesie zu denken oder zu schreiben.

In diesem Gedankengang ist natürlich die Erzählung die erste und wichtigste Art der Poesie. Der Dichter erzeugt durch Worte den gesteigerten Sinnenreiz von Vorstellungen. Er erzählt, was er gesehen und gehört hat seit Beginn der Welt bis zu ihrem Untergang. Er hat das Wort, das Epos.

In diesem Gedankengang zeigt sich das Drama als eine ganz merkwürdige Art der Wortkunst. Gustav Landauer hat es einmal auf Grund des Wagnerischen Gesamtideals mit der Plastik verglichen. Die Aehnlichkeit mit der bildenden Kunst greift aber viel weiter. Der Dichter einer Erzählung weckt Vorstellungen durch Worte indirekt. Wer aber ein Drama aufführen lässt, erzeugt die Vorstellungen von Götz oder der Kameliendame direkt, noch direkter als der bildende Künstler, denn er lässt seine Modelle sich bewegen, genau nach Vorschrift, und lässt sie beim Handeln sprechen, genau nach Vorschrift.

Was gewöhnlich unter Lyrik zusammengefasst wird, das kann epische und dramatische Poesie sein und ist dem Inhalte nach nichts andres. Unzählige Kapiteleingänge und Bühnenmonologe sind ihrem Inhalte nach lyrische Poesie. Wenn man aber gewöhnlich von Lyrik spricht, so denkt man zunächst an die Form.

Digitized by Google

Im Epos scheint mir die Formfrage ganz nebensächlich. In einer Zeit, wo die Hörer den Schmuck des Rhythmus oder des Reims nicht als unnatürlich empfanden, war Rhythmus und Reim eine natürliche Sprache. Im Drama ist für unser Wirklichkeitsbewusstsein der Vers jederzeit unnatürlich. Das antike Drama war eben Musikdrama. Bei unserer Lyrik ist die Musik nicht nur häufig eine Zugabe, sondern sie ist bei der Bildung der guten Lyrik mit thätig. Es ist ganz falsch, wenn man sagt, ein gutes Gedicht müsse gesungen werden können. Ein gutes Gedicht muss wie Gesang klingen. Die eigentliche Wortkunst erweckt Vorstellungen durch die konventionellen Zeichen der Sprache. Aber diese Zeichen sind hörbar, und so haben sie neben ihrem Vorstellungswerte noch einen Klangwert. Ferner: Die Worte sind heute konventionelle Zeichen und waren doch in der Urzeit sicherlich deutlichere Symbole ihrer Vorstellungen. Ein lyrischer Dichter ist, wer die geheimnisvollen Beziehungen zwischen Dingen und Namen durch die Umformung von Jahrhunderten noch hindurchtönen hört, und wer gar ausserdem die Harmonie empfinden und festhalten kann, die die Töne der menschlichen Sprachworte neben ihrer gemeinen Absicht der Kellnermitteilung noch haben. Solche Schönheit lässt sich in Dichtungen einer fremden Sprache nie erkennen. Uebersetzungen sind Eselsbrücken. Der Esel, der Inhalt kommt hinüber. Das Wertvolle, was Genuss bereitet, geht verloren. Wir haben Bürger, Goethe und Heine. Wer aber deutlich erkennen will, wie taube Ohren wir für die Kunst haben, der nehme eines der Millionenexemplare von Schillers Gedichten zur Hand und prüfe sie auf unsere Forderung. Anstatt, dass jedes Wort eine Vorstellung erwecken sollte, arbeitet sich der edle, ehrgeizige und geistreiche Dichter mit den abstraktesten Gedankengespenstern ab und schlägt sich mit ihren Worten herum, zuerst mit den verblasenen und langweiligen Masken des Klopstockschen Jenseits, am Ende mit den hohlen und aufgeblasenen Därmen der Kantschen Transcendenz. Anstatt die Lautsymbolik der eigenen Sprache zu fühlen, hofft er

Schiller.

Digitized by Google

den hochgeschätzten Himmel erstürmen zu können, zuerst mit zusammengeborgten Wortungeheuern und dann durch gelehrte, d. h. verschult und totklingende Abstraktionen, deren Laut uns auch dann nichts sagen würde, wenn der Begriff lebendig wäre. Und anstatt den Wohlklang unserer Sprache zu vernehmen, unserer deutschen Sprache, die objektiv wahrscheinlich nicht holder ist als die hottentottensche, deren innere Harmonie uns aber, weil sie unser ist, schöner klingt als jede Musik, anstatt diese Musik zu geniessen und geniessen zu lassen, müht er sich fast durchaus, das wohlerwogene Mass in verknöcherte Formen zu giessen und ist zufrieden, wenn es ein gerüttelt und geschüttelt Mass gibt.

*

Naturalismus.

Auf einer Opposition gegen Schillersche Unnatur beruht die modernste Entwickelung der deutschen Litteratur, auf einer Opposition gegen den gesamten Klassizismus beruht die moderne Litteratur überhaupt. Wie es aber den Freilichtmalern ergangen ist, dass sie nämlich den Sehapparat der Menschheit auf Kosten ihres individuellen Sehapparates zu verbessern gesucht haben, ähnlich, nur noch viel schlimmer ergeht es den pedantisch konsequenten naturalistischen Dichtern. Denn die Maler hielten sich an das Organ ihrer Kunst und konnten von zu vielem Schauen höchstens blind werden; so waren sie doch nur Verschwender mit ihrem Eigentum gewesen. Die naturalistischen Dichter aber sind den fremden Organen tief verschuldet, sie pumpen bei der Musik und Malerei in dem falschen Bestreben, mit den unmittelbaren Sinneseindrücken zu wetteifern. Sie haben vergessen oder niemals empfunden, dass ihre Kunst eine Wortkunst ist: dass sie mit ihren konventionellen Wortzeichen nur bekannte Vorstellungen erregen können und nur auf diesem Wege ihre Phantasiebilder erzeugen.

Der Dichter kann nie etwas andres thun, als von der Alltagssprache ausgehen. Was in den Worten historisch und symbolisch an reichen Vorstellungen mit enthalten ist, das kann er nützen. Was aber in neu erfundenen Accorden

Digitized by Google

und Dissonanzlösungen noch namenlos hin und her schwebt, was in noch namenlosen Farbennuancen über den neuen Bildern flimmert und schimmert, ebenso, was die Wissenschaft dunkel ahnt, das ist noch nicht reif für die Sprache der Wortkunst, weil es eben noch nicht Sprachmaterial ist, weil die Vorstellung noch nicht unwillkürlich an die Schallwellen des Wortes geknüpft ist.

So wird selbst der naturalistische Symbolist leider häufig nur zum Sprachvirtuosen, der sich abmüht, das Unsagbare zu sagen. Nur selten wird es ihm gelingen, die Sprache um ein Wörtchen zu bereichern. Der grosse Dichter unserer Zeit wäre eben der, der die neuen Vorstellungen von Musik, Malerei und Wissenschaft in solche Worte umsetzen könnte, dass sie gleich Worte der poetischen Sprache würden. Mit dem Stammeln und Lallen und Klangnachahmen ist nicht viel gethan. Klarheit wäre das erste Erfordernis jeder brauchbaren Sprache, der Kellnersprache, der Forschersprache und der Poetensprache. Aber mit der Klarheit allein wird ein Wort noch nicht poesiefähig. Wie der Mensch alles Erbe seiner Ahnen unbewusst mit sich trägt, so ist jedes Wort der Poetensprache reich von seiner eigenen Geschichte und von den Symbolen der Geschichte. In tiefstem Grunde unterscheidet sich die Sprache der Poesie und der Prosa nur dadurch, dass die Poesie die Worte in der Fülle ihres historischen Reichtums gebraucht, die Prosa in der Magerkeit ihres Tageswertes. Und darum kann nur derjenige ein Sprachschöpfer sein, ein Mehrer der Poetensprache, der für die neuen Stimmungen Worte findet, besondere Worte von scheinbar historischer Prägung, Worte von symbolischer Fülle.

Daraufhin geprüft sind gerade die konsequenten Naturalisten arm. Auf die konventionelle Sprache wollen sie verzichten, eine neue zu schaffen sind sie ausser stande, und so werden manche, jetzt viel bewunderte Geruchs-, Geschmacks-, Gesichts- und Tonsymphonien des Uebergangsnaturalismus dereinst belächelt werden als die Schöpfungen einer Zeit, in welcher die Poesie aufhören wollte eine Wort-

Digitized by Google

kunst zu sein und sich so einem Zustand näherte, in dem jeder Leser mit den Worten beliebige Vorstellungen verbinden konnte.

Poesie und Malerei.

Lessings Laokoon wäre darum wieder ein recht zeitgemässes Buch. Nachdem die Maler jahrzehntelang der Poesie ins Handwerk gepfuscht haben und auf unzähligen Genrebildern irgend einen Schwank, ein Abenteuer, kurz etwas Aussprechliches erzählten, ahmt jetzt wieder die Poesie, die der ganz Modernen, die neue realistische Malerei nach, namentlich darin, dass sie mit einem bedeutenden Wortaufwande die Konturen verwischt. So wie die Maler sich bemühen, durch Auflösung der scharfen Umrisse das Flimmern und Zittern des Lichts wiederzugeben, so möchten auch die Dichter als Affen der Mode Gestalten ohne Umriss schaffen, vor allem aber in den Schilderungen von Landschaften und Seelenzuständen mit den Malern wetteifern.

Die Maler haben insofern recht, als sie durch unbestimmte Farbeneindrücke die Fehler unseres Sehorgans nachahmen wollen; freilich Rembrandt war den modernsten auch darin überlegen. Und es kann wohl eine Zeit wiederkommen, wo die Malerei einen Ruck von einem weitsichtigen Maler erhält, während jetzt die kurzsichtigen den Weg weisen.

Die Dichter aber haben jedenfalls unrecht, wenn sie die Grenzen zwischen Poesie und Malerei so gröblich verkennen. Zu den Unterscheidungsgründen der Grenzen, die Lessing vornehmlich aus den Stoffen und dem Zeitmotiv gezogen hat, kommt wohl noch als wichtigster der Unterschied der Kunstmittel.

Wenn meine Grundgedanken richtig sind, dann ist das Wort ohnehin so flimmernd und zitternd, so schwebend, dass es feste Umrisse überhaupt nicht bietet. Jeder einzelne Begriff ist ein à peu près, und dieser Fehler verstärkt sich natürlich in ungeheurer Steigerung durch die Kombinationen der Sprache im Satze. Wenn Goethe von Mahadöh in dem schönsten deutschen Gedichte sagt:

„Als er nun herausgegangen,
Wo die letzten Häuser sind . . .“

Digitized by Google

so spricht er mit seinem Kunstmittel der Sprache alles aus, was aussprechlich ist. Dabei bleibt aber die Vorstellung so unbestimmt, dass der Leser oder Hörer sich sowohl die letzten Häuser als auch den Gang des Gottes innerhalb der angedeuteten Stimmung frei ausmalen kann. Und wenn hundert Maler die Stelle illustrieren (ein grässliches Wort) wollten, so würden sie hundert verschiedene Auffassungen haben können, von denen keine falsch sein müsste.

Wollte nun ein Moderner Goethe übertrumpfen und z. B. das Bummelhafte oder Nachdenkliche des Gottesganges, dann wieder die Unbestimmtheit zwischen Stadt und Land (die letzten Häuser) durch konturlose Worte dämmernd malen, so würde er sinnlos handeln. Unsere bestimmtesten Worte sind so schwebend, dass die Poesie eben durch ihr einziges Kunstmittel von selbst so stimmungsvoll wird, wie die Malerei erst durch Aufwendung von raffinierter Kunst.

Die Poesie hat immer zitternde Umrisse, solange sie Poesie bleibt.

Gründlicher als durch Naturalismus und Symbolismus und alle übrigen kleinen Neuerungen der Technik kann die Poesie in unserer Zeit durch die neuen Stoffe umgewandelt werden, deren sie sich bemächtigt hat. Von den drei Gewalten, die uns lenken, Hunger, Liebe und Eitelkeit, waren der älteren Poesie nur die Illusionen bekannt, insbesondere die Illusionen der Liebe. Will man das Schaffen von Zola u. s. w. auf eine Formel bringen, so wird man sagen können, die drei Gewalten seien ihrer Illusionen entkleidet worden, und insbesondere die Liebe habe aufgehört, den Mittelpunkt der dichterischen Phantasie zu bilden. Der Kampf ums Dasein gibt die tragischen, der Markt der Eitelkeiten die komischen Stoffe der neuen Zeit.

*

Poesie und Liebe.

Ursprünglich war Poesie gewiss oft der Hochzeitstanz der zweibeinigen Menschen, wie Scherer das in seinen Vorlesungen über Poetik angenommen hat. Und so gewiss die

Digitized by Google

Hochzeitsfarben vieler Tiere, das Hochzeitskleid von Vögeln und von Fischen natürlich sind, so gewiss sind auch die Bräutigamssprünge des Hahns und die Hochzeitstänze des Menschen natürlich. Nur ist es von unseren Gelehrten noch niemals bemerkt worden, dass die poetische Sprache der Menschen geradezu Worte hat für die Hochzeitsfarben der Natur.

Allerdings müssten wir unser menschliches Empfinden für einen Augenblick vergessen, wir müssten unmenschlich sehen, um zu erkennen, dass die Farben, die uns am Leib und im Antlitz der Geliebten entzücken, Hochzeitsfarben der Natur sind, von einem unmenschlichen Standpunkt betrachtet ebenso seltsam oder drollig, wie die Federn des geschlechtsreifen Vogels oder die Hinterbacken des Mandrills. Die ererbte Poetensprache schämt sich auch gar nicht, von einem Lilienleib, von Rosenwangen, von Korallenlippen und von flatterndem Goldhaar zu reden. Allerdings sind solche Ausdrücke jetzt nicht mehr allgemein Mode, niemand aber ahnt, dass es atavistische Aeusserungen waren aus dem Geschmack einer Urzeit, in der der Urmensch mit den Reisszähnen von den Hochzeitsfarben zu Hochzeitstänzen verlockt wurde. Man stelle sich eine blaustrümpfige Mandrillin vor, die die Farben ihres Gatten besingt.

Aesthetik der Tiere.

Wenn Darwin übrigens darin recht hat, dass die gegenwärtige Erscheinung der Tiere auch in dieser Beziehung von der geschlechtlichen Zuchtwahl bestimmt worden ist, so ist die alte Frage nach der Aesthetik der Tiere leicht zu lösen. Wie die Tiere Schönheit sehen und empfinden, das erkennen wir daraus, wie sie sind. Auch die Worte der Aesthetik sind demnach nur die Reflexlaute, welche Geschöpfe der Aesthetik hervorlocken. Wer weiss, wie viele schöne Farben der Schrei des Pfaues ausdrückt. Das kleinste Konversationslexikon der Menschen findet Raum genug, den Mandrill scheusslich zu nennen. Es ist vielleicht gut für unsere berufsmässigen Schönheiten, dass die Mandrille kein Konversationslexikon besitzen.

*

Digitized by Google

Poesie und Begriffe.

Fragt man einen Schüler oder einen Schulmeister, was ein Begriff sei, so wird er etwa antworten: eine Allgemeinvorstellung, die von Einzelvorstellungen „abstrahiert“ sei. Wir haben — nach solchen Schulmeistern — unzählige Einzelvorstellungen von Bäumen, wir kennen Tannen, Eichen, Nussbäume u. s. w., wir kennen viele Arten Tannen, von jeder Art wieder unzählige Individuen. Wir ziehen nun von diesen Bildern — nach der landläufigen Lehre — das Zufällige ab: die Grösse, die Farbe, die Form der Blätter u. s. w. und erhalten so die Allgemeinvorstellung, den Begriff.

Dass es so nicht in unserem Kopfe zugehe, das hat schon der phantastische Berkeley gegen Locke behauptet, und zwar sehr scharf. Er könne sich nicht ein Dreieck vorstellen, das nicht eine bestimmte Form habe, spitz-, recht- oder stumpfwinklig sei.

Dass unsere Allgemeinvorstellungen oder Begriffe durch Abstraktionen entstehen, das kann man bei hohlen Nüssen wie: Tugend, Unsterblichkeit u. dergl. den Leuten einreden. Sowie aber die Wirklichkeitswelt verglichen wird, dürfte es ohne Beweis einleuchten, dass es eigentlich Allgemeinvorstellungen gar nicht gibt, dass es in unserem Gedächtnis nur ähnliche, ineinander fliessende, verwaschene Vorstellungen gibt, die in Vorrat hinter dem Begriff stehen, und aus denen die Phantasie immer diejenigen hervorlangt, die sie gerade braucht oder die ihr die unbewusste Association zuführt.

Wobei nicht zu vergessen ist, dass nur wenige Menschen beim Wortgebrauch es auch für nötig halten, den einzelnen Begriff oder das Wort jedesmal aus dem Vorrat der Vorstellungen zu speisen und sie so lebendig zu machen oder zu erhalten. Der gewöhnliche Romanleser (wie der Sudler von Schreiber) stellt sich bei Sätzen wie: „Die Pferde trabten durch die Heide“ gar nichts vor, und wenn er die ihm wohlbekannten Worte dennoch zu verstehen glaubt, so kommt es daher, dass eben der Vorstellungsvorrat hinter den Begriffen steht, wie die unendliche Melodie des Wagner-

Digitized by Google

schen Orchesters hinter den gesungenen Worten, und dass unbewusst bei „Pferd“, „traben“, „Heide“ irgend etwas Nebelhaftes mitklingt. Daher die vielen albernen Romanphrasen, die den Spass des Kladderadatsch machen. „Sie bedeckte ihr Gesicht mit beiden Händen und streckte dem Grafen die aristokratisch feine Rechte entgegen.“ Das kann der Sudler nur schreiben, weil er den Begriff ohne Vorstellung gebraucht. Und dabei ist er doch gewiss noch phantasiereicher als sein Leser, als Peter und Paul.

Ebenso vorstellungslos gebraucht die Wissenschaft ihre Worte, nur dass sie sie mit einer gedankenlosen Zuversicht wie unveränderliche mathematische Zeichen anwendet. „Das Pferd ist ein Säugetier“, wird fast ohne jede Vorstellung gesagt.

So geht es beim gewöhnlichen Wortgebrauch des Schwätzers und des Gelehrten zu. Anders wird es, wenn die Sprachforschung oder eine Verlegenheit uns zwingt, grelles Licht auf einen Begriff oder ein Wort fallen zu lassen; wir fühlen dann, wie sich eine Fülle von Einzelvorstellungen vor das Nadelöhr unseres Bewusstseins drängt, bereit, hindurchzugehen und den Begriff zu illustrieren. Wir können dann sehr viel rasch nacheinander vorstellen und haben dann die Selbsttäuschung einer Allgemeinvorstellung.

Da nun aber die Erinnerung an eine Einzelvorstellung wohl verblassen und verschwimmen kann, aber niemals sich recht eigentlich mit einer anderen verbinden kann, da (allgemein gesagt) ein Erinnerungsbild sich bei gesunden Sinnen nie anders als höchstens durch die Stärke von der ersten Vorstellung unterscheidet, so scheint ein Zustandekommen ehrlicher Allgemeinvorstellungen oder Begriffe geradezu unmöglich. Was ist es nun, was uns doch in uns als Allgemeinvorstellung oder Begriff, ausser uns als Wort so wohl bekannt ist?

Eine Vermischung, wie sie sonst im Träumen stattfindet, und wie sie im Wachen nur möglich ist durch Mitwirkung der sogenannten Phantasie, der dichterischen Phan-

Digitized by Google

tasie, welche ja mit dem Träumen so viele Aehnlichkeit hat. Ohne diese Mitwirkung war keine Sprache, war kein einziger Begriff möglich. Ein dichterisches Genie war, wer in Urzeiten zuerst seine Einzelvorstellungen von Tannen, Eichen u. s. w. durch das Lautzeichen „Baum“ festhalten konnte, und nur wieder eine Art dichterischer Phantasie knüpft heute noch an das Wort „Baum“ lebhafte Vorstellungen.

Dabei stimmt es gut zu meiner Lehre, dass nämlich die Sprache durch Metaphern entstanden ist und durch Metaphern wächst, wenn dichterische Phantasie die Worte immer wieder ergänzen und beleben muss.

*

Metapher und Poesie.

Die Darlegung kann auf die späteren Ergebnisse dieser Sprachkritik leider noch gar keine Rücksicht nehmen. Der Leser, der das Werk nicht zum zweitenmal gelesen hat — das wäre ein leeres Buch, das nicht zweimal gelesen werden müsste —, wird mit dem Begriffe der Zufallssinne noch nicht viel anzufangen wissen. Aber er wird es mit Zustimmung aufgenommen haben, wie ohne Entfernung vom Lessingschen Standpunkte schon einerseits die überragende Stellung der Poesie den anderen möglichen Künsten gegenüber, anderseits die Unwahrheit in der Ueberschätzung des Dramas angedeutet werden konnte. Nun aber werden wir lernen, was alle Theorie der Künste aufs neue ins Wanken bringt: wir lehren ja, dass unsere fünf Sinne Zufallssinne sind und dass unsere Sprache, aus den Erinnerungen dieser Zufallssinne entstanden und durch metaphorische Eroberungen auf alles Erkennbare ausgedehnt, niemals Anschauung der Wirklichkeit zu geben vermag.

Die vorerst noch paradoxe Vorstellung, dass unsere Sinne Zufallssinne sind, lässt den höheren Wert der Wortkunst noch heller hervortreten. Wie erst das Wort oder der Begriff die verschiedenen Eigenschaften substantivisch zusammenfasst, welche die einzelnen Sinne gewissermassen vorhistorisch, ja vormenschlich als Wirkungen z. B. der Nachtigall wahrgenommen haben, wie das Wort Nachtigall

Digitized by Google

für die Phantasie mehr leistet als die Erinnerung an eine der Beobachtungen, deren Ursache sie ist, so leistet die Poesie mehr als eine andre Kunst, ja mehr als die Summe aller andern Künste. Denn wie unsere ganze Welterkenntnis nicht aus Deduktion, sondern aus Induktion entstanden ist, aus einer unvollständigen Induktion, wie es doch nur Stichproben aus der Wirklichkeitswelt waren, aus denen wir uns das Bild der Welt zusammensetzten, so vereinigt die Wortkunst die Daten der Zufallssinne zu einem Bilde, das durch seine Uebereinstimmung mit sich selbst, d. h. durch die Möglichkeit seiner widerspruchslosen Wiederholung, doch mehr als Zufall zu sein scheint.

Keine Anschauung.

Aber diese hohe Thätigkeit der Wortkunst, die als Bild der Wirklichkeitswelt auch noch alle Versuche einer wissenschaftlichen Erkenntnis übertrifft, hat ihre Grenze an der Fähigkeit der Sprache, Anschauungen zu geben. Nicht nur die ältere Aesthetik, von Aristoteles bis Lessing, hoffte durch Worte eine Nachahmung der Natur herstellen zu können; das Wort Nachahmung gebraucht man nicht mehr, aber kein Dichter oder Aesthetiker scheint daran zu zweifeln, dass Bilder der Wirklichkeitswelt deutlich durch Worte hervorzurufen sind. Wir aber haben erfahren, dass Worte nicht Bilder geben und nicht Bilder hervorrufen, sondern nur Bilder von Bildern von Bildern. Wir kommen im praktischen Leben, dem Kellner gegenüber, mit den Worten der Sprache so gut aus, dass wir gewöhnlich übersehen, wie unfähig die Sprache ist, ihre letzten Absichten zu erreichen. Jedes einzelne Wort ist geschwängert von seiner eigenen Geschichte, jedes einzelne Wort trägt in sich eine endlose Entwickelung von Metapher zu Metapher. Wer das Wort gebraucht, der könnte vor lauter Fülle der Gesichte gar nicht zum Sprechen kommen, wenn ihm nur ein geringer Teil dieser metaphorischen Sprachentwickelung gegenwärtig wäre; ist sie ihm aber wieder nicht gegenwärtig, so gebraucht er jedes einzelne Wort doch nur nach seinem konventionellen Tageswerte, als Spielmarke, und gibt mit diesen Spielmarken nur einen imaginären Wert, gibt niemals Anschauung.

*

Digitized by Google

Bevor ich weitergehe, möchte ich durch einige Aeusse- Goethe.
rungen Goethes zeigen, wie nahe und doch wie fern er einer solchen Auffassung war. In einem seiner Sprüche in Prosa (951) sagt er: „Nicht die Sprache an und für sich ist richtig, tüchtig, zierlich, sondern der Geist ist es, der sich darin verkörpert; und so kommt es nicht auf einen jeden an, ob er seinen Rechnungen, Reden oder Gedichten die wünschenswerten Eigenschaften verleihen will: es ist die Frage, ob ihm die Natur hierzu die geistigen und sittlichen Eigenschaften verliehen hat. Die geistigen: das Vermögen der An- und Durchschauung; die sittlichen: dass er die bösen Dämonen ablehne, die ihn hindern könnten, dem Wahren die Ehre zu geben.“ Es scheint mir, dass ich diesen tiefsinnigen Spruch trotz des argen Wortes Geist für mich in Anspruch nehmen kann; was Goethe meint, ist doch offenbar: nicht auf die Worte kommt es an, die jemand in seinen „Rechnungen, Reden oder Gedichten“ (die Dreiteilung ist köstlich) gebraucht, sondern auf die den Worten zu Grunde liegenden psychologischen Vorgänge, die wir nicht mehr in geistige und sittliche zu unterscheiden brauchen, sondern in seine erworbene Erfahrung und in seinen angeborenen Charakter.

Wäre Goethe nicht (zu unserem Glücke) ganz Dichter gewesen, hätte er diesen Gedanken auf Grund von Lockes Psychologie und Kants Weltanschauung abstrakt zu Ende denken können, so hätte er zu unserer Vorstellung vom metaphorischen Charakter der Sprache gelangen müssen. Und unter seinen Sprüchen in Prosa findet sich wirklich eine Ahnung davon. Er hat (in Nummer 178) die Schillersche Unterscheidung zwischen der älteren naiven und der neueren sentimentalen Poesie im Sinne, wenn er mit milder Ironie die Gleichberechtigung der neueren Dichtung aufstellt, die doch immer mehr das Gemütliche des inneren Lebens als das Allgemeine des grossen Weltlebens darstellt, die „eine Poesie ohne Tropen ist“. Da stellt er sich den Ausdruck in der Bedeutung vor, die er in der Poetik hat. Aber bald (Nummer 235) fügt er mit Ueberwindung der Schulsprache

Digitized by Google

hinzu: „Es gibt eine Poesie ohne Tropen, die ein einziger Tropus ist.“ Man sollte glauben, er hätte damit das Auftreten der sogenannten symbolistischen Poesie vorausgesagt, welche in Wahrheit ein einziger Tropus ohne Tropen ist. Diese Stimmungspoesie, von welcher kein Neuerer so schöne Proben gegeben hat, wie Goethe mitunter selbst, ist augenblicklich das letzte Wort der Wortkunst und erscheint darum dem einen als ein tiefer Fall, als die Decadence, dem andern als der höchste Gipfel, als die Renaissance der Poesie. Wir aber untersuchen dieses letzte Wort der Wortkunst darauf hin, ob sie über die Sinnenkünste hinaus Bilder zu wecken vermöge.

*

Maeterlinck.

Diese Untersuchung wäre auf der Stelle beendet und entschieden, wenn wir uns der theoretischen Führung von Maurice Maeterlinck anvertrauen wollten.

Das heilige Schweigen ist sonst auch bei andern Völkern im Sprichwort und in den Versen einsamer Dichter gefeiert worden. Seit einiger Zeit haben auch die Franzosen, die berühmtesten Causeurs oder Schwätzer der Erde, die Heiligkeit des Schweigens empfinden gelernt, wie es scheint, unter dem Einfluss englischer und skandinavischer Schriftsteller, denen sie nach der grossen Niederlage eine gute Wirkung auf den Charakter und auf die Vermehrung der Nation zutrauten. Bei einem feinfühligen Vollblutfranzosen wie Maupassant ist eine solche Andacht zum Schweigen nur vorübergehende Stimmung. Bei Maeterlinck wird diese Andacht zu einer Religion, und weil er ein Dichter ist und dennoch das Schweigen höher stellt als die Worte, so entsteht die eigentümliche Poesie, die bald rührend, bald komisch ist wie das schlafende Schweigen oder wie das unfertige Lallen eines Kindes.

Maeterlincks Poesie ist für mich ein Symptom dafür, dass die Ueberzeugung von der Wertlosigkeit der Sprache in der Luft liegt, wie man sagt, dass auch ganz unphilosophische Köpfe unabhängig voneinander zu ahnen an-

Digitized by Google

fangen, wie die Menschen einander mit all ihrem ungeheuren Wortschatz nicht mehr sagen können, als auch ein Blick, ein Seufzer oder eine Geste aussprechen könnte. Das Seltsame und in der That Komische dabei ist nur, dass die Poesie Wortkunst und nichts als Wortkunst ist und nun dennoch auf die geläufige Sprache erwachsener Menschen verzichten will. Bei einer echten Natur wie Maeterlinck ist diese verstummende Poesie immerhin beachtenswert; er empfindet eben mehr, als seine Sprache auszudrücken gestattet. Bei seinen armen Nachahmern, welche ein Gefühl über die Sprache hinaus nur heucheln, wird dieses kindische Lallen zu einer lächerlichen Verirrung der Mode.

Das Schweigen.

In einem kleinen Aufsatz über das Schweigen hat Maeterlinck sowohl die Tiefe seiner Andacht, als die Grenzen seines Denkens verraten. Ich entnehme ihm einige Sätze, welche seiner Ueberzeugung von dem Unwert der Sprache hübschen Ausdruck geben. „Man muss nicht glauben, dass die Sprache jemals der wirklichen Mitteilung zwischen den Wesen diene. Die Worte können die Seele nur in der gleichen Weise vertreten, wie z. B. eine Ziffer im Kataloge ein Bild bezeichnet, sobald wir uns aber wirklich etwas zu sagen haben, sind wir gezwungen zu schweigen. . . . Wir reden nur in den Stunden, wo wir nicht leben, in den Augenblicken, wo wir unsere Brüder nicht wahrnehmen wollen und wo wir uns in einer grossen Entfernung von der wirklichen Welt empfinden. Und sobald wir sprechen, verrät uns irgend etwas, dass irgendwo göttliche Pforten sich schliessen. Auch sind wir sehr geizig mit dem Schweigen; und die Unklügsten unter uns schweigen nicht mit dem ersten besten. . . . . Ich denke hier nur an das aktive Schweigen; es gibt aber auch ein passives Schweigen, welches nichts ist als der Reflex des Schlummers, des Todes oder des Nichtseins. . . . Sobald zwei oder drei Menschen sich begegnen, denken sie nur daran, den unsichtbaren Feind zu verscheuchen; denn die meisten gemeinen Freundschaften haben keinen anderen Grund als den Hass gegen das Schweigen. . . . Sobald die Lippen schlafen, erwachen die

Digitized by Google

Seelen und gehen ans Werk; denn das Schweigen ist voll von Ueberraschungen, von Gefahren und von Glück. . . . Willst du dich wahrhaft einem Menschen hingeben, so schweige: und wenn du Furcht davor hast, dich mit ihm auszuschweigen, so flieh ihn, denn deine Seele weiss bereits, woran sie ist. . . . Wir kennen uns noch nicht, schrieb mir jemand, den ich vor allen liebte, wir haben noch nicht gewagt, zusammen zu schweigen. . . . Man wägt die Seelen im Schweigen, wie man das Gewicht von Gold und Silber in reinem Wasser prüft; und die Worte, welche wir aussprechen, verdanken ihren Sinn nur dem Schweigen, in welchem sie sich baden."

Immer kehrt der Gedanke wieder, dass zwei menschliche Wesen einander durch die Sprache nichts Wesentliches sagen können. Ueber diese ethisch-poetische Betrachtung der Sprache gelangt Maeterlinck nicht hinaus; niemals kommt ihm auch nur von ferne der Einfall, es werde sich durch die Sprache auch Erkenntnis nicht ausdrücken lassen. Mit dem naiven Vertrauen eines Dichters verachtet er die Sprache nur, soweit er selbst mit ihr zu thun hat, traut ihr aber auf fremdem Gebiet alle möglichen Fähigkeiten zu. Ein klarer Denker ist er nicht. Und so ist es kein Wunder, dass er auf seinem eigensten Gebiete den Fehler begeht, durch welchen die menschliche Sprache für die Erkenntnis überhaupt unfähig geworden ist, ich meine nicht geworden nach einem früheren besseren Zustande, sondern geworden von Anfang an. Wie nämlich die menschliche Sprache in Bildern entstand, aus Bildern geworden ist, und wie insbesondere in den Wissenschaften der Schein, welchen wir die Gesetze, Ursachen u. s. w. nennen, von uns in die Wirklichkeit hinein personifiziert ist, so wird dem Dichter Maeterlinck das Schweigen selbst zu einer Personifikation, zu etwas Wirklichem, zu einer positiven Macht. Lächelnd rächt sich die Sprache an ihrem Verächter und lässt ihm das einzige Wort, bei welchem ein Nicht-Dichter ganz sicherlich an keine Personifikation denken kann, lässt ihm das Schweigen zu einem mystischen Etwas, zu einer Gottheit,

Digitized by Google

werden. Das kommt wohl davon, dass auch Maeterlinck nicht stolz genug ist, um ehrlich zu schweigen, dass er eitel genug ist, über das Schweigen zu reden.

Für diesen eitlen Gebrauch der falschen Sprache finde ich bei Maeterlinck kein besseres Beispiel als (in dem Drama Aglavaine und Sélysette) einen Satz, der je nach der Stimmung des Lesers zum Nachdenken oder zum Lachen auffordern kann: „Il n'y a rien de plus beau qu'une clef, tant qu'on ne sait pas ce qu'elle ouvre." Das Schönste auf der Welt ist also ein Schlüssel, solange man nicht weiss, was er aufschliesst. Man könnte Maeterlincks Sprache nicht plastischer zeichnen, man könnte sich nicht feiner über sie lustig machen. Er predigt das Schweigen, aber sein Predigen ist natürlich Sprache. Er lehrt, dass die Sprache die Menschen trenne, anstatt sie zu verbinden, dass sie zwischen den Menschen sei, aber nicht als eine Brücke, sondern als eine Wand. Sehr schön, und ich berufe mich gern darauf, dass diese Abwendung von der Sprache durch ihn eine Sekte zu bilden beginnt. Doch — wie gesagt — in der poetischen Praxis spricht er, zwischen den Worten, wie er meint, aber die Poeten aller Zeiten haben ihr Bestes immer zwischen den Worten hören oder lesen lassen. Und so kehren wir zu der ersten Frage zurück: Gewähren uns die Worte, selbst in der Sprache der Poeten, irgend welche Anschauung? Fassen wir die beiden extremsten Fälle ins Auge: Der Dichter soll einmal das Unsagbarste ausdrücken wollen, eine Landschaftsstimmung, das andere Mal das Sagbarste, einen sogenannten konkreten Gegenstand.

Anschauung durch Worte.

Für den ersten Fall denken wir an Schillers Gedichtanfang: „Es lächelt der See." Dass das Lächeln des Sees eine Metapher sei, wird uns jeder Schuljunge sagen. Gemeint sei eine gewisse Heiterkeit des Landschaftsbildes. Die kürzeste Besinnung belehrt uns aber, dass Heiterkeit noch dieselbe Metapher ist; die Natur ist nicht heiter, nur die Menschen können es sein. Das Lächeln bedeutet also weiter nur Helligkeit. Mit der Helligkeit allein ist es aber auch nicht gethan. Stellen wir uns vor, wir stehen am Ufer

Digitized by Google

des Sees unter der glühenden Sonne eines Julimittags, so empfinden wir nicht die Stimmung der Heiterkeit, weil die Hitze unserer Empfindung näher liegt als die Beleuchtung. Nun aber der „See", was sagt uns dieses Wort? Vor allem Jedem nur das, was er einmal erlebt hat. Es kann ein See in der Ebene, es kann ein See im Hochgebirge sein, ein kleiner oder ein grosser See, ein See im Walde oder ein baumloser See, ein See mit Menschenstaffage oder ohne solche, ein grüner oder ein blauer See u. s. w. u. s. w. Gibt aber „es lächelt der See" auch nur eine dieser möglichen Anschauungen? Ich glaube, nein. Der Dichter selbst, besässe er diese lebhafte Malerphantasie, wäre ein Maler und kein Dichter geworden. Und vollends der Leser oder Hörer wird nur in Ausnahmsfällen die Anschauung an ein bestimmtes Landschaftsbild in sich aufgeregt finden und dann wahrscheinlich der Dichtung gar nicht mehr folgen können. Was in ihm geweckt wird, das ist eine ganz unbestimmte Empfindung; an das Wort See allein schon ist durch jahrhundertlangen Gebrauch eine Stimmung geknüpft, das Wort löst nicht die Seeanschauung aus, sondern — besonders in der Seelensituation des Poesieaufnehmens — nur diese Seestimmung, die zuinnerst eine metaphorische Anwendung des Seebildes auf menschliche Gefühle ist und die durch die Verbindung mit der deutlicheren Metapher „lächeln" nur differenziert wird. Ganz ähnlich steht es damit, wenn Goethe seine Kantate von der ersten Walpurgisnacht beginnt: „Es lacht der Mai."

Wir sind uns des Anthropomorphismus in solchen scheinbar ganz banalen Sätzen freilich nicht bewusst. „Der Mensch begreift niemals, wie anthropomorphisch er ist" (Goethe, Sprüche in Prosa, 216). Erst die Sprachkritik kann darüber aufklären, dass selbst ein noch schlichterer Satz, wie „es rauscht das Meer", der natürlich als Ausdruck der Landschaftsstimmung genau dem „es lächelt der See" entspricht, auch sprachlich keinen wirklichen Sinneseindruck wiedergibt, dass die Vorstellungen „Meer" und „rauschen" alle beide vom Menschengehirn allein in die Natur hinein-

Digitized by Google

gedacht worden sind. Dies führt uns auf das andere Extrem der poetischen Sprache, auf die simpelsten Worte für konkrete Gegenstände.

Wir müssen dabei absehen von dem Stofflichen in allen Arten der Poesie. Das Stoffliche ist unpoetisch, und es gehört in unsere Erkenntnistheorie der Nachweis, dass die Sprache nicht einmal zur Mitteilung des Stofflichen geeignet ist. Sie ist ungeeignet zur Erkenntnis der Welt, doppelt ungeeignet also zur Mitteilung der Erkenntnis. Das Poetische an der Poesie ist aber immer gewesen und wird immer sein: die Stimmung, das Gefühl, die Beleuchtung, Stimmung.
die subjektive Anschauung, welche der Dichter mit dem Stofflichen verbindet. Zur Mitteilung dieses subjektiven Elementes ist der Dichter zu jeder Zeit auf gewisse Worte beschränkt; andere darf er nicht anwenden, ohne dass die Stimmung gestört würde. Der Kreis dieser poetischen Sprache wechselt von Geschlecht zu Geschlecht; heute wird die Stimmung durch Worte erhöht, die sie noch vor dreissig Jahren gestört hätten und umgekehrt; aber die Thatsache, dass dem Dichter für seine Zwecke nicht sein ganzer prosaischer Sprachschatz zur Verfügung steht, wird niemand leugnen. Welche Worte sind es nun, die die Stimmung erzeugen helfen? Shakespeare erzeugte Stimmung durch Worte wie Mars und Venus; ich habe dabei die Empfindung, als kratze jemand auf Glas. Dieselbe Empfindung hätte man in Europa vor fünfzig Jahren gehabt, wenn ein Dichter in tragischer Absicht von den Regenpfützen der Strasse geredet hätte, in denen sich bei Lampenlicht die hässlichen Gestalten vorüberstürzender Dirnen spiegeln. Welche Worte sind poetisch?

Doch offenbar diejenigen Worte oder Wortgruppen, welche wir in Verbindung mit einer Stimmung ererbt haben oder welche geeignet sind, sich neu mit einer Stimmung zu verbinden. Es sind die Nachahmer, welche überlieferte Stimmungen mit überlieferten Worten ausdrücken, es sind die Genies, die für neue Stimmungen neue Worte suchen. Was aber ist die innige Verschmelzung von Wort und

Digitized by Google

Stimmung anderes, als der Eroberungszug der Metapher über den Begriff hinaus, als die Gewinnung von Gefühlswerten?

Metapher und Vergleichung.

Solange man die Metapher nicht sprachgeschichtlich, solange man sie in Rhetorik und Grammatik behandelt, denkt man niemals an diesen Punkt, der doch entscheidend ist. Was uns zur Vergleichung, also in einer Urzeit zur Begriffserweiterung oder Namengebung zwingt, das ist ja vor der Begriffserweiterung etwas Namenloses, etwas Unbewusstes, ein Gefühl. Darin müssen Poesie und Ursprung der Sprache übereinstimmen. Das Bewusstsein der Vergleichung, durch Worte wie „gleichsam“ oder „wie“ ausgesprochen, muss jüngere Reflexion sein. Es ist ein ebenso witziger, wie falscher Einfall von Steinthal, wenn er diesen Vergleichungspartikeln eine hohe Bedeutung beimisst, wenn er in seiner Vorliebe für die orientalische Poesie die unbewusste Vergleichung der griechischen Mythologie, die die Sonne zum Helios personifiziert, „kindlich, wenn nicht kindisch“ nennt, den Psalmisten aber poetisch, weil er (z. B. 19, 6) von der Sonne sagt: „Sie gehet hinaus wie ein Bräutigam aus seiner Kammer.“ Die Vergleichung drückt ein Gefühl aus; hier, dass die Sonne glücklich lache, wie der Lenz in den Saal lacht. „Wie ein Bräutigam“ ist wunderschön, aber nicht durch das „wie“. Ich habe mich selbst beim Schreiben oft darauf ertappt, dass ich bei der Anwendung einer Metapher zögere, ob ich das „wie“ oder „gleichsam“ hinsetzen soll oder nicht. Und so oft ich mir meines Gedankenganges bewusst war, war ich mir auch bewusst, die Vergleichungspartikel nur für die Dummen hinzusetzen; für mich selbst und für meinen einzigen guten Leser brauche ich sie nicht. Und noch eins fiel mir auf: Bei der alten, ererbten Metapher war die Vergleichungspartikel überflüssig; je neuer und kühner die Metapher war, desto eindringlicher musste der Leser durch ein „wie“, „gleichsam“, „gewissermassen“ und dergleichen zu einer Bemühung seiner Phantasie aufgefordert werden, um — „gleichsam“ — an den Gedanken ein anschauliches Bild zu knüpfen. Ein anschauliches Bild!

Digitized by Google

Es ist kein Pleonasmus. Es liegt darin die Ahnung ausgesprochen, dass es bei dem Begriff nicht auf wirkliche Anschauung, sondern nur auf den schönen Schein einer Anschauung hinausläuft.

Diese Beobachtung nun aber, dass es unbewusst gewordene, unbewusst entstehende und wieder unbewusst werdende Metaphern gebe, sagt allgemein aus, was eben bemerkt worden ist, dass jede Zeit ihren eigenen Sprachausschnitt habe, den sie für poetischen Gebrauch benutze. Jederzeit liegt die Sache so, dass die Masse der Nachahmerpoesie Gefühlsmetaphern gebraucht, die schon durch den Wortklang die gewünschte Stimmung erzeugen. Ein älterer Sprachausschnitt von Gefühlsmetaphern hat inzwischen seinen Stimmungswert verloren und ist zu unpoetischen Redensarten herabgesunken. Dann gibt es jederzeit Neuerer, welche neue Gefühlsmetaphern erfinden, die anfangs noch unpoetisch scheinen, weil das Volk ihren Gefühlswert nicht mitfühlt, die dann zu allgemeinen poetischen Ausdrücken werden, um schliesslich wieder als Redensarten zu verlöschen. Ich habe solche aussterbende Metaphern der Poesie „tote Symbole" genannt, und dachte dabei zunächst an die toten Symbole der griechischen Mythologie.

Tote Symbole.

Ich möchte an dieser Stelle bemerken, dass Goethe, der nach der italienischen Reise die sterbende Renaissance in Deutschland mit seinem Genie leider neu belebte, in seiner Jugend den toten Symbolen den Laufpass zu geben geneigt war. In dem köstlichen siebenten Buche von Dichtung und Wahrheit erzählt er mit dem überlegensten Humor, wie er zu Leipzig das Hochzeitscarmen für einen Onkel verfasst und den ganzen Olymp versammelt habe, um über die Heirat eines Frankfurter Rechtsgelehrten zu ratschlagen; wie der Professor der Poetik, an welchen Gellert die jungen Studenten gewiesen hatte, ihn darüber belehrte, dass jene Gottheiten nur hohle Scheingestalten wären. Goethe warf das ganze mythische Pantheon weg, „und seit jener Zeit sind Amor und Luna die einzigen Gottheiten, die in meinen kleinen Gedichten allenfalls auftreten". Das schlechte Ge-

Digitized by Google

wissen beim Gebrauch dieser toten Symbole muss aber selbst in der reichsten Renaissancezeit, im 16. Jahrhundert, lebhaft gewesen sein. Ich möchte da an einen sehr merkwürdigen Umstand erinnern, dass nämlich Shakespeare in seinen parodistischen Stellen (z. B. in der Tragödie von Pyramus und Thisbe) genau dieselben toten Symbole zum Spasse verwendet, die anderswo bei ihm konventionell tragische Stimmung erzeugen sollen; ganz ähnlich arbeitet das andere grosse Genie der Zeit, Cervantes, in seinen ernsten Novellen mit den gleichen sterbenden Symbolen, die er im Don Quichote verspottet.

Den Kampf gegen diese „toten Symbole" der Antike habe ich schon vor Jahren in flüchtigen Skizzen und ohne Zusammenhang mit dem Gedanken meiner Sprachkritik aufgenommen (Tote Symbole, 1892). Gymnasiallehrer haben sich über die Broschüre und besonders über ihr Motto entsetzt: „Ceterum censeo, Romam esse delendam", das ich so frei war, Hannibal in den Mund zu legen. Hier erscheint dieser ganze Kampf gegen die Antike, diese mir von so vielen Seiten verübelte Ueberzeugung, dass es endlich zu Ende sei mit der poetischen Renaissance (bei aller Ehrfurcht für ihre historischen Verdienste um Wissenschaft und Humanismus), hier erscheint dieses ganze wichtige Gebiet nur wie ein unscheinbarer Posten in der kritischen Sprachphilosophie. Denn Götter sind Worte, Worte sind Götter, und die griechische Mythologie ist nicht die einzige, die in den Worten der Sprache den ewigen Kreislauf zurücklegt, der von Metapher zu Metapher führt, vom Scheine einer Anschauung zu einem anderen Scheine, um in banalen Redensarten zu verblassen, die durch Eroberung neuer Stimmungen wieder neue Gefühlswerte erringen. Die Geschichte der poetischen Sprache bietet hierfür unzählige Beispiele. Ganz nahe berührt sich mit der antiken Mythologie die antike und überhaupt die alte Astronomie. Aus orientalischen Vorstellungen über das Verhältnis der Erde zu den Sternen sind Bilder in die Psalmen übergegangen und von da in unsere Kirchenlieder und in unsere Volks-

Digitized by Google

sprache, Bilder, die niemals eine wirkliche Anschauung gegeben haben und die heute an der Grenze stehen zwischen verblassenden Gefühlswerten und toten Redensarten. Das gilt von dem viel bewunderten Scheinbilde, das die Erde zum Schemel Gottes macht, das gilt aber für aufmerksamere Ohren auch noch für alle Worte, die mit dem Sternenzelt, mit den Mächten über den Sternen, ja mit dem Worte Himmel selbst etwas wie religiöse Stimmungen erzeugen. Der Anblick der Sterne (des „Sternenheers" wäre schon eine tote Redensart) erweckt in dem verhältnismässig unabhängigen Geiste Stimmungen ganz anderer Art, die man meinetwegen ebenfalls religiös nennen mag. Dieselben Sterne sind dann in der Astrologie, die ja einmal für Wissenschaft galt, mit neuen Gefühlswerten verbunden worden, die dann wieder in toten Redensarten wie „Napoleon folgte seinem Stern", „sie haben gehabt weder Glück noch Stern" gar keine Anschauung mehr bieten, sondern nur noch den letzten Rest einer poetischen Stimmung.

Wir nähern uns, wenn der Leser meinen Gedankengang innerlich mitmacht, der Einsicht, dass dieser Mangel der poetischen Sprache, ihr Umhertappen in Scheinbildern, ihr Mangel an wirklicher Anschauung, nur ein Spezialfall ist, nur ein Beleg mehr dafür ist, dass die Sprache nicht einmal einen banalen Gegenstand ausdrücken oder mitteilen kann. Nehmen wir das Wort „Tod". In unserer poetischen Sprache hat der Dichtersmann beinahe die freie Wahl, ob er den leibhaftigen Tod bildlich so vorstellen will, wie man sich ihn vor zweitausend, vor tausend oder vor fünfhundert Jahren wirklich, d. h. im Volke, dachte: als Genius mit der umgekehrten Fackel, als scheussliches Gerippe, als ehrwürdigen Greis mit der Sense. Sogar der Zufall der Geschlechtsbezeichnung, ob es der Tod oder la Mort heisst, spielt bei der Phantasiebildung eine mächtige Rolle. Gibt nun irgend eine poetische Benutzung der Todespersonifikation irgend eine Anschauung? Doch wahrlich nicht. Die Personifikation ist in der Poesie beinahe schon bei der toten Redensart angelangt. Hauptmann, in seinem „Han-

Digitized by Google

nele", benutzt noch den Todesengel, sehr hübsch sogar, aber doch nur aus der Phantasie des fiebernden Kindes heraus. Maeterlinck in seiner „Intruse" möchte den Tod ebenfalls personifizieren, aber er findet kein Bild mehr für ihn. Der Gott oder der Engel oder das Gespenst des Todes ist — wie wir uns einbilden — aus der modernen Sprache verschwunden und auf den Altenteil der Poesie gesetzt, wohin sich der schöne Schein alter Anschauungen immer flüchtet. Wenn wir aber genauer hinhören, so steckt doch in dem vulgären Begriff „Krankheit", trotzdem Virchow ihn aus der Welt geschafft haben könnte, dieselbe Personifikation, der Gott, der Engel oder das Gespenst.

Gefühlswert.

Wir wissen, dass es einzig und allein von dem zufälligen Gang der Weltgeschichte abhing, dass es eine sprachliche Begleiterscheinung der menschlichen Zufallsgeschichte war, ob die alten Metaphern neue Gefühlswerte eroberten oder nicht. Der historische Zufall, dass unser Denken von griechischen, römischen und jüdischen Vorstellungen mit beeinflusst worden ist, bringt es mit sich, dass wir uns bei griechischen Göttern und jüdischen Hyperbeln „etwas denken können", d. h. dass wir mit Psalmenworten und mit Göttermythen einen ästhetischen Gefühlswert verbinden. So etwas kann die Beschäftigung eines kleinen Kreises, kann z. B. die Spezialarbeit der Sanskritgelehrten, der Gemeinsprache nicht geben. Die indischen Veden bieten nicht schlechtere Mythen und Hyperbeln als die Schriften der Griechen und Juden; wir können uns aber z. B. bei den von der Kuh hergenommenen Metaphern nichts denken, wir verbinden mit den indischen Bildern keine Gefühlswerte. Die Hyperbeln der Psalmen machen auf uns einen erhabenen Eindruck, weil wir den Gefühlswert der Erhabenheit mit ihnen ererbt haben; die Hyperbeln der Veden, die ohne unmittelbare Tradition auf uns gekommen sind, machen einen komischen oder gar keinen Eindruck.

Ich möchte bei dieser Gelegenheit erklären, warum ich hier scheinbar ordnungslos für alle Bilder der Sprache bald den Ausdruck Metapher, bald wieder das Wort Hyperbel ge-

Digitized by Google

braucht habe. Hyperbel heisst eigentlich Ueberschuss, was in der mathematischen Anwendung des Wortes seinen guten Sinn hat. Aber auch in der Rhetorik scheint mir jede bildliche Vergleichung aus der Absicht hervorzugehen, die Anschauung des schlichten Wortes durch Anregung eines Gefühlsüberschusses lebhafter zu machen. Gewöhnlich nennt man nur die Uebertreibung eine Hyperbel; die ernst gemeinten Uebertreibungen der orientalischen Poesie (auch bei Victor Hugo, beim jungen Schiller) behagen uns nicht mehr; bei Shakespeare stossen die ernst gemeinten Uebertreibungen oft ab, während die parodistischen uns entzücken. Die Hyperbel im engeren Sinne gehört nicht mehr zu unseren Bildern. Die Hyperbel im weiteren Sinne, der Ueberschuss, das surplus, liegt aber dem schönen Schein der Anschauung immer zu Grunde, den die poetische Sprache sucht. Es hat sich im Dichter jedesmal mit einem bestimmten Worte ein Gefühlswert associiert; der See lächelt, der Stern ist glückverheissend. Er kann diese seine Association nur mitteilen, wenn er entweder das mit einem Gefühlswerte überlieferte Wort anwendet oder ein Wort mit einem anderen Bilde verbindet, um den Gefühlswert wieder neu und stärker zu erzeugen. Je nach der Seelensituation des Hörers löst das Wort oder die Wortgruppe die gewünschte Stimmung aus oder ist eine banale Redensart oder ein hohler Wortschwall. Eine wirkliche Anschauung liegt gar nicht zu Grunde. Es fällt dem Dichter gar nicht ein, sich mit der ererbten poetischen Sprache auf Erfahrung zu berufen, höchstens auf die litterarische Erfahrung des Lesers. Unsere poetische Sprache hat eine ganze Menge tönender Worte, die durchaus nicht mehr besagen als unser „sehr“, das doch selbst einmal (engl. sore) an heftige Schmerzen erinnerte. Himmel und Hölle werden dazu in Bewegung gesetzt. Himmelschön ist nichts weiter als sehr schön, todsicher nichts weiter als sehr sicher, stockfinster (von Stock = Gefängnis) nichts weiter als sehr finster, riesengross sehr gross, schlau wie der Teufel nichts anderes als sehr schlau. In diesen Beispielen ist es ganz gleichgültig, ob man

sehr.

Digitized by Google

an Himmel und Teufel glaubt oder nicht, ob man die Etymologie von „stock“ kennt oder nicht. Luther pflegte zu erzählen, dass ein Landsknecht, der wegen seines greulichen Fluchens gescholten wurde, beteuerte, er habe das ganze Jahr nicht an Gott gedacht, geschweige denn bei ihm geflucht. Der Flucher denkt nicht an Gott, der Poet hat keine Anschauung. Nur ein leiser Gefühlswert unterscheidet himmelschön von sehr schön.

Dieses „sehr“, das selbst wieder nur den Gefühlswert der Heftigkeit hat, liegt jeder Hyperbel zu Grunde, sowohl der zur Redensart gewordenen, wie der neu erfundenen. Es ist ein Zufall der Sprachgeschichte, ob das ererbte Hyperbelwort poetische Stimmung mit enthalte oder nicht. Wenn wir einem Kinde sagen: „Das habe ich dir schon tausendmal verboten“, so liegt nur Heftigkeit in der Hyperbel, aber keine Spur von der poetischen Stimmung, welche z. B. die Veden mit dem Gebrauche grosser Zahlen zu verbinden scheinen. Der Superlativ, wie er namentlich im Italienischen hyperbolisch gebraucht wird, und wie Goethe ihn in seiner Altersprache gern, doch erfolglos nachahmt, ist bald Redensart, bald Poesie.

Metapher in der Poesie.

Ich glaube, ich bin auf Umwegen doch zu meinem Ziel gelangt. Ich wollte zeigen, dass auch die poetische Sprache niemals Anschauung gewährt, sondern immer nur Bilder von Bildern von Bildern. Ich habe zuerst darauf hingewiesen, dass die poetische Sprache auf das Unsagbarste, z. B. auf eine Landschaftsstimmung, nur von ferne hindeuten kann; nun haben wir gesehen, dass auch das scheinbar Sagbarste in der Poesie jedesmal durch eine unkontrollierbare, von der Erfahrung unabhängige, dem Zufall der Sprachgeschichte folgende, anschauungslose Stimmung mit ausgedrückt wird. Und so habe ich nur noch hinzuzufügen, dass diese Hilflosigkeit der Sprache nicht etwa der Poesie eigentümlich ist, dass die Poesie vielmehr durch die Heftigkeit der erregten Stimmungen etwas voraus hat, dass die Anschauungslosigkeit in der Sprache des Alltags und der Wissenschaft noch beschämender ist als in der Poesie. An anderen Stellen

Digitized by Google

dieser Kritik wird dieses Verhältnis der poetischen und der prosaischen Sprache nur weniger hervortreten. Wir werden zwar erfahren, dass die Sprachgeschichte eine ewige Bilderjagd ist, dass einerseits Menschen, die etwas Neues sagen wollen, zu diesem Zweck nach Bildern jagen, dass anderseits die Bilder, als ob sie selbständig wären, unaufhörlich nach neuen Vorstellungen und neuen Begriffen erobernd jagen. Das kommt bei der nüchternen logischen Betrachtung so heraus, als ob die Metapher sich von Geschlecht zu Geschlecht neue Begriffe eroberte. Aber zum Begriff wird das Neue erst nach der Eroberung; erst nach der Eroberung spricht das besiegte Volk die Sprache der Eroberer. Zur Zeit der Eroberung ist die neue Vorstellung noch sprachlos. Ein Gefühl, eine Stimmung hat zu der neuen Association geführt. So liegen jeder metaphorischen Begriffserweiterung, also jeder Sprachentwickelung, jedesmal Gefühlswerte zu Grunde; die Poesie, welche Stimmungen mitteilen will, hat also gegenüber der Sprache des Alltags und der Wissenschaft, die Erkenntnis mitteilen will, noch einen Vorteil voraus.

Für den Weg, auf welchem ein bestimmtes Wort neue Bedeutungen erobert, für jeden einzelnen Schritt des Bedeutungswandels der Sprache ist die Bezeichnung Metapher die beste; wer sich erst diese Anschauung von der eigentlichen Sprachgeschichte ganz zu eigen gemacht hat, der kann nicht daran zweifeln, dass jeder Schritt in der Geschichte des Bedeutungswandels dieselbe geistige Thätigkeit war, die in der Poetik als eine Metapher erklärt wird. Jedesmal musste der ersten Bedeutungseroberung ein Spiel des Witzes, ein Bild, kurz das geistreiche Bemerken einer Aehnlichkeit zu Grunde liegen. Es gehört aber zum Wesen der Sprache, dass die geistreiche Beobachtung, die nur bei der ersten Anwendung der Metapher notwendig war, aus dem Bewusstsein schwindet, dass das Wort allmählich unbewusst an seinen erweiterten Umfang erinnert. Beispiele sind vorläufig überflüssig. Man schlage in einem beliebigen ausführlichen Wörterbuche nach, man wähle irgend ein

Digitized by Google

beliebiges Wort, am besten ein viel gebrauchtes, und man wird z. B. im deutsch-französischen Teil den Bedeutungswandel im Deutschen, im französisch-deutschen Teil den Bedeutungswandel im Französischen verfolgen können, und überdies durch eine Vergleichung der beiden Bedeutungsgeschichten das Zufällige in diesem Vorgang deutlich sehen.

Die poetische Metapher unterscheidet sich von diesem Vorgang dadurch, dass sie — solange sie nicht, was häufig vorkommt, zum sprachlichen Bedeutungswandel führt — als Witz, als Bild, als geistreiches Spiel im Bewusstsein bleibt, beim Dichter wie beim Leser. Immer aber darf von einer guten Metapher in der Poesie gefordert werden, dass die Vergleichung, welche ihr zu Grunde liegt, in der Vorstellung des Dichters wirklich bestehe, dass sie aus einer individuellen und natürlichen Geistesthätigkeit hervorgegangen sei. Die Metapher in der Sprachentwickelung wird mechanisiert dadurch, dass die Vergleichung aus dem Bewusstsein schwindet und das Wort eben eine neue Bedeutung zu gewinnen scheint. In der Poesie, wo das Bildliche aus dem Bewusstsein nicht schwinden kann, ist eine solche Mechanisierung immer eine Abgeschmacktheit. Darum wirkt auf uns der Bilderreichtum schlechter Poeten, der Poeten aus zweiter Hand, so widerwärtig. Darum vertragen wir nicht mehr die durch die Renaissance aufgenommene Manier, die den Lateinern gewohnten Metaphern mechanisch zu wiederholen. Selbst das Genie Shakespeares kann uns nicht mit seinem ganzen Bilderreichtum aussöhnen, weil zu viele tote Symbole aus der toten lateinischen Sprache mechanisch herübergenommen sind. Man lese daraufhin einmal den Prolog zum zweiten Teile von Heinrich IV., wo das tote Symbol der Fama, „ganz mit Zungen bemalt", redend auftritt.

Edda. Diese Abgeschmacktheit wird in den poetischen Lehrbüchern von der Metapher in ein System gebracht. Kaum eine Poetik ist für uns abgeschmackter als die der jüngeren Edda, der sogenannten Skalda, in welcher der poetische Handwerker dazu erzogen wird, keine Vorstellung mit dem sie natürlich hervorrufenden Worte zu nennen. Der Ver-

Digitized by Google

fasser muss ein grauenhaft schulmeisterlicher Pedant gewesen sein. Wenn der Skalde verpflichtet war, anstatt „Schiff“ zu sagen „das Tier des Meeres“, anstatt „Blut“ zu sagen „das Wasser des Schwertes“, wenn ihm für irgend eine geläufige Vorstellung wie Insel die Auswahl unter mehr als hundert Metaphern zur Verfügung stand, so war das Gegenteil von Poesie erreicht. Denn der Poet bildet sich die Metapher aus seiner gegenwärtigen Vorstellung und aus seiner individuellen Stimmung heraus; so wenig er ein Gedicht aus Citaten zusammenstellen wird, so wenig darf er mechanisch und doch nicht gemeinsprachlich gewordene Metaphern wiederholen. Ich erinnere daran, dass in unseren Schulen, wenn schlechte Lehrer und strebsame Schüler beisammen sind, der deutsche Aufsatz nach ähnlichen Regeln verfasst wird; da muss es anstatt Kameel regelmässig „das Schiff der Wüste“ heissen.

Dante.

Man glaube nicht, die Vergleichung mit einem Dichtersmann, der sein Werk aus Citaten zusammensetze, sei blosse Phantasie. Als Virgilius für den ersten aller Dichter und zugleich für einen Zauberer galt, da wurden im gelehrten Europa Gedichte angefertigt, die nur aus Kombinationen von Vergilworten bestanden und doch christliche und andere damals moderne Gegenstände behandelten. Man lese einmal vorurteilsfrei die berühmte Vita nuova Dantes, die nur wenige Jahrzehnte nach der jüngeren Edda entstanden ist. Es ist, als ob die Skalda zugleich im äussersten Norden wie in Italien geherrscht hätte. Der junge Dante hat noch nicht gelernt, was er später so trefflich konnte, seine Vorstellungen mit dem lebendigsten Worte ausdrücken. Tief in dem Wortaberglauben der Scholastiker befangen, sucht er mühsam das Einfachste künstlich zu umschreiben und sagt z. B. gleich anfangs anstatt: „Ich war neun Jahre alt, als ich die achtjährige Beatrice zum erstenmal sah“ das folgende Ungeheuer: „Schon zum neuntenmal war seit meiner Geburt der Himmel des Lichtes beinahe zu demselben Punkte wiedergekehrt, und zwar in seinem eigenen Kreislauf, als mir zum erstenmal die verklärte Herrin meines Geistes erschien,

Digitized by Google

die von vielen, die nicht wussten wie sie sie nennen sollten, Beatrice genannt wurde; sie war damals schon so lange in diesem Leben gewesen, dass während ihrer Zeit der Sternenhimmel sich um den zwölften Teil eines Grades gen Osten bewegt hatte." Für die gebildeten Zeitgenossen Dantes, die mit ihm eine gemeinsame Seelensituation und unter anderem eine gemeinsame Astronomie und Zeitrechnung besassen, war diese Umschreibung nicht so schwer verständlich wie für uns; aber abgeschmackt war sie doch schon vor sechshundert Jahren.

*

Schöne Sprache.

Das gemischte Publikum, das Litteraturgespräche als Vorbereitung oder Lückenbüsser für Liebeständeleien zu führen pflegt, ist mit dem lobenden Ausdruck schöne Sprache nicht eben karg. Schiller hat eine schöne Sprache, Heyse, aber auch Bourget und die Marlitt. Gustav Freytag hat namentlich in den „Ahnen" eine schöne Sprache. Den Leitartikeln aller Parteiblätter wird von den Parteimitgliedern eine schöne Sprache nachgerühmt. Was ist eine schöne Sprache? Der rein akustische Wohllaut der Sprache kann unmöglich gemeint sein. Man hat dafür andere und bessere Bezeichnungen und rühmt übrigens die schöne Sprache auch bei Ausländern, die man nur in der Uebersetzung gelesen hat. Bei uns wurde Lamartine und wird noch Daudet um seiner schönen Sprache willen gerühmt, und auch bei den Franzosen kennt man Schillers schöne Sprache. Ich habe lange Zeit geglaubt, schöne Sprache bedeute ganz naiv Gedankenreichtum. Man hört ja unzähligemal anlässlich eines prachtvollen Schillerschen Gedankens, eines brauchbaren Citats, seine schöne Sprache rühmen.

*

Schiller.

Bezeichnend für den Aberglauben, dass Worte, das heisst Denken, dem Handeln gegenüber das Höhere seien, sind (wie Schillers Glocke überhaupt) ganz besonders die Verse, in denen er gewissermassen die Form dieses Gedichts

Digitized by Google

erklärt und vielleicht entschuldigt. Ein weniger denkender Dichter hätte die gewollten Stimmungen erreicht, indem er die Kirchenglocke klingen liess. Schiller gibt sehr gewissenhaft und lückenlos anstatt einer Darstellung die Beschreibung der Herstellung. Und der seltene Glockengiesser muss während des Gusses, der seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen sollte, Schillerisch reflektieren. Der Dichter ist so freundlich, uns zu seinem Gedicht gleich den Anlass zu geben, und den Anlass nicht etwa in einer trockenen Fussnote, sondern in Reimen. Und er sagt gleich zu Anfang: Zum Werke, das wir ernst bereiten, geziemt sich wohl ein ernstes Wort; Wenn gute Reden sie begleiten, dann fliesst die Arbeit munter fort.

Da wäre nun unabsichtlich zugegeben, was eigentlich die Aufgabe des Denkens oder Redens beim Leben oder Handeln ist. Eine Art musikalischer Begleitung; wie die Matrosen singen, wenn sie die Segel aufziehen, wie der Soldat flucht oder Hurra ruft, wenn er schiesst und vorstürmt, und wie endlich eben Schillers Waschfrauen in Loschwitz bei der Arbeit mit Recht geschnattert haben. Dann aber sagt Schiller seine eigentliche Meinung mit den Versen

„Den schlechten Mann muss man verachten,
Der nie bedacht, was er vollbringt."

Der denkende Dichter, den sein Denken von der dramatischen Pracht der Räuber bis zu den Maskenreden der Braut von Messina geführt hat, findet das Vollbringen erst schön, wenn es reichlich bedacht, das heisst beschwatzt und bepredigt ist. Man kann hierbei sehen, wie der erkenntnistheoretische Irrtum, der das Denken und Reden für wissensmehrend hält, bei Kant und seinen Schülern auch für wesentlich gehalten wird für die praktische oder ethische Seite.

Nicht zu übersehen ist, dass nach Schiller die Rede begleiten, der Mann bedenken soll. Die Silbe „be" deutet da schon das Nebensächliche, das Ueberflüssige an, sie bedeutet.

*

Digitized by Google

Also die Gedanken allein können die schöne Sprache nicht ausmachen. Niemals noch ist Lessings gedankenträchtige, epigrammatische Sprache „schön“ genannt worden. Ebensowenig findet man heute Shakespeares Bilderreichtum oder Goethes Weisheit „schön“. Die Zeitgenossen aber haben Shakespeares wilde Bilderhetzjagd und Goethes ruhige Gegenständlichkeit gerade schön gefunden. Das schien der Ansicht zu widersprechen, die sich später in mir bildete, schöne Sprache heisse eine Kette von Allerweltsgedanken, von verbrauchten Gedanken, von Gedanken zweiten Ranges. Auf Schiller passt diese Erklärung. Niemand wird daran denken, den gedrungenen Prachtstil aus Kants bester Zeit „schön“ zu nennen. Erst Schiller machte Kants Gedanken zu einer schönen Sprache, indem er das Tiefste nicht sah oder nicht verstand und die seichte Oberfläche mit Anmut und Würde bewegte. Was also das Publikum schöne Sprache nennt, das ist wirklich nur eine Folge von wohlfeilen Gedanken, die durch Anlehnung an die philosophische Tagesmode den Wert der höchsten Gedanken zu haben scheinen.

Vielleicht liegt die Sache bei Shakespeare und Goethe nicht viel anders, soweit es das Publikum angeht. In Shakespeare fand der geehrte Zeitgenosse alle wissenswerten neuen Kenntnisse der Renaissance zu Wortspielen und Bildern umgemünzt. Das gefiel den Leuten. Wir stehen heute bewundernd vor seiner Charakterisierungskraft und thäten gut daran, in einer frechen neuen Ausgabe oder Uebersetzung die schöne Sprache seiner Zeit mit Stumpf und Stiel auszurotten.

Bei Goethe wieder fand das zeitgenössische Publikum den neuen Seelenegoismus, die Revolution des Einzigen gegen das Allgemeine mit leidenschaftlicher Kraft ausgesprochen. Und so fand man in Werther und in Wilhelm Meister eine schöne Sprache, trotzdem das eine Buch wie ein hinreissendes Drama geschrieben ist, das andere kalt wie das Lehrbuch eines Ironikers. Wir lesen heute über das Schluchzen des Seelenegoismus hinweg und halten uns an die Leidenschaft und die Ironie.

Digitized by Google

So scheint schöne Sprache also immer zu bedeuten, dass das Publikum die Gedanken des Dichters schön findet und dass diese Gedanken die dem Publikum gemeinen sind, dass ferner, wenn einmal die Gedanken eines überlegenen Geistes ebenfalls schöne Sprache genannt werden, dies davon kommt, dass der überlegene Geist in seinem Wert erst von der Nachwelt begriffen wird, in seiner Schwäche aber stets etwas den Zeitgenossen Gemeinsames besitzt. So kann es geschehen, dass ein Kind in einem vorzüglich ausgestatteten botanischen Garten spazieren geht, verstummt und plötzlich ein paar Gänseblümchen auf der Wiese schön findet, weil die ihm allein geläufig sind.

*

Goethe. Für die Lehre, dass die Sprache ein untaugliches Werkzeug der Erkenntnis sei, jedoch ein gutes, ja das allerbeste Werkzeug der Kunst, trotzdem oder weil nicht einmal die Worte der Poesie sichere Anschauung zu geben vermöchten, — für diese Lehre liefern die unvergleichlichen Dichtungen Goethes die besten Belege. Aber das Sprachgenie Goethes sah, über seine poetische Lebensarbeit hinaus, mit erstaunlicher Schärfe auch die theoretischen Mängel der Sprache, und so darf ich ihn an dieser Stelle als Zeugen für meine Sprachkritik aufrufen. Alles Wertvolle findet sich schon bei ihm, wenn ihn auch seine glückliche Natur daran verhinderte, das Unsagbare sagen zu wollen.

Goethe wusste es gar nicht, wie sehr er das Wort verachtete und wie sehr seine Wortverachtung, die Genialität einer intuitiven Sprachkritik, sein Leben und sein Denken beeinflusste. Die Stellen, in denen er das Wort verspottete, sind sehr zahlreich; manche sind sprichwörtlich geworden, wie die Verse über die Theologie in der Schülerscene:

„Denn eben wo Begriffe fehlen,
Da stellt ein Wort zur rechten Zeit sich ein.
Mit Worten lässt sich trefflich streiten,
Mit Worten ein System bereiten,
An Worte lässt sich trefflich glauben,
Von einem Wort lässt sich kein Jota rauben."

Digitized by Google

Der Autoritätswert gerade dieser berühmten Worte ist für mich freilich gering, weil es sich nur um die Theologie handelt, weil Goethe da auf die Bemerkung des Schülers: „Doch ein Begriff muss bei dem Worte sein“ eben nur das Wort verhöhnt, den Begriff aber unangetastet lässt. Es stehen also diese Verse dem Standpunkte der Sprachkritik noch fern.

Wie ein leiser Nachklang der nominalistischen Anschauung, dass Begriffe oder Worte nur flatus vocis seien, klingt es dagegen, wenn Egmont seine grosse Unterredung mit Alba durch den Satz abschliesst: „Umsonst hab' ich so viel gesprochen; die Luft hab' ich erschüttert, weiter nichts gewonnen.“ Und wieder wie ein Nachhall dieser Sätze ist es, wenn Egmonts Klärchen schon in der nächsten Scene ihre eigene Agitationsrede also unterbricht: „Und so wechseln wir Worte, sind müssig, verraten ihn!“ Beidemal steht da im Geiste Goethes dem Worte die That gegenüber, und wir werden daran erinnert, wie Faust den ersten Satz des Johannes-Evangeliums zu übersetzen versucht, zuerst ganz mechanisch, „Im Anfang war das Wort“ niederschreibt und nach verschiedenen Versuchen, die wahre Bedeutung des griechischen λογος zu treffen, endlich die kühne Uebersetzung wählt: „Im Anfang war die That.“ Auffallenderweise sind Wort und That in der Dichtung selbst gesperrt gedruckt.

Wie tief diese Anerkennung der That und Verachtung des Worts im Wesen Goethes begründet war, das gäbe den Stoff zu einer besonderen Schrift über Goethe. Ich möchte hier nur auf zwei Punkte hinweisen und müsste ich dabei, weil sie noch nicht genug bemerkt worden sind, etwas Goethe-Philologie treiben.

Zunächst das berühmte kleine Gedicht aus den venetianischen Epigrammen:

„Vieles hab' ich versucht, gezeichnet, in Kupfer gestochen,
Oel gemalt, in Thon hab' ich auch manches gedruckt,
Unbeständig jedoch, und nichts gelernt noch geleistet;
Nur ein einzig' Talent bracht' ich der Meisterschaft nah:
Deutsch zu schreiben. Und so verderb' ich unglücklicher Dichter
In dem schlechtesten Stoff leider nun Leben und Kunst.“

Digitized by Google

Das Epigramm hat den Auslegern viel Kopfschmerzen gemacht. Durften unsere Germanisten den grossen Goethe sagen lassen, dass er die deutsche Sprache für den schlechtesten Stoff halte? Wenn man nun behauptete, der schlechteste Stoff sei nicht die deutsche Sprache, sondern der frivole Gegenstand der meisten dieser Epigramme, das Spiel der Liebe, so hatte man die Schwierigkeit umgangen und Goethe sich selbst ein bisschen bemoralisieren lassen. Und doch klagt Goethe nachher im 77. Epigramme ausdrücklich:

„Einen Dichter zu bilden, die Absicht wär' ihm (meinem Schicksale) gelungen,
Hätte die Sprache sich nicht unüberwindlich gezeigt."

Nein, Goethe meinte schon die Sprache und hatte, er der Meister aller Meister, insbesondere auch etwas gegen die Bildsamkeit der deutschen Sprache einzuwenden. Schrieb er doch diese Epigramme nicht gar zu viele Jahre später, als Lessing verzweifelt daran dachte, seinen Laokoon französisch zu schreiben.

Als harte Kritik der deutschen Sprache wurden die Worte auch von den Zeitgenossen aufgefasst. Klopstock lässt in einem geharnischten Epigramme die deutsche Sprache sagen: „Goethe, du dauerst dich, dass du mich schreibest. Wenn du mich kenntest, wäre dies dir nicht Gram: Goethe, du dauerst mich auch." Einige andere Verse Klopstocks würden uns aber einen Fingerzeig geben, wenn es noch nötig wäre. In seiner Ode „Die Sprache" äussert sich die ganze konventionelle Ueberschätzung der Sprache. „Des Gedankens Zwilling, das Wort, scheint Hall nur, der in der Luft hinfliesst." Doch der Hall sei lebendig. Begeistert apostrophiert Klopstock die Sprache.

„Es erreicht die Farbe dich nicht, des Marmors
Feilbare Last, Göttin Sprache, dich nicht!
Nur Weniges bilden sie uns:
Und es zeigt sich uns auf einmal.
Dem Erfinder, welcher durch dich des Hörers
Seele bewegt, that die Schöpfung sich auf!"

Digitized by Google

Diesem Ueberschwang gegenüber fühlte Goethe die Grenzen der Sprache; und weil er sie nur fühlte, weil ihm die Zeitströmung und eigener Dilettantismus Malerei und Bildhauerei allzu hoch stellen liess als Schöpferinnen von Kunstwerken, welche wirklich sind, darum wohl sah er in der Sprache überhaupt, nicht in der deutschen Sprache, den schlechtesten Stoff, einen schlechteren Stoff als Farbe und Thon und Marmor.

Wenn aber dieses 29. venetianische Epigramm am Ende doch nur einer zufälligen Stimmung Ausdruck gab, so weist Fausts Uebersetzung „Im Anfang war die That" auf eine Weltanschauung hin, die vielleicht Goethes ursprünglichen Plan tiefer erfüllte, als das nach so langen Zwischenräumen vielfach umgearbeitete Werk erkennen lässt. Ich möchte es als eine These aufstellen, dass mit dem ganzen Prolog im Himmel auch die Wette zwischen dem Herrn und dem Teufel spätere Zuthat ist (das wird übrigens niemand leugnen, wenn auch auf den schreienden Widerspruch zwischen der Wette und dem Pakt noch nicht ganz genügend hingewiesen worden ist), dass sich in der jugendlichen Konzeption des Faust anstatt dem Herrgott und dem obersten Satan nur der Erdgeist und ein kleiner Teufel Namens Mephistopheles im Streite um Faust gegenüber standen. Wer ist nun dieser Erdgeist, den Goethe dem Wortschatze der alten Alchimisten entlehnt hatte, wo er etwa so viel war wie die Lebenskraft, die in allen irdischen Dingen waltet, also auch die Kraft der unorganisierten Natur? (Goethe-Jahrbuch, 17 S. 124). In unseren Faustaufführungen wird der Erdgeist als eine unförmliche Masse dargestellt. Goethe, der an die dumme Bühne nicht dachte, stellte sich gewiss ursprünglich das Wimmeln des Lebens, das ewige Ineinander und Nacheinander von Geburt und Tod, das ewige Werden und Vergehen unter dem Erdgeiste vor; „in Lebensfluten, in Thatensturm wall' ich auf und ab". Im Sinne dieses Erdgeistes, des geschäftigen Geistes, dem er sich nahe fühlt und den er doch nicht begreifen kann, weil die menschliche Sprache nur dem Sein gewachsen ist, aber

Digitized by Google

nicht dem Geschehen, versteht Faust die Anfangsworte des Johannis-Evangeliums so, wie er sie zuletzt übersetzt: „Im Anfang war die That.“ Und unmittelbar darauf antwortet Mephistopheles, der selbst am Geschehen nicht teilnimmt, auf die Frage: „Wie nennst du dich?“ höhnisch:

„Die Frage scheint mir klein
Für einen, der das Wort so sehr verachtet,
Der, weit entfernt von allem Schein,
Nur in der Wesen Tiefe trachtet.“

Es liegt mir natürlich so fern als möglich, mit dieser Deutung sagen zu wollen, der Erdgeist „bedeute“ die intuitive Wirklichkeitserkenntnis oder sonst etwas dergleichen. Nur das will ich ja behaupten, dass im Kopfe des ersten unter allen Schöpfern an der Wortkunst nicht nur gelegentlich, sondern auch bei der Konzeption seines Hauptwerkes der Gedanke von der Wertlosigkeit der menschlichen Sprache und der menschlichen Erkenntnis aufblitzte, sogar schon von der Wertlosigkeit der Sprache für die Erkenntnis.

Das Verhältnis von Hass und Liebe gegen die Sprache geht charakteristisch durch Goethes ganze lange Lebensarbeit. In der geilen Vollkraft seiner dichterischen Jugend denkt er über den Wert der Sprache anders als in der Zeit seines unfehlbaren Alters; aber der Zweifel blitzt immer auf.

In dem kleinen Gedichte „Die Sprache“ erklärt er es für gleichgültig, ob eine Sprache arm oder reich sei. Einer vergrabenen Urne Bauch sei nicht reich, ein Schwert im Arsenal nicht stark. Ergreifen müsse man Gold oder Schwert und über Nachbarn Ruhm erwerben. Das klingt anders, als was er zwanzig Jahre später vom schlechtesten Stoffe schrieb. Doch zu Anfang der siebziger Jahre, in welche dieses Gedicht fällt, ist auch der Urfaust entstanden, wo der Hohn auf die Sprache als Erkenntniswerkzeug am stärksten klingt. Da steht schon das Goethesche Bekenntnis: „Gefühl ist alles. Name Schall und Rauch, umnebelnd Himmelsglut.“ Da steht in der ersten kräftigen Fassung:

„Wer will was Lebigs erkennen und beschreiben,
Muss erst den Geist herauser treiben,

Digitized by Google

Dann hat er die Teil in seiner Hand,
Fehlt leider nur das geistlich Band.
Encheiresin naturae nennt's die Chimie!
Bohrt sich selbst einen Esel und weiss nicht wie."

Hier hören wir überall den Himmelsstürmer Goethe, der eigentlich zwischen Poesie und Wissenschaft gar nicht unterscheidet und der nun in der Verzweiflung an der Sprache seinen Schmerz darüber hinausschreit, dass wir so gar nichts wissen können. Zwischendurch fühlt er sich wieder ganz und nur als Poet, sieht sich hoch über den Armen, die in ihrer Qual verstummen müssen, während ihm ein Gott gab zu sagen, was er leidet. Die Verse aber über den schlechtesten Stoff gehören schon den Jahren an, wo Goethe angefangen hatte, der beschauliche Geist zu werden, als welchen wir den Greis bewundern. 1790 schloss er mit der Ausgabe seiner gesammelten Schriften seine rein dichterische Jugend; 1790 begann er sein erkenntnis-theoretisches Lebenswerk, die Farbenlehre, und schrieb er sein wissenschaftliches Geniebuch, die Metamorphose der Pflanzen. In dem gleichen Jahre sind die venetianischen Epigramme entstanden, und der erste Teil des Faust wird veröffentlicht.

Wieder zwanzig Jahre später gibt Goethe seine Farbenlehre heraus und kann da in ihren tiefgründigen Teilen nicht umhin, an das ewige Problem der Sprache heranzutreten. Er wäre nicht Goethe gewesen, der freieste Geist, wenn er sich nicht einmal ungefähr die Frage gestellt hätte: Was ist mein Handwerkszeug wohl wert? Ist die Wahrheit mitteilbar, sagbar, denkbar? So deutlich wird dem Spinozisten das Problem wohl nicht, aber er kommt der Frage erstaunlich nahe; und sehr merkwürdig ist die Veranlassung.

Goethe will den Begriff der Polarisation vom Licht auf die Farbe übertragen, er will also das thun, worin aller Fortschritt in der sogenannten Erkenntnis erfolgt, er will ein Wort durch metaphorische Anwendung wachsen lassen. Vor ihm haben es alle Forscher gethan, er selbst hat es unbefangen geübt, als er das Bild von der Metamorphose der Pflanzen schuf: da inmitten der Farbenlehre kommt

Digitized by Google

ihm zuerst ein Bedenken, er erschrickt instinktiv über das Unvermögen der Sprache und schreibt darüber (Farbenlehre, didaktischer Teil, §§ 751—757):

„Man bedenkt niemals genug, dass eine Sprache eigentlich nur symbolisch, nur bildlich sei und die Gegenstände niemals unmittelbar, sondern nur im Wiederscheine ausdrücke. Dieses ist besonders der Fall, wenn von Wesen die Rede ist, welche an die Erfahrung nur herantreten und die man mehr Thätigkeiten als Gegenstände nennen kann, dergleichen im Reiche der Naturlehre immerfort in Bewegung sind. Sie lassen sich nicht festhalten, und doch soll man von ihnen reden; man sucht alle Arten von Formeln auf, um ihnen wenigstens gleichnisweise beizukommen.“ Etwas oberflächlich geht er über die ihm eigentlich widerwärtigen metaphysischen, mathematischen und mechanischen Formeln hinweg. „Dagegen erscheinen die moralischen Formeln, welche freilich zartere Verhältnisse ausdrücken, als blosse Gleichnisse und verlieren sich dann auch wohl zuletzt im Spiele des Witzes.“ — Und dennoch „hielte man sich von Einseitigkeit frei und fasste einen lebendigen Sinn in einen lebendigen Ausdruck, so liesse sich manches Erfreuliche mitteilen. Jedoch, wie schwer ist es, das Zeichen nicht an die Stelle der Sache zu setzen, das Wesen immer lebendig vor sich zu haben und es nicht durch das Wort zu töten“!

Goethe denkt an die Farben, welche schon seit Locke oder vielmehr seit Descartes als etwas Unwirkliches, als etwas an den Gegenständen, also als etwas Bewegtes erkannt worden waren. Hätte Goethe Abstraktionen nicht so sehr gescheut, er hätte in dieser Gedankenfolge ahnen müssen, dass sein Satz von der ganzen Wirklichkeitswelt gelte, dass alles nur Thätigkeit oder Bewegung sei, dass „alles fliesse“, dass sein Aperçu also den Kern der Sache treffe.

Wieder zwanzig Jahre später, da Goethe an Sulpiz Boisserée über seine Farbenlehre schreibt, kommt er (wenige Wochen vor seinem Tode) zu dem gewaltigen Satze: „Das Einfache verbirgt sich im Mannigfaltigen, und da ist's, wo

Digitized by Google

bei mir der Glaube eintritt, der nicht der Anfang, sondern das Ende alles Wissens ist."

Nach all dem darf ich wohl Goethe als einen klassischen Zeugen für meine Sätze ansprechen und soll mich nicht wundern, wenn ich auch den Gipfel der Skepsis, dass es nämlich in der Geschichte des Menschengeistes immer nur sichere Beobachtungen, Aperçus gebe, nicht aber Gesetze, Urteile, Sätze, wenn ich diese Lehre als Resignationsstimmung bei ihm mehrfach ausgesprochen finde.

In dem schönen 8. Abschnitt der Abhandlung über den Zwischenkieferknochen sagt er und ich setze die ganze Stelle hierher:

„Ein ... Aperçu, ein solches Gewahrwerden, Auffassen, Vorstellen, Begriff, Idee, wie man es nennen mag, behält immerfort, man gebärde sich wie man will, eine esoterische Eigenschaft; im ganzen lässt sich's aussprechen, aber nicht beweisen, im einzelnen lässt sich's wohl vorzeigen, doch bringt man es nicht rund und fertig. Auch würden zwei Personen, die sich von dem Gedanken durchdrungen hätten, doch über die Anwendung desselben im einzelnen sich schwerlich vereinigen; ja, um weiter zu gehen, dürfen wir behaupten, dass der einzelne, einsame, stille Beobachter und Naturfreund mit sich selbst nicht immer einig bleibt und einen Tag um den andern klarer oder dunkler sich zu dem problematischen Gegenstande verhält, je nachdem sich die Geisteskraft reiner und vollkommener dabei hervorthun kann."

In der „Geschichte der Farbenlehre" aber, wo er von Galilei spricht, sagt er es unpersönlich und allgemein: „Alles kommt in der Wissenschaft auf das an, was man ein Aperçu nennt, auf ein Gewahrwerden dessen, was eigentlich den Erscheinungen zu Grunde liegt."

Es würde ein Buch geben, wollte ich Goethe als Zeugen für die Sprachkritik alles wiederholen lassen, was er jemals darüber gesagt hat; zum Schlusse dieser Abschweifung will ich mich aber noch auf zwei Stellen berufen, die doch zu bedeutend sind, um übergangen werden zu können.

Digitized by Google

Er schreibt 1786 von Venedig (ursprünglich an Frau von Stein): „So ist denn auch, Gott sei Dank, Venedig mir kein blosses Wort mehr, kein hohler Name, der mich so oft, mich den Todfeind von Wortschällen, geängstigt hat.“

In Dichtung und Wahrheit (12. Buch) nennt er als das Prinzip, auf welches die sämtlichen Aeusserungen Hamanns sich zurückführen lassen, dieses: „Alles, was der Mensch zu leisten unternimmt, es werde nun durch That oder Wort oder sonst hervorgebracht, muss aus sämtlichen vereinigten Kräften entspringen; alles Vereinzelte ist verwerflich.“ Das sei eine herrliche Maxime, aber schwer zu befolgen. Denn, so fügt Goethe hinzu: „Von Leben und Kunst mag sie freilich gelten, bei jeder Ueberlieferung durchs Wort hingegen, die nicht gerade poetisch ist, findet sich eine grosse Schwierigkeit; denn das Wort muss sich ablösen, es muss sich vereinzeln, um etwas zu sagen, zu bedeuten. Der Mensch, indem er spricht, muss für den Augenblick einseitig werden; es gibt keine Mitteilung, keine Lehre ohne Sonderung. Da nun aber Hamann ein für allemal dieser Trennung widerstrebte und, wie er in dieser Einheit empfand, imaginierte, dachte, so auch sprechen wollte und das Gleiche von andern verlangte, so trat er mit seinem eigenen Stil und mit allem, was die andern hervorbringen konnten, in Widerstreit.“ So viel von Goethe, und doch zu wenig.

*

Der geistreiche Mensch kann zufällig auch klug oder stark oder gut sein, oder das und jenes zugleich. Und er kann dadurch ein bedeutender Mensch werden. Geistreich allein jedoch kann jeder Narr sein. Geistreich ist, wer reich an bereiten Begriffen ist, an bereiten Worten. Geistreich ist wortreich. Nur dass der träge Kopf, wenn er wortreich ist, synonyme Sätze häuft, der lebhafte wortreiche Kopf aber zwischen heterogenen Begriffen umherspringt. Ist der geistreiche Mann geradezu dumm, so spricht er witzig. Wippchen ist witzig. Sein Witz heisst ver- Geistreich.

Digitized by Google

ächtlich Wortwitz, nur dass der witzige Dummkopf zunächst auf den Klang der Worte hört und sie nach dem Klange spielend verbindet. Der Geistreiche aber verbindet sie nach dem Gesetz der Tautologie und freut sich nebenbei an dem Spiel des Gleichklangs. Ist der geistreiche Mensch wenig gegenständlich, so hängt er seine Antithesen und Assonanzen um eine alte Fabel herum und wird dann vielleicht ein Dichter, wie Schiller einer war. Ist er ein abgründiger Pedant, so hängt er sie um einen alten Lehrsatz und heisst ein systematischer Philosoph, wie Hegel einer war.

Ein gutes Beispiel für den Reiz und für die Gefährlichkeit des Witzes gibt die Anwendung des Wortes oder des Zeichens Null in der Mathematik. Man kann z. B. eine gerade Linie mit wissenschaftlichem Witz eine Ellipse nennen. Je kleiner man die kleinere Achse annimmt, desto flacher wird ihre Gestalt; setzt man die kleine Achse = 0, so wird allerdings eine Gerade daraus. Das macht dem Schüler vielen Spass und gibt Anlass zu hübschen Spielereien.

Jedesmal aber, wenn die Null in eine Formel eingeführt wird, wird der Schüler nur dadurch witzig, dass er den Wert des Zeichens vergisst und die Null ebenso behandelt wie die Zeichen A, B und C. Selbst, wenn er nur + 0 und — 0 miteinander verwechselt, d. h. die Entstehung des Zeichens vergisst, kommt er zu sinnlosen Ergebnissen.

Und so macht es der Witz überhaupt, nicht nur der grobe Wortwitz. Er kümmert sich nicht um den ehrlichen Wert seiner Worte, er kennt nicht oder vergisst die Geschichte der Worte und treibt mit ihnen ein Spiel, das leicht den gefährlichen Reiz der Falschmünzerei erhält.

*

Redekunst. Redekunst ist zu häufig geheuchelte Wärme. Es kann vorkommen, dass ein Mensch dem anderen eine Mitteilung zu machen hat, die für den Redenden oder den Hörenden von Wichtigkeit ist, oder die den Hörenden zu irgend etwas bestimmen soll. Es kann aber nicht vorkommen, dass ein

Digitized by Google

Mensch von Natur durch seinen blossen Willen warm werden kann. Sogenannte gute Redner auf der Kanzel, in der Volksversammlung, im Parlament und in populären Vorlesungen machen mir oft einen Eindruck, als ob sie beim Kellner eine Speise zu bestellen hätten und thäten das in Versen. Wenn sie wirklich mal was zu sagen haben, so sollen sie's klar sagen, aber nicht schön.

Als die Sprache entstand, war gewiss die Bildung jedes neuen Worts mit Kunst und Wärme verbunden. Die fertige Sprache erst liess sich mit künstlicher Wärme gebrauchen.

*

Journalisten.

Man kann sich die Wirkung der Propheten so erklären, dass es begeisterte Leute waren, die ihren zurückgebliebenen Zeitgenossen einen neuen Begriff durch die Gewalt ihrer Redekunst suggerierten. Ihnen entsprechen ziemlich genau unsere Dichter, sofern sie sich den konservativen Mächten gegenüberstellen und in holdem Wahnsinn eine gesteigerte Redekunst üben. Wie aber neben den grossen und kleinen Propheten die ganz alltäglichen Pfaffen einhergehen, die ihr Brot verdienen, indem sie um Gedanken, die vor einigen tausend Jahren neu waren, ein verspätetes Wortgeplätscher vollführen, so stehen zu den Dichtern die meisten Journalisten, soweit sie sich nicht auf den ehrenhaften Nachrichtendienst beschränken. Nachrichten sind eine beliebte Ware, und der Handel mit ihnen nicht viel besser und nicht schlimmer als ein anderer Handel. Das journalistische Geplauder um diese Nachrichten herum jedoch ist oft nichts als eine Fälschung der Ware. Namentlich, wenn der Dichter aus Not zum Journalisten wird, fälscht er am gröbsten. Was er nicht niederschreiben würde um der Sache willen, was er sich schämen würde auch nur auszusprechen, wenn er mit ebenbürtigen oder gleichgesinnten Gesellen hinter dem Bierglas sitzt, das schämt er sich nicht niederzuschreiben für den Pöbel, der sein tägliches, lauwarmes Wortbad zu nehmen liebt. Unsere Zeitungslitteratur wird

Digitized by Google

so zu ihrem grössten Teile gedrucktes Geschwätz, und da die meisten Menschen, Pfaffen und Bezirksredner etwa ausgenommen, beim wirklichen Schwätzen wenigstens interesselos sind, so kann man sagen, dass das gedruckte Geschwätz der geistreichen Leute noch unter dem gesprochenen Geschwätz der dummen Leute steht.

Gestern war alle Welt beim Einzug des Karnevals und heute will alle Welt eine Beschreibung des Einzuges lesen. Abgesehen von den zehntausend Albernen oder Eiteln, welche sich selbst persönlich oder in Gruppen erwähnt sehen möchten, abgesehen ferner von den Gründlichen, welche ihre eigenen beschränkten Festerlebnisse in den Rahmen des Zeitungsberichtes spannen möchten, ist doch der Wunsch ganz allgemein, zu lesen, was man weiss, das heisst doch wohl das Tagesereignis, das man ebenso genau kennt wie der Zeitungsschreiber, mit ihm zu beschwatzen. Der Mensch mit dem unermüdlichen Maul, der Barbier, die Frau Base u. s. w. sind durch die gegenwärtige Höhe der Buchdrucktechnik zu einem lautlosen Schwatzklub geworden. Beim Morgenkaffee sitzt die ganze Bevölkerung im Geiste beisammen und gibt sich bequem diesem alten Schwatzvergnügen hin, das jetzt Zeitungslektüre heisst.

Schwatzvergnügen.

Dieses Vergnügen ist nichts weiter als ein Spiel mit der Sprache, eines der Spiele, wie sie um ihrer geistigen Armut willen Kranken und Greisen empfohlen werden. Besonders scheint mir dieser Massengebrauch der Sprache als Schwatzvergnügen (sowohl mündlich als beim Lesen) viel Aehnlichkeit zu haben mit dem Dominospiel, wo doch auch die ganze Geistesarbeit darin besteht, an das Wertzeichen des Gegners sein Steinchen von gleichem Wert anzusetzen, solange man es aushält. Ganz wie in einer sogenannten Konversation.

Dabei ist zu beachten, dass fast jeder Dominospieler noch ein Nebenspiel betreibt, dass er nämlich die Steine zu einer Zeichnung von künstlerischer Freiheit aneinander legt. Dieses Doppelspiel gibt es auch beim Schwatzen und Zeitungsschreiben; es gibt neben der Ordnung nach dem Sinn

Digitized by Google

noch eine Wortordnung zum Spasse, was dann Witz oder Stil heissen mag. Auch die wissenschaftlichen Bücher sind selten ganz frei von diesen beiden spielerischen Erscheinungen des Schwatzvergnügens.

Die Menschen haben sich das Denken angewöhnt nicht nur, weil es nützlich, sondern weil es ein Vergnügen ist. Erhaltung des Individuums und Fortpflanzung der Art besteht auf einem ähnlichen unentwirrbaren Zwiespalt von Ursache und Wirkung. Macht uns das Essen Vergnügen, damit wir zu unserer Erhaltung essen oder weil wir zu unserer Erhaltung essen? Wer das wüsste, wüsste Alles.

Mir macht das Denken offenbar Vergnügen, sonst würde ich mir nicht einsam den Kopf zerbrechen. Und mir macht das Sprechen offenbar Vergnügen, sonst würde ich nicht schwatzen. Dieselbe Empfindung kann man aber schon beim Kinde beobachten, das die ersten Worte sprechen gelernt hat. Hat es den Wortklang getroffen, so hat es Freude am Sprechen. Noch mehr erfreut ist es aber, wenn ihm selbst ein richtiges „Urteil“ gelungen ist, wenn es beim Anblick eines Hundes von selbst Wauwau sagen kann.

Die Aufnahme einer neuen Vorstellung ins Gehirn muss eine gewisse Anstrengung sein, ein gewisser minimaler Schmerz. Die gewaltsame Bahnung eines neuen Nervenweges ist vielleicht die Entjungferung einer Ganglienzelle. Wenn das Mikroskop im stande wäre, im Gehirn eines kleinen Kindes die Aufschliessung von Tausenden Ganglienzellen und die Aufreissung, Festigung und Ebnung eines Netzes von Tausenden von Nervenbahnen vergrössernd zu zeigen, es müsste ein fürchterlicher Anblick sein. Kommt nun später ein Sinneseindruck hinzu, der eine geebnete Bahn und eine wohleingerichtete Ganglienzelle vorfindet, so kann ich mir recht gut vorstellen, dass es ein körperliches Behagen gewährt, ihn die Bahn entlang gleiten zu lassen und ihn in die angepasste Zelle aufzunehmen. Wie ein Strassenbahnwagen, der nach einer Entgleisung schrecklich über das Pflaster rumpelt, knirschend und knarrend, und der dann wieder sanft summend über die Schienen läuft.

Digitized by Google

Selbstverständlich dienen die Worte dieser bequemen Einrichtung. Welcher Funktion aber entsprechen sie? Sind sie Wechselbegriffe mit den Ganglienzellen des Gehirns? Sind sie Signale an den Kreuzungspunkten des Netzes? Oder sind sie am Ende gar nur das plumpe rollende Material, das auf den glatten Bahnen dahin und daher läuft, und das uns Vergnügen bereitet wie eine Fahrt auf der Eisenbahn?

VII.

Worte eine Macht.

Fassen wir es kurz zusammen: „die" Sprache gibt es gar nicht, auch die Individualsprache ist nichts Wirkliches; Worte zeugen nie Erkenntnis, nur ein Werkzeug der Poesie sind sie; sie geben keine reale Anschauung und sind nicht real. Dennoch können sie eine Macht werden. In Ausnahmsfällen kann das Wort stärker werden, als eine That war; Leben aber fördert das Wort nie.

So mag die wirkliche Erscheinung, das wirkliche Leiden und Handeln von Jesus Christus auf ein paar hundert oder ein paar tausend Zeugen religiös gewirkt haben; aber erst, als der Menschensohn am Kreuze gestorben war und sein Name ein Wort geworden, da wurde er religiöse Macht. Der Name hatte mehr Kraft als der Mann. Der Mann unterwarf sich ein Dutzend arme Fischer und ein paar Frauenzimmer, der Name, das Wort, das Evangelium unterwarf sich ganze Erdteile.

Und wieder, als Mohammed auftrat, der von ganz anderem Schlage war, besiegte er mit Epilepsie und Tapferkeit Arabien und ein paar Nachbarprovinzen. Als er sich aber ins Wort verwandelt hatte, in den Koran, nahm er dem christlichen Wort nicht weniger als fast das ganze Mittelmeergestade ab.

Die französische Revolution sieht aus, als ob sie nicht von Worten, sondern von vollblütigen Menschen oder Blutmenschen gemacht worden wäre. Wie dem auch sei, welche Worte auch die Herren eines Robespierre waren, Napoleon war gewiss kein blosses Wort. Und was erreichte er? Er flutete mit der Armee an die zwanzig Jahre über die französischen

Digitized by Google

Grenzen hinaus, um dann wieder zurückgedrängt zu werden. Nichts blieb übrig als die Worte der Revolution. Die Worte: Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit eroberten sich ebenso weite Gebiete wie die des Christentums und sind heute das Schiboleth der Erde. Und so vieldeutig sind auch diese Worte, dass das eine Wort Freiheit bedeutet: in Japan die Neigung der dortigen Junker, ihre Kleider bei Pariser Schneidern zu bestellen; in Afrika die Arbeit christlicher Geistlicher, die Neger an Kartoffelspiritus zu gewöhnen; in Russland die Leidenschaft gebildeter junger Leute, den Zaren und hohe Beamte in die Luft zu sprengen; in Preussen die Bemühung der Arbeiterfrauen, für das gleiche Stück Geld auf dem Markte etwas mehr Brot zu erhandeln; in Frankreich und England die Wortgefüge von Rednern, die die Weisheit zu einem Produkt von Menschenmassen machen, etwas wie Gestank und Krankheiten; in Nordamerika den Geschäftsbetrieb der Silberminenbesitzer, die durch ungeheure Bestechungen ungeheure Gewinne erreichen wollen. Wir stecken so tief unter der Herrschaft des Wortes Freiheit, dass wir es gar nicht mehr wahrnehmen, wie wir die Luft, in der wir atmen, für ein Nichts ansehen, während den Fischen wahrscheinlich ihr Wasser ein Nichts ist, die Luft vielmehr, wenn sie hineingeraten, ein greifbares, schreckliches Etwas.

*

Verbalinjurie.

Es kann kein Zweifel darüber sein, dass auch Worte wie Waffen eine Verwundung oder Verletzung hervorbringen können. Denn Worte erwecken Vorstellungen und Vorstellungen können den sogenannten Willen zu Thaten bringen, die verwunden oder verletzen. Wenn der Ingenieur auf einen Knopf drückt, der tausend Meter entfernt eine Mine zum Explodieren bringt, so wird die Elektricität die Zwischenursache zwischen seiner Absicht und der Entzündung des Pulvers, die Maschine ist dann auf Auslösung durch Elektricität eingestellt. Wenn der Hauptmann seiner wohlgebildeten Truppe Feuer kommandiert, so ist das Wort der

Digitized by Google

Knopf, auf den er drückt, und etwas wie Elektricität mitbeteiligt. Es kann auch ein Räuberhauptmann sein. Die Schüsse fallen und das Blei reisst Löcher ins Fleisch. Ebensolche Wirkungen können Worte in Form von Lügen, Verleumdungen, Denunziationen, Enthüllungen haben. Worte können Waffen werden oder doch Maschinenteilchen einer komplizierten Waffe.

Man rechnet aber auch zu den Verletzungen durch Worte die Beleidigungen, und das ist so dumm, dass niemals ein Tier mit einfacher Sprache darauf gekommen wäre. In solchen Thorheiten luxuriert nur die überfütterte Menschensprache. Beleidigungen sind Schüsse mit Platzpatronen. Es knallt, weil die Luft erschüttert wird, aber es fliegt kein Blei aus dem Rohr. Die Verletzung gehört zu den Einbildungen, freilich in der europäischen Gesellschaft zu den Einbildungen, die selbst wieder real sind, weil sie Zwangskurs haben wie schlechtes Papiergeld. Den Platzpatronen ohne Kugel steht als Ziel das Gespenst der Ehre gegenüber. Und so genau kennen einander diese Masken, dass das Gespenst der Ehre umfällt, sobald es knallt. Das ist eigentlich Feigheit von dem Gespenst, heisst aber Mut bei den Fahnenträgern des Gespenstes.

Je mehr Ehre der einzelne verbrieft hat, für desto stärker gilt die Verletzung durch den Knall der Platzpatrone. Ist die Luft vor den Ohren eines Fürsten in die Schwingungen Lump oder Dummkopf gebracht worden, so heisst das Geräusch Majestätsbeleidigung. Und es wird mit Recht hart bestraft von allen Menschen, deren Ehre umfällt, wenn es knallt. Die Strafbestimmung müsste lauten: Die Majestät wird beleidigt, wenn der Schatten einer Peitsche sie berührt. Und die Strafe müsste darin bestehen, dass der Erreger des unbeliebten Geräusches einmal durch den Schatten eines Zuchthauses geführt würde.

Einen Purzelbaum macht der Begriff der Beleidigung, wenn der Knall vor Gottes Ohren losgeht. Man nennt dies mit Bauernschlauheit nicht Gottesbeleidigung, sondern Gotteslästerung. Der Staat ist denn doch so modern geworden,

Digitized by Google

dass er die Eselei nicht zu vertreten wagt, für die beleidigte Allmacht als Duellant einzutreten. Als ob der liebe Gott altersschwach geworden wäre und selbst die Pistole nicht mehr halten könnte. Es wird also der Schein erweckt, als ob man bei dieser Gruppe von Schimpfworten nicht die angeknallte Person, sondern die durch den Knall unangenehm berührten Zeugen schützen wollte. Das ist aber nicht wahr. Wollte man das Aergernis bestrafen, so wäre die Erklärung, es gebe keinen Gott, das schwerste Aergernis. Diese Lehre aber duldet der Staat, teils weil er sich vor seinen besten Geistern schämt, teils weil die angewandten Naturwissenschaften doch ein schönes Stück Geld einbringen. Wer den lieben Gott beschimpfen will, der muss ihn doch als ein wirkliches Wesen vorstellen; er gehört also zu den Frommen und kann kein gross Aergernis geben. Nur Gläubige beschimpfen Gott. Der Abbruzzenmörder, der die Madonna ohrfeigt, weil sie ihm bei der letzten Unternehmung nicht beigestanden hat, ist ein frommer Mann und kein Gottesbeleidiger. Ein Kirchenstaat wird ihn demnach auch als einen guten Bürger behandeln.

*

Die Löwen des Marc Aurel.

Der Kaiser Marc Aurel war ein Philosoph und kannte darum den Wert der Namen. Er nannte manche Handlungen der Römer Tugenden, viele andere nannte er Laster; die Römer übten beide weiter, zahlten Steuern für die Handlungen, die deshalb Laster hiessen, und befanden sich gut dabei. Nur die Kriege hörten unter dem philosophischen Kaiser nicht auf.

Einmal gab es Krieg gegen die Markomannen, die damals in Böhmen sassen und um ihrer Körperkraft willen berühmt waren. „Ich will euch meine Löwen mitgeben," sagte Marc Aurel, und die Soldaten zogen fröhlich mit ihren Löwen in den Kampf. Denn sie wussten durch den Namen allein, dass Löwen grausame Tiere von unbezwingbarer Kraft sind.

Digitized by Google

Als es zur Schlacht kam, sahen die Markomannen mit Erstaunen die gelben Tiere auf sich zuspringen.

„Was ist das?“ fragten sie.

Der Führer der Markomannen war nicht naturwissenschaftlich gebildet, aber auch er war ein Philosoph und kannte die Bedeutung von Namen und Worten.

„Das da? Das sind Hunde, römische Hunde.“

Und da die Markomannen es nicht anders wussten, als dass man Hunde totschlägt, wenn sie lästig werden, so schlugen sie die grossen römischen gelben Hunde mit ihren Keulen tot.

Hätten die Markomannen aber Bildung besessen und den Begriff vom Löwen gehabt, so hätten sie auch gewusst, wie stark er ist, hätten sich totbeissen lassen und die Schlacht verloren.

VIII.

Namen-aber-glaube.

Der Götzendienst mit Namen wird immer als solcher bezeichnet, wenn es sich um einen Götzendienst alter oder ferner Völker handelt. Denn den eigenen Götzendienst nennt man Gottesdienst, wie man die eigene Macht Recht und die eigene Brunst Liebe nennt. Es gibt Völker, bei denen es verboten ist, den Namen eines Toten auszusprechen oder auch nur den Namen der lebendig gebliebenen gleichnamigen Verwandten. Das könnte die Götter beleidigen, sagen diese Menschenfresser. Dazu gehört auch die Anschauung mancher Völker, nach der die eheliche Verbindung mit einem Weibe von gleichem Namen wie eine Art Blutschande angesehen wird. Uns sind solche Sitten fremd. Wenn aber ein Attentat auf einen greisen Kaiser versucht worden ist, so legen Dutzende von Namensvettern des Mörders den Namen ab, wie bei den Menschenfressern die Ueberlebenden einen neuen Namen annehmen, um die Gottheit über die Identität zu täuschen. Andere wilde Völker haben Gesetze, die wie das dritte Gebot der Juden den Namen ihres Götzen auszusprechen verbieten. Orthodoxe Juden sagen heute noch nicht Jehovah, sondern Schem, das heisst „der Name“.

Digitized by Google

Das wundert uns, aber der Bürger eines monarchischen Staats, der seinen Souverän einfach bei seinem Taufnamen oder bei seinem vollen Namen anreden würde, wagte wahrscheinlich eine Anklage wegen Majestätsbeleidigung. Fromme Mohammedaner vermeiden es, auf ein Blatt Papier zu treten, weil der Name ihres Gottes darauf stehen könnte. Fromme Juden und gute christliche Kinder küssen die Bibel, wenn sie zufällig zur Erde gefallen ist. Und wieder müssten alle Zeitungsleser, um einen Prozess zu vermeiden, immer genau nachsehen, ob ihr Stück Zeitungspapier nicht den Namen des Herrschers enthalte, bevor sie es seiner natürlichen Bestimmung zuführen. In Prag wurde vor einigen Jahren ein solcher Majestätsbeleidigungsprozess wirklich geführt; wobei allerdings die klare Absicht der Beleidigung vorlag, weil man ein kaiserliches Reskript, auf weichem Papier gedruckt, zum Kaufe anbot.

Der weit verbreitete Aberglaube, dass der Besitzer eines Bildes durch Stiche und ähnliche Verletzungen am Bilde dem Original Schaden zufügen könne, ist mit dieser Namensfurcht verwandt. Wir sind über solche Kindereien erhaben. Aber wir glauben auch Schaden zu leiden, wenn der Hauch unseres Namensklanges in bösen Mäulern schwingt. Wir glauben die Gespenster unserer Begriffe in ihrem Scheinleben zu erhalten, wenn wir ihre Namen konservieren. Und ist ein solcher Begriffsname trotz aller Vorsicht doch gestorben, kann man ihn nicht länger halten, weil er zum Himmel zu stinken anfängt, wie z. B. der schöne Name Lebenskraft, dann setzen sich die Bonzen des betreffenden Wortkultus zusammen und geben den Verwandten der Lebenskraft, den anderen Seelenkräften, einen neuen Namen, z. B. den hübschen neuen Familiennamen: Vermögen. Und fangen die Vermögen zu verwesen an, so werden sie wieder umgetauft und heissen Funktionen. So heissen sie augenblicklich. Nach hundert Jahren wird der Name Kraft seinen üblen Geruch verloren haben, und man wird die Funktionen wieder Kräfte nennen können.

Diese Abstraktionen erinnern an den polnischen Juden,

Digitized by Google

einen modernen Mann, dem sein Name Moses nicht gefiel. Als er in Karlsbad war, wo ihn Niemand kannte, stellte er sich darum als Itzig vor. Er hatte sich nicht merklich gefördert.

*

Wortaberglaube.

Platon und andere gute Philosophen des Altertums berufen sich oft auf einen Vers des Homer, als wenn der Dichter eine Autorität für die Wirklichkeit wäre. Die Verse sind ihnen nicht schmückende Citate, auch nicht moralische Stützen ihres Beweises, sondern wirklich etwas wie Lehrsätze. Man ist heute feiner geworden. Aber die Worte, die das Volk sich in seiner Not oder in seinem Aberglauben erfunden hat, werden immer noch so behandelt, als ob das Dasein eines Worts ein Beweis für die Wirklichkeit dessen wäre, was es bezeichnet.

Wie eine Parodie auf die Entstehung der Sprache mutet uns das Allerweltswort „bedeuten“ an. Von dem ursprünglichen Sinne „durch Hindeutung etwas veranlassen“, z. B. einem etwas zu thun bedeuten, ist es mit der Zeit eine Bezeichnung geworden für alle Fälle, in denen auf etwas Andres, Fremdes, Ungenaues hingedeutet wird. Durch Metaphern hat sich die Sprache entwickelt, dadurch also, dass ein Wort gelegentlich etwas andres bedeutete, als es bedeutete. Jetzt versteht man unter „bedeutend“, was von Wichtigkeit ist; noch Goethe, der das Wort sehr liebte, versteht unter bedeutend etwa so viel wie bezeichnend, charakteristisch. Es wäre gut, das viel missbrauchte Wort auf Erklärung von Metaphern einzuschränken; in dem Satze z. B. „sie zählte siebzehn Lenze“ bedeutet Lenze Jahre.

Der menschliche Aberglaube besass aber an „bedeuten“ ein vortreffliches Wort für dies Hindeuten eines Zeichens auf ein künftiges Ereignis oder auf eine verborgene Thatsache; und weil er das Wort hatte, so gebrauchte er es. Steckte doch hinter den Naturerscheinungen die Macht von Göttern, welche mit Zeichen und Wundern Künftiges und Verborgenes mitteilten, so wie die Priester durch Worte

Digitized by Google

Künftiges und Verborgenes enthüllen. Man fragte also: Was bedeutet dieses Erdbeben? Was bedeutet diese Missgeburt? Was bedeutet dieser Komet?

Heute ist man furchtbar aufgeklärt und überlässt Erdbeben, Missgeburten und Kometen der Naturforschung. Findet man aber irgendwo im Sprachgebrauche ein altersschwaches Wort, das man nicht mehr versteht, so fragt man mit dem gleichen Aberglauben: Was bedeutet Seele? Was bedeutet Vernunft? Was bedeutet Stoff? Als die Geologie noch lehrte, Gott habe die Felsen geschaffen und die Abdrücke von Pflanzen und Tieren gleich mit hineingeschaffen, da fragte man: Was bedeuten diese Naturwunder? Jetzt erklärt man die Abdrücke von Pflanzen und Tieren aus der Entstehung der Erde und der Entwickelungsgeschichte der Arten und fragt: Was bedeutet Entwickelung?

Die meisten Menschen leiden an dieser geistigen Schwäche, zu glauben, weil ein Wort da sei, müsse es auch das Wort für Etwas sein, weil ein Wort da sei, müsse dem Worte etwas Wirkliches entsprechen. Wie wenn jede Verwitterung in einem Steine der Abdruck einer Pflanze sein müsste! Oder wie wenn zufällig von einem Narren hingekritzelte Linien immer ein auflösbares Rebus sein müssten! rebus.

Ja es wird die Sprache allgemein so gebraucht. Nicht nur gemeine Leute und die — wie man sagt — Halbgebildeten schnappen unverstandene neue oder fremde Worte auf, um sie beim Sticken ihrer Geschwätzmuster als Proben anzubringen, sondern auch Gelehrte und Forscher und Denker haben seit jeher an alten, verwitterten Wortlauten herumgedeutelt, um ein Rätsel zu lösen, das sie hineinfragten. Man hat einst in den Zeichnungen einzelner Blüten wie in den Skeletten von Fischköpfen Rebusse zu finden und zu lösen geglaubt. Das waren aber doch noch halbbewusste Spielereien. Man hat uramerikanische Zieratlinien mit Hilfe hebräischer Charaktere deuten wollen. Das waren Narreteien. Man hat aber von jeher — und man thut es noch — das angestrengteste Denken lebendiger Menschen, d. h. die Associationen ihrer lebendigen Erfahrungen, angewandt auf

Digitized by Google

längst verklungene Wortreste verstorbener Geschlechter, man hat von jeher mit den Säften lebendiger Verdauungsorgane die Exkremente der Ahnen zu neuer Nahrung verwandeln wollen. Und da thut man doch nichts anderes, als wenn jemand durchaus einen Rebus lösen wollte, der gar keiner ist, oder dessen Sprache er nicht versteht. Wie z. B. wenn auch die neuesten Forscher noch die Seele zu definieren suchen, bloss weil das Wort vorhanden ist.

Uebrigens muss ein ausgemachter Thor gewesen sein, wer das Spielzeug der Rebusse in unsere Unterhaltungsblätter einführte. Schön wäre es freilich, mit Thatsachen zu reden anstatt mit Worten, rebus anstatt verbis. Aber der Rebusrater versimpelt nur die bequeme Buchstabenschrift. Ich glaube im Ernste, dass es Geisteskranke sein müssen, die unsere entsetzlichen Rebusse (Scherze ausgenommen) verfassen; und dass es nur Kinder sind, welche — nach alter Zusammengehörigkeit — sich mit den Werken dieser Narren abgeben.

*

Wort-Fetische.

Noch weit mehr als im gemeinen Sprachgebrauch wird in den Wissenschaften ein Fetischismus mit Worten getrieben; wie denn auch der Theologe, der aus dem Gespenst des Volksaberglaubens ein System baut oder es auch nur weiter trägt, ärgeren Fetischismus treibt, als der einfache Bauer, der bloss an das Gespenst glaubt.

Wie wir nun leichter geneigt sind, die Theologen des Mittelalters oder die Theologen der Menschenfresser für Systematiker toten Wissens zu halten, als etwa die gegenwärtigen Professoren der Theologie, so sehen wir auch deutlich, dass in der Geschichte der Wissenschaften mit jetzt veralteten Begriffen Schwindel und Götzendienst getrieben worden ist, wollen aber nicht leicht dasselbe von den höchsten Begriffen der augenblicklichen Wissenschaft annehmen. Und doch ist die Personifikation oder Deifikation heute dieselbe wie zu alten Zeiten. Die einzelnen „Kräfte“ spielen heute dieselbe Rolle, wie einst die qualitates occultae.

Digitized by Google

Und wenn die Gelehrten auch, mit der Nase darauf gestossen, den Fehler der Personifikation leugnen, so denken sie doch, sobald sie sich unbeobachtet glauben, in dieser kindlichen Weise weiter. Für den Arzt sind die einzelnen Krankheiten persönliche Kräfte, Personifikationen, die er bekämpft. Für den Naturforscher werden die Arten zu Personifikationen, wenn er sich auch dagegen wehrt. Noch sichtbarer wird der Fehler da, wo die Selbstwahrnehmung unkontrollierbar die Grundvorstellungen abgibt. In der Psychologie wimmelt es von Personifikationen. Der menschlichen Seele werden z. B. drei Personifikationen unterschoben: der Verstand, die Vernunft und die Phantasie. Auch sonst freie Köpfe können sich nicht leicht von dem Bilde frei machen, dass jede dieser Untergottheiten einer bestimmten Thätigkeit der Seele vorstehe, wie ein Abteilungsvorstand im Ministerium. Es ist genau derselbe Prozess, wie etwa die Griechen für die grossen Gebiete des Lebens sich besondere Schutzgottheiten deifizierten und wie sie dann für kleinere Abteilungen Spezialnymphen, wie Dryaden und Oreaden, personifizierten.

Der Begriff eines pantheistischen Gottes ist um nichts metaphorischer als der Begriff eines monotheistischen oder eines polytheistischen Gottes. So hat im Volksleben der Begriff der Souveränität sich zuerst das Oberhaupt des Stammes, dann den König der Volksgenossenschaft und dann die Gesamtheit des Volkes selbst zum Träger ausgesucht; die Souveränität war aber doch nur das Bedürfnis Aller, sich gegen die Bestialität des Einzelnen zu schützen. Patriarchie, Monarchie und Demokratie (Panarchie) waren verschiedene Formen des gleichen Bedürfnisses. Der grosse Irrtum des Anarchismus besteht darin, dass er die Bestialität der Menschen nicht sieht, dass er das Bedürfnis des Zwangs leugnet, dass er dieses Bedürfnis überwunden zu haben glaubt, weil er die logischen Grundlagen und die Legitimität der einzelnen Herrschaftsformen erschüttert hat. In der ersten modernen Demokratie (Panarchie) kam auch der systematische Pantheismus auf.

Digitized by Google

Götter sind Worte.

Der Entwickelung des Gottesbegriffs entspricht aber noch mehr die Entwickelung des Seelenbegriffs. Auch in der Psychologie nahm man früher eine substantielle, eine persönliche Seele an; jetzt neigt man dazu, den gesamten Organismus als durchgängig beseelt zu verstehen, ohne dass darum die Seele aufgehört hätte, eine Personifikation zu sein. Auch der älteren Mythologie, deren Vielgötter aus Legenden, Volksetymologien und gewiss oft aus Stammesmythen entstanden, entspricht ein Zustand der Psychologie, der verschiedenen Funktionen verschiedene Seelen als Stammregenten zuwies.

Wir müssen uns zunächst von einigen hergebrachten Vorstellungen zu befreien suchen, wenn wir die ganze Bedeutung dieser Anschauung empfinden wollen, dass die Götter nur Worte seien. Eine aufgeklärte Religionsgeschichte glaubte den Göttern eins zu versetzen, wenn sie sie mit den Worten verglich, trotzdem die Religionsgeschichte ihrerseits wieder rechten Wortaberglauben treibt. Sie sagt: Götter sind blosse Worte. Wir aber möchten unsere geringe Meinung von dem Werte der menschlichen Worte dadurch recht überzeugend machen, dass wir auch unserseits die Worte mit den Götzen vergleichen. Wir sagen: Die Worte sind blosse Götter.

Wir müssen vor allem die überlieferte Vorstellung fallen lassen, als ob ein wesentlicher Unterschied bestehe zwischen dem Fetischismus der rohesten Negervölker und irgend einer geläuterten oder meinetwegen philosophischen Religion. Ein Fetisch ist ein wahrnehmbares Ding, mit dessen sinnlicher Erscheinung sich der Gläubige eine übernatürliche helfende Kraft verbunden denkt. Es ist wahr, der Neger schmeisst den von ihm selbst aus Holz geschnitzten Fetisch fort, wenn er ihm nicht geholfen hat. Der katholische Räuber in Italien prügelt seine holzgeschnitzte Madonna nur, wenn ein Anschlag fehlgegangen ist, und betet das nächste Mal doch wieder zu dem geprügelten Bilde. Die Hauptsache ist in beiden Fällen ein Ding, in welchem eine geheime Kraft übernatürlich hilft. Und diese beiden Begriffe, der des übernatürlichen Wunders und der der Hilfe in der

Digitized by Google

Not, sind auch noch in der sublimsten Religionsvorstellung vorhanden. Man nehme z. B. die Religion, welche als der Neue Glaube von D. Friedrich Strauss nach der Zertrümmerung des christlichen Dogmas noch übrig bleibt. Er glaubt nicht einmal mehr an den fast unpersönlichen Gott der Deisten und ist damit über den Wortfetischismus von Voltaire hinausgelangt. Er glaubt aber noch, und er selbst nennt es noch schüchtern Religion, wenn er eine einheitliche Weltordnung annimmt. Ein Universum, das französisch Univers (mit grossem U) übersetzt werden musste. Die Vorstellung von einem übernatürlichen Faktor wäre an sich noch nicht Religion, weil doch auch wir über oder ausser den bekannten Gruppen von Naturerscheinungen, die wir Naturgesetze zu nennen pflegen, etwas Unbekanntes annehmen müssen, ein Ding-an-sich der Natur. Zur Religion wird diese übernatürliche Natur erst dadurch, dass sie dem Gläubigen helfen soll. Helfen allerdings nicht in der groben Art, wie man in Afrika und Europa den Lokalgott, den Fetisch oder das wunderthätige Bild um Regen, um Heilung und dergleichen anfleht; helfen soll die sublimierte Religion des Universums in der intimsten Seelennot, in dem geistigen Mangel des Menschen, der sich die Welt nicht erklären kann. Befriedigung schenken soll dieser letzte Schimmer von Religion; um Befriedigung, um Frieden wird dieser abstrakteste Wortfetisch angefleht. Erst wenn der Mensch vom Worte ebenso wenig will wie vom groben Negerfetisch, erst wenn er interesselos der interesselosen Natur gegenübersteht, erst wenn er mit Spinoza ganz resigniert der taubstummen und fühllosen Notwendigkeit gegenübersteht, erst dann hat er den Fetischismus oder die Religion überwunden. Wie man sieht, will ich damit nichts gegen die Religion sagen.

Worte sind Götter.

Der Vorwurf des Fetischismus, der hier wiederholt gegen Wortmissbrauch erhoben wird, ist doch mehr als bloss ein Bild. Es scheint, als ob die Götter genau auf die gleiche Weise entstanden wären wie Abstraktionen, dass Götter eben auch nichts sind als Abstrakta, wie umgekehrt Abstrakta in Wahrheit nichts Wertvolles sind, sondern nur Götter.

Digitized by Google

Man beobachtete am scheinbaren Himmel, wie er bald blau ist und hell, bald finster und regnerisch, man brauchte eine Einheit für die verschiedenen Aeusserungen des scheinbaren Subjekts und nannte sie z. B. Zeus. Der blaute oder donnerte und war ein Gott.

Man beobachtete an den scheinbaren Menschenseelen (die selbst wieder im einzelnen Menschen als ein Gott, als ein Ich, das Ich verschiedener Aeusserungen, erfunden worden waren) ähnliche Grundstimmungen, Eigenschaften, die den andern nützlich dünkten: Güte, Tapferkeit oder Zeugungskraft. Man hatte das Bedürfnis der Einheit und nannte das, was sich da angeblich bemerkbar macht: Tugend.

Den Zeus hat die Astronomie exmittiert; sie hat ihm seinen Himmel genommen. So wird die Physiologie den Tugenden ihre Wohnung nehmen, die Seele.

Als die Götter sich mehrten und schwer zu behalten waren, abstrahierte man aus ihnen die Gottheit, an die z. B. noch Voltaire und Lessing glaubten. Aus den Abstraktis ohne Kult hat man immer leerere Begriffe abstrahiert, bis man zum ausgeblasenen Abstraktum Sein oder Wesen gelangte.

Als Robespierre anstatt des abgeschafften obersten Gottes das „höchste Wesen" proklamierte, that er eigentlich gar nichts, als ein dürres Abstraktum mit dem ihm einzig gleichwertigen zu vertauschen. Und das „höchste Wesen", so kurze Zeit es auch was galt, fand doch ebenso wie seine Vorgänger seine Pfaffen, seinen Hokuspokus, seine Kleiderkomödien und seine Metzen und Metzeleien.

Lippert hat sich (Kulturgeschichte II. 438 u. f.) rechte Mühe gegeben, die Fetischanbeter von dem Verdachte loszusprechen, dass sie in dem handgreiflichen Dinge selbst den Gott sähen. Der Fetisch soll nicht ein Bild des Gottes sein, sondern mehr seine Behausung, sein Tempel. Bei Negern, Aegyptern und Indern sucht er diese feine Unterscheidung nachzuweisen. Ich lasse es dahingestellt, ob der Neger, der Aegypter, der Inder und endlich der gläubige Bauer irgend eines europäischen Kulturstaates wirklich so fein distinguiert. Mir handelt es sich darum, darauf hinzu-

Digitized by Google

weisen, dass der auch in den besten Köpfen bis zur Stunde herrschende Wortaberglaube, dass (um es ganz kurz zu sagen) unser gewohntes Denken auch ausserhalb der Religion noch die grösste Mühe hat, so fein zu distinguieren. Was ist denn der alltäglichste Artbegriff, wie Baum oder Hund, im Sinne Platons und des mittelalterlichen Realismus, also im Sinne von aller Welt, andres als ein Fetisch, eine übernatürliche Kraft, welche bei der Entstehung jedes Baumindividuums oder jedes Hundindividuums übernatürlich hilft? Und weil jede geheime Kraft oder Gottheit in irgend einem sinnlich wahrnehmbaren Dinge wohnen, an irgend etwas Wirkliches gebunden sein muss, weil man doch für solche Artbegriffe nichts Sinnlicheres besitzt als ihr Wort, so sind diese Gottheiten eben an die Worte als ihre Wohnsitze gefesselt. Und die Männer und Völker, welche durch die Jahrtausende an die Platonischen Ideen geglaubt haben, das heisst an die übernatürliche Wirksamkeit der Artbegriffe, (über deren einzig möglichen Sinn im Scheine des Darwinismus wir noch zu reden haben) dünken uns von diesem neugewonnenen Standpunkte aus einfach Fetischanbeter. Die rationalistische Theologie, welche gleich dem Neger den handgreiflichen Fetisch verachtet und nur den in ihm hausenden Geist verehrt, welche auch die neueren Götter überwunden hat und nur von der aus der Vernunft entwickelten Religion Hilfe erwartet, erscheint uns dann wie der Glaube an die Macht des landläufigen Denkens, an die Macht der Logik, welche von der Verkettung von Worten Aufschluss erwartet über den nie noch beobachteten Zusammenhang der Welt. Und wenn ich selbst zwischen andern zertrümmerten und verbrannten Fetischen auch die Wortfetische beiseite geworfen habe und mir einbilde, frei zu sein, so erwarte ich lächelnd den stärkeren Mann, der mit dem Finger zeigen wird auf einen neuen Fetisch sogar in meinen Fragen. Ich ahne auch die Richtung seines Fingers. Denn wenn ich auch deutlich die Worte angeschaut habe als blosse Erinnerungszeichen für die Aehnlichkeit von Vorstellungen, so glaube ich doch zu wissen,

Digitized by Google

dass selbst diese scheinbar objektive Aehnlichkeit mir von der ererbten Sprache souffliert wird, und dass demnach der Ordnungsgrund für meine Vorstellungsgruppen in dem letzten Fetischismus besteht, der wohl das Wesen des menschlichen Verstandes ausmachen kann. Ohne eine Dämmerung dieser Gedankengänge ist schon darauf aufmerksam gemacht worden, dass die Alten die menschliche Seele in dem warmen feuchten Hauche zu entdecken glaubten, der dem Munde beim Atmen und Sprechen entfliegt. So konnte der Hauch, der Animus, zum Fetisch der Menschenseele werden, das Wort zum Fetisch des seelenschaffenden Gottes.

Gebetworte.

Es wäre für unsern Standpunkt ein wohlfeiler Scherz, den Wortfetisch in seiner Wirksamkeit von uralten Zeiten bis zur Gegenwart zu verfolgen. Doch es ist wirklich beachtenswert, wie in so vielen Religionen der brutale Wortfetischismus sich darin äussert, dass ein besonderer Wert auf die richtige Anrufung des Gottes gelegt wird. „Die Gottheit hört nicht auf jede beliebige Ansprache; sie muss in Wort und Ton den ihrigen erkennen.“ Das gilt für das Bild wie für das Wort. In Athen hatten nicht die Werke des Pheidias das höchste religiöse Ansehen, sondern die alten, ungeschlachten, „richtigen“ Götterbilder; ebenso ist heute noch dem Frommen das alte Gnadenbild das richtige und nicht das nach der neuesten Mode gemalte. Nicht nur in Rom gab es eine genau vorgeschriebene Art, die Gebete vorzutragen; heute noch sorgt in der katholischen und in der griechischen Kirche wie in der jüdischen Synagoge der hergebrachte Tonfall sogar dafür, dass die Götter richtig angerufen werden. So hat sich in Indien das Sanskrit erhalten, bei den europäischen Juden die hebräische Sprache. Beim Besprechen von Krankheiten ist der Spruch genau vorgeschrieben, und auch der evangelische Pastor, der Krankheit durch Gebet heilen will, wird die entscheidende Gebetformel Silbe für Silbe sprechen, wie sie in der Lutherschen Bibelübersetzung steht. Das freie Gebet, der Glaube an eine persönliche Verbindung mit Gott ist Pietismus, also schon halbe Ketzerei. Es ist vom Standpunkte des Glaubens gegen

Digitized by Google

die mechanische Ausnützung dieser Zauberkraft im Worte nichts einzuwenden. Bekanntlich besitzen die lamaischen Buddhisten sogenannte Gebetmaschinen oder Gebetmühlen, Cylinder, auf denen der Zauberspruch „Das Kleinod im Lotus Amen“ unzähligemal aufgedruckt ist und die mit der Hand oder auch durch Wasserkraft bewegt werden können. Anderswo ist diese Maschine noch nicht eingeführt worden.

Es kann kein Zweifel darüber sein, dass das erwähnte Besprechen von Krankheiten, wie es auch heute noch in den europäischen Hauptstädten viel geübt wird, auf alte religiöse Bräuche zurückgeht, dass also die Besprechung eine alte Anrufung einer Gottheit ist. Die übernatürliche Hilfe galt selbstverständlich immer nur den Uebeln des Menschen; und da Krankheit unter allen Uebeln das lästigste ist, so konnte sich der Wortfetischismus auf diesem Gebiete am längsten erhalten. Im Vendidad wird einmal gesagt, Krankheiten könnten geheilt werden durch das Messer, durch die Sträucher oder durch das Wort. Das ist auch heute noch der Standpunkt unserer Kranken; höchstens dass die Reihenfolge eine andere geworden ist, da man jetzt zuerst zum Arzt mit seinen Medizinen, dann zum Pfaffen oder Besprecher und erst zuletzt zum Chirurgen geht.

Es versteht sich von selbst, dass der Wortfetischismus durch die Erfindung der Schrift nur gefördert werden konnte; denn ein beschriebener Papierfetzen oder eine deutlich sichtbare Schrift ist immer handgreiflicher als der flüchtige Hauch. Darum ist auch das Amulett, ein Papierschnitzel in einer Kapsel, ein weitverbreitetes Zaubermittel, besonders in den Ländern des Islam. Unsere Bauern verachten den Türken und schreiben auf ihre Stallthüre: C † M † B, was dem Vieh gut bekommen soll. Der orthodoxe Jude wiederum verachtet den Bauern und legt Gebetriemen mit Wortkapseln sich nach genauester Vorschrift um Stirn und Arm.

Judentum.

Gerade beim Juden aber hat sich der Wortfetischismus in einer Richtung entwickelt, die für unsere Anschauungsweise sehr lehrreich ist. Er kennt die nach Wortlaut und Melodie genau vorgeschriebene Anrufung des jüdischen Gottes, er

Digitized by Google

kennt sogar die Abart des Wortaberglaubens, die wiederum den Namen des Gottes bei Strafe nicht auszusprechen wagt, aber er hat auch den entsprechenden Gegensatz sehr scharf ausgebildet, indem nämlich die offenbarte Religion für das authentische Wort Gottes gilt. Da nun mit der Vernichtung des jüdischen Staates der alte Kultus mit seinen Opfern u. s. w. aufhörte, so wurde das Judentum schliesslich zu einer Wortreligion, zu einer Beschäftigung mit dem Worte Gottes. Und diese scholastische Beschäftigung mit den Worten der Bibel und des Talmud, diese religiöse Andacht für das Lernen und Lehren, ist noch heute eine Eigentümlichkeit des Judentums. Vielleicht hat sie zu einer gewissen einseitigen Schärfung des jüdischen Geistes beigetragen, vielleicht rührt daher eine gewisse schriftstellernde Neigung so vieler Juden. Wir aber sehen da den Wortfetischismus in einer neuen Gestalt. Der dingliche Fetisch im Tempel half auf übernatürliche Weise gegen Geschenke, die man ihm darbrachte, in Jerusalem so gut wie im innersten Afrika. Was der Fetisch frass, das verdauten die Priester. Die alten Fetische sind verschwunden. Man bringt z. B. den Cherubim, den geflügelten Ochsenköpfen, keine materiellen Opfer mehr dar. Die „richtigen" Worte der Bibel sind an die Stelle getreten, und die talmudische Logik verarbeitet z. B. den Satz, dass man das Zicklein nicht in der Milch seiner Mutter kochen dürfe, zu einem ganzen System von Speisegesetzen. Das Opfer der Intelligenz wird dem neuen Wortfetisch gebracht und niemand ist mehr da, der es verdaue.

Religion und Wissenschaft.

Ich habe an diese Entwickelung der jüdischen Religion erinnern müssen, weil da an einer historischen Thatsache zufällig der Uebergang vom Fetisch zum Wort deutlich gemacht werden konnte. Es ist in historischer Zeit und in heller Beleuchtung der Opferdienst des Tempels zum Wortdienst der Synagoge geworden, und heute lebt der Rabbiner ebenso von dem Wortaberglauben seiner Gemeinde wie einst der Levite von den dargebrachten Naturalopfern. Das „Lernen" der orthodoxen Judengemeinde in Polen beschränkt sich auf den heiligen Text der Bibel, „Lernen"

Digitized by Google

heisst in ihrem korrumpierten Deutsch bald das Beten oder das Vorlesen aus der Bibel, bald das theologische Forschen, das heisst die Anwendung der Logik auf die Bibelworte. Dieses orthodox jüdische Lernen unterscheidet sich vom wissenschaftlichen Denken also nur durch die theologische Beschränktheit. Und darum schien es mir ein gutes Beispiel zu sein zu dem Hinweise, dass in all unserem Denken oder Sprechen Theologie verborgen sei, dass Worte blosse Götter seien. Dieser Gedanke ist bis zur Stunde so fremdartig, dass ich nicht zögern darf, selbst auf die Gefahr von Breiten und Wiederholungen, ihn vorstellbarer zu machen. Ich will also sagen, dass unser Glaube an die Logik, unser Glaube, es werde durch logische Operationen unsere Welterkenntnis vermehrt, ein theologischer Glaube sei. Ich will sagen: Der logische Schluss des orthodoxen Rabbiners unterscheidet sich nur durch den Ausgangspunkt von den Wortergebnissen der Wissenschaft. Der Rabbiner geht von der Vorstellung aus, Jahve habe den Juden verboten, das Zicklein in der Milch seiner Mutter zu kochen, und habe damit symbolisch das Verbot auf jede Verbindung von Fleisch und Milch ausdehnen wollen. Hätte nun nachweisbar Jahve, der Gott des Stammes, diese Worte dem Moses diktiert und hätte er nachweisbar mit diesem Verbote jede analoge Speise gemeint, so hätten die Rabbiner ja recht und die jüdische Hausfrau des Ostens wäre Jahve gegenüber verpflichtet, sich Zeit ihres Lebens zum Vorteil der Rabbiner mit der Unterscheidung von „fleischigem und milchigem Geschirr“ zu plagen. Wir lachen über alle diese Sorgen, aber wir ahnen noch nicht, dass unser Vertrauen auf die durch unsere Logik geschaffenen Denkergebnisse zuletzt auf den Aberglauben an eben solche Fetische, an Worte, zurückgeht.

Um diese Ahnung endlich mächtig werden zu lassen, muss ich mit zwei Worten etwas weiter ausholen. Wenn uns die talmudische Beschäftigung einer orthodoxen Judengemeinde inmitten eines Staates, dessen gebildete Kreise ungefähr in den Anschauungen von Kant, Darwin und John

Digitized by Google

Stuart Mill leben, nicht als Wissenschaft, sondern als blosse religiöse Denkübung erscheint, so liegt das doch nur daran, dass die Sprache dieses „Lernens“ um ein bis zwei Jahrtausende hinter der Sprache unserer Wissenschaft zurückgeblieben ist. Die Logik des Talmuds war ihrer Zeit und innerhalb des Stammes Wissenschaft, so gut wie die Koranerklärung vor tausend Jahren und um dieselbe Zeit die christliche Dogmatik Wissenschaft war. Alle Religion ist Wissenschaft für die Gläubigen. Die Scholastiker wussten nur nicht, dass sie ungläubig zu werden anfingen, als sie die Lehren der Kirche in die natürliche oder Vernunftreligion und in die offenbarte Religion schieden. Die Kirche hatte von ihrem Standpunkt ganz recht, wenn sie diesen Unterschied nicht dulden wollte. Denn in dem Augenblicke, wo man einen Teil ihrer Lehre auf die scheinbar so wohlbekannte Vernunft stützte, den andern Teil auf die nie zu beweisende Offenbarung, wurde die Vernunft der Offenbarung unwillkürlich gegenübergestellt, und wirklich setzte die Kritik schon damals vorsichtig ein. Die offenbarte Religion ist gegenwärtig für diejenigen Bevölkerungskreise, an welche sich diese wie jede ernstliche Kritik wendet, nicht mehr vorhanden. Was ist aber denn eigentlich die noch übrig gebliebene natürliche oder Vernunftreligion für uns? Was ist für uns der konsequente Protestantismus? Wir können da nicht aufmerksam genug sein. Die natürliche Religion des konsequenten Protestantismus oder des Rationalismus, wie sie in Deutschland am klarsten und vielleicht am schlausten von Kant und von Lessing (γυμναστικως) gelehrt wurde, ist teils Moral, teils Welterkenntnis. Das Moralische lasse ich in diesem Buche gern beiseite, um die Wortkritik nicht allzu sehr zu belasten. Die Religion als Weltanschauung aber ist für alle Deisten, d. h. für solche, die sich von der offenbarten Religion abgewendet haben, „die Weise, Gott zu erkennen und zu verehren“. Da jedoch Gott für alle klaren Deisten nur die Hypothese einer persönlichen Weltursache ist, da die menschenähnliche Persönlichkeit Gottes, der krasse Anthropomorphismus, vom

Digitized by Google

konsequenten Protestantismus längst preisgegeben worden ist, da die Verehrung Gottes — nach Aufhebung seiner menschenähnlichen Persönlichkeit — nur noch ein bildlicher Ausdruck für das Gefühl der Ehrfurcht vor dem Weltganzen sein kann, so läuft diese Definition der Religion doch schliesslich darauf hinaus: Religion sei die Weise, die Ursache der Welt ehrfurchtsvoll zu erkennen. Die Ehrfurcht kann sich natürlich nur an die wirkliche Erkenntnis heften, nicht an blosse Hypothesen. Besässen wir Welterkenntnis, so würde sie mit Recht Ehrfurcht fordern, wie denn auch die Führer zum sozialistischen Zukunftstaat die Hypothesen der materialistischen Welterklärung gern mit andächtigen Worten an die Stelle der alten Religion setzen. Unsere Weltanschauung ist nur darum keine Religion mehr, weil wir Skeptiker sind, weil uns unsere eigene Weltanschauung nur eine Hypothese ist, also auf Ehrfurcht keinen Anspruch machen kann.

Alte Religion Wissenschaft.

Und so glaube ich jetzt den Schritt wagen zu können und sagen zu dürfen, wie buchstäblich ich es verstehe, dass unsere Worte blosse Götter sind. Unsere gegenwärtige Weltanschauung, unsere Weise, Gott zu erkennen und zu verehren, das heisst: uns die Welt aus Ursachen zu erklären, ist uns nur darum keine Religion, weil diese Weltanschauung die unsere, die gegenwärtige ist. Religion und Wissenschaft müssen, vom Standpunkte unserer Kritik aus, darum in einem unüberbrückbaren Gegensatze stehen, weil Religion jedesmal und für jede Generation nichts anderes ist, als die eben überwundene Weltanschauung der früheren Generation oder die einer noch älteren Zeit. Religion ist die Weltanschauung oder die Sprache, die nicht mehr die Weltanschauung oder die Sprache der jeweiligen Gegenwart ist. Aber man wechselt Weltanschauungen und Sprachen nicht, wie man ein Hemd wechselt, oder wie Schlangen sich häuten. Es kommen vielmehr neue Weltanschauungen und Sprachen über ein Volk, wie die neue Behaarung über ein Tier. Härchenweise. Und auch das gibt wieder ein falsches Bild. Denn die neue Weltanschauung oder Sprache kann

Digitized by Google

nur unmerklich die Bedeutung und den Laut der älteren Weltanschauung oder Sprache umformen. Der gesamte Bau unserer gegenwärtigen Weltanschauung oder Sprache besteht aus einem Material, das die veraltete Weltanschauung oder Sprache war und darum heute Religion geworden ist. Wir leben in unserer Sprache, wie etwa eine Schule in einer ehemaligen Kirche untergebracht worden ist; trotz aller Anpassung stehen die Bänke vor den Heiligenbildern der Kapelle, blickt das Himmelslicht durch gemalte Fensterscheiben hinein und stört von oben das Bimbambum der Glocke. Da ist nie ein Wort in der neuen Sprache oder Weltanschauung, welches nicht seine unverwischbare Geschichte hätte, welches nicht einen konservativen, einen veralteten, einen religiösen Sinn hätte. Darum kann nur die Kritik der Sprache uns zu einiger Klarheit über unsere eigene Weltanschauung verhelfen.

Sprachkritik.

Zu diesem nachdenklichen Ergebnisse müsste die vergleichende Religionswissenschaft gelangen, wenn sie anstatt Kuriositäten aufzusuchen sich mit der vergleichenden Sprachwissenschaft zu einer Kritik der Sprache vereinigen könnte. Die vergleichende Religionswissenschaft hat die sogenannten höheren Religionen (in denen der Fetisch nicht mehr materiell frisst, was der Priester verdaut) auf den nachweisbaren Fetischismus der „wilden“ Völker zurückzuführen gesucht. Man kann diese alten Religionen bequem auf zwei Motive gründen: die Gottesverehrung auf die Furcht und die Gotteserkenntnis auf das Bedürfnis der Welterklärung. Die Gottesfurcht, z. B. die Verehrung des Blitzes aus Todesangst, gehört dem praktischen Leben an, also der Moral. Die Gotteserkenntnis des alten Fetischismus scheint mir aber eben in der Verbindung von Fetischismus und Namengebung zu bestehen. Und dieser Fetischismus dauert, aufs Aeusserste sublimiert, in unserer Sprache fort. Wurde einst ein bestimmter Stein, ein bestimmtes Tier als Fetisch verehrt, weil man die Eigenschaften des Baumes, des Steins, des Tiers einer innen wohnenden Gottheit zuschrieb, so scheint mir die architektonische, fetischbildende Ordnungsliebe oder

Digitized by Google

die Sehnsucht nach dem Begreifen einer Weltordnung das Wesentliche des Menschengeistes auszumachen, der sich beim Anblick der bunten Wirklichkeit nicht früher beruhigt hat als bis er den Gott, den Geist in ähnlichen Naturdingen geschaut und wie durch Salomonis Schlüssel an ein Wort gebannt hatte. Da erfand er dann so einen neuen Fetisch, so einen Artbegriff, „Baum“ oder „Hund“, und erblickte er etwas Aehnliches, so suchte er den Gott, den Geist, die Idee, den Artbegriff in dem neuen Aehnlichen. Und findet er etwas Aehnliches, was doch wieder nicht allen Eigenschaften des Fetisch oder der Idee „Baum“ oder „Hund“ entspricht, z. B. eine Palme oder einen Schakal, so quält sich der religiöse, das heisst ordnungsliebende Menschengeist, die neue Gruppe halbwegs ähnlicher Dinge architektonisch unterzubringen und nennt das: Wissenschaft. Und die ganze Geistesarbeit unserer Gegenwart scheint mir, der ich ausserhalb der Kritik der Sprache nichts Wissbares erblicke, die weitverbreitete Ahnung zu sein, dass es so nicht weiter gehe, dass die Sprache immer nur in der Weltanschauung des vergangenen Geschlechts auf die Wirklichkeitswelt passe, dass in den gegenwärtigen Worten die alten Götter stecken, dass die Wirklichkeit etwas sei und die Sprache etwas anderes. Am lebendigsten ist diese Ahnung geworden da, wo unser Leib und Leben in Frage kommt, wo (in sozialen Fragen) die Existenz der Menschengruppen oder (in der Medizin) die Existenz des Einzelmenschen bedroht ist. Da hat die Kritik tapfer eingesetzt und die bekanntesten Begriffe wie die des Rechts, der Krankheit, als mythologische nachgewiesen. Es wird lange währen, bevor auch die Artbegriffe des gewöhnlichen wissenschaftlichen Schwätzens als mythologische Figuren erkannt sein werden.

*

Diener am Wort.

Die protestantischen Geistlichen nennen sich mit überraschender Selbsterkenntnis Diener am Wort. Sie bilden sich etwas auf die veraltete Form des Ausdrucks ein.

Digitized by Google

Diener des Wortes wäre ihnen nicht mystisch genug. Und wirklich liegt die Wahrheit in der ungewöhnlichen Präposition. Sie können gar nicht Diener des Wortes sein, denn dann müsste hinter dem Worte etwas stecken, was lebt und Herr ist. Sie sind Diener an etwas Leblosem.

Diese Knechte an den Ruderbänken der Wortgaleeren sind nur noch den breiten Massen gefährlich. Ihre Waffen sind stumpf für unseren gebildeten Mittelstand. Er hat neue Worte gemünzt: das Recht, die Sitte, die Wohlfahrt, das Glück. Und unsere Minister, unsere Abgeordneten, unsere Journalisten sind die neuen Diener an diesen neuen Worten, sind die künftigen Pfaffen.

IX.

Denken und Sprechen.

Dies steht der Erkenntnis der Wahrheit am starrsten im Wege, dass die Menschen alle glauben zu denken, während sie doch nur sprechen, dass aber auch die Denkgelehrten und Seelenforscher allesamt von einem Denken reden, für welches das Sprechen höchstens das Werkzeug sein soll. Das ist aber nicht wahr, es gibt kein Denken ohne Sprechen, das heisst ohne Worte. Oder richtiger: Es gibt gar kein Denken, es gibt nur Sprechen. Das Denken ist das Sprechen auf seinen Ladenwert hin beurteilt. Worte sind eingesalzene Heringe, konservierte alte Ware. Wer zu denken glaubt, der hat Hunger nach Mitteilung, und darum schmeckt ihm die eingesalzene alte Ware. Und wenn man mag, so darf man das Denken mit der Heringslake vergleichen, die das konservierte Zeug um so reicher umspült, je weniger Ware im Umfang und Begriff der grossen Tonne noch vorhanden ist, die an sich wertlos und kraftlos sich für die Hauptsache hält — und in die Ladenschwengel und Köchinnen und andere denkende Menschen mit schmutzigen Fingern hineinpatschen, einen elenden Hering zu gattern, und sich nachher die Lake von den Fingern lecken, um andachtsvoll mit Ladenschwung und Küchenernst zu sagen: Das schmeckt salzig, das ist das Denken.

Digitized by Google

Ein Denken über dem Sprechen, eine Logik über die Sprachlehre hinaus, einen Logos über die Worte hinaus, Ideen über die Dinge hinaus gibt es so wenig wie eine Lebenskraft über dem Lebendigen, wie eine Wärme über der Wärmeempfindung, wie eine Hundheit über den Hunden. Und wem ein Gefallen geschieht mit abstrakten Worten, der mag immer von einer Sprachigkeit reden, die zum Sprechen führt. Sein Wissen wird davon etwa so viel gewinnen wie von: die Tiere haben freie Bewegung, weil sie beweglich sind. Oder noch besser: die Tiere haben freie Bewegung, um die Beweglichkeit zu ermöglichen. Die Menschen sprechen, weil sie (denken) die Sprachigkeit besitzen. Die Menschen sprechen, um ihre Sprachigkeit zu zeigen (um zu denken).

Der Irrtum ist wohl daher entstanden, dass man dem Denken, der Sprachigkeit wie andern -heiten und -keiten und -schaften irgend etwas Gespenstisches, Göttliches, Uebermenschliches, irgend eine ungeheure Lüge als Diadem auf den kopflosen Rumpf gestülpt hat. Da müssen dann die -heiten und -keiten und -schaften und mit ihnen natürlich das Denken etwas extra Anständiges sein. Nun ist aber das Sprechen offenbar gewöhnlich ein Geschnatter, in besseren Fällen ein Kellnerbefehl oder eine Notiz. Da muss also hinter dem albernen Sprechen noch das Denken stehen, das kopflose Abstraktum mit dem Königsdiadem. Es klingt furchtbar vornehm: Denken. Wer denkt, der spricht. Und umgekehrt. Wer spricht, der denkt. Woraus zu entnehmen, wie gemein das Denken ist.

*

Wenn Platons Wort, das Denken sei ein innerliches Sprechen, ein Urteil über zwei klar definierte Begriffe enthielte, so wäre die Identität von Denken und Sprechen eine sehr alte Behauptung; denn auf die relative Qualität des Laut oder Leise kommt es um so weniger an, seitdem auch beim stummen Sprechen oder artikulierten Denken Bewegungsgefühle nachgewiesen worden sind. Aber die Gleich-

Digitized by Google

setzung von Denken und Sprechen ist immer noch so ein gewagter Gedanke, dass auch in diesem Buche, so oft das Denken mit dem Sprechen identifiziert wurde, das Sprachgewissen hinterher vor dieser Gleichung warnte. Die Sache ist darum so schwierig, weil wir auch heute noch eine klare Definition weder des Sprechens noch des Denkens besitzen. Die Unsicherheit über das Wesen der Sprache möchte noch hingehen, weil man doch wenigstens für praktische Zwecke ungefähr eine Vorstellung beim Gebrauche des Wortes Sprache hat. Das Wesen des Denkens jedoch ist so unfassbar, dass man sich jedesmal etwas anderes vorstellt, je nachdem man dem Denken dieses oder jenes Prädikat gibt. Sagt man „das Denken ist Sprache", so stellt man sich eben sofort oder unmittelbar vorher unter dem Denken gerade das Sprechen vor.

Eine Zeitlang glaubte ich mit der Wortzusammenstellung auszukommen: die Sprache sei mit der Vernunft identisch, nicht aber mit dem Verstande. Mir schwebte dabei wohl die beliebte Unterscheidung vor, wie sie am schärfsten von Schopenhauer ausgeführt worden ist. Dabei mutet die Erklärung, Vernunft sei ein Denken in Begriffen oder Worten, um so mehr an, als Vernunft von vernehmen hergeleitet wird und vernehmen = hören offenbar auf erfassen durch Sprachmitteilung hinzuweisen scheint. Nun aber bedeutete vernehmen in der älteren Sprache gar nichts anderes als Wahrnehmung, so dass uns diese schöne Etymologie im Stiche lässt.

Vernunft und Verstand.

Halten wir trotzdem an der bequemen Unterscheidung fest, die zwar nicht allgemein der Sprachgebrauch, aber doch wissenschaftlicher Sprachgebrauch vieler Denker ist, an der Unterscheidung nämlich: dass Vernunft die in Begriffen oder Worten vollzogenen Denkthätigkeiten zusammenfasse, Verstand aber diejenigen Denkthätigkeiten, die jedesmal eine Orientierung in der gegenwärtigen Wirklichkeitswelt oder in der wirklichen Gegenwart bezwecken, so scheint es auf den ersten Blick allerdings thunlich, die Vernunft mit der Sprache zu identifizieren, den Verstand jedoch

Digitized by Google

ohne Sprache arbeiten zu lassen. Da wäre eine hübsche Definition gewonnen oder angebahnt, wenn die Sache nur so einfach läge.

Es spielt aber bei dieser Unterscheidung von Vernunft und Verstand leider der alte Aberglaube an die personifizierten Seelenvermögen mit. Will man sich die ganze Unterscheidung vorstellbar machen, so sitzt doch irgendwo in der Residenz der menschliche Geist als Herrscher, und Verstand und Vernunft sind etwa seine beiden Minister für die äussere und für die innere Welt. Hat man nun den Geist mitsamt Vernunft und Verstand als etwas Gewordenes erkannt, als ein Wort für die sich entwickelnden Kombinationen der Daten aus den sich entwickelnden Sinnen, so verschieben sich die Ressorts dieser beiden Seelenvermögen gar seltsam.

Die Denkthätigkeit in Worten oder Begriffen lässt sich dann immer noch mit der Sprache identifizieren; aber wenn wir die Sprache als das Gedächtnis der Menschheit erkannt haben werden, wird uns die Vernunft in diesem Sinne nichts weiter sein als die Anwendung des individuellen Gedächtnisses, welches das Gedächtnis der Menschheit ererbt und erworben hat. Die Physiologie, auch die neueste, lässt uns da im Stich. Man hat das Gedächtnis, hier das erworbene Individualgedächtnis, als die Disposition bestimmter Nerventeile definiert, wahrgenommene Sinneseindrücke wiederherzustellen. Das ererbte Gedächtnis muss ebenfalls so eine Art Disposition sein, die aber, als auf den Keim im Menschenei zurückgehend, doch wieder auf einem anderen Mechanismus beruhen muss als das erworbene Individualgedächtnis. Wie dem auch sei, kein Mensch hätte für sich allein genügende Erfahrungen gesammelt, um aus ihnen heraus das ungeheure Gerüst seiner Muttersprache (in deren latenten Klassifikationen all seine Welterkenntnis und all sein Schliessen, also all sein Denken apriorisch steckt) aufbauen zu können; den weitaus grössten Teil seiner Sprache, den er für erworbenes Gedächtnis hält, hat er ererbt; darum verwendet der Durchschnittsmensch seine Sprache auch so gedankenlos, denn

Digitized by Google

von nichts gilt so sehr wie von der Sprache: „Was du ererbt von deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen.“ Es steckt also in dem Gebrauch der Muttersprache eine unverhältnismässig grosse Masse von ererbtem, nicht erworbenem, nicht nachkontrolliertem Gute, das auf Treu und Glauben benutzt wird. Man könnte das in historisch-philosophischem Scherze auch so ausdrücken, dass der denkende Mensch nur erworbene Begriffe anwenden sollte, dass er aber unbewusst viel häufiger angeborene Begriffe ausspreche. Natürlich meine ich damit nicht die angeborenen Begriffe der älteren Psychologie, sondern das, was in unseren Alltagsworten an ererbten, nicht nachkontrollierten Klassifikationen steckt. Wem das klar geworden ist, der wird nicht daran zweifeln, dass wir, und wären wir Doktoren der Philosophie, Worte wie Pflanze, Tier, Himmel, Licht, Krankheit u. s. w. nur darum gebrauchen, weil wir sie ererbt haben, genau so wie das eben ausgekrochene Kücken das Körnchen aufpickt, wie die Amsel ihr Nest baut. Die noch unter dem menschlichen Verstande eingeordnete Denkthätigkeit der Tiere nennen wir Instinkt; die über dem menschlichen Verstande klassifizierte Denkthätigkeit in Worten nennen wir Vernunft. Wir haben aber jetzt gesehen, dass in dieser Vernunft eine Masse ererbter, nicht individuell erworbener, nicht nachkontrollierter, also instinktiver Denkthätigkeit versteckt ist. Man wende mir jetzt nicht wieder ein, dass die Sprache noch etwas ausser ihren Teilen sei, dass das Abstraktum Sprache etwas sei ausser den Worten. Nimmt man von einem Gebäude alle Steine fort und alles andere Material, so kann ein Erinnerungsbild übrig bleiben, aber ein Gebäude ist nicht mehr da. Die Sprache an sich ist ein wesenloses Unding und kann immer noch, wenn es Einem Spass macht, dem Denken an sich gleichgesetzt werden.

Denken ohne Sprache.

Nun vollziehen sich Verstandesoperationen aber sehr oft ohne Mitwirkung der Sprache und sind doch Denkthätigkeiten. Wenn ein Ingenieur eine Brücke von hundert Meter Spannweite zu bauen hat, so braucht er dabei aller-

Digitized by Google

dings gewöhnlich die Sprache, aber doch nur insofern, als Formeln und dergleichen ihm die Arbeit erleichtern. Besässe er Balken von der nötigen Länge und eine entsprechende Körperkraft, so würde er bei der Arbeit sprachlos bleiben, in anderem Sinne als die Zuschauer. Und thatsächlich vollzieht sich das eigentliche Brückenbauen so gut wie sprachlos, höchstens dass Bestellungen bei den einzelnen Fabriken ein paar technische Ausdrücke und Ziffern erfordern. Das ist Verstandesarbeit. Springt ein Mensch oder ein Hund über den Graben, so misst er dabei sprachlos die Entfernung. Auch das ist Verstandesarbeit. Sieht der Mensch oder der Hund jenseits des Grabens eine Erdbeere oder einen Hasen, das, was ihn lockt, so hat er doch nur die Veränderung auf seiner Netzhaut gedeutet und über den Graben hinüber projiziert, was aber wieder Verstandesarbeit war. Auf diese letzte Art von Verstandesarbeit, auf das Ausdeuten der Sinneseindrücke läuft alle Denkthätigkeit des Verstandes hinaus. Diese Thätigkeit ist aber doch nichts anderes als eine erworbene Fähigkeit, das Individuum der Aussenwirkung anzupassen, welche wir Wirklichkeit nennen. Ohne Begriffe oder Worte kommt auch da kein Mensch und kein Hund aus. Grössenverhältnisse sowohl wie Gesichtsbilder sind ererbte Vorstellungen, und nur darum fehlt uns bei ihnen das Bewusstsein von Worten oder Begriffen, weil diese Verstandesthätigkeiten unendlich eingeübt worden sind, seitdem es Organismen auf der Erde gibt, und weil diese Thätigkeiten dadurch automatisch geworden sind. Es gibt nur eine Vorstellung, die noch mehr eingeübt ist, die durch noch zahlreichere Experimente unser geworden ist: die oberste weltbauende Vorstellung von einer Wirklichkeitswelt da draussen. Diese Vorstellung scheint uns komischerweise unbeweisbar, weil sie unaufhörlich bewiesen wird. Die Verstandesthätigkeit scheint uns begrifflos, weil es keinen Blick und keine Fingerbewegung gibt, ohne dass Raumbegriffe u. s. w. mitgeübt würden. Ist der Graben, über den der Mensch zu springen hat, eine Elle breit, also nicht breiter als der unendlich oft eingeübte menschliche

Digitized by Google

Schritt, so springt der Mensch gedankenlos hinüber; sein Verstand arbeitet automatisch. Ist der Graben über die Gewohnheit hinaus breit, so denkt der Mensch vor dem Sprunge, und der Hund bellt vielleicht. Ist die Spannung gar hundert Meter breit und der Ingenieur auf diese Breite nicht gerade so eingeübt, dass er auch diesen Sprung automatisch vollzieht, so arbeitet der Verstand nicht mehr geräuschlos: der Ingenieur denkt und schreibt Ziffern.

*

Nur die beneidenswerten Philosophen und Rhetoren, welche allwissend sagen können, was der Gedanke und was die Sprache sei, kennen auch das Verhältnis zwischen Denken und Sprechen. Es sind viele Sätze darüber gesagt worden. Wir andern wollen uns hier begnügen, das Verhältnis der beiden Worte genauer anzusehen.

Die Ansichten der beneidenswerten Herren stehen einander schroff gegenüber. Die einen lehren, Denken und Sprechen sei ein und dieselbe Sache; die andern, dass das Denken vom Sprechen verschieden sei. Wenn ich nun wahrscheinlich dazu kommen werde, mich für die erste Behauptung zu entscheiden, so mache ich mir doch wohl nicht die Gründe ihrer Verteidiger zu eigen, so habe ich vielleicht doch eine ganz andere Vorstellung von der wirklichen Sach-

Max Müller. lage. Insbesondere Max Müller scheint mir zu seiner breiten Darlegung von der Identität des Denkens und Sprechens dadurch zu gelangen, dass er den Wert der Sprache ungeheuer überschätzt, gegen das Denken aber eine natürliche Abneigung fühlt. Und weil er dann doch bemerkt, dass die Sprache ihre Mängel habe, so setzt er aus Bosheit das Denken dem Sprechen gleich.

Ein ebenso unklarer wie energischer Verteidiger der ent-

Preyer. gegengesetzten Ansicht ist Preyer, der wieder das Sprechen vom Denken trennt, weil er sonst nicht so niedlich vom Denken des Kindes erzählen könnte, das noch nicht sprechen gelernt hat. Für mich gehört es in die Sammlung feinsten

Digitized by Google

unfreiwilligen Humors, wenn Preyer unter dem Beifall philosophierender Zeitgenossen den Satz niederschreibt und sogar unterstreicht (Die Seele des Kindes, 4. Auflage S. 248): „Nicht die Sprache erzeugte den Verstand, sondern der Verstand ist es, welcher einst die Sprache erfand . . . nicht weil er sprechen gelernt hat, denkt der Mensch, sondern er lernt sprechen, weil er denkt.“ Abracadabra. Wir werden sehen, dass Preyer Begriffe mit Vorstellungen verwechselt.

Solange wir abstrakt vom Denken und Sprechen reden, so lange ist eine Vergleichung unfruchtbar, wie es eine Vergleichung zwischen dem antiken Tartaros und unserer Hölle wäre. Dass eine Verbindung da sei, fühlt jedermann. Soll dieser Verbindung etwas in der Wirklichkeit entsprechen, so muss die Verbindung realer Natur sein, so muss, falls keine Identität vorliegt, ein Kausalzusammenhang bestehen. Und da es eine Wechselwirkung nicht gibt, trotzdem das Wort im Sprachgebrauch ist, so muss es ein Kausalzusammenhang historischer Natur sein.

Das Denken.

In der Wirklichkeit und in der Geschichte gibt es nun weder ein abstraktes Denken noch eine abstrakte Sprache. Zur Not gibt es da eine Summe von Vorstellungen einer ungefähr geschlossenen Menschengruppe, von Erinnerungen, Begriffen und Gewohnheiten, die wir wohl oder übel die Kultur eines Volkes nennen können; zur Not gibt es da die Summe von Worten und Wortformen, die wir die Sprache dieses Volkes nennen. Offenbar deckt sich Kultur und Sprache eines Volkes. Die Sprache ist das treue Spiegelbild der Kultur. Welche Stellung nimmt nun das Denken zwischen der Kultur und der Sprache eines Volkes ein? Was ist das Denken, wenn die gesamte Kultur die Wirklichkeit ist und die Sprache die Summe der Gedächtniszeichen dieser Wirklichkeit? Ein Australneger, der nie eine Eisenbahn gesehen und nie von einer gehört hat, besitzt das Wort nicht, weil er das Ding nicht kennt. Wie wäre ihm nun der Begriff Eisenbahn beizubringen? Unwillkürlich habe ich da anstatt eines Volkes ein Individuum ge-

Digitized by Google

setzt, einen einzelnen Australneger. Unwillkürlich, weil mir vorher nicht so deutlich wurde wie in diesem Augenblicke, dass ich bei Kultur und bei Sprache etwas Vorstellbares besitze, wenn ich eine Summe von Erscheinungen zusammenfasse, dass ich aber beim Denken unmöglich über die Vorgänge im individuellen Gehirn hinausgelangen kann. Wer sich nun damit begnügen wollte, mit Worten Fangball zu spielen, der könnte jetzt triumphierend ausrufen: die Sprache sei das gemeinsame Bewusstsein eines Volkes, etwas zwischen den Menschen, das Denken der persönliche Anteil eines jeden an diesem Bewusstsein. Das wäre vielleicht ganz hübsch gesagt.

Aber so leicht dürfen wir es uns nicht machen. Es gibt ja, wie wir gesehen haben, kein Abstraktum Sprache in der Wirklichkeit; auch das verhältnismässig konkretere Ding „Volkssprache“ ist noch nicht wirklich. Wirklich sind nur Individualsprachen, wirklich ist am Ende aller Enden nur die augenblickliche Bewegung meiner Sprachorgane. Wir dürfen nicht müde werden. Ueber den Abgrund hinüber müssen wir, und führte der Sprung auch in den Abgrund hinein. Man bedenke doch nur, dass auch der Begriff Eisenbahn ein unwirkliches Abstraktum ist. Wer das nicht erfasst hat, der schlage das Buch zu und glaube mit den mittelalterlichen Realisten an einen wesenhaften Begriff der Dreieinigkeit, der in Realität noch älter sei als die göttliche Dreieinigkeit selbst. Die Eisenbahn ist ein Abstraktum. Der Umstand z. B., dass von Königsberg bis Marseille die Schienen gleich weit auseinander stehen, ist erfreulich, weil er die Eisenbahn erst fahrbar macht. Aber relativ wirklich ist nur jedes Kilo Eisen der Schienen; nicht einmal die einzelne Eisenschiene ist ganz real, weil zweckmässige Form an ihr ist. So ist auch der Umstand, dass die Menschen eines Volkes die gleichen Zeichen für ähnliche Sinneseindrücke haben, erfreulich, er macht die Sprache brauchbar für den Verkehr. In ähnlichem Sinne ist die Gewöhnung eines Einzelmenschen erfreulich, weil erst diese Gewöhnung die Nervenbahn fahrbar macht für die regelmässige Anwen-

Digitized by Google

dung der Worte. Es ist aber nur die augenblickliche Bewegung des Sprachorgans wirklich. Und nur, um nicht allen Boden unter den Füssen zu verlieren, will ich wenigstens die Gewohnheit des Einzelmenschen, die Individualsprache, als etwas Wirkliches gelten lassen.

Wortloses Denken.

Es wissen nun die neueren Sprachphilosophen, welche so erstaunlich genau zwischen Denken und Sprechen distinguieren, recht gut, dass sie uns mit Allgemeinheiten über das Wesen der Sprache nicht kommen dürfen. An den Individualsprachen und womöglich am Sprechenlernen eines Kindes suchen sie nachzuweisen, dass es ein wortloses Denken, eine wortlose Logik gebe. Zwischen den Zeilen ist dann zu lesen, dass bei normalen erwachsenen Menschen wohl Denken und Sprechen zusammenfallen müsse, dass — nach Platons Worte — das Denken ein inneres Sprechen sei, dass das Denken jedoch schon vor dem Sprechenlernen auftrete. Nun bemerkt Preyer ganz gut, dass die Begriffe der Kinder anders sind als die der Erwachsenen, und er stellt schulgerecht den Satz auf, dass diese kindlichen Begriffe einen engeren Inhalt und entsprechend einen weiteren Umfang haben als die unseren. Wäre diese Ausdrucksweise der Logik richtig angewendet, so müssten die Kinder mit sehr abstrakten Begriffen operieren können. In Wirklichkeit jedoch besteht der weitere Umfang der Kinderbegriffe nur in einer unkontrollierbaren und von Tag zu Tag wechselnden Unklarheit. Der engere Inhalt ist nicht mathematisch enger, sondern das Kind erweitert den Umfang und verengt den Inhalt, je nach der augenblicklichen Anregung. Es verknüpft ein Wort oder einen Begriff mit der sich ihm augenblicklich aufdrängenden Vorstellung, weil es die Sprache noch nicht beherrscht. Die Begriffe des Kindes stehen den Begriffen der Tiere nahe. Und Preyer verwechselt immer wieder unmittelbare Vorstellungen mit begrifflich fixierten Erinnerungen. Einige Beispiele Preyers sprechen schlagend gegen ihn. Er findet es logisch gedacht, wenn das Kind noch vor dem Gebrauch der Sprache eine Thüre daraufhin untersucht, ob sie geschlossen sei oder nicht. Dann müsste

Digitized by Google

er aber auch vom Hunde, der in noch klarerer Absicht mit der Pfote an der Thüre kratzt, behaupten, dass er ohne Sprache logisch denke. Bewundernswert logisch findet es Preyer auch, wenn ein anderthalbjähriges Kind Vergnügen daran findet, mit einer leeren Giesskanne von Blumentopf zu Blumentopf zu gehen und jeden scheinbar zu begiessen; er sagt ausdrücklich, es sei da für das Kind der Begriff „Giesskanne" identisch mit dem Begriffe „gefüllte Giesskanne". Ein Erwachsener wäre um diese Art Logik nicht zu beneiden. Der Denkprozess, wonach in einer Giesskanne unbedingt Wasser enthalten sein müsse, weil in dem Worte der Begriff „giessen" stecke, erinnert ganz verzweifelt an die unerträglichen Spitzfindigkeiten der Scholastiker; hätte das Kind wirklich einen solchen Schluss gezogen, so wäre es beinahe so sophistisch weise wie Anselm von Canterbury und seine Nachfolger, welche in ihrem berühmten ontologischen Beweise die Existenz Gottes daraus herstellen, dass im Begriff der Vollkommenheit auch der Begriff der Wirklichkeit mit verborgen sei. So dumm ist aber das Kind gar nicht. Es hat mit der Giesskanne nicht logisch operiert, sondern in kindlicher Weise gespielt. In einer Weise, die unentschieden lässt, wie weit das Kind sich des Spieles bewusst ist. Kinder dieses Alters halten auch das Versteckspielen für eine ernsthafte Beschäftigung. Was Preyer für vorsprachliche Logik gehalten hat, für eine wortlose Schlussfolgerung, das ist Phantasie, das ist Poesie.

Verstand.

Viel tiefer dringen wir in das angeblich wortlose Denken des Kindes, wenn wir erfahren, dass das Kind sich ganz gewiss vor jeglicher Kenntnis der Sprache Raumbegriffe bildet, dass es schon nach wenigen Monaten im Raume Bescheid weiss, also sicherlich auf diesem Gebiete ohne Sprache denkt. Wir sehen aber sofort, dass hier wieder nur die Unzulänglichkeit der philosophischen Sprache an einer schlimmen Begriffsverwirrung die Schuld trägt.

Es ist nämlich in der That nach dem gegenwärtig geltenden Sprachgebrauche vollkommen richtig, dass auch unsere einfachsten Sinneseindrücke, das heisst die sogenannten Nach-

Digitized by Google

aussen-projicierungen unserer Sinnesempfindungen, nicht ohne unsere Verstandesthätigkeit entstehen können. Descartes hat diesen Gedanken geahnt, Locke hat ihn vorausgesetzt, Kant hat ihn genial formuliert, Schopenhauer hat ihn überzeugend verteidigt und Helmholtz hat ihn durch populäre Darstellung zum Gemeingut der Halbgebildeten gemacht. Mit schärferer Terminologie als die anderen hat Schopenhauer unter den verschiedenen sogenannten Seelenvermögen gerade den Verstand zum Meister dieser Thätigkeit ernannt. Wer sich nun unter dem Verstande das göttliche oder halbgöttliche Wesen in unserem Kopfe vorstellt, welches im Dienste einer oberen Gottheit, der Seele nämlich, dem Denkgeschäft vorsteht, der ist in seinem Rechte, wenn er mit Preyer die Orientierung im Raum für einen Denkakt erklärt. Wir Anderen aber, die wir nichts wissen, die wir den Begriff Verstand aus unserer Terminologie zu streichen schon fast entschlossen sind, wir sehen gerade aus der Schlussfolgerung solcher Kinderpsychologen, wie gefährlich es war, die Entstehung der Sinneseindrücke im Gehirn dem Verstande als einem besonderen Ressortminister zuzusprechen. Was wir davon wirklich wissen, das ist doch nur die negative Thatsache, dass unsere Sinnesorgane ohne ein Zentrum ebenso ungeeignet wären, die Welt wahrzunehmen, wie ein Mikroskop ohne das menschliche Auge. Wir halten es dann für wahrscheinlich, dass die von den Sinnesorganen aufgenommenen Empfindungen irgendwo im Gehirn sich associieren und dass aus der Regelmässigkeit dieser Empfindungen und aus der Möglichkeit unserer Reaktionen das Zufallsbild der Welt entsteht, in welchem wir uns mit einiger Sicherheit bewegen. Niemand kann wissen, ob er dieses Zufallsbild der Welt nicht träume. Wenn aber der Verstand der göttliche Minister ist, der in unserem Kopfe denkt, so kann von ihm die Orientierung unserer Sinne nicht ressortieren; denn die Verarbeitung der Sinnesempfindungen im Gehirn hat herzlich wenig mit dem zu thun, was wir sonst das Denken nennen. Fassen wir aber das Sehen, das Hören u. s. w. unter dem Begriff des Denkens

Digitized by Google

zusammen, dann haben wir den Umfang dieses Begriffes phantastisch erweitert, als ob wir Kinder wären. Mir will es viel eher scheinen, als ob die ererbte Orientierungsfähigkeit, unsere Auffassung von den sichtbaren, hörbaren, schmeckbaren, harten und weichen, schweren und leichten Dingen u. s. w., also das Zustandekommen unseres Weltbildes in unserem Gehirn, d. h. die Anpassung der Wirklichkeitswelt an unsere vorher an die Wirklichkeitswelt angepassten Sinnesorgane, weit mehr Aehnlichkeit hätte mit der instinktiven Thätigkeit unseres Atmens und der mit ihr verknüpften Herzthätigkeit, wo auch bestimmte Nerven unter chemischen und wer weiss was für Einflüssen unser Leben erzeugen und erhalten. Denkt das Kind, wenn es sieht und hört, so denkt es auch, wenn es atmet.

Taubstumme.

Von einem anderen Punkte aus sind vorsichtigere Forscher dazu gelangt, ein Denken ohne Sprechen bei Kindern und Erwachsenen anzunehmen. Ohne Zweifel denken Taubstumme, auch solche, die nicht in besonderen Anstalten oder durch die Not des Umgangs eine Verständigung mit ihrer Umgebung künstlich erlernt haben. Bevor wir die Psychologie eines Taubstummen genauer kennen, sollten wir freilich nur von einem Denken ohne Hören reden. Ein solches Denken ohne Hören ist keine seltene Erscheinung. Das Denken bei sensorischer Aphasie ist freilich gewiss weniger als ein Denken ohne Hören, weil es ein Denken ohne Sprache ist; die meisten Tiere sind uns gegenüber mit sensorischer Aphasie behaftet. Das Experiment ist zwar noch nicht gemacht worden, ich will aber gern glauben, die allgemeine Meinung treffe das Richtige, wenn sie sagt: Ein vollkommen vereinsamter Mensch verlernt seine Muttersprache; ein einsam aufwachsendes Kind lernt nicht sprechen. Experimente sind in diesem Falle überflüssig, weil der Zustand der Taubstummen uns ausreichend darüber belehrt, wie notwendig das Gehör für den Gebrauch unserer Sprache ist. Die Taubstummen sind stumm, weil sie taub sind. Es sind auch mit genügender, wissenschaftlicher Genauigkeit Fälle

Digitized by Google

beobachtet worden, in denen vier- und fünfjährige Kinder nach vollständiger Erlernung ihrer Muttersprache das Gehör verloren und darüber ebenso taubstumm wurden wie taub geborene Kinder. Es ist bekannt, wie undeutlich Leute reden, die auch in späterem Alter taub werden.

Was beweist das für unsere Frage? Doch nur, dass unsere Sprache, die bequeme Lautsprache, aufs innigste mit unserem Gehör zusammenhängt, was wohl nicht erst zu beweisen war. Es gibt im Gehirn vielleicht ein Gebiet, auf welchem sich unsere Gehörempfindungen und die Bewegungsempfindungen unserer Sprache aufs Innigste associieren, so innig, dass man erst in allerneuester Zeit gelernt hat, diese beiden Empfindungen auseinander zu halten. Durchaus aber nicht bewiesen ist dadurch, dass die Taubstummen, während sie denken, nicht ihre eigene Sprache besitzen. Es ist nachgewiesen, dass die Taubstummen aller Länder, unabhängig von ihrer gelernten Zeichensprache, einander durch instinktive Zeichen verstehen können, durch Gesten, Mienen u. s. w., die ihnen viel ausdrucksvoller sind als den hörenden und redenden Menschen. Unsere Worte sind nur Zeichen für unsere Erinnerungen, bequeme Zeichen sicherlich. Wie aber die Streckenwärter der Eisenbahn anstatt ihrer bequemen sichtbaren Zeichen, die sie bei Tage gebrauchen, bei Nacht und bei Nebel unbequemere Feuerzeichen oder gar Hornsignale gebrauchen müssen, so ersetzen die Taubstummen in dem Nebel und der Nacht ihrer Taubheit die bequeme Lautsprache durch eine andere.

Meine Betrachtung scheint sich von ihrem Ausgangspunkte zu entfernen, und doch hängen diese Fragen nach den Raumvorstellungen und dem Verstande einerseits, nach dem Geistesleben der Taubstummen anderseits aufs engste damit zusammen, wie wir uns das Denken und wie wir das Sprechen definieren. Wenn wir es Denken nennen, dass das Kind sich nach dem Massstabe seiner Sinnesorgane in der Aussenwelt zurechtfindet, dann erweitern wir den Begriff Denken ins Ungemessene, dann kann sich die Qualle nicht

Digitized by Google

ohne Denken im Wasser bewegen, dann kann sich die Pflanze nicht ohne Denken dem Lichte zuwenden, dann ist die Nahrungsaufnahme der Qualle wie der Pflanze ein Denkakt, dann ist nicht daran zu zweifeln, dass es ein Denken ohne Sprechen gebe. Und weil es nur dem allgemeinen Sprachgebrauche widerspricht, Atmen, Bewegung, Nahrungsaufnahme Denkakte zu nennen, weil wirklich eine fortschreitende Entwickelung besteht zwischen den Lebenserscheinungen der niedersten Tiere und den angestrengten Denkprozessen eines Philosophen, weil das Denken auch etwas wie eine Lebensäusserung ist, darum müssen wir uns hüten, den Begriff „Denken“ als einen klar definierten Begriff anzusehen. Die Frage nach dem Verhältnis zwischen Sprechen und Denken wird so zu einem Wortstreit, wird abhängig von der Definition des Begriffs „Denken“, die wir uns freilich bemühen müssen, dem Sprachgebrauch anzupassen. Umgekehrt ist es nur eine Folge des Sprachgebrauchs, wenn wir die Lebensäusserungen eines intelligenten Taubstummen, der sich ohne künstlich gelernte Sprache dennoch recht gut in unseren Kulturverhältnissen zurechtfindet, ein Denken ohne Sprache nennen. Wir definieren den Begriff „Sprache“ dann zu eng, um aus diesem Fehler den Schluss zu ziehen, dass Denken ohne Sprache möglich sei. So stehen sich die Vertreter beider Parteien wie in einem ergebnislosen Duell gegenüber; beide schiessen aus blindgeladenen Pistolen und erschüttern nur die Luft, indem sie Worte aussprechen. Der Wind, der zwischen ihnen weht, leistet nicht weniger. Die Worte können mitunter ganz hübsche Bilder hervorrufen, wie z. B.: die Sprache sei das Kleid des Denkens, wie der Leib die Hülle der Seele sei. Aber auch der Streit über das Verhältnis von Leib und Seele ist ebenso ein Duell, in welchem die Gegner mit blindgeladenen Pistolen knallen.

Ein Wortstreit.

Die Herren, welche die Sprache nur als ein Kleid des Denkens ansehen, und zwar als ein schlecht gearbeitetes, mangelhaft sitzendes Kleid, berufen sich darauf, dass eine tadellose Verständigung zwischen zwei Menschen, eine Gedankenübertragung ohne Rest, nicht möglich sei. Diese That-

Digitized by Google

sache wird uns immer geläufiger werden. Es gibt nur Individualsprachen, und nicht nur zwei Söhne des gleichen Sprachvolkes, sondern selbst leibliche Zwillingssöhne der gleichen Mutter haben in ihrer Sprache Differenzen, die im Gespräch zu kleinen Missverständnissen führen können und müssen. Wenn nun über diesen Mängeln, welche jeder Individualsprache anhaften und welche ihnen anhaften müssen, weil doch unmöglich die unzähligen verschiedenen Spiegelbilder einer und derselben Welt identisch sein können, — wenn über diesen schlecht sitzenden Gewändern der Sprache ein allgemein gültiges Denken schwebte, dann wäre allerdings ein klaffender Unterschied zwischen dem Denken und dem Sprechen etabliert und bewiesen. Und die bis zur Stunde landläufige Anschauung von unserer Welterkenntnis müsste notwendig zu der Anerkennung eines solchen Unterschiedes führen. Sieht man in der Wirklichkeitswelt etwas absolut Gegebenes, sieht man in unserem Denken oder unserer Erkenntnis der Wirklichkeitswelt ein noch unvollständiges, aber treues Spiegelbild, dann ist allerdings jede Individualsprache nur ein verzerrtes Spiegelbild, ein Bild, das subjektiv geformte Hohlspiegel hervorgerufen haben. Und so unverscheuchbar spukt das Gespenst von einem absoluten Denken auch in guten Köpfen, dass unbewusst und unklar, aber überall neben der Existenz mangelhafter Individualsprachen, die der Hoheit des Denkens nicht ebenbürtig sein sollen, ein besonderes Abstraktum, „menschliche Sprache“ genannt, angenommen wird, welches dann eine Art philosophischer Vollkommenheit besitzen soll, aus dem man sogar eine philosophische Grammatik herauspressen möchte. Wie steht es aber um diese Dinge? Die menschliche Sprache an sich ist — wie gesagt — ein Abstraktum, ein unbrauchbarer Schatten wie die alten Seelenvermögen; die menschliche Sprache an sich besitzt überhaupt keine Grammatik, geschweige denn eine philosophische Grammatik. Die einzelnen Volkssprachen, die etwas greifbarere und nützlichere Abstraktionen sind, sind doch nur die Summen aller Individualsprachen der Volksangehörigen, Summen, in denen sich die Mängel der

Digitized by Google

Individualsprachen je nach Umständen verkleinern oder vergrössern, verstärken oder kompensieren. Die Sprache eines Einzelmenschen ist nicht ein falsches Bild seines Denkens, sondern ein falsches Bild seiner Aussenwelt; er spricht alles aus, was er individuell denkt, nur sein Denken über die Wirklichkeitswelt ist individuell und darum falsch. Sein Denken ist der Schatz seiner ererbten und erworbenen Erfahrungen; weil jeder Einzelne die in der Muttersprache scheinbar gleichmässig aufgehäuften ererbten Erfahrungen ebenso individuell versteht, wie seine erworbenen Erfahrungen individuell sind, darum versteht kein Mensch den andern. Nicht an der Sprache liegt es, sondern am Denken. Das Denken ist es, was wie ein schlechtes Kleid schlecht zur Wirklichkeitswelt passt; die Sprache unterscheidet sich vom Denken so wenig, als das Tuch, woraus er gemacht ist, sich vom Rocke unterscheidet. Wenn mein Rock mir schlecht sitzt, so trägt das Tuch nicht die Schuld.

Denken und Wirklichkeit.

Nicht zwischen der Sprache und dem Denken ist eine Brücke zu schlagen, sondern zwischen dem Denken und der Wirklichkeit. Wenn man sagt (eine gemeine Redensart), man finde für seine Gefühle keine Worte, so hat das gewöhnlich nur den Sinn, dass man den starken oder groben Ausdruck, den die Sprache bietet, aus irgend einer Rücksicht nicht gebrauchen wolle. Wo aber für Gefühle wirklich in der Sprache keine Worte sind, da ist das Gefühl von einem ungewohnten Eindruck erzeugt, da ist die Stimmung dieses Gefühls noch nicht eingeübt, noch kein Erbe der Menschheit geworden, da fehlt das Wort, weil die Erinnerung, weil das Bewusstsein von der Aehnlichkeit solcher Gefühle noch fehlt. So hatte die Sprache noch vor zweihundert Jahren keine Worte für Stimmungen des Naturgefühls (am Meere, im Gebirge), die heute jedem Schneider auf seiner Sommerreise geläufig sind. Die Beziehung zwischen dem Denken und der Wirklichkeit mangelt, nicht die Beziehung zwischen der Sprache und dem Denken. Aehnlich liegt der Fall, wenn wir sagen, dass wir bei einer wissenschaftlichen Auseinandersetzung ein Wort erst suchen müssen.

Digitized by Google

Der Vorgang ist alltäglich; bei jedem Satze dieses Buches kann es mir passieren, dass ich ein Wort suchen muss. Sehr häufig liegt da ein einfaches Vergessen vor, eine grössere oder geringere Sprachstörung, die nicht gleich über die physiologische Breite hinaus in das Gebiet der psychischen Störungen gehören muss. Je nach der momentanen Geistesfrische tritt dieses sogenannte Suchen nach Worten seltener oder häufiger auf. Wo es aber auch in bester Arbeitsstimmung notwendig ist, für einen minderwertigen Ausdruck einen besseren zu suchen, das prägnante Wort zu finden, da wird nicht nachträglich zu dem Gedanken das Wort herbeigeschafft, sondern der Gedanke ist es, der nicht prägnant war. Und eine genaue Selbstbeobachtung hat mir gezeigt — was zu erwarten war —, dass dieses Forschen nach dem prägnanten Gedanken nichts anderes ist als die unaufhörlich wiederholte Bemühung, über das zuerst im Bewusstsein auftauchende Wort oder den Begriff hinüberzugelangen zu meinem Bilde von der Wirklichkeitswelt und auf diesem Wege zu prüfen, ob das sich mir zuerst aufdrängende Wort, ob der bereite Begriff meinem Bilde von der Wirklichkeit entspreche. Nicht auf meine Sprache besinne ich mich, wenn ich ein Wort suche, sondern auf meine Erkenntnis, das heisst auf mein subjektives Bild von der Wirklichkeit. Nur einen einzigen Fall gibt es, in welchem Wort und Gedanke noch nicht zusammenstimmen, nur einen einzigen Fall gibt es, wo wir das Wort zu unserem Gedanken erst suchen, weil wir es erst bilden müssen: das geschieht nur dann, wenn ein besonders gut veranlagter Kopf, wenn ein glücklicher Finder oder Erfinder etwas Neues gesehen, etwas Neues entdeckt oder beobachtet hat, wenn er also den Schatz der ererbten und erworbenen Erfahrungen durch ein Aperçu zu bereichern im Begriffe steht. Dann freilich knüpft er die Erinnerung an die neue Beobachtung oder die neue Entdeckung an ein Wort, sei es durch Lautwandel oder Bedeutungswandel, das heisst an ein neugebildetes oder an ein bekanntes Wort. Dann ist aber unsere Erkenntnis der Wirklichkeit zunächst bereichert

Digitized by Google

worden; die Erinnerung daran bereichert mit einem Schlage das Denken und die Sprache.

Einen sehr kleinlichen Einwand gegen die Identität von Denken und Sprechen hat man davon hergeholt, dass der gleiche Gedanke sich in verschiedenen Sprachen und auch von verschiedenen Menschen desselben Volkes ungleich ausdrücken lasse, und dass umgekehrt gleichlautende Worte oder Wortfolgen verschiedene Gedanken ausdrücken können. Die Antwort lautet wieder: Es gibt nur individuelles Denken und nur individuelle Sprachen. Alles andere ist Abstraktion. Ob ich einen Nagel aus dem Holz mit den Nägeln herausziehe oder mit einer Zange oder mit Hilfe eines Stemmeisens, das Verhältnis zwischen meiner Kraft und der Wirklichkeit ist immer dasselbe. Ich wende Hebelkraft an, auch dann noch, wenn ich anstatt des Nagels eine Schraube mit dem Schraubenzieher herausdrehe. Es ist eine verschiedene Form für dieselbe Sache. Und wieder: wenn ich die Zange umdrehe und sie als Hammer benutze, um einen Nagel einzuschlagen, so mag das der Zange schaden, aber nur ein thörichter Zunftmeister könnte es mir verwehren, die Zange darum als Hammer zu benutzen, weil die Zange Zange heisse und der Hammer Hammer. Zange und Hammer sind Abstraktionen. Wirklich ist nur das Stück Eisen, wirklich ist eigentlich nur die Schwere des Eisenstücks und die angewandte Hebelkraft, soweit nicht auch diese Begriffe Abstraktionen sind.

Individualsprache.

Wir müssen aber hier den Begriff der Individualsprache noch näher betrachten und uns erinnern, dass auch dieser Begriff nur eine ungenaue Abstraktion ist, dass der einzelne Mensch nicht sein Leben lang das zunftgemässe Werkzeug Sprache in gleicher Weise besitzt, dass es in Wirklichkeit auch für den Einzelmenschen in jedem Augenblicke nur eine ererbte und erworbene Sprachbereitschaft und ihre gegenwärtige konkrete Anwendung gibt. Das wird uns darüber belehren, was es zu bedeuten habe, wenn man den kleinlichen Einwurf bei einer besonderen bekannten Erscheinung wiederholt. Wenn ich Französisch gelernt habe,

Digitized by Google

so kann ich meine Sprache in die Sprache der Franzosen übersetzen, das heisst ich zwinge mein Gehirn, mir ungewohnte Lautgruppen hervorzurufen, von denen ich weiss, dass sie die Sprache des Andern sind. Dann ist Denken und Sprechen nur beim Franzosen identisch. Bei mir freilich nicht; aber nur darum nicht, weil ich gar nicht meine Sprache rede, sondern bloss mühsam zu meiner Sprache oder meinem Denken fremde Zeichen gebrauche. Ich radebreche französisch und denke deutsch. Durch grosse Uebung oder durch längeren Aufenthalt in Frankreich bringe ich es aber langsam so weit, französisch zu denken, trotzdem Deutsch meine Muttersprache ist. Ich will hier die psychologische Frage nicht untersuchen, wie es sich mit diesem Französischdenken verhält. Offenbar ist doch der Vorgang im Gehirn — im Anfang wenigstens — so wie beim Lesen eines Mannes, dem das Lesen sehr geläufig ist. Er hat die sichtbaren Zeichen für seine Begriffe so sehr eingeübt, dass die hörbaren Zeichen, die Worte, aus seinem Bewusstsein ausgeschaltet werden. Es wird dann Lesen und Denken unmittelbar verknüpft, und wir wissen nicht, wie weit und wie stark und wie lange das Zwischenglied der hörbaren Sprache mitthätig ist. So weiss ich auch nicht, wie weit meine Muttersprache im Unbewussten ein Zwischenglied bildet, wenn ich nach zehntägigem Aufenthalte in Frankreich französisch denke, das heisst französisch spreche, ohne dass ich eines deutschen Wortes gedenke. Dass die Ausschaltung des Zwischengliedes der Muttersprache bis zu einer Auslöschung dieses Zwischengliedes führen kann, ist wohl gewiss, weil doch sonst nicht ein vollkommenes Vergessen der Muttersprache eintreten könnte, was doch bei Kindern im Auslande die Regel ist. Hat ein junger Deutscher durch langjährigen Aufenthalt in Frankreich Französisch zu seiner Muttersprache gemacht und das Deutsche vergessen, so hat er allmählich seine Individualsprache gewechselt, und zwar vollkommen, die abstrakte Individualsprache. Aber auch, wenn ich nach zehntägigem Aufenthalte in Frankreich französisch zu denken beginne, habe ich meine Individualsprache verändert, und zwar nicht

Digitized by Google

die abstrakte Individualsprache, sondern die einzige wirkliche Sprache, die Sprache des jeweiligen Moments. Daraus ein Argument zu schmieden für einen Unterschied zwischen Sprechen und Denken ist ungereimt. Ebensogut könnte man sagen: Leib und Seele haben nichts miteinander zu thun, weil meine Seele sich nicht ändert, während ich durch langjährigen Aufenthalt in Afrika eine braune Haut bekomme. Und es ist nicht einmal wahr, dass meine „Seele" sich nicht ändert, wenn ich unter der afrikanischen Sonne lebe oder wenn ich französisch denke.

Fremde. Da uns bei solchen Untersuchungen die Begriffswelt der geltenden Psychologie im Stiche lässt, so möchte ich ganz einfach ein Beispiel beschreiben, wo die Seele in fremder Welt sich änderte und wo zugleich ein Denken in fremder Sprache stattfand. Ich war einmal für wenige Tage auf afrikanischem Boden, in Algier. Da sah ich nun in freiem Walde Affen auf den Bäumen klettern, da sah ich fruchttragende Palmen, da sah ich auf freiem Felde die Ananas reifen. Es waren das Bereicherungen meiner Wirklichkeitseindrücke, also meiner Seele, wenn ich auch Palmen und Datteln, Affen und Ananase als europäischer Kulturmensch kannte. Auch die Worte waren mir bereits geläufig, weil vor Jahrtausenden oder aber vor einigen hundert Jahren die Dinge selbst nach Europa importiert worden waren. Was dabei also neu in meine Seele kam, waren weder Worte noch einzelne Wirklichkeitsbilder, sondern nur eine fast unaussprechliche Landschaftsstimmung. Sodann nahm ich Eindrücke vom arabischen Leben auf; ich sah (innerhalb der unfassbaren Landschaftsstimmung) die Moschee, die Khasba, die Aïssaua, die Feier des Ramasan. Diese Dinge waren in Europa nicht einzuführen oder mir bei dem Stande meiner Bildung zu wenig bekannt, als dass ich sie nicht mit den Worten zugleich hätte als etwas Neues kennen lernen müssen. Seit diesem kurzen Aufenthalte in Algier ist meine Seele und zugleich meine Sprache um die Dinge und Worte Khasba, Aïssaua u. s. w. bereichert, wie sich einst z. B. die Römer um die Dinge und Worte Affe,

Digitized by Google

Palme u. s. w. bereicherten. Man könnte sagen, dass ich beim Gebrauch der Worte Khasba u. s. w. momentan arabisch denke. Nun sprach ich während dieses afrikanischen Aufenthaltes ausnahmslos französisch, wenn ich das Lesen eines deutschen Briefes beiseite lasse; und ich dachte dabei französisch. Dieses Französischdenken ist aber so wenig ein Beweis für einen Gegensatz zwischen Denken und Sprechen, dass es vielmehr die Identität beider nur bezeugt. Es gibt französische Gerichte und Gewohnheiten, die ich auf französisch bezeichnen kann und gar nicht auf deutsch. Dann hat sich freilich mein Denken momentan geändert, aber nur deshalb, weil mein Wirklichkeitsbild bereichert worden ist; die Worte sind zu meiner Muttersprache hinzugetreten, wie wenn ich in Deutschland eine neue Speise, ein neues Tier kennen lerne. Wo aber einzig und allein die französische Sprache an Stelle der mir geläufigen getreten ist, da habe ich eben nach Landesbrauch den Frack angezogen und mich darin bewegen gelernt. Die paar arabischen Worte dazu sind wie der türkische Fes, den man sich wohl dort aus Narrheit oder Klugheit auf den Kopf setzt.

Sprache ist Bewegung.

Wir sind durch diese Erwägungen unmerklich unserem Ziele etwas näher gerückt. Die Behauptungen über das Verhältnis von Denken und Sprechen schienen uns so lange ein Wortstreit, als wir nicht wussten, was Denken und was Sprechen eigentlich sei. Nun wurden wir durch die angeführten Beispiele an die Definitionen erinnert, zu welchen wir in anderem Zusammenhange gelangten. Sprache, ja selbst die schon konkretere Individualsprache ist immer nur ein Abstraktum; wirklich ist immer nur der augenblicklich durch Bewegung hervorgebrachte Laut, welcher ein Zeichen ist für irgend welche ererbte oder erworbene Erinnerung. Gewöhnlich ist dieses Zeichen nämlich ein Laut. Es kann aber auch ein anderes Bewegungszeichen sein, wie denn die Kinder eines englischen Taubstummenlehrers an seinen unwillkürlichen Fingerbewegungen bemerken konnten, woran der Vater beim Auf- und Abgehen im Zimmer dachte. Er

Digitized by Google

bewegte die Finger wohl deshalb, weil ihm die Fingersprache einerseits zur Gewohnheit geworden war, anderseits doch nur so geläufig wie einer Bäuerin das Lesen, die nicht ohne Lippenbewegungen zu lesen vermag. Jede wirkliche Sprachäusserung ist eine Bewegung. Wenn ein Mensch deutlich und distinkt ein Wort denkt (man achte darauf, dass ich „denken" sagen muss), so ist damit — wie wir noch genauer erfahren werden — ein Bewegungsgefühl verbunden, welches bei sehr bewusstem Denken bis zu einem Fühlbarwerden dieses Bewegungsgefühls sich steigern kann. Lägen die Sprachorgane nicht versteckt, wir würden sie bei angestrengtem Denken charakteristisch zucken sehen wie die Finger jenes Taubstummenlehrers. Noch einmal: wo die Sprache wirklich ist, da besteht sie aus Bewegungszeichen.

Gedächtnis.

Auch daran wurden wir erinnert, was das Denken sei. Ob laut oder leise, das Denken ist immer ein inwendiges Vergleichen dieser Erinnerungszeichen. Wir können Sinneseindrücke in uns aufnehmen ohne solche Zeichen; wir können uns in der gegenwärtigen Welt ohne solche Zeichen orientieren; und wenn wir dieses Aufnehmen und dieses Orientieren durchaus ein Denken nennen wollen, so steht dem nichts im Wege. Der Sprachgebrauch hat schon andre Konfusionen angerichtet. Vorläufig aber nennen wir das Aufnehmen von Sinneseindrücken und die Orientierung in der gegenwärtigen Wirklichkeitswelt nicht Denken. Vorläufig verstehen wir unter Denken das Vergleichen von Erinnerungszeichen, denen die Sinneseindrücke und die damalige Gegenwart vorangegangen sind. Soll nun jetzt noch für uns die Frage nach dem Verhältnis von Denken und Sprechen einen wertvollen Sinn haben, so erhebt sie sich plötzlich in ein anderes Gebiet und müsste allgemein so formuliert werden: Besitzen wir ein Gedächtnis ohne Gedächtniszeichen? Dieser Frage steht die Sprachphilosophie ganz hilflos gegenüber, und auch die Psychologie, weil sie nicht ernsthaft physiologisch geworden ist, weiss nichts mit ihr anzufangen. Das Verdienst dieser Fragefassung besteht eben nur — wie so

Digitized by Google

oft — in der neuen Formulierung einer alten Frage. Sollte sie in der neuen Fassung einmal beantwortet werden können, so wird die neue Antwort höchst wahrscheinlich darin bestehen müssen, dass auch das Gedächtnis als ein abstraktes Wort für eine personifizierte Seelenkraft ausscheidet und dass die wahrhaft physiologische Psychologie sich nur noch mit den Zeichen für ähnliche Sinneseindrücke beschäftigt. Und dann wird noch mehr zusammenstürzen als bloss Denken und Sprechen.

Ich kann an dieser Stelle die ganze Schwierigkeit nur andeuten. So wie der Begriff der menschlichen Sprache nur etwas Unwirkliches ist und wie sogar die Individualsprachen Abstraktionen sind von ähnlichen, aber immer sich verändernden Erscheinungen, so wie also auf dem Gebiete der Sprache nur die momentane Bewegung des Sprachorgans und eigentlich nur der letzte mikroskopische Bestandteil dieser Bewegung wirklich ist — so ist auch wiederum das menschliche Denken nur ein Unwirkliches, so ist selbst die Weltanschauung (das Korrelat der Individualsprache) eines einzelnen Menschen ein Abstraktum, wirklich ist nur die momentane Erinnerung. Das alles scheint einfach genug. Das Gedächtnis verrät die verdächtige Zugehörigkeit zu der märchenhaften Gruppe der Seelenvermögen schon dadurch, dass es mitunter auch Gedächtniskraft genannt wird. In der That ist das Gedächtnis wie üblich mit den Worten erklärbar: es sei die Kraft, Erinnerungen zu haben. Ebensogut könnten wir von einer besonderen Nieskraft sprechen, welche uns unter besonderen Umständen niesen lässt. Alles drängt uns dazu, den Begriff Gedächtnis fallen zu lassen und uns an die Aeusserungen dieser Kraft zu halten, an die Erinnerungen. Nun aber entsteht sofort die Frage, was an der einzelnen Erinnerung denn eigentlich wirklich sei. Wenn wir nämlich die sogenannte Erinnerung bis in ihren letzten Schlupfwinkel verfolgen, so stellt sie sich jederzeit als eine Vergleichung heraus, als eine Gleichstellung eines früheren und eines gegenwärtigen Eindrucks, wobei dann entweder der frühere oder der gegenwärtige

Digitized by Google

Eindruck selbst ein Nachbild sein kann, wofür wir wieder nur das Wort Erinnerung haben. Die bisher wenig bemerkte Unklarheit dieses Begriffes steigert sich noch dadurch, dass die angebliche Gleichstellung jedesmal mit irgend einem, wenn auch noch so kleinen Gedächtnisfehler behaftet ist. Es sind zwei Fälle möglich. Entweder ich vergleiche einen gegenwärtigen Sinneseindruck mit einem Nachbild, z. B. ich treffe einen Bekannten auf der Strasse und erkenne ihn wieder; dann sehe ich über kleine Unterschiede gegen seine letzte Erscheinung hinweg. Oder es steigt in meiner Erinnerung ein Nachbild auf, in welchem sich eine grosse Zahl ähnlicher, aber nicht gleicher Eindrücke verbunden haben. Eine solche Erinnerung ist dann ein Begriff, und aus der Vergleichung solcher Begriffe besteht unser Denken. Was ist nun an einer solchen Einzelerinnerung wirklich? Die vergleichende Thätigkeit ist eine Abstraktion für etwas, was wir nicht kennen. Der vergleichenden Thätigkeit liegen mindestens zwei Eindrücke zu Grunde, welche niemals völlig identisch sind und welche darum in Wirklichkeit nicht in eins zusammenfliessen können. Es ist also auch der Begriff Einzelerinnerung wissenschaftlich nicht recht zu fassen. Wenn wir also als letztes Asyl unserer Unwissenheit das Gedächtnis und seine Zeichen ausgefunden haben, wenn wir das Denken ein Vergleichen von Erinnerungen und das Sprechen den Gebrauch von Erinnerungszeichen nannten, wenn wir sodann die Frage aufwarfen, ob es ein Gedächtnis ohne Gedächtniszeichen gebe, so sind wir jetzt beinahe in der traurigen Lage, von all diesen Begriffen nur noch die Zeichen der Erinnerung als halbwegs wirkliche und bekannte Thatsachen annehmen zu können. Wir werden weiterhin mit dem Begriffe Gedächtnis nur noch als wie mit einer Unbekannten operieren können, aber dennoch viel mit ihm operieren müssen.

So viel scheint uns aber jetzt schon gewiss, dass sowohl das Denken als das Sprechen in dem Begriff des Gedächtnisses zusammenfliesst, und dass für denjenigen, der das Wesen der Erinnerung erkannt hätte, ein Gegensatz zwischen

Digitized by Google

Denken und Sprechen nicht mehr vorhanden wäre. Weil aber in der Vorstellung der Menschen zwischen Denken und Sprechen immer ein Unterschied besteht, weil immer wieder der Einwand gemacht wird, es erweitere sich das Denken sehr häufig ohne Erweiterung der Sprache, darum will ich noch an zwei kleinen Beispielen zu zeigen suchen, wie wenig das Denken von der Sprache unabhängig sei, einerlei, ob die Worte sich äusserlich ändern oder nicht.

Zählen

Der krasseste Fall, in welchem auch die leiseste Aenderung des Gedankens nicht ohne Aenderung der Sprache möglich ist, scheint mir im einfachen Zählen zu liegen. Zähle ich von der Eins bis zu einer noch so grossen Zahl, nehme ich zwischen zwei Einheiten noch so viele minimale Zwischenglieder, das heisst Bruchteile, an, die Sprache hat für jeden der unendlich vielen Werte einen ganz bestimmten Ausdruck, die Schrift ein besondres Zeichen. Dieser Ziffersprache und diesen Zifferzeichen liegt aber ein ganz bestimmtes System zu Grunde. Bevor dieses Decimalsystem erfunden worden war, oder bevor man es nach Europa eingeführt hatte, war selbst diese allereinfachste Geistesthätigkeit des Zählens bei uns nicht über eine gewisse Grenze hinaus möglich. Bei uns weiss jetzt jeder Schulknabe, dass $756318 + 1 = 756319$ ist; er zählt eine sechsstellige Zahl einfach weiter, wie er von eins ab zählen gelernt hat. Ich bin gewiss, dass dieses elementare Zählen, das dem Einmaleins noch vorausgeht, manchem griechischen Weisen Schwierigkeiten gemacht hätte. Hier ist das Denken dem Sprechen nur insofern vorausgegangen, als die besseren Köpfe vor Einführung des Decimalsystems schon davon eine Ahnung hatten, dass die Welt hinter Zehntausend nicht mit Brettern verschlagen sein könne. Wirklich zählen konnten sie aber nicht, auch im Kopfe nicht, solange sie das Zeichensystem, solange sie die Sprache dafür nicht hatten. Man kann das noch heute an den Völkern belegen, die etwa nur bis drei oder nur bis zwanzig zählen können; was über ihre Zahlworte hinausgeht, ist ihnen eine unbestimmte Vielheit. Vielleicht stand Aristoteles hinter

Digitized by Google

Zehntausend da, wo der Patagonier heute hinter der Drei steht.

Die ungleiche Fertigkeit, zu welcher es verschiedene Völker und verschiedene Zeiten in der einfachen Kunst des Zählens brachten, wird uns nun aber in den Stand setzen, einen ganz flüchtigen und unkontrollierbaren, aber doch einen Blick hinter die Kulissen dieser Geistesäusserung zu werfen. Man hat längst bemerkt, dass es Tiere gibt, welche ebenfalls in menschlicher Weise bis drei zählen können. Jedesmal wird dann die Geschichte von der Krähe erzählt, welche ihren Zahlensinn praktisch anzuwenden wisse. Wenn drei Jäger in die Hütte hinein- und nur zwei hinausgegangen sind, dann weiss die Krähe angeblich, dass $3 - 2 = 1$ ist, und soll durch keinen Köder zu bewegen sein, sich der Hütte auf Schussweite zu nähern. Mit dieser Geschichte soll jägerlateinisch, also beinahe gelehrt, bewiesen werden, dass die Krähe die Grundlagen des Zählens besitze (wie denn auch wir Menschen den Unterschied zwischen zwei und drei Aepfeln, Nüssen, Zuckerstückchen u. s. w. durch den blossen Augenschein, also vorsprachlich erkennen), dass sie nur durch den Mangel an Sprache verhindert werde, eine Rechenmeisterin zu werden, dass also in diesem besonderen Falle das höhere Denken an das Sprechen gebunden sei. Ich nehme diese Unterstützung meiner Anschauung nicht an, weil mir eine sichere Beglaubigung des Krähenzählens fehlt. Wäre die Sache wahr, so gehörte die Krähe im Rechnen auf dieselbe Bank wie die Patagonier, und Aristoteles, der bis zehntausend zählen konnte, käme gegen die Krähe mehr als Einen herauf.

Ich glaube die Geschichte jedoch fürs erste nicht, weil sie in einem entscheidenden Punkte mit dem Zahlensinn anderer Tiere in Widerspruch gerät. Es lassen sich bekanntlich Pferde, Esel und Elefanten dazu abrichten, bis zu zehn zu zählen und sogar die menschlichen Zahlworte dafür zu verstehen, obgleich auch da einige Täuschung mit unterlaufen kann. Was nun dieses tierische Zählen vom menschlichen Zählen unterscheidet, das ist doch offenbar, dass diese

Digitized by Google

Tiere trotz ihrer Abrichtung niemals auf den Einfall gekommen sind, ihre Rechenkunststücke in ihrem eigenen Interesse zu verwenden. Im menschlichen Verkehr ist der bessere Rechner im Vorteil gegen den schlechteren; er kann nicht nur Ingenieur werden, wo der andere einfacher Arbeiter bleibt, er kann auch, wenn er z. B. ein gewandter Arbitrageur ist, auf der Börse einen einwandfreien Gewinn erzielen, er kann auf dem Markte besser einkaufen. Wenn ein Europäer von einem Patagonier Schafe kauft, so kann er ihm zwölf abnehmen, während er nur zehn bezahlt hat, weil der Patagonier den Unterschied zwischen zehn und zwölf nicht kennt. Niemals aber hat man davon gehört, dass ein dressierter Esel seinen ungelehrten Mitesel auf Grund seiner Rechenkunststücke betrogen habe. Was also dem Zählen der dressierten Tiere fehlt, das ist die Verknüpfung ihres Zahlenbegriffs mit ihrem Interesse. Die Menschen aber haben von jeher am Zählen ein sehr hohes Interesse gehabt, sind darum von Einheit zu Einheit immer weiter fortgeschritten und haben sich endlich die vier Spezies erfunden und das Decimalsystem, mit dessen Hilfe heute jeder Schulknabe prinzipiell bis ins Unendliche zählen kann. Die Mathematik ist eigentlich nur eine Fortentwickelung dieser Kategorienreihe. Das Multiplizieren ist eine Abkürzung des Zählens, das Logarithmieren eine Abkürzung des Multiplizierens und die Algebra bis hinauf zur höheren Analysis eine Abkürzung des zahlenlosen Rechnens. Man hat gesagt, die Krähe könne nicht über drei hinaus zählen, weil ihr die Sprache fehle, weil sie nicht mit Hilfe der Sprache die Zahlenwerte (die man also für wirklich hält) zergliedern könne. Auch darum nehme ich diese Unterstützung meiner Anschauung nicht an. Die Zahlenwerte sind nicht in der Wirklichkeit. Nur der Mensch hat sich in seinem Interesse den Begriff der Einheit geschaffen und hat dann gelernt, diese Einheit zu vervielfältigen und zu vergleichen. Und solange die Welt steht, wird kein Kopf sich irgend eine Zahl vorstellen können, ohne sich mit Hilfe unseres praktischen Zahlensystems ein ganz besonderes Zeichen für diese

Digitized by Google

besondere Zahl zu bilden. Das ist nun der klassische Fall, in welchem offenbar der Gedanke und sein Zeichen absolut identisch sind. Man kann sogar behaupten, dass der praktische Rechner gewissermassen gedankenlos mit den blossen Zeichen operiere; und die Rechnung muss immer stimmen, weil die Zahlenzeichen eindeutig sind. Erst in den abstraktesten Regionen der Mathematik beginnt die Mehrdeutigkeit einiger Zeichen, die denn auch sofort Schwierigkeiten verursachen.

Bedeutungswandel.

Das zweite Beispiel bietet der Bedeutungswandel der Worte: die Vorstellung eines Menschen erfährt einen Zuwachs, ohne dass das Zeichen dieser Vorstellung sich ändert. Das Wort „Erde“ ist seit Jahrhunderten unverändert geblieben, der Begriff ist aber von Geschlecht zu Geschlecht reicher geworden. In der deutschen Sprache ist das Denken dieses Wortes gewachsen, ohne dass das Wort zugenommen hätte. Ebenso in der Individualsprache etwa eines Menschen, der zu drei Jahren zu wissen glaubte, was Erde bedeutet und der später ein Geologe oder ein Astronom geworden ist. So verhält es sich mit den meisten Dingworten unserer Sprache, da die kleinen Lautveränderungen, die oft Jahrhunderte brauchen, gegen die rasche Vermehrung des Wissens kaum in Betracht kommen. Erinnern wir uns nun, welche Rolle dabei das Gedächtnis spielt.

Beim Zählen, wo die minimalste Aenderung der Vorstellung eine entsprechende und so starke Veränderung des Ausdruckes zur Folge hat, hat das Gedächtnis eigentlich ausser den ersten zehn Zahlworten und etwa noch einem Dutzend anderer nichts zu merken als die Bezeichnungen des Decimalsystems. Die ausserordentliche Bequemlichkeit dieses Systems besteht gerade darin, dass diese wenigen Zeichen durch Kombinationen und Permutationen zur vollkommen sicheren Darstellung unendlich vieler Möglichkeiten genügen. Das Gedächtnis merkt sich die Ausdrucksmittel der Kategorien ähnlich, wie es sich in der gewöhnlichen Sprache die Kategorien der Grammatik merkt, die Silben, mit deren Hilfe die Fälle des Substantivs, die Konjugations-

Digitized by Google

formen des Verbums und andere Wortzusammensetzungen gebildet werden. Diese Kategorien des Zählens sind uns so geläufig, dass wir für den momentanen Zweck einer besonderen Zahl sofort auch ihren besonderen Ausdruck bei der Hand haben. Die oben genannte sechszifferige Zahl 756318 gehört dem Sprachschatz nicht mehr und nicht weniger an als irgend eine Tempusform des Verbums „zählen", z. B. „ihr würdet gezählt haben". Weder diese Tempusform noch die Zahl sind darum in einem Wörterbuche zu finden. Beide gehören der Momentsprache an. Das Gedächtnis braucht mit den unzähligen Zahlen so wenig belastet zu werden, wie mit den zahlreichen Wortformen.

Das Gedächtnis behält nur das mathematische Schema; es hält dieses Schema für die Momentsprache bereit. Im Gebrauch der übrigen Sprache arbeitet das Gedächtnis — ich kann die Abstraktion der Kürze wegen nicht entbehren — ebenfalls mit Kategorien, mit denen der Grammatik; aber der Sprachschatz umfasst so unendlich mehr Worte als die einfachen ersten zehn Zahlen. Natürlich, denn beim elementaren Geschäfte des Zählens handelt es sich eigentlich um einen einzigen Begriff, um den menschlich bequemen Begriff der Einheit; und ich kann mir eine Sprache ausdenken, in welcher auch die zehn ersten Zahlworte aus einem gebildet würden, in welcher die besonderen Worte für hundert, tausend u. s. w. verschwinden, in der sämtliche Zahlworte schematisch aus dem Worte für die Einheit hervorgehen. Die Begriffe der übrigen Sprache lassen eine so schematische Entwickelung nicht zu. Unzählige Sinneseindrücke drängen und stossen sich in unserem Kopfe, und wir sind froh, dass wir sie in unserem Sprachschatz einigermassen geordnet beisammen haben. Das formale Gedächtnis für die grammatischen Kategorien ist beim Sprechen eine besondere Bequemlichkeit; aber erst das Sachgedächtnis, das heisst das Gedächtnis für die die Sinneseindrücke zusammenfassenden Worte, bildet das eigentliche Fundament der Sprache. Und jetzt können wir die Frage ins Auge fassen: Wie ist es möglich, dass diese zusammenfassenden

Digitized by Google

Worte, während sie sich selbst gar nicht oder nur unmerklich verändern, in ihrer Bedeutung so ausserordentlich grossen Wandel erfahren? Glauben wir an die Abstraktion eines objektiv über dem Einzelgehirn schwebenden Denkens, welches fortschreitet, und daneben an die verhältnismässige Stabilität der Volkssprache, in welcher dieses Denken fortschreitet, so ist allerdings ein klaffender Gegensatz zwischen Denken und Sprechen vorhanden. Dann ist das Denken eine körperlose Gottheit und die Sprache wird zu ihrem körperlichen Werkzeuge. Dann wird das Denken zur Seele und die Sprache zum Stoffe dieser Seele.

Wollen wir diesen Einwand entkräften, so müssen wir schärfer als bisher das Wesen des Bedeutungswandels betrachten. Zwar im allgemeinen ist der Sache mit der vielleicht schon allzu oft hervorgehobenen Thatsache beizukommen, dass es in der Wirklichkeitswelt keine konkrete Volkssprache gibt, sondern nur eine Aehnlichkeit von Individualsprachen, dass auch die Individualsprache noch eine Abstraktion aus einem Menschenleben ist, dass wirklich und konkret uns nur noch die Momentsprache sein kann. Dann wird auch der Begriff des Bedeutungswandels zu einem verworrenen Bilde eines Vorgangs im Einzelgehirn, und zwar eines wirklichen, also momentanen Vorgangs. Doch so ist die landläufige Anschauung nicht zu widerlegen. Glaubt doch Whitney (Sprachwissenschaft S. 195) gerade durch den Bedeutungswandel beweisen zu können, dass das Denken früher da sei als die Sprache, die es darstellt. Ganz naiv verwechselt er binnen sechs Zeilen die Ausdrücke „Vorstellung“, „Denken“ und „Begriff“. Diese Verwechslung ist bis zur Stunde im Betriebe der Sprachwissenschaft so alltäglich, dass man, wenn man sie bei einem so verdienstvollen Manne wiederfindet, vor Zorn das Buch ergreifen und es um den Kopf schlagen möchte, in welchem Vorstellung und Begriff nicht unterschieden werden. Whitney sagt an dieser Stelle ganz ahnungslos, der untrennbare Zusammenhang zwischen Begriff und Wort sei darum abzulehnen, weil jede Vorstellung

Digitized by Google

schon für sich bestanden habe, ehe sie mit einem besonderen Zeichen umkleidet wurde. Ich glaube, das ist ein handgreiflicher Beleg zu dem oben Gesagten, dass nämlich nicht zwischen Denken und Sprechen die Differenz vorhanden sei, sondern zwischen unserem Denken und unseren Eindrücken von der Wirklichkeitswelt.

Whitney bekämpft meine Anschauung im voraus (wir sehen aus dem historischen Teile seines Werkes, welche Lehren ihm dabei vorschwebten) durch das Beispiel des Galvanismus; er sei doch als eine Naturkraft anerkannt worden, bevor noch seine Entdecker sich darüber geeinigt hatten, welchen Namen sie ihm beilegen sollten. Die Sachlage wird deutlicher werden, wenn ich anstatt des Galvanismus, dessen Namensgeschichte zu weit führen würde, das Beispiel von den Röntgenstrahlen nehme. Der seelische Vorgang ist völlig der gleiche. Eines Tages bemerkte der Professor Röntgen in seinem Laboratorium, dass bei gewissen elektrischen Erscheinungen Schatten entstanden, die eines der bekannten Lichter nicht geworfen hatte. Er hatte also einen bis dahin noch unbekannten Sinneseindruck. Er hatte eine neue Beobachtung gemacht, ein neues Aperçu. Diese neue Beobachtung wurde, nebenbei bemerkt, zu einer neuen Entdeckung, weil die Beschreibung des neuen Eindrucks dazu führte, von allen bisher gekannten Naturursachen abzusehen und eine neue Ursache einzufügen. Professor Röntgen war zuerst von dem Anblick verblüfft, wie vielleicht vor ungezählten Jahrtausenden ein Mensch von dem Eindruck verblüfft war, dass Feuer brannte, oder dass ein Stein fiel, oder dass aus einem aufgerissenen Menschenleibe Blut floss. Auch das waren einmal neue Entdeckungen. Nun wollte Professor Röntgen seine neue Beobachtung mitteilen. Er ist ein so moderner Kopf, dass er weniger an eine Erklärung als an eine Beschreibung dachte. Auch zur Beschreibung musste er die Sprache gebrauchen. Sprache ist aber allerwege nur die Erinnerung an frühere Sinneseindrücke; sie ist nie und nimmer ohne Bedeutungswandel der Worte zur Beschreibung einer neuen Beobachtung zu gebrauchen. Diesen Bedeutungswandel musste Professor

Digitized by Google

Röntgen momentan in seinem individuellen Gehirn vornehmen, damit er in die Sprache der Zeitgenossen überginge. Konnte er die neuen Begriffe für die neue Beobachtung nicht durch Bedeutungswandel aus dem vorhandenen Sprachschatze schöpfen, so musste er neue Worte bilden. Er hat beides gethan. Den Bedeutungswandel hat er offenbar unbewusst vorgenommen, die Neubildung bewusst und ungeschickt. Der Bedeutungswandel bestand darin, dass er die Ursache des beobachteten Schattens überhaupt „Strahlen“ nannte; ich habe noch nirgends die Bemerkung gelesen, dass die Bezeichnung „Strahlen“ für die Hervorrufer jener Schattenwirkung eine Metapher gewesen sei, eine bildliche Anwendung des Wortes „Strahl“, welches, nebenbei bemerkt, wieder nur eine bildliche Anwendung eines älteren „Strahl“ war. Strahl bedeutete einst so viel wie „Pfeil“, und es war schon metaphorisch, wenn im Althochdeutschen Donnerstrahl (donarstrâla) so viel wie Blitzstrahl oder Blitzpfeil hiess; in slavischen Sprachen heisst das Wort noch immer Pfeil und hängt mit dem Worte für schiessen zusammen. Aus einer veralteten Optik, welche sich die Lichtquelle gewissermassen schiessend dachte, ist unser scheinbar so verständliches Wort Strahl schon als eine Metapher durch Bedeutungswandel hervorgegangen. Im Grunde denken wir uns unter Strahl eine unbekannte Ursache von Lichtwirkungen. Als nun Professor Röntgen die Ursache der von ihm neu beobachteten Schattenwirkung zu den Strahlen rechnete, erweiterte er den Begriff metaphorisch wieder um ein Stück, nämlich: von den unbewusst unbekannten Ursachen von Lichtwirkungen auf die ganz und gar unbekannten. Es erfuhr also der Gattungsbegriff „Strahl“ einen Bedeutungswandel, der möglicherweise in den Definitionen künftiger Optiken seinen Ausdruck finden wird.

Nun aber handelte es sich darum, der angenommenen besonderen Art dieses Gattungsbegriffs Strahl auch einen besonderen Namen zu geben. Professor Röntgen schlug den bequemsten Weg ein. In der Mathematik wird mit X die Unbekannte bezeichnet, und so nannte er in seiner

Digitized by Google

ersten Beschreibung die unbekannten Strahlen „X-Strahlen“. (Hie und da wurde das seltsame Wort sogar fälschlich als „Zehner-Strahlen“ gelesen.) Da wir unter Strahlen nur die unbekannten Ursachen verstehen, so ist für uns der Ausdruck X-Strahlen freilich nur ein X^2. Das nebenbei. Die Bezeichnung X-Strahlen war ebenso gut wie eine andre. Die freundlichen Zeitgenossen haben sie jedoch nicht angenommen. Binnen wenigen Monaten führten sie in den Zeitungen das Wort Röntgenstrahlen ein, zu Ehren des Entdeckers, so wie vor hundert Jahren der erste Entdecker gewisser Elektricitätserscheinungen dem Galvanismus seinen Namen gab, trotzdem er die Erscheinung falsch erklärt hatte, und trotzdem die eine Zeitlang konkurrierende Bezeichnung Voltaismus den besseren Beobachter und Beschreiber geehrt hätte.

Wenn man nun sagt, die Beobachtung der Wirkungen von Röntgenstrahlen sei früher dagewesen als das Wort, so ist das gewissermassen mechanisch richtig; aber nur die Beobachtung war früher da, nicht der Begriff. Und selbst die Beobachtung, die neue Entdeckung entstand in der Individualseele des Professors Röntgen erst in dem Augenblicke, als er die Lichtwirkung zum erstenmal apperzipierte, das heisst als er die Wirkung als eine Lichtwirkung wahrnahm, das heisst als er sie mit den Wirkungen andrer unbekannter Ursachen, andrer Strahlen in seinem Gedächtnisse verglich. In diesem Augenblicke der Vergleichung erweiterte sich ihm (was seitdem zu einer Erweiterung des Sprachgebrauchs geworden ist) der Begriff der Strahlen, und ob man diesen erweiterten Begriff X-Strahlen oder Röntgenstrahlen nennt, das ist so individuell und so momentan wie die Frage, ob ich Bicycle oder Rad sage. Wirklich stattgefunden hat nur ein Akt des Gedächtnisses. Die Erinnerung daran ist zugleich eine Bereicherung unseres Denkens und unserer Sprache, einerlei ob die Bereicherung der Sprache durch Bedeutungswandel oder durch eine Neubildung zu stande gekommen ist.

Nicht also sollte man weiter fragen, ob ein Gedächtnis

ohne Gedächtniszeichen möglich sei. Vielmehr: ob eine Erinnerung an die Wirklichkeitseindrücke ohne Zeichen möglich sei. Die Menschen sind geneigt, das Zeichen von der Kraft zu unterscheiden, die es geschaffen hat. Wir wollen nicht zugeben, dass der preisgegebene Nordpolfahrer, der vor seinem Tode auf einer fernen Insel zum Zeichen seiner Anwesenheit Steine übereinander schichtete, identisch sei mit diesem Moment seines Lebens. Aber die Zeichen der Sprache sind ja ohne äusserliche Hilfsmittel hergestellt; man braucht für diese Zeichen keine Steine. Der Bildner der Sprachlaute ist nicht wie ein Architekt, der Material braucht. Die Sprache des redenden Menschen besteht aus Zeichen, die ein Teil seines Lebens sind, ein Teil seiner Lebensbewegungen. So gehören die Zeichen der Sprache noch inniger zu seinem Ich, als etwa selbst die Gebeine des armen Nordpolfahrers zu ihm selbst gehört haben, die jahraus, jahrein im Eise der einsamen Insel verborgen liegen, ungesehen und unverändert, und dennoch ein gültigeres Zeichen seiner Anwesenheit als der Steinhaufe, den er errichtet hat.

*

Schriftsprache.

Unbeirrt wiederhole ich bei jeder Gelegenheit, dass Denken und Sprechen ein und dieselbe Geistesthätigkeit bezeichne, und doch weiss ich, dass die beiden Begriffe nicht ganz gleich sind. Das Identische in beiden Begriffen festzuhalten wird zur Pflicht gegenüber den ewigen Unklarheiten, welche seit Jahrtausenden in der Sprache nur ein mechanisches Werkzeug des Denkens, im Denken irgend eine übermenschliche Kraft sehen wollen. Solchem Aberglauben gegenüber halte ich es für Pflicht, einen Nachdruck auf die Identität zu legen und insbesondere darauf hinzuweisen, dass ein sogenanntes Denken ohne Sprechen weniger übermenschlich und göttlich als vormenschlich und tierisch ist. Man wird diese paradoxe Behauptung besser verstehen, wenn ich das Verhältnis zwischen Denken und Sprechen mit dem Verhältnisse zwischen Lautsprache und Schriftsprache verglichen habe. Die Schrift, wie sie heutzutage

Digitized by Google

in gedruckten Büchern psychologisch oft stundenlang die alleinige Sprache der Gebildeten ist, ist doch ohne Frage nur eine andere Form der Lautsprache. Die Lautsprache hat gegenüber der Schrift den Vorteil der Unmittelbarkeit, der grösseren Anpassungsfähigkeit, der rascheren Veränderlichkeit; aber nicht nur für die leichtere Mitteilung durch Zeit und Raum hat die Schrift ihre Vorteile, sondern auch für die höchsten Formen des abstrakten Denkens. Die sichtbaren und darum dauernden Schriftzeichen lassen die Begriffe länger und ungestörter festhalten als die flüchtigen Lautzeichen. So hat die Schrift gegenüber der Sprache Vorteile und Nachteile, ist aber im Grunde die gleiche Geistesthätigkeit. In ähnlicher Weise kann man annehmen, dass das tierische, vorsprachliche Denken, welches man darum auch ungern Denken nennt, unmittelbarer, anpassungsfähiger ist als das Denken in Sprachlauten, welches wieder nicht nur für die Mitteilung unersetzlich, sondern eben für das Festhalten der Begriffe überaus nützlich ist. Hätten die Tiere ein besseres Gedächtnis, so hätten sie eine Lautsprache, was man auch freilich dahin umkehren kann, dass die Tiere ein besseres Gedächtnis hätten, wenn sie eine Lautsprache besässen. Die Lautsprache ist das Gedächtnis des menschlichen Tieres; die Schrift ist die äussere Fixierung dieses Gedächtnisses.

In diesem Gedankengange ist schon ein Beispiel dafür gegeben, wie die Sprache die beiden Begriffe Denken und Sprechen bald identifiziert, bald durch Begriffsnuancen auseinander hält. In diesem Gedankengange ist aber, wie man sieht, das Denken dem Sprechen nicht übergeordnet, sondern es ist die Sprache der reichere Begriff, sie ist das Denken + den Lautzeichen, wie die Schrift das Sprechen + den Schriftzeichen ist.

Analysiert man aufmerksam allgemeine, und wie man sagt, gedankenreiche Sätze, in denen vom Denken und Sprechen die Rede ist, so wird man immer solche Begriffsnuancen finden, welche den Sätzen vorausgehen, oder welche durch die Sätze in die Worte hineingelegt werden. Hören

Digitized by Google

Nuancierung der Begriffe

wir z. B. das Aphorisma: „Sprechen ist leicht, Denken ist schwer“ — so erzeugt die Antithese in unserer Vorstellung sofort für das Sprechen und für das Denken kleine Begriffsnuancen. Und das Geistreiche des Satzes besteht eben nur darin, dass diese Nuancen nicht besonders ausgedrückt, sondern mitverstanden werden. Es wäre sonst gar keine Antithese. Es wäre banal, zu sagen: „Nachsprechen ist leicht, Selbstdenken ist schwer.“ Und doch liegt in jedem der beiden Begriffe die Nuance drin, wenn wir sie so verbinden. Der Gegensatz erzeugt sich die Nuance. Es ist das ein feiner psychologischer Vorgang, den wir in seiner grössten Ausdehnung als den Einfluss der gesamten Gegenwart, der Seelenstimmung oder des augenblicklich vorhandenen Gedankeninhalts auf den jeweilig gesprochenen Begriff kennen lernen werden. Wenn ich den Satz beginne: „Sprechen ist leicht, Denken ist schwer,“ so ist der Inhalt dieses Satzes bei mir schon beisammen, und ich stelle mir unter dem ersten Worte „Sprechen“ schon ungefähr ein Nachsprechen vor. Dem Hörer gibt das erste Wort „Sprechen“ die Begriffsnuance noch nicht. Die folgenden Worte können noch jede andere Nuance hineinlegen. Ich könnte fortfahren „Sprechen Sie französisch“ oder „Sprechen Sie lauter“ oder „Sprechen Sie“ (z. B. mit meinen Eltern, im Parlament). Erst wenn ich meinen Satz beendet habe, legt der Hörer in das noch nachklingende „Sprechen“ die Nuance des Nachsprechens hinein.

Doch selbst dieses Aphorisma, in welchem Sprechen und Denken geradezu als Gegensätze auftreten, stimmt mit unserer Auffassung vom Sprechen und Denken überein. Das Selbstdenken, das im Verhältnis zum Nachplappern so schwer, das heisst so wenigen Menschen möglich ist, ist nämlich eigentlich immer ein Neudenken und dieses ein Verlassen der hergebrachten Sprache, eine Bereicherung der Sprache, die Bildung eines neuen Begriffs, der nicht immer ein neues Wort zu sein braucht. Schwer, das heisst für die allermeisten Menschen unmöglich, ist das Denken eines Spinoza, der zum erstenmal mit voller Klarheit den

Digitized by Google

Begriff der Notwendigkeit auf das Naturgeschehen anwendet, Natur und Gott identifiziert und so den Begriff dieser drei Worte verändert; schwer ist das Denken eines Newton, der den Begriff der Schwere auf die Planeten anwendet und so diesen Begriff vermehrt; schwer ist das Denken eines Kant oder Schopenhauer, die den Begriff der Vorstellung auf die vorgestellten Dinge anwenden und so das alte Wort um einen neuen Begriff bereichern. Das Aphorisma sinkt also zu der wenig geistreichen Behauptung herunter, dass es leicht sei, etwas Altes zu denken oder zu sprechen, dass es schwer sei, etwas Neues zu denken oder zu sprechen.

Denken wir uns in die Zeit der Sprachentstehung hinein, so müssen wir uns allerdings mit einer schematischen Vorstellung begnügen, weil wir doch von den wirklichen Vorgängen nichts wissen. Einer der sichersten Züge jener schematischen Vorstellung wäre aber eine grosse Armut an Worten und darum ein grosser Begriffsreichtum der einzelnen Worte; ein anderer sicherer Zug wäre das rasche Wachstum der Sprache in einer solchen Urzeit, in welcher die Sprachbereicherung alle energischen Köpfe etwa so beschäftigt haben mag, wie später einmal das Entdecken neuer Länder oder wie heute das Erfinden elektrischer Maschinen. In jener problematischen Urzeit war das Sprechen sicherlich noch ungemein schwer, weil es fast unaufhörlich ein Neudenken oder Neusprechen war. So ein Urmensch besass z. B. im Gebrauche seines Stammes schon ein Wort, welches ungefähr so viel wie unser Hülsenfrüchte bedeutete, oder auch nur die allgemeine Bedeutung Pflanzennahrung hatte. Nun folgte dieser Kerl einmal der Not oder der Neugier oder seinem Geruch, kostete Reiskörner und fand sie schmackhaft und bekömmlich. Wenn er nun zu seinen Stammesgenossen zurückkehrte, eine Handvoll Reis mitbrachte und sie mit dem Worte überreichte, das vorher halb Pflanzennahrung, halb Hülsenfrucht bedeutet hatte, so dachte und sprach er neu. Das Beispiel ist natürlich erfunden, aber wir können nicht umhin, uns die Sprachentwickelung der Urzeit so zu denken.

Digitized by Google

Wechselwirkung.

Verfolgen wir dieses phantastische Beispiel weiter, so sehen wir, wie die Psychologie des Urmenschen sich von der des heutigen nicht unterscheiden konnte. Das „Denken“ wirkte auf das Sprechen, das „Sprechen“ aber auch auf das Denken. Eine neue Beobachtung, eine neue sinnliche Erfahrung hatte ihn das Wort auf die Reiskörner ausdehnen lassen. Das Denken beeinflusste das Sprechen. Jetzt aber musste das Wort, welches bis dahin gelegentlich zwischen Hülsenfrucht und Pflanzennahrung schwankte, eine Neigung zu dem weiteren Begriffe erhalten. Durch den Besitz des in seinem Begriffsumfang erweiterten Wortes musste dem Kerl näher zu Gemüte geführt werden, dass es eine Klasse von Dingen gebe, die man essbare Pflanzen nennen könnte. Und es musste eine Zeit kommen, wo er, wenn er den Kindern z. B. aus der Entfernung die freudige Nachricht mitteilen wollte, ein besonderes Wort oder ein adjektivisches Kennzeichen für Hülsenfrucht erfand. Hatte er bis dahin nur Erbsen und Linsen gekannt und fand nun eines Tages auch Bohnen, so wurde das neue Wort für Hülsenfrüchte wieder mit thätig bei der Bildung eines neuen Klassenbegriffs. So wirkte das Sprechen auf das Denken.

Seit langer Zeit zerbrechen sich die Psychologen die Köpfe darüber, wie dieser gefährliche Zirkel zu vermeiden sei, dass die Sprache dem Denken entsprungen sei, das Denken aber Sprache voraussetze. Dieser Zirkel ist aber nur vorhanden, wenn man sich mit der alten Psychologie das Denken als die Thätigkeit einer besonderen übermenschlichen Denkkraft vorstellt. Für unsere Anschauung macht es nicht die geringste Schwierigkeit, wenn wir zu diesem Zwecke überhaupt die Begriffe Sprechen und Denken trennen wollen, auch diese sogenannte Wechselwirkung zu begreifen. Hier ist es wieder eine ähnliche Wechselwirkung, wie sie zwischen Sprache und Schrift besteht. Der Vorgang im Gehirn hat auch nicht den Charakter einer Wechselwirkung, sondern einer langsamen Steigerung. Das vorsprachliche Denken ist ein Beobachten, ein allmähliches Sammeln von Aehnlichkeiten, ein Aufmerken, ein Einüben der Gedächtnis-

Digitized by Google

bahn, das so lange fortgesetzt wird, bis die neue Bekanntschaft das Bedürfnis erzeugt, sie durch ein Zeichen festzuhalten. Ist das Zeichen einmal gebraucht und durch den Verkehr bestätigt, so geschieht nichts weiter, als dass die Einübung des neuen Begriffs oder des neuen Begriffsinhalts noch rascher erfolgen kann, weil ein sinnliches Zeichen dafür vorhanden ist. Diese Bequemlichkeit bei der Einübung, dieser Zwang, bei dem gewählten Zeichen zu bleiben, erscheint uns dann als eine Rückwirkung der Sprache auf das Denken.

Wissen ohne Sprache.

Das Kreuz besteht in dem Widerspruche, dass all unser Denken nichts anderes ist als Sprechen, und dass doch eine Gehirnarbeit, die wir mit den Mitteln unserer Sprache nicht anders als Denken nennen können, ohne Sprache möglich ist. Wenn ein einjähriges Kind, das noch kein Wort sprechen kann und ganz gewiss nichts von Newton und der Schwerkraft gehört hat, einen Kuchen mit den Händchen festhält, damit er nicht zu Boden falle, so hat dieses Kind aus zahlreichen Beobachtungen schon die Erfahrung gesammelt, dass Körper ohne Unterstützung auf den Boden fallen; so hat es diese Erfahrung generalisiert und hat sein Handeln nach einem Naturgesetze eingerichtet. Es ist eine Leistung seines Gehirns, wenn das Kind den Kuchen festhält. Wodurch unterscheidet sich diese Gehirnleistung von dem Denken, das an die Sprache gebunden ist, das Sprache ist? In dem Mangel der Mitteilbarkeit scheint der wesentliche Unterschied nicht zu bestehen; denn auch das tiefste und letzte Denken ist schwer mitteilbar. Wir helfen uns einstweilen mit der Worterklärung, dass dieses vermeintliche Denken ohne Sprache nur ein Wissen ist; es wird aber manches Bedenken haben, ein Wissen, also eine durch das Gedächtnis geordnete Sammlung von Erfahrungen uns ohne Denken vorzustellen. Das kommt aber nur daher, dass wir auf unserer Entwickelungsstufe uns das Wissen gern als ein allgemeines, abstraktes Wissen vorstellen, dass wir abgeneigt sind, die sogenannten Instinkte im Handeln der Tiere und die sogenannten Gewohnheiten im Handeln der

Digitized by Google

schlichten Menschen oder die ersten Anpassungen des Kindes ein Wissen zu nennen. Man könnte sagen, das Wissen werde eben erst durch seinen allgemeinen Ausdruck zum Denken, und das sei erst durch die Sprache möglich. Der Sprachgebrauch ist aber in diesen Dingen nicht konsequent, weil die Menge, welche doch den Sprachgebrauch schafft, sich mit solchen Fragen noch niemals beschäftigt hat. Es liesse sich freilich gegen diese Terminologie wiederum einwenden, dass das Wissen des Kindes vom Fallen des Kuchens auch schon eine Allgemeinheit ist. Die Begriffe fliessen wie immer ineinander. Rechnen ist rechnen, ob es ein Bantuneger mit Hilfe seiner zehn Finger oder ein Astronom mit Hilfe algebraischer Zeichen ausführt. Je kühner das Denken sich verallgemeinert, je abstrakter die Zeichen des Denkens werden, desto klarer wird dem Forscher die Identität von Denken und Sprechen. Lavoisier, der Neubegründer der Chemie, sagte einmal, die Algebra, die zu gleicher Zeit eine Sprache und eine analytische Methode ist, sei die einfachste, die genaueste und die zweckdienlichste Art des Ausdrucks. „Die Kunst zu denken ist eigentlich nichts weiter als eine wohlgeordnete Sprache."

*

Dunkel dieser Begriffe.

Das letzte Wort über das Verhältnis zwischen Denken und Sprechen kann von der Sprachkritik nicht gefunden werden, weil die Sprachkritik sowohl an der Bedeutungskonstanz der zu erklärenden und zu vergleichenden Begriffe oder Worte zweifeln muss, als auch an der wissenschaftlichen Brauchbarkeit der für die Erklärung und Vergleichung notwendigen psychologischen Begriffe oder Worte. Nur ein Philister, weil er bloss die eine Seite der Dinge sieht, kann glauben, das letzte Wort gesagt zu haben. So behalten streitsüchtige Frauen das letzte Wort, wenn der Klügere nachgegeben hat.

Der logische und fast mathematische Beweis für die Identität von Denken und Sprechen wäre die einfachste Sache von der Welt, wenn man sich mit scholastischem

Digitized by Google

Gerede begnügen wollte: Denken ist immer nur ein Denken in Begriffen, Begriffe sind Worte, also ist das Denken immer nur Sprechen. So eindeutig ist jedoch der wilde Sprachgebrauch des Begriffes Denken leider nicht. Mit Denken bezeichnet man gelegentlich jede psychische Thätigkeit vom spekulativen Denkgeschäft des Denkvirtuosen oder Philosophen angefangen bis herab zum tierischen Wahrnehmungsakte, weil auch dieser an ein Zentralorgan, an die Mitwirkung des Verstandes gebunden ist. Nichts ist leichter, als so den Begriff des Denkens über den gewöhnlichen Sprachgebrauch hinaus auszudehnen und einen Unterschied zwischen Denken und Sprechen zu statuieren; aber nichts wäre sodann leichter, als auch den Begriff des Sprechens über den Sprachgebrauch hinaus auszudehnen und die Identität von Denken und Sprechen wieder in Worten herzustellen. Die ganze Doktorfrage kann nicht entschieden werden, solange nicht die alte mythologische Psychologie mit ihrer noch mythologischern Terminologie zertrümmert ist, solange nicht zwischen den philosophierenden Menschen ein Verständigungsmittel besteht, wie die Alltagssprache zwischen den handeltreibenden Menschen. Es müssten gültige Wortwerte für die Thatsache geschaffen werden, dass alle psychische Thätigkeit nur ein Associieren von Vorstellungen ist, dass alle Vorstellungen nur Erinnerungsbilder für Wahrnehmungen sind. Ein gültiger Wortwert für die Wirklichkeit dessen, was als Association einen so breiten Raum in den psychologischen Schriften einnimmt, fehlt uns bis zur Stunde; nach dem wirklichen Vorgang der Association suchen mit verzweifelten Anstrengungen von zwei Seiten die Denker und die Gehirnanatomen und können nicht zu einander kommen. Nicht viel besser steht es im Grunde mit den associierten Vorstellungen selbst, wenn wir diese auch als Erinnerungsbilder etwas besser zu begreifen glauben. Die wirkenden Kräfte jedoch, welche die Verarbeitung der Vorstellungen oder das Denken veranlassen, sind uns womöglich noch rätselhafter als die wirkenden Kräfte, welche nach den Zwecken des Lebens die aufgenommene Nahrung

Digitized by Google

in Blut u. s. w. verwandeln. Auch hier ist wieder fast jedes Wort undefinierbar und „Leben“ ist wieder so ein mythologischer Begriff; und es ist ein vergebliches Hoffen, die Dunkelheiten der Psychologie mit den Dunkelheiten der Physiologie aufhellen zu wollen.

Auch den Begriff Gedächtnis werden wir über den Sprachgebrauch hinaus ausdehnen oder einengen müssen, wenn wir unser Denken darüber in Sprache übersetzen wollen. In der Gemeinsprache ist das Gedächtnis ein Gespenst, ein Seelenvermögen, eine personifizierte Kraft. Wir werden als die einzige Wirklichkeit auf diesem Gebiete nur die einzelnen Gedächtnisakte oder Erinnerungen vorfinden, die wir dann — nur in Beziehung auf die zu Grunde liegenden Wahrnehmungen — Erinnerungsbilder oder Vorstellungen nennen. Aber die oberste Thatsache unsres Bewusstseins, die Association dieser Vorstellungen, ist doch wieder Gedächtnisarbeit, weil es keine Erinnerung gibt, die nicht an eine andre geknüpft wäre und weil die Verknüpfung eben auch wieder Erinnerung ist.

So taumeln wir, wenn wir ehrlich reden wollen, hilflos zwischen den psychologischen Begriffen umher und müssen zugestehen, dass auch die vorhin aufgestellte Formel: „Wie verhält sich das Gedächtnis zu den Gedächtniszeichen?“ die Frage nach dem Verhältnisse zwischen Denken und Sprechen nicht löst. Vielleicht wird sie uns aber in der Wirrnis des Sprachgebrauchs ein wenig die Wege weisen.

Völkerpsychologie.

Besässen wir nämlich nach dem Wunsche der Gehirnanatomen einen Einblick in die molekularen Veränderungen, deren Wirkungen oder Bewusstseinserscheinungen die Erinnerungsbilder sind, so wüssten wir, was die Gedächtnisakte sind; und „das Gedächtnis“ selbst wäre dann ein abgesetztes Wort, oder es wäre das Denken, oder es wäre die Sprache, oder es wäre die Summe aller Gesetze der molekularen Veränderungen in den Gehirnzellen. Dann besässen wir auch wirklich eine physiologische Psychologie und diese hätte unsre Fragen zu beantworten. Eine solche Wissenschaft besitzen wir jedoch nicht, wenn wir auch Lehrbücher

Digitized by Google

haben, die sich so oder ähnlich nennen. Deutlicher als je zuvor ist es in Wundts „Völkerpsychologie (I., 1. S. 23), allzu gläubig freilich, ausgesprochen: „Wie experimentelle und Völkerpsychologie die einzigen Teile, so sind sie auch die einzigen Hilfsmittel der Psychologie.“ Nehmen wir die Bezeichnung auf, die Wundt anzuwenden zögert, so gibt es eine Individual- und eine Sozialpsychologie. Die psychischen Erscheinungen (wenn man das Wort so ausdehnen darf) ereignen sich entweder zwischen den Menschen einer weitern, einer engern Genossenschaft oder sie ereignen sich einzig und allein im Kopfe des lebendigen Menschenorganismus.

Nun scheint es mir über jeden Einwurf klar, dass auf dem Gebiete der Sozialpsychologie von einem Unterschiede zwischen Denken und Sprechen nicht die Rede sein kann. Gedächtnis als eine Funktion der organisierten Materie ist nur im Individuum möglich und denkbar. In der Sozialpsychologie, zwischen den Menschen einer Volks- oder Kulturgemeinschaft, sind Gedächtniserscheinungen ohne Gedächtniszeichen ein Nonsens, weil diese Gedächtniserscheinungen doch nicht Bewusstseinserscheinungen sein können, sondern auf Mitteilungen, Wahrnehmungen, Nachahmungen u. s. w. beruhen. Selbst wo Vererbung zu Grunde liegt, bleiben Religion, Sitte, Sprache unbewusste Gedächtniserscheinungen, sind also nicht Erinnerungsakte. Zwischen den Menschen gibt es keine abstrakte Religion ohne bestimmte religiöse Vorstellungen oder Mythen, gibt es keine abstrakte Moral ohne bestimmte Sitten oder Gebräuche, gibt es kein abstraktes Denken ohne Sprache.

Wer nicht den unsinnigen Phantastereien über Occultismus und insbesondere Telepathie verfallen will, für den ist es ein notwendiges Axiom, dass zwischen den Menschen ein Denken ohne Sprechen unmöglich ist, dass zwischen den Menschen Denken und Sprechen nur die verschiedene Auffassung der gleichen Sache ist. Wenn ein Einzelmensch die Natur verstehen, mit der Natur verkehren will, so bleibt die Natur verhältnismässig passiv; und es ist eine kühne

Digitized by Google

Metapher, da von einer Sprache der Natur zu reden. Wenn jedoch ein Einzelmensch einen andern verstehen, mit ihm verkehren will, so bleiben beide nicht passiv (sobald es sich nicht um Beobachtung des andern wie eines Naturobjekts handelt), so verstehen sie einander durch irgend welche Ausdrucksbewegungen, so ist es eine ganz gewöhnliche Metapher, alle Ausdrucksbewegungen wie Gebärden, Kultusübungen und andre Gebräuche unter dem Gesamtbegriffe Sprache mit zusammen zu fassen.

Individualpsychologie.

Die Schwierigkeit besteht also für die Individualpsychologie. Unter den Thätigkeiten im Kopfe eines einzelnen Menschenorganismus kann es allerdings kein Sprechen ohne Denken geben; denn ein Wort oder ein Satz ohne Sinn und Bedeutung ist für uns nicht Sprache. Im Kopfe des einzelnen Menschenorganismus geht jedoch sehr häufig etwas vor, was seit Platon bis auf die Gegenwart immer wieder ein Denken ohne Sprechen oder ein lautloses Denken oder ein unbewusstes Denken genannt worden ist.

Für die konsequenten Vertreter der physiologischen Psychologie dürfte die Schwierigkeit nicht vorhanden sein. Sie müssen mit uns die technischen Ausdrücke Wahrnehmung, Vorstellung und Association als unkontrollierbare Phantasien einer subjektiven, vorwissenschaftlichen Psychologie betrachten und können sich auf die freilich trügerische Hoffnung zurückziehen, dass die Forschungen der Gehirnanatomen dereinst die Frage nach dem Wesen des Denkens beantworten werden. Auf diesem Wege hat aber jedenfalls Ziehen (Physiologische Psychologie S. 170—173) sehr hübsch gezeigt, dass zwischen dem angestrengten, vermeintlich willkürlichen Denken und dem unbewussten Denken kein erheblicher Unterschied bestehe. In dem einen wie dem andern Falle knüpft sich an irgend eine Anregung Association nach Association, bis die Bewegung inne hält, weil entweder (beim unbewussten Denken) die letzte Vorstellung unser Bewusstsein weckt oder weil (beim vermeintlich willkürlichen Denken) die letzte Vorstellung endlich diejenige ist, welche wir als Ziel der ganzen Associationenreihe im Auge behalten

Digitized by Google

haben. Ich möchte die Sache durch ein Bild deutlich machen. Ob wir eine Stunde lang im Walde spazieren gehen und uns bald durch das Vorhandensein eines betretenen Weges, bald durch den Reiz eines Dickichts hierhin und dorthin lenken lassen oder ob wir einem Ziele zustreben, das eine Stunde entfernt liegt, beidemal haben wir die gleichen Gehbewegungen gemacht, langsamer oder schneller, eifriger oder schläfriger, absichtsvoller oder unabsichtlicher, aber gegangen sind wir in beiden Fällen. Und wenn ich es recht bedenke, so war das eben Vorgetragene nicht so sehr ein Bild als ein Beispiel; denn auch für den Standpunkt der physiologischen Psychologie fällt das Gehen wie das Denken unter den obern Begriff der Bewegung. Wir werden gleich sehen, dass wir ohne den Wortaberglauben der Physiologen ebenfalls einen kleinen Schritt weiter kommen, wenn wir das Denken mit dem Sprechen gleichsetzen und uns erinnern, es als Bewegung aufgefasst zu haben.

Gehirnphysiologie

Von der physiologischen Psychologie wollen wir die Kritik der ältern psychologischen Begriffe gern annehmen; ihrer Führung wollen wir uns jedoch nicht anvertrauen, am wenigsten der neuerdings so emsigen Gehirnphysiologie. Die Herren, welche nach physiologischen Schätzen graben, geben auf wirklich psychologischem Gebiete ihren ganzen Scharfsinn in der Negation gegen die ältere Psychologie aus und behalten vielleicht darum so wenig für Selbstkritik übrig. Ein so verdienstvoller Forscher wie Wernicke kennt Wundts Fehler besser als die eigenen. Er sagt gelegentlich, wo er sich mit der Erscheinung des Bewusstseins beschäftigt und darum Messer und Mikroskop beiseite legen muss: „Fragen wir nach dem Aufschluss, den uns die Sektionen von Geisteskranken über den uns beschäftigenden Gegenstand geben, so ist bekanntlich der Befund meist negativ.“ Aber in seiner sehr geschätzten Arbeit über den aphasischen Symptomenkomplex verrät sich plötzlich der heimliche Wortaberglaube der materialistischen Schulen, welche sich so frei von jedem Aberglauben wähnen. Er spricht es da (S. 30) ganz unbefangen aus, dass die typischen

Digitized by Google

klinischen Bilder, aus welchen man Schlüsse auf die Lokalisation im Gehirn ziehen könnte, zahlreicher beobachtet würden, wenn man nur die Aufmerksamkeit darauf gelenkt hätte. Jeder forschende Arzt wird das in gutem Glauben hinnehmen und wirklich recht viele einschlägige Krankengeschichten mit Sektionsbefunden veröffentlichen, nachdem er sich die Begriffe für die verschiedenen Associationszentren geläufig gemacht hat. Ich meine aber, die gegenwärtige Gehirnphysiologie verfällt da (gar viel feiner freilich) in den gleichen Fehler wie die alte Phrenologie, die brutal und makroskopisch den Sitz der vermeintlichen geistigen Eigenschaften Grossmut, Liebe, Geiz u. s. w. suchte. Eine konsequente Physiologie dürfte gar nicht die Faserbahnen für psychologische Vorgänge suchen, die nur Hypothesen unsres Selbstbewusstseins sind. Der Mann am Mikroskop findet nur zu leicht, was er sucht. So ist es in der Gehirnanatomie gegangen, so in der Bakteriologie. Gewiss kann die naturwissenschaftliche Forschung nicht vorwärts kommen, wenn sie sich nicht Fragen stellt, die über bereits bekannte Thatsachen hinausgehen. Aber die Fragen müssen aus reiner Wissenschaft hervorgehen. Der Mathematiker darf nicht die Fragen eines Astrologen beantworten wollen, sonst wird er wie Kepler selbst zum Astrologen. Für den konsequenten Physiologen dürfen die alten Fragen der metaphysischen Psychologie nicht existieren, solange er im Gehirn nicht Korrelate zu den alten Begriffen gefunden hat. Und davon sind wir weit entfernt. Was etwa an Lokalisationen festgestellt worden ist, das bezieht sich ausschliesslich auf die Zentralstellen der Sinnesorgane. Das Denken ist vorläufig von der alten Psychologie immer noch besser analysiert worden als von der Gehirnanatomie. Die verschiedenen Zentralstellen für das Denken sind bislang schematische Hypothesen. Die neuen Begriffe der motorischen und der sensorischen Aphasie geben keine Beschreibung der Thatsache, sondern nur die schematische Hypothese einer Erklärung; die Asymbolie ist nur ein schematisches Bild für die seit Kant geläufige Annahme,

Digitized by Google

dass auch zum Zustandekommen von Wahrnehmungen Verstand nötig sei.

Auch wir können die Daten der Gehirnphysiologie nur benützen, um für unsere Frage, die sich mit den Mitteln unserer Sprache gar nicht fassen lässt, etwas passendere Wortbilder zu wählen. Wir wissen, dass zwischen den Menschen, in der Sozialpsychologie ein Denken ohne Sprechen unausdenkbar und unsagbar ist. Wir wissen, dass der Individualmensch ein Sprechen ohne Denken nicht besitzt. Gibt es aber im Individualgehirn dennoch ein Denken ohne Sprechen?

Wirkliches Denken.

Da wollen wir uns erinnern, dass sich uns zu Beginn unserer Untersuchung die Sprache als etwas Unwirkliches entzogen hat, dass selbst die Einzelsprachen, ja sogar die Individualsprachen der Einzelmenschen sich als unwirklich auswiesen, dass nur der augenblickliche Sprachlaut etwas Wirkliches war, soweit er noch wirklich bleibt, wenn wir ihn als eine Bewegung erkannt haben. Genau so steht es mit dem Denken, was nicht wunderbar ist, wenn Denken und Sprechen identisch sind. Das Denken ist ein wissenschaftlicher Begriff und Wissenschaft gehört bereits zur Sozialpsychologie. Der Einzelmensch weiss mancherlei; Wissenschaft ist eine Konstruktion ausserhalb des Einzelmenschen. Der Mensch besitzt kein abstraktes Denkvermögen, sondern er kennt die Thatsache, dass in ihm Denkakte vollzogen werden. Diese Denkakte sind allein wirklich, wobei ich mich dagegen verwahre, „wirklich“ in materialistischem Sinne zu verstehen; die Physiologen, welche die hypothetischen molekularen Veränderungen in den Ganglien allein wirklich nennen, finden den Weg zur Psychologie nicht zurück. Unsere einzelnen Denkakte sind allein wirklich, trotzdem sie weiterhin geistige Vorgänge heissen mögen.

Wir stehen also vor der engern Frage: gibt es Denkakte ohne Sprachakte? Gewiss, es handelt sich nur um die ganz menschliche, ganz willkürliche Definition der Begriffe Denken und Sprechen. Fast alle Empfindungen und

Digitized by Google

sehr viele Wahrnehmungen haben wir ohne Hilfe der Sprache; und da Empfindungen und Wahrnehmungen uns leicht zu verständigem Handeln veranlassen, was ungenau auch auf Denken zurückgeführt werden kann, so gibt es da so etwas wie Denken ohne Sprechen. Verstehen wir jedoch unter Denken nur diejenigen Prozesse in unserm Gehirn, bei denen sich Empfindungen oder Wahrnehmungen mit Vorstellungen associieren oder Vorstellungen untereinander, so kann von einem Denken ohne Sprechen nicht die Rede sein. Denn die Vorstellung ist ein Erinnerungsbild und unterscheidet sich von der Erinnerung etwa an eine einfache Empfindung gerade dadurch, dass sie ein Bild ist, ein Zeichen für die Beziehungen verschiedener Erinnerungen. Wir kommen da ohne das Bild von Bildern oder Zeichen nicht aus. Gedächtnis ohne Gedächtniszeichen ist nicht möglich; und Zeichen sind im weitesten Sinne sprachliche Akte.

Wiederholte nun jemand den eigenen Einwurf, dass nach unserer instinktiven Empfindung dennoch ein Unterschied bestehe zwischen Sprechen und Denken, so kann ich jetzt darauf erwidern, dass dieser Unterschied nur in unserem Denken oder Sprechen vorhanden ist, weil Denken oder Sprechen die einfache Wirklichkeit nicht einfach sehen kann. So ist für den Menschen ungezählte Jahrtausende lang ein Unterschied gewesen zwischen der Schwere des ruhenden Steines und der Geschwindigkeit des fallenden Steines; vielleicht ersteht uns einmal ein Newton der Psychologie, der die einfache Bewegungserscheinung erkennt, die wir bald Denken, bald Sprechen nennen. Es muss die Bereitschaft in der Ganglienzelle, bevor durch eine Anregung Denken oder Sprechen ausgelöst wird, mit der latenten Gravitation des ruhenden Steines manche Aehnlichkeit haben.

*

Erhaltung der Energie.

Die gegenwärtige Naturwissenschaft hat das materielle wie das geistige Weltall teils als Bewegung, teils unter dem Bilde der Bewegung verstehen gelernt. Was wir hören, sind Stossbewegungen elastischer Körper, was wir schmecken,

Digitized by Google

wird uns als ein System chemischer Bewegungen beschrieben, was wir sehen, nennt man Aetherbewegungen. Was wir sprechen, kommt erst durch Bewegungsgefühle zustande; was wir denken, hat unbeschriebene Molekularbewegungen im Gehirn zum Korrelat. Warum sollte unser Denken oder Sprechen mehr sein als ein Ausklingen der Bewegungen im Weltall.

Lotze hat darauf hingewiesen, dass im Schall, der den Mund verlässt, die Wellen austönen, die unsere Sinnesorgane treffen. Der Gedanke ist vielleicht realistischer zu nehmen, als man glaubt. Vielleicht muss der Mensch nach starken Wellenschlägen (die sein Auge oder Ohr z. B. getroffen haben) den Mund zum Schreien oder Reden aufreissen, wie der Kanonier beim Feuern den Mund öffnet, damit er nicht taub werde. Vielleicht ist wirklich die Bewegung der Wellen, die unsere Organe treffen, oft zu stark, als dass die von ihr veranlasste chemische Bewegung in den Nerven u. s. w. ihre Energie ganz verbrauchen könnte. Vielleicht ist es der Ueberschuss an Energie, der im Gehirn Associationen bewirkt und als Schallwelle aus dem Munde fährt. Experimentell wird sich das wohl kaum nachweisen lassen, solange man die chemischen und sonstigen Vorgänge in den Nerven nicht besser kennt.

Aber auch wenn diese Hypothese abzuweisen ist, wenn die einwirkende Energie der äussern Molekülbewegungen, in dem zur Ruhe, zur Kräfteausgleichung kommt, was in unserem Gehirn vorgeht und veranlasst wird, auch dann müsste man aus dem Gesetze der Erhaltung der Energie schliessen, dass keine einzige neue oder irgendwo differenzierte Wahrnehmung ohne folgendes Denken bleibt, dass dieses Denken unmöglich ohne gewisse psychologische Aenderungen vor sich geht, dass — da diese neue Wahrnehmung im Gedächtnis haftet — sie sich mit der Summe der früheren Wahrnehmungen associiert, das heisst dem Gedächtnis oder Sprachschatz einverleibt wird, dass also auch der einfachste wirkliche Denkprozess gar nicht möglich ist ohne Sprache, ja eigentlich identisch ist mit

Digitized by Google

der Sprachbewegung, welche immer zugleich Sprachübung oder Wachstum ist.

Vielleicht wäre es fruchtbar, das Gesetz von der Erhaltung der Energie nicht nur auf die Wortsprache, sondern auch auf die so verständliche Zeichensprache der Thränen und des Lachens anzuwenden. Gewisse Schutzmassregeln des Ohres und des Auges (die bekannteste ist das Verengen der Pupille bei starkem Lichtreiz) lassen erkennen, dass der Organismus übergrosse Energie der Aussenwellen fürchtet. Kommen sie dennoch übermächtig heran, so hilft er sich gar mit Ohnmachten und endlich — aus Verzweiflung — wenn's nicht anders geht, mit dem Selbstmord, der dann Tod heisst.

*

Selbstmord der Sprache.

Man hat unsere Zeit oft und richtig mit dem verfallenden Altertum verglichen. Wie die Gesellschaft der römischen Kaiserzeit keine geschlossene Weltanschauung mehr hatte, weil ihr alle möglichen Anschauungen zu bunter Auswahl gefällig vorlagen, so glaubt auch heute eigentlich keiner mehr an etwas. Religionen und Philosophien werden nebeneinander in Jahrmarktbuden ausgeschrieen, so wie in den Möbelhandlungen die Stoffe und Formen aller Geschlechter zu haben sind. Und wie damals die Männer, die aus der Jesuslegende das Christentum schufen, zu gross oder zu klein, um für sich selbst aus der Welt zu gehen, der Weltsehnsucht nach dem Tode Worte liehen, wie der Selbstmord der Weltfreude anfing, die Gedanken der damals Modernen zu beherrschen, so äussert sich die Verrottung unserer Gesellschaft in den Predigten aller unserer Dichter und Denker seit mehr als fünfzig Jahren. Wer modern ist, sehnt sich nach dem Ende, und wer modern scheinen will, spricht vom Ende.

Kaum aber ist bisher beachtet worden, dass der faulige Zustand der Weltanschauung sich zumeist und für helle Ohren am deutlichsten in der Sprache verrät. Das Latein der Kaiserzeit war eine todkranke Sprache, bevor es eine

Digitized by Google

tote Sprache wurde. Und unsere Kultursprachen von heute sind zerfressen bis auf die Knochen. Nur bei den Ungebildeten, beim Pöbel, gibt es noch gesunde Muskeln und eine gesunde Sprache. Die Sprache der Bildung hat sich metaphorisch entwickelt und musste kindisch werden, als man den Sinn der Metaphern vergessen hatte. Wie die römische Prinzessin in ihrem Boudoir Fetische oder Götter aller Zeiten und Völker beisammen hatte und darum in der Not nicht wusste, zu welchem beten, so hat der Dichter und der Denker unserer Zeit alle Wortfetische zweier Jahrtausende in seinem Gehirn beisammen und kann kein Urteil mehr fällen, kann kein Gefühl mehr ausdrücken, ohne dass die Worte wie ein gespenstischer Verwandlungskünstler auf dem Drahtseil ein Maskenkostüm nach dem anderen abstreifen und ihn auslachen und unter den Kleidern durch das Rasseln ihrer Knochen verraten, dass sie halbverweste Gerippe sind.

In bunten Farben schimmern unsere Sprachen und scheinen reich geworden. Es ist der falsche Metallglanz der Fäulnis. Die Kultursprachen sind heruntergekommen wie Knochen von Märtyrern, aus denen man Würfel verfertigt hat zum Spielen. Kinder und Dichter, Salondamen und Philosophieprofessoren spielen mit den Sprachen, die wie alte Dirnen unfähig geworden sind zur Lust wie zum Widerstand. Alt und kindisch sind die Kultursprachen geworden, ihre Worte ein Murmelspiel.

Abseits von der Sprache, steigert sich der wollüstige Komfort bis zum Blödsinn und glaubt darum an einen Höhepunkt der Menschheit. In der Sprache verrät sich ihr tiefer Stand. Und zum erstenmal, seitdem Menschen sprechen gelernt haben, wäre es gut, wenn die Sprachen der Gesellschaft vorangingen mit ihrem Schuldbekenntnis, mit dem Eingeständnis ihrer Selbstmordsehnsucht. Um sich zu verständigen, haben die Menschen sprechen gelernt. Die Kultursprachen haben die Fähigkeit verloren, den Menschen über das Gröbste hinaus zur Verständigung zu dienen. Es wäre Zeit, wieder schweigen zu lernen.

Digitized by Google

Sprache ist tauglich für die Wortkunst, Sprache ist untauglich für Welterkenntnis. Da wird wohl noch besser auf das letzte Denken passen, was der ehrlich mystische Justinus Kerner, darin ein Vorläufer Maeterlincks, ein bisschen sentimental und doch hübsch von der Poesie gesagt hat:

„Poesie ist tiefes Schmerzen
Und es kommt das echte Lied
Einzig aus dem Menschenherzen,
Das ein tiefes Leid durchglüht.

Doch die höchsten Poesien
Schweigen wie der tiefste Schmerz;
Nur wie Geisterschatten ziehen
Stumm sie durchs gebrochne Herz" ...

Digitized by Google

Psychologie der Sprache
und Sprache der Psychologie.

Die Seele ist eine Kreatur, die alle genannten Dinge empfangen kann; und ungenannte Dinge kann sie nur empfangen, wenn sie so tief in Gott empfangen wird, dass sie selbst namenlos wird ... Immer wenn ein Mensch ein Bild empfängt, muss es notwendigerweise von Aussen durch die Sinne hereinkommen. Darum ist der Seele kein Ding so unbekannt, wie sie sich selbst.

Meister Eckart.

Credunt homines, rationem suam verbis imperare, sed fit etiam, ut verba vim suam super rationem retorquant.

Bacon.

Echte Terminologie passt auf ein beschränktes isoliertes Phänomen; wird auch angewendet auf ein weiteres. Zuletzt wird das nicht mehr Passende doch noch fortgebraucht.

Goethe

Geläng' es mir, des Weltalls Grund,
Somit auch meinen auszusagen,
So könnt' ich auch zur selben Stund
Mich selbst auf meinen Armen tragen.

Grillparzer.

Digitized by Google

Eine Wissenschaft vom menschlichen Leibe ist ebenso- Unmöglichkeit der Psychologie.
gut möglich wie eine Wissenschaft vom Leben der Pflanze, weil nicht der fremde und der eigene menschliche Körper der Beobachtung zugänglich ist, wie alle Wirklichkeitswelt. Den fremden wie den eigenen Leib kann man sehen und hören, riechen und tasten und schmecken. Weil sich aber unsere Sinnesorgane nicht nach innen wenden lassen, weil wir keine Sinnesorgane für unsere „Seele“ haben, darum wird es niemals eine Wissenschaft von der Seele geben können, darum bestrebt sich die neuere Psychologie physiologisch zu werden. Physiologie kann aber niemals Psychologie sein. Was immer Du Bois-Reymond in seiner unbewussten Rhetorik und Scholastik über die Grenzen des Erkennens und über die Welträtsel geredet hat, das liesse sich in diesem einen Satze zusammenfassen, dass Physiologie nicht Psychologie werden kann. Der Grund liegt aber nicht in mystischen Dingen, sondern im Wesen der Sprache, welche ein Werkzeug ist zum Verstehen der Aussenwelt und darum ungeeignet zu Urteilen über die Innenwelt.

Es ist nichts im menschlichen Verstande oder in der Sprache, was nicht vorher in den Sinnen gewesen ist, und die Sinne, wie gesagt, blicken nicht nach innen. Es gibt kein Wort der Sprache, welches nicht aus Beobachtungen der Körperwelt, zu denen auch der eigene Leib und seine Verhältnisse gehören, entstanden wäre. Hat sich die Bedeutung eines Wortes noch so fein zugespitzt, hat sich ein Begriff noch so sehr sublimiert, zuletzt muss die Auflösung der durch ihn ausgedrückten Metapher doch auf Körperliches zurückführen, und so ist es immer Selbsttäuschung,

Digitized by Google

wenn wir mit den Worten unserer Sprache von physiologischen Beobachtungen zu psychologischen fortzuschreiten glauben. Es gibt keine Psychologie, weil wir für innere Vorgänge keine wissenschaftliche Terminologie besitzen. Erst aus einer Kritik der Sprache könnten vielleicht einige Anfangsgründe einer künftigen Psychologie entstehen.

Die Versuche einer physiologischen Psychologie sind nichts weiter als der Beginn der unbewussten Einsicht in die Unmöglichkeit der Psychologie. Weil die Sprache vom Körperlichen ausging und am Körperlichen haftet, musste ein verhältnismässig richtiger Sprachgebrauch zu einer Abkehr von der alten Psychologie zwingen. Diese Negation des vermeintlichen Wissens von der Seele musste materialistisch auftreten; denn die menschliche Sprache ist durchaus materialistisch. Wäre die Sprache im stande Welterkenntnis auszudrücken, so könnte die Welterkenntnis nicht anders als materialistisch ausfallen. Die Sprache ist aber unfähig zur Welterkenntnis, weil der Materialismus nichts erklärt.

Man achte nur einmal darauf, wie die Bezeichnungen der Psychologie fast ausschliesslich von Gesichtswahrnehmungen hergenommen sind, weil das Gesicht uns die reichsten Daten für eine Welterkenntnis bietet. So nennt man die Erinnerungen an Wahrnehmungen oder richtiger die Thatsachen unseres Seelenlebens seit zwei Jahrtausenden „Bilder“. Von Platon bis Taine handelt alle Psychologie von diesen Bildern. Es ist aber offenbar, dass wir bei diesen Bildern, sobald von Gesichtswahrnehmungen die Rede ist, Aussen- und Innenwelt gar nicht unterscheiden, und dass wir uns überhaupt nichts mehr bei dem Begriffe Bild denken können, sobald von Wahrnehmungen des Geruchs, des Geschmacks u. s. w. die Rede ist. Das hat schon der gesunde Menschenverstand Reids erkannt. Wir sind aber an den Gebrauch des Wortes so sehr gewöhnt, dass wir hilflos werden, wenn wir, wie eben geschehen, mit andern Ausdrücken sehen wollen, was diese Bilder sind.

Es wird unsere Skepsis und insbesondere unsere Meinung von dem Werte der Sprache nicht überraschen, dass

Digitized by Google

auch diese Einsicht wieder nur die halbe Wahrheit sagt, und durch ihr Gegenteil aufgehoben, ergänzt oder begriffen werden muss, wie man will. Die Sprache ist durchaus materialistisch und zwingt die Menschheit auf materialistische Bahnen. Ganz gewiss. Weil aber jeder, auch der simpelsten Welterkenntnis, zuletzt auch der einfachsten Wirklichkeitswahrnehmung der Ursachbegriff zu Grunde liegt, insofern nämlich selbst die Empfindung eines roten Farbenflecks erst dadurch zu einer Wahrnehmung wird, dass der Mensch mit der inneren Empfindung die Hypothese einer äusseren Ursache verknüpft, darum ist zuletzt auch der einfachste Begriff anthropomorphisch, geistig, psychisch. Nicht erst Schopenhauer hat darauf hingewiesen, dass wir den mechanischen Stoss der Körper um nichts besser verstehen, als die Motivation unseres Willens durch Gedanken. Schon Locke hat das deutlich ausgesprochen, am schärfsten in der Ueberschrift des § 28, Buch 2, Kapitel 23. „Die Mitteilung der Bewegung durch Stoss oder durch Denken ist also unbegreiflich."

*

Physiologische Psychologie.

Erst unter der hundertjährigen Herrschaft des tapferen materialistischen Irrtums ist die vermeintliche Wissenschaft der Psychologie endlich auf den verzweifelten Ausweg geraten, sich unter die Physiologie zu flüchten. Die moderne Psychologie will physiologisch werden. Das Verzweifelte an diesem Schritte liegt auch darin, dass die Psychologie doch eigentlich das Geistesleben des Menschen erforschen wollte, dass sie auf ihrem alten Wege jede Hoffnung aufgab, sich der Wissenschaft vom ungeistigen Leben, vom Tierleben des Menschen anvertraute, und dass nun wiederum diese Wissenschaft, die Physiologie, ebenso unfähig ist, ihrerseits die Lebenserscheinungen auf die scheinbar besser bekannten Erscheinungen der Physik zurückzuführen. Die Physiologie oder die Lehre vom Leben hat eine Unzahl interessanter Beobachtungen gesammelt, die noch vor hundert Jahren unbekannt waren und die recht oft praktische Verwendung finden können, aber die Erscheinungen des Lebens sind

Digitized by Google

heute wie vor Jahrtausenden noch in keinem einzigen Punkte auf Erscheinungen der Physik zurückgeführt. Es wäre denn, man gäbe sich damit zufrieden, dass im lebendigen Körper nebenbei auch die sogenannten physikalischen Gesetze als wirkend nachweisbar sind. Nicht ein leises Flimmern des Lebens aber ergibt sich aus ihnen; das Leben besteht neben ihnen oder — wie der Mensch zu sagen pflegt, weil er lebt — über ihnen.

Die Unmöglichkeit, die Lebenserscheinungen zu erklären, wird höchst wahrscheinlich doch nur darauf beruhen, dass wir alle solche Erklärungen an das zufällig vorhandene Wörtchen „Leben“ anzuknüpfen gewohnt sind. Ueberall haben wir ja diesen Sprachaberglauben gefunden. Hier aber ist seine Wirkung besonders toll, weil ja dieses Leben, das wir zu kennen glauben und erklären wollen, das Geheimnis unseres Daseins ist, weil dieses Leben als sein Kennzeichen überall die Empfindung, die Reaktion auf Reize besitzt, und weil dieses Kennzeichen sich im Menschen zu einem Empfindungsgedächtnis oder dem Denken entwickelt hat und wir nun dieses Empfindungsgedächtnis thörichterweise auf das Leben anwenden wollen. Das Leben ist eine Erscheinung, und wir wollen mit einem Organ des Lebens hinter die Erscheinung dringen. Es ist als ob wir an einen Spiegel gefesselt wären, so zwar, dass er jede unserer Bewegungen mitmachen müsste und wir uns mit dem Spiegel im Kreise drehen wollten, um hinter den Spiegel zu gelangen.

Das Leben ist eine Erscheinung, wie die Elektricität eine Erscheinung ist. Wir thun ganz recht daran, die Erscheinungen des Lebens mit denen der Physik zu vergleichen und diese Vergleichung Physiologie zu nennen, wie es klug von uns ist, die Erscheinungen der Elektricität mit denen der ältern Physik zu vergleichen. So wenig aber der elektrische Draht daran denken kann zu ergründen, was er thut, so wenig darf der lebendige Mensch hoffen zu ergründen, was er ist. Wir nennen das Wesen des elektrisch gewordenen Drahtes Elektricität, wir nennen das Wesen der

Digitized by Google

empfindenden Organismen Leben; dieses „wir“ ist aber durchaus nicht ein mit höherer Weisheit begabter Denkmensch, der etwa dem lebendigen Menschen über die Schulter sähe, dieses „wir“ ist nichts weiter als die menschliche Sprache, die seit Jahrtausenden gewohnt ist, die Fragen nach der menschlichen Notdurft und nach anderen greifbaren Dingen zu stellen und zu beantworten, und die darum in stupider Gewohnheit oder in schreiendem Erkenntnisdrang auch unmögliche Fragen stellt und sie unmöglich beantwortet, sowie sich diese Fragen an der Grenze der Worte durch diese Grenze selbst ergeben. Eine dieser Grenzen, wo die Worte mit ihrer Stirn gegen das harte Nichts anstossen, ist die Psychologie.

Und wenn die physiologische Psychologie wirklich einmal dahin käme, die Erinnerungsassociationen im Gehirn unter dem Mikroskop in unterscheidbare Nervenbahnen aufzulösen und so oder so an Stelle des Denkens sichtbare Gehirnthätigkeit zu setzen, was niemals geschehen kann, so wäre damit zwar ein physisches Korrelat zum Geistesleben des Menschen aufgezeigt, aber die Rätsel wären nur verdoppelt, da nun zu dem Geheimnis der Empfindungsassociationen auch noch das weitere Geheimnis der psychophysischen Verbindung käme. Die mögliche Fragestellung für die Psychologie ist noch nicht gefunden.

I.

Seele und Leib.

Man kann die Seele zehnmal nachgewiesen haben als ein leeres Wortgespenst, der Begriff bleibt dennoch wichtig für die Geschichte des menschlichen Denkens. Der grosse Zwiespalt, der die eine Partei auf den Materialismus, die andere auf den Spiritualismus schwören lässt (wie wenn das eine Kind nur das weiche Brot, das andere nur die Kruste gern hat), ist zu seiner jahrhundertelangen Bedeutung in der Geschichte der Philosophie hauptsächlich durch die Frage gekommen, ob die Seele materiell sei oder nicht. Die Geschichte des Seelenbegriffs ist eine unendlich langsam

Digitized by Google

wachsende Einsicht in seine Widersprüche. Einige Proben aus der Geschichte des Seelenbegriffes werden uns zeigen, wie wir dazu gelangt sind, ihn schliesslich nicht mehr mit Anstand definieren zu können. Zunächst werden wir sehen, dass die Trennung des Menschen in eine geistige Seele und in einen physischen Leib eine viel jüngere Vorstellung ist als man glaubt.

Geschichte des Seelenbegriffs.

Wenn wir aus den Vorstellungen der sogenannten Wilden auf die Weltanschauung der vorhistorischen Zeit schliessen dürfen, so dachte man sich auch bei den ältesten Griechen das Verhältnis zwischen Seele und Leib so, dass beide Körper waren, die Seele jedoch ein feinerer, ein dünnerer Körper. Geist war etwa soviel wie Gespenst. Unter diesem Gespenst stellte man sich, wie heute noch, gern einen Schatten vor, das heisst ein Ding, das die wichtigsten körperlichen Eigenschaften nicht besass aber trotzdem ein Körper war. Denn damals wusste man ja noch nicht, dass der Lichtschatten eine negative Erscheinung ist. Oder man benannte die menschliche Seele nach dem Atem (Psyche, Pneuma, Anima, Spiritus, duše, ruach), und wenn man den menschlichen Atem auch nicht chemisch analysiert hatte, so sah man in ihm doch eine Art Luft, also einen Körper.

Auf diesem Standpunkte der Naturwissenschaft ist die Seelentheorie der älteren Griechen von Bain richtig ein doppelter Materialismus genannt worden. Die Sehnsucht nach dem Glauben an eine Unsterblichkeit der menschlichen Seele war wohl immer vorhanden; unkörperlich vermochte sich aber Niemand die Fortdauer zu denken.

Man täuscht sich, wenn man glaubt, Platon habe diesen doppelten Materialismus überwunden. Er unterscheidet drei Seelen, welche man bequem die Bauchseele (für Ernährung u. s. w.), die Brustseele (für Mut u. s. w.) und die Kopfseele nennen kann. Die Kopfseele war ihm die oberste, die denkende, unsterbliche Seele; aber auch sie war materiell. Gab es für ihn eine rein geistige Idee der Seele, so hatte das mit den einzelnen Seelenindividuen nichts zu thun; immaterielle Ideen waren ja als „Mütter“ auch für die

Digitized by Google

Baumindividuen, die Tierindividuen ebenso gut wie für die Seelenindividuen vorhanden.

Ungefähr an Stelle der Ideen setzte Aristoteles die logischen Kategorien der Form (im Gegensatze zum Stoff) und die Wirklichkeit oder Wirksamkeit (im Gegensatze zur Möglichkeit). Seine verworrene Definition der Seele ist für den späteren Spiritualismus sehr wohl verwendbar gewesen, weil sie aus entsetzlich abstrakten Begriffen besteht und weil Aristoteles mit fast astrologischen Phantasien den Stoff der Seele dem der Sterne gleichstellt, die er für höhere Geister hält. Lässt man sich von den logischen Hilfskonstruktionen nicht blenden, so erkennt man bald die Unvorstellbarkeit all dieser Rederei. Wie so häufig bei Aristoteles ist das Gerüst haltbarer als der Bau.

„Die ersten Kirchenväter waren, ehe sie Christen wurden, heidnische Philosophen gewesen.“ Die christliche Philosophie der ersten Jahrhunderte war der alte doppelte Materialismus. In ihren moralischen Anschauungen waren diese ältesten christlichen Lehrer etwa Stoiker; in ihren Vorstellungen von der Seele aber mussten sie schon darum an einer Materie, wenn auch einer feineren, dünneren Materie festhalten, weil sie sonst für die Belohnung und Bestrafung im Jenseits fürchteten. Diese Männer besassen die naiven und robusten Vorstellungen der sogenannten Wilden. Tertullian lehrt ganz einfach: Nichts ist unkörperlich, als was nicht ist. Alles was ist, ist in seiner Art körperlich. Gott besteht für ihn aus etwas Aehnlichem, wie was man heute unter Aether versteht. Wer sollte leugnen, dass Gott Körper sei, obwohl er Geist ist? Ein Geist ist ein Körper eigener Art. So ein Geist ist auch die Seele, wie die Seele von den Christen überhaupt mit Gott in engste Beziehung gebracht wurde. Die Seele besitzt die menschliche Gestalt, dieselbe wie der Leib. Sie ist nur zart und hell und luftartig. Man sieht, der Kirchenvater Tertullian stellt sich die Seele ebenso vor, wie der robuste und naive Glaube unserer Spiritisten sich die Schatten der Verstorbenen vorstellt. Tertullian.

Digitized by Google

Augustinus.

Der Erste, der eine wirklich immaterielle Seele lehrte, war der logische Begründer des Christentums, der heilige Augustinus. Ihm ist es in dieser Beziehung darum zu thun, die Unsterblichkeit der Seele aus ihrer reinen Geistigkeit zu beweisen. Mit seinem ausserordentlichen Scharfsinn, mit seiner leidenschaftlichen Sehnsucht nach einem jenseitigen unkörperlichen Gottesstaat wittert er, dass sich seine Phantasie von Gott auf die Länge mit dem doppelten Materialismus der alten Welt nicht verbinden liesse. War Gott ein reiner Geist, so musste es auch die Seele sein. Seine Beweise für die Unsterblichkeit der Seele erscheinen uns kindisch; aber wir finden in ihnen mit Vergnügen eines der krassesten Beispiele menschlichen Wortaberglaubens. Er scheint sich gegen Tertullian zu wenden, wenn er die Ansicht bekämpft: die Seele wäre gar nicht, wenn sie nicht die körperlichen Ausdehnungen der Länge, Breite und Dicke hätte. Aber — ruft er triumphierend aus — die Gerechtigkeit habe auch keine Ausdehnung, sei auch kein Körper und dennoch ein reales Ding, besitze sogar eine höhere Realität als irgend ein anderes Ding.

Der heilige Augustinus hat den Grund gelegt zu der heute noch unklar vorhandenen Vorstellung des Verhältnisses zwischen Seele und Leib, zu dem Köhlerglauben der Menge wie zu dem Dualismus der geschulten Denker. Aber nicht nur in der Darstellung des heiligen Augustinus wird dieser Dualismus gepredigt, sondern in der Philosophie des nicht minder heiligen Thomas von Aquino, derjenigen Philosophie, welche eine päpstliche Encyklika im Jahre 1879 der modernen Welt als Norm des Denkens vorzuschreiben gewagt hat. Thomas mischt des Augustinus Gottessehnsucht mit den Spitzfindigkeiten des Aristoteles. Die Seele ist kein Körper, sondern die Ursache körperlicher Erscheinungen. Die Seele ist kein Körper, sondern eine besondere Substanz. Substanz ist aber bei Leibe nicht Materie. Im Dienste theologischer Forderungen erklärt aber Thomas die überlieferten drei Seelen, die Bauchseele, die Brustseele und die Kopfseele, für eine Einheit. Im Zeitalter der

Digitized by Google

Streitigkeiten um die Dreieinigkeit war das kein Kunststück. Ueber den Zustand der Seele nach dem Tode weiss Thomas ganz genau Bescheid; der gläubige Schuft Dusterer in Anzengrubers G'wissenswurm kennt sich in der Hölle nicht besser aus. Die Bauchseele und die Brustseele verschwinden mit dem Leibe; nur die Kopfseele bleibt erhalten und hat es mit sich selbst abzumachen, wie sie nachher die den Bauch betreffenden Höllenstrafen empfinden kann. Die höllengläubigen Reformatoren, wie Calvin, hatten nachher genug zu thun, sich mit diesen Theorien des Thomismus abzufinden.

Descartes.

Dem naturwissenschaftlich gebildeten und theologisch etwas freieren Descartes war es vorbehalten, die Welt mit einem scheinbar fassbareren Dualismus von Seele und Leib zu beschenken. Descartes heisst insofern mit Recht der Vater der modernen Philosophie, als er eine psychologische Methode anzuwenden suchte und als seine Schlagworte Teile der Gemeinsprache geworden sind. Der Halbgebildete, der z. B. heute anzunehmen meint oder bloss sagt, das Wesen des Stoffes bestehe in der Ausdehnung, werde von den Sinnen wahrgenommen und sei Objekt der Physik, das Wesen des Geistes sei das Denken und könne nur vom Bewusstsein wahrgenommen werden — dieser Halbgebildete hat sicherlich keine Ahnung davon, dass er ein Cartesianer ist. Der Dualismus ist die Hypothese des Descartes; er steckt offen oder verborgen fast in allen philosophischen oder populären Schriften bis auf die Gegenwart, und der Grundirrtum des neueren Materialismus, der einen materialistischen Monismus lehren möchte, scheint mir darin zu bestehen, dass er wortabergläubisch den cartesianischen Dualismus auf dem Standpunkte Descartes bekämpfen möchte. Materie und Geist, Leib und Seele sind Korrelatbegriffe wie rechts und links. Solange der Materialismus an die Materie glaubt und sie zur Ursache des Geistes macht, solange der Materialismus rechts anerkennt und links leugnet, solange ist er ahnungslos cartesianisch.

*

Digitized by Google

Materialismus.

Von allen Versuchen dieser Sprachkritik, die Entscheidung berühmter Fragen als die von menschlichen Wortstreitigkeiten abzulehnen, ist der Versuch über die Seele der schwierigste. Und zwar aus einem kläglich einfachen Grunde. Wir haben nämlich in der Sprache wohl einen Gegensatz zwischen Seele und Leib und auf ihm begründet den allgemeineren Gegensatz zwischen einer spiritualistischen und einer materialistischen Weltanschauung. Wenn wir aber die Entstehung der beiden Begriffe betrachten, so müssen wir doch sagen, dass wir zu dem Begriff des Leibes und der Materie überhaupt durch die Angaben unserer Zufallssinne gelangt sind, — sprachlich gelangt sind, als sprechende Menschen — zu dem Begriff der Seele oder des Geistes ohne jede Unterlage. Da nun im Verstande nichts sein kann, als was vorher in den Sinnen war, so ist der Begriff der Seele oder des Geistes mit noch wilderer Metaphorik in den Verstand hineingekommen, als der Begriff des Leibes. Der Materialismus ist wenigstens einseitig, der Spiritualismus ist nicht einmal einseitig. Um es auf den deutlichsten Ausdruck zu bringen: wir haben körperliche Organe und daneben Sinne für die Beobachtung von Körperbewegungen; aber wir haben neben unserem Denkorgan keinen Sinn für die Beobachtung des Denkens. Die sogenannte Selbstbeobachtung hat kein Organ. Darum sind auch die neuesten Formeln, auf welche das Verhältnis zwischen Seele und Leib gebracht worden ist, wortabergläubische Formeln. Als Beispiel nenne ich wieder Bain, der in seiner Kritik des cartesianischen Dualismus so vortrefflich darauf hinweist, dass nicht einmal die Teilbarkeit des Stoffes und die Unteilbarkeit des Geistes für eine Unterscheidung zu brauchen sei. Wohl sei ein Stück Metall teilbar. Sei aber aus dem Metall eine Uhr angefertigt, so könne man es nicht in zwei Teile spalten, ohne es als Uhr zu zerstören. Man könne ebensowenig das Gehirn eines Menschen in zwei leistungsfähige Gehirne zerschneiden, wie man seinen Verstand in zwei zerlegen könne. Sehr richtig. Aber es ist doch offenbar nur sprachliche Willkür, wenn da zwischen thätigem Gehirn und Verstand

Digitized by Google

unterschieden wird. Wir sind doch über solche grammatikalische Täuschungen hinaus, dass wir zwischen „thätigem Gehirn“ und „Thätigkeit des Gehirns“ eine Differenz sähen. Es gibt Sprachen, in denen die beiden Wortgruppen gar nicht verschieden ausgedrückt werden können. Und wenn Herbert Spencer noch feiner die beiden Weltanschauungen mit den beiden ungleichen Aufnahmen eines stereoskopischen Bildes vergleicht, so gibt er von der Sachlage eine frappierende aber keine richtige Metapher. Die Camera unseres Verstandes kann nur die körperlichen Erscheinungen photographieren; für die geistigen Erscheinungen im Menschen haben wir keine Camera.

Parallelismus.

Die einseitige Wahrheit des Materialismus, dass die geistige Thätigkeit an ihrem körperlichen Organe haftet, bedarf wohl keines Beweises mehr. Der krasse Dualismus ist durch unzählige Beobachtungen am gesunden wie am geisteskranken Menschen überwunden; der sogenannte Parallelismus zwischen Denken und Gehirn ist jetzt das letzte Wort der Wissenschaft. Der Ausgangspunkt von Spencers Psychologie ist die Thatsache, dass in der Entwickelungsreihe der Tierwelt (der Satz würde auch gelten, wenn man keine Entwickelung annimmt) die Stärke und die Kompliziertheit der Bewegungen in einem bestimmten Verhältnisse stehe zu der Nervenmasse des Tieres. Bain sagt einmal, es nehme der Verstand (das ist ja schliesslich die Stärke und Kompliziertheit der Bewegungen) in geometrischem Verhältnisse zu, während das Gehirn in arithmetischem Verhältnisse wachse; das ist eine in ihrem mathematischen Ausdruck völlig unbewiesene Behauptung, aber sie trifft doch offenbar ungefähr die Wahrheit. Halten wir daran fest, dass wir zur Beobachtung irgendwelcher geistiger wie körperlicher Erscheinungen nur unsere Zufallssinne besitzen, dass wir also auch vom Verstande nur diejenigen Erscheinungen wahrnehmen, die Bewegungen sind (wie zweckmässiges Handeln, Sprechen u. s. w.), erinnern wir uns, dass alle Bewegungen durch Muskeln erzeugt werden, die Muskeln aber durch Nerven gelenkt, so kann uns das stürmische Anwachsen der Nerventhätigkeit

Digitized by Google

im Verhältnisse zu dem langsamen Anwachsen der Nervenmasse nicht mehr überraschen. Der Mensch z. B. besitzt vier- bis fünfhundert Muskeln, in denen die einzelnen Fasern gewöhnlich gemeinsam operieren. Er besitzt aber in seiner durchschnittlich drei bis vier Pfund wiegenden Nervenmasse einen Komplex von Hunderten von Millionen isolierten Nervenfasern. Man hat berechnet, dass auf eine einzelne sogenannte Vorstellung des Gehirns fünftausend bis hunderttausend Nerventeilchen kommen (ich übersehe dabei absichtlich vorläufig den Unterschied zwischen Nervenfasern und Nervenzellen), man hat beweisen zu müssen geglaubt, dass das Denken niemals schneller vor sich gehen könne als die Geschwindigkeit auf den Nervenbahnen es gestattet, dass z. B. ein Walfisch von neunzig Fuss Länge, wenn er von der Harpune im Schwanz getroffen wird, also neunzig Fuss von seinem Gehirn entfernt, zwei Sekunden brauche, bevor er mit dem Schwanze gegen seinen Angreifer reagieren kann. Man hat nun den Parallelismus zwischen Denken und Gehirn, zwischen Seele und Leib so darzustellen versucht wie den künstlichen Organismus der Stadtpost, welche alle Briefe zunächst in einer Zentralstation vereinigt, um sie trotz dieses Umweges so am schnellsten wieder über die Stadt zu verteilen. Es wären dann die zuführenden Wagen die sensiblen Nerven, die abfahrenden die motorischen. Ich möchte die Vergleichung mit einem Telephonnetz und seinen Stationen vorziehen und dadurch sogar das Automatische des Vorgangs bildlich zu erklären hoffen.

Dieser Parallelismus führt uns aber dem Kern der Frage um keinen Schritt näher. Wir empfinden es als einen zwingenden Gedanken, dass wir zwei Dinge parallel nennen, die im Grunde identisch sind. Die Fische sehen den Meeresspiegel von unten, die darüber fliegenden Vögel sehen ihn von oben. Wenn nun ein Mensch den Meeresspiegel von der einen Seite beobachten, von der anderen Seite nur ahnen könnte, so wäre er wohl fähig, diese identischen Meeresspiegel für zwei parallele Flächen zu halten. So beobachtet er bis zu einer gewissen Grenze das

Digitized by Google

thätige Gehirn, macht das Abstractum Thätigkeit zu einer selbständigen Sache und kommt der Wahrheit wenigstens bildlich näher, wenn er wenigstens einen Parallelismus erblickt, wo Identität ist.

Parallelismus ein Wort

Nach meiner Meinung sind alle solche noch so wissenschaftlichen Sätze Wortmachereien. Wenn der Spiritualismus sagt, es gebrauche der Geist den Körper als sein Instrument, so antwortet der Materialismus: es habe sich der Körper den Geist zum feinsten Instrumente ausgebildet. Nach meiner Meinung muss man den Gegensatz von Seele und Leib, von Geist und Körper in seinen Schlupfwinkeln aufsuchen, um auch in dieser Frage die Macht des Wortaberglaubens zu erkennen. In der Sprache nur gibt es diese zwei Worte, Geist und Körper, in der wirklichen Wirklichkeitswelt ist das eine vom anderen nicht zu trennen. Aber ist das bloss bei den Erscheinungen des Denkens so? Trennen wir nicht immer und überall in unserer Sprache die Erscheinungen von ihrer Ursache, die Bewegung von der Kraft? Und haben wir irgend einen Grund anzunehmen, dass in der wirklichen Wirklichkeitswelt die Kraft von der Bewegung verschieden sei? Ist nicht der Begriff der Ursache selbst eine menschliche Metapher?

Wir können alle Erscheinungen der Wirklichkeitswelt in drei Gruppen einteilen: in die Erscheinungen des unbelebten Stoffes, in die Lebenserscheinungen und in die Erscheinungen des Denkens. Auf der untersten Stufe der physikalischen Erscheinungen steht für uns etwa die Schwere der Körper. Wir sind seit Newton dabei beruhigt worden, dass diese Schwere oder Schwerkraft das allgemeinste Gesetz der Welt ist. Verstehen wir aber wirklich das Verhältnis zwischen den Erscheinungen der Schwere und ihrer vermeintlichen Ursache irgendwie besser als das Verhältnis zwischen Leib und Seele? Sind nicht Newtons Schüler selbst der Versuchung erlegen, den Erscheinungen der Schwere in der Gravitation eine Seele zu geben? Es ist wie beim Denken: wir besitzen Sinnesorgane für die Erscheinungen der Schwere, wir besitzen kein Beobachtungsorgan für die Schwerkraft. Es

Digitized by Google

ist dieselbe Sache wie beim Leben: wir besitzen Beobachtungsorgane für die Erscheinungen des Lebens, wir besitzen kein Organ für das, was immer irgendwie die Lebenskraft heissen wird. Es ist dieselbe Sache beim Denken: wir besitzen Beobachtungsorgane einerseits für den Leib des Denkens, für das Gehirn, anderseits für die Bewegungen des Denkenden, wir besitzen kein Beobachtungsorgan für die Denkkraft, die wir Seele nennen. So geht es uns immer, weil unsere Sinne Zufallssinne sind. Vielleicht werden sich einmal die Erscheinungen der Schwere, des Lebens und des Denkens auf Elektricität zurückführen lassen, vielleicht. Was hätten wir dann gewonnen? Auch für die Elektricität besitzen wir ja nicht entfernt ein spezifisches Sinnesorgan; wir können die Erscheinungen der Elektricität erst dann beobachten, wenn sie sich durch die Metamorphose der Kräfte in irgend welche Erscheinungen umgewandelt haben, die unseren Sinnen zugänglich sind. Wir kennen die Röntgenstrahlen gewissermassen nur aus Uebersetzungen; in ihrer Originalsprache verstehen wir sie nicht.

Unseren Sinnen nicht zugänglich ist im Bereiche des Denkens das Bewusstsein, durch welchen Ausdruck wir hier einmal ein nicht vorhandenes Organ der Selbstbeobachtung zusammenfassen wollen. Unseren Sinnen nicht zugänglich ist im Bereiche des Lebens der Reiz, auf welchen jeder Organismus antwortet. Unseren Sinnen nicht zugänglich sind die sogenannten Naturgesetze, unter welchen wir die physikalischen Erscheinungen zu begreifen vorgeben. Und weil diese Vorstellungen nicht durch unsere Sinne hindurchgegangen sind, sind sie auch nur als leere Worte in unserem Denken. Wir können diese Worte darum auch willkürlich miteinander vertauschen; es würde sogar geistreich klingen, die Gravitation die Seele der physikalischen Welt, das Bewusstsein das Gravitationsgesetz des Gehirns zu nennen. Aber es würde uns nichts sagen. Wir müssen schon damit zufrieden sein, wenn wir die rätselhafte Empfindung des Bewusstseins mit der rätselhaften Thatsache oder Erscheinung des Gedächtnisses zusammenbringen können.

Digitized by Google

Seele und Sprache.

Man hat von Descartes bis zur heutigen Pfarrers- und Köchinnenphilosophie angenommen, nur der Mensch besitze eine Seele; wir werden uns gewöhnen müssen einzusehen, dass die Seele nur insofern ein ausschliesslich menschliches Attribut sei, als der Mensch allein in seiner Sprache den Seelenbegriff besitzt. Ueber Descartes hinaus gibt ja die neueste Menschensprache (besonders seit Fechner) auch den Tieren und den pflanzlichen Organismen ihre Seelen; aber so eine rechte Seele mit ihrem Vermögen des Empfindens, Denkens und Wollens scheint doch nur der Mensch zu haben, weil bei ihm zwischen dem Empfinden oder der Einwirkung der Aussenwelt und dem Wollen oder der Reaktion auf die Aussenwelt als Zwischenglied dasjenige auftritt. was wir je nach Umständen Zögern, Ueberlegen, Denken oder Schwätzen nennen.

Wie beschränkt menschlich dieser Seelenbegriff ist, das wird man stark empfinden, wenn man sich vorstellt, es habe entweder ein unorganisiertes Ding und dann wieder der höchste Weltgeist darüber zu befinden, was dieses Innenleben des Menschen eigentlich sei.

Das unorganisierte Ding sei ein Körnchen Salz. Es wird etwa so sprechen: „Ich allein habe eine Seele, ich und die anderen höchst empfindlichen und feinorganisierten Salze und anderen Steine. Was geht nicht alles in meinem Innenleben vor! Ich fühle, wie die alte Erde mich anzieht und mein Wille ist es, der zu ihr strebt und das Körnchen unter mir genau nach der Grösse meines Willens drückt. Wie reich ist mein Innenleben! Ich habe Beziehungen zu allen Körpern. Die Luft, die über mich hinstreicht, die winzig winzigen Wasserteilchen in dieser Luft, ich empfinde sie und ich will ihnen etwas. Meine Seele ist frei, weil mein Wille frei ist. Es kommt aus der Freiheit meiner Seele her, dass mein freier Wille sich selbst unabänderlich gekettet hat an meine Empfindungen, die doch wohl von der Aussenwelt abhängen. Die Notwendigkeit, unter der mein freier Wille zu stehen scheint, ist nur ein herrlicher Beweis dafür, wie logisch meine Seele ist. Was für ein

Digitized by Google

plumpes, unorganisiertes, seelenloses Geschöpf ist dagegen der Mensch. Wenn man ihn so zappeln und laufen und springen sieht, möchte man ihn für lebendig halten; sein Zappeln ist aber nur eine Art Epilepsie. Der Mensch lebt nicht, denn er löst sich im Wasser nicht auf. Der Mensch lebt nicht, denn er krystallisiert nicht. Der Mensch hat keine Seele. Ich bin der Idealtypus eines schönen Verhältnisses von Seele und Leib. Ich kann mich als Leib oder Seele betrachten, wie ich will, als Natrium oder als Chlor. Ich bin eine Synthese. Der Mensch ist nur ein Gemengsel."

Der höchste Weltgeist aber, der beispielsweise das System der Zentralsonne unserer Sonne und der Zentralsonne der Zentralsonnen weit umfasst, könnte sprechen: „Ich allein besitze eine Seele. Was einst auseinandergelegt war in Empfinden, in Denken und in Wollen, das ist in mir vereinigt zur einzigen Blüte des Lebens, zum Sein. Nicht zu empfinden, nicht zu denken, nicht zu wollen, das ist das Ziel. Die Weltseele hat es erreicht. Rhythmus ist in meiner Seele wie ein Atemholen. Es gibt Planeten meines Sterns, Planeten, die anderswo Zentralsonnen heissen. Jeder dieser Planeten hat zahlreiche Trabanten, die Sonnen heissen. Pünktchen am Firmament. Wie diese Sonnen sich als Nebel ausdehnen, die Nebel zu mikroskopischen Kügelchen ballen, die Kügelchen verbrennen und sich wieder in Nebel wandeln, das ist ein Atemzug der Sonne. Meine Atemzüge sind noch langsamer. Billionenmal atmet das Pünktchen, das man die Sonne nennt, bevor ich ein einziges Mal atme. Und auf einem der Kügelchen, die der Atem jener Sonne auswirft und verschluckt, kriechen Würmchen herum, die für ihre mikromikroskopische Kleinheit gar nicht ohne Schlauheit sind. Sie haben das Atmen ihrer Sonne in Billionen Jährchen eingeteilt, so dass selbst auf so ein mikroskopisches Würmchen noch ein paar Jährchen kommen. Diese Würmchen sind nicht ganz ohne Empfindung für das Drehen ihres Kügelchens, für Tag und Nacht, für Sommer und Winter. Nach diesen Empfindungen müssen sie handeln.

Digitized by Google

Gewisse festgewurzelte Würmchen müssen im Sommer grün werden, gewisse fliessende Dinge müssen im Winter hart und weiss werden. Und die zweibeinigen zappeligen Würmchen müssen ekelhafterweise sich selbst durch Nahrung, ihr Geschlecht durch Vermehrung erhalten. Eine Seele ist da unmöglich. Seele ist erst da, wo das Logische ohne dummes Denken geschieht. Eine kleine Seele hat schon der Trabant, der die Sonne heisst, wenn er ohne zu denken seinen Lauf um seine Zentralsonne beschreibt, die der kleinste unter meinen Planeten ist. Eine Seele habe ich, weil der Rhythmus der Welt in mir atmet."

Man sieht, das Körnchen Salz und der Weltgeist sprechen ähnliche Sprachen, sobald man sie sprechen lässt. Nicht viel unähnlicher sind die Sprachen der verschiedenen Menschen, die über das Wesen der Seele streiten. Hätte Descartes nur gesagt: „Die Tiere haben keine Menschenseele," so wäre diese Einfältigkeit unwidersprochen geblieben. Behaupten wiederum die Schüler Fechners, es müsse auch jeder Pflanze eine Seele zugesprochen werden, so lautet der selbstverständliche Einwand: aber doch keine menschliche Seele, an die wir bei dem Begriff Seele zuerst denken. Redet man gar von einer Allbeseelung, von der Seele unorganischer Dinge, so ist eine solche Begriffsanwendung einleuchtend oder absurd, je nachdem man dabei das Wort Seele erweitert oder einschränkt. Nur dass die Sache mit den Mitteln der Sprache nicht aufzuklären ist. Will man z. B. den Ausdruck Seele vermeiden und redet darum vom Innenleben eines der Schwerkraft oder der chemischen Verwandtschaft gehorchenden unorganisierten Stoffes, so kann man sich bei dem Worte Innenleben doch wieder nur dann etwas denken, wenn man darunter etwas dem menschlichen Innenleben, das heisst der Seele Aehnliches versteht. Und geht man weiter, lässt man die einem Naturgesetze gehorchenden Atome der Liebe und dem Hass folgen, wie die Griechen einst sagten, lässt man sie je nach Umständen Wohlbehagen oder Missbehagen bei Einhaltung oder Nichteinhaltung der mechanischen oder chemischen Richtungs-

Digitized by Google

wege empfinden (wie der Botaniker Nägeli lehrt), so müssen wieder diese Begriffe des Menschenseelenlebens ungeheuer erweitert werden.

Seele nur ein Wort.

Diese Einsicht in die rein sprachlichen Schwierigkeiten des Seelenbegriffs sollte uns der Pflicht entheben, auf die bis heute fortwuchernden scholastischen Streitigkeiten über Seelenfragen einzugehen. Wenn „Seele“ nur ein Wort ist, so wird wohl der Sitz der Seele der Sitz dieses Wortes sein, in soweit jedes Wort mit seinen mitzudenkenden Begriffen (ohne welche es associationslos wäre) einen bestimmten Sitz z. B. in einem bestimmten Ganglion haben kann.

Und nicht einmal dieser scherzhafte Versuch, eine Residenz des Wortes „Seele“ anstatt der der Seele selbst zu setzen, ist ausdenkbar, wenn Wundt (Völkerpsychologie I. 496 f.) mit seiner Kritik der Meynertschen und Munkschen Arbeiten über Gehirnlokalisationen recht hat. Es wird nämlich von den genannten Forschern und von ihren populärisierenden Schülern gelehrt, die Grosshirnrinde besitze in ihren Ganglien wirklich etwas wie räumliche Zellen, in deren jeder eine Vorstellung deponiert sei: nach Bezirken geordnet Gesichts- und Gehörserinnerungen u. s. w.; in einem bestimmten Bezirke befinde sich die Gruppe von Zellen für Wortvorstellungen. Es gebe da besetzte und offene, leere Zellen. „Wie wenig diese Spekulationen im ganzen als bloss vorläufige Hilfsannahmen gemeint waren, ging deutlich genug daraus hervor, dass man ernstlich die Frage erwog, ob die in der Hirnrinde zu zählenden Pyramidalzellen wirklich für die Bedürfnisse der menschlichen Intelligenz ausreichten.“ Wollte man nun auch nicht die Zweifel anderer Physiologen gelten lassen, die in den Ganglien nur Ernährer der Nerven und nicht Träger psychischer Funktionen sehen wollen (in allen diesen Untersuchungen sollten die Fragezeichen häufiger sein), so müsste man doch Wundt beistimmen, der in der Annahme, ein Erinnerungsbild werde in einer Zelle „deponiert“, die gleiche Naivetät erblickt, die einst auch die Sinneseindrücke des

Digitized by Google

Gesichts und Gehörs aus Bildchen erklärte, die von aussen durch die Organe in die Seele wandern. „Dass das Retinabild und die Klangwirkung im äusseren Ohr nicht Gegenstände sind, die von aussen in uns hineinwandern, sondern vergängliche und veränderliche Funktionen der Organe selbst, das weiss die Physiologie nachgerade — das Gehirn ist ihr immer noch unbekannt genug, um sich nach wie vor die abgelösten Bildchen in den Hirnzellen eingewandert und abgelagert zu denken.“ Der sprachliche Ausdruck ist mangelhaft, doch der Sinn ist klar: auch die einzelnen Wortvorstellungen, geschweige denn die wirklichen Worte oder Wortbewegungen haben im Gehirn keine bestimmten Sitze. Wo sollen wir also die Seele suchen, die nur ein Wort ist?

Wenn Seele nur ein Wort ist, so brauchen wir ebensowenig wie über ihre Residenz über ihre Machtbefugnisse nachzudenken; denn nur eine personifizierte Macht, welche die Ursache der einzelnen Seelenäusserungen wäre, hätte eine bestimmte Wohnung oder Residenz nötig; ist aber diese persönliche Macht nichts weiter als unser Gefühl von einer gewissen Einheit, von einem Zusammenhange der seelischen Aeusserungen, so läuft die Frage nach der Machtstellung der Seele auf die nach unserm Bewusstsein oder dem Ichgefühl oder dem Gedächtnis hinaus. Mit der chikanösen Frage, ob die Seele als reales Wesen dem Stoffwechsel unterworfen sei oder nicht, wollen wir den Seelengläubigen schon gar nicht kommen; denn wenn die Seele ein Wort ist, ist sie eben nur als die Einübung der Nerven auf dieses Wort etwas Reales und diese Einübung ist wie jedes andre Wort ganz sicherlich nicht unabhängig vom Stoffwechsel.

Zu einem scholastischen Gezänk würde bei solchen Ausgangspunkten alles Reden über die sogenannte immaterielle Substanz der Seele. Ich habe auf der Universität noch einen Lehrer der Logik gehört, der dreierlei Geister oder immaterielle Substanzen lehrte: Menschenseelen, Engel und Gott. Es braucht wohl nicht erst gesagt zu werden, dass auch die immaterielle Substanz nur eine Verkleidung

Digitized by Google

der Menschenseele ist, welche den Engelgläubigen das unmittelbar Gewisse, das der Selbstbeobachtung Wohlbekannte zu sein schien. Schon Hume hat mit der Unbefangenheit des Genies geleugnet, dass er eine solche Selbstbeobachtung kenne, die ihm die Existenz einer immateriellen Substanz, einer Seele, eines Ich verrate. So oft er seinem Ich näher treten wolle, stosse er immer auf eine bestimmte Wahrnehmung oder Empfindung; niemals könne er das Ich ohne solche Seelenäusserungen auffassen, niemals etwas andres als die Seelenäusserungen wahrnehmen. Kant, der bald kühne und grosse, bald ängstliche und kleine Kritiker Humes, hat dessen Skeptizismus durch seine Lehre von den Kategorien besiegen zu können gehofft. Substanz ist ihm nur noch beim Ding-an-sich, von dem wir überhaupt nichts wissen; in der Welt als Erscheinung ist Substantialität nur eine Form des Denkens. Wir glauben etwas ganz Aehnliches ohne jede Mystik zu sagen, wenn wir die Seele und ihre immaterielle Substanz Worte nennen.

*

Aether. Man glaube ja nicht, der Seelenbegriff sei der einzige, bei welchem das Karussell- oder Ringelspiel um eine immaterielle Substanz gespielt werde. Man nimmt solche Phantasiegeschöpfe immer zu Hilfe, wo man den stofflichen Träger einer Erscheinung nicht wahrnimmt. So hat man für die Lichtwellen und neuerdings für die elektro-magnetischen Licht- und Wärmewellen einen stofflichen Träger gesucht und, da man ihn nicht fand, den Aether zum Träger des Lichts gemacht. Ganz ähnlich war die Seele der Träger seelischer Erscheinungen; nur der Zufall der Sprache hat für Aether ein besonderes Wort geschaffen. Das geht noch weiter. Dem Phantasiegebilde Aether gegenüber scheint Licht etwas Wirkliches zu sein, den Lichterscheinungen gegenüber ist „Licht“ doch wieder nur eine Personifikation; es wird als die Ursache der Sichtbarkeit der Körper definiert, also als die Seele der Lichterscheinungen. Zu diesen gehören wieder die Farben. Mit demselben Rechte, mit dem

Digitized by Google

man den Aether zum Träger des Lichts und das Licht zur Ursache der Lichterscheinungen macht, könnte man „die Farbe“ zur Ursache der vielen einzelnen Farben machen; hat man sich doch vor der Ungeheuerlichkeit nicht gescheut, das Gesicht, das Gehör, das Gefühl als Ursache sichtbarer, hörbarer und fühlbarer Erscheinungen zu hypostasieren. Nach Analogie dieser Worte müsste man auch von einem Geseel sprechen. Es ist, wie oft in diesem Werke hervorgehoben werden muss, das ewige Bedürfnis der Menschen, die Wirkungen, die sie erfahren und die sie unmittelbar als Adjektive und höchstens als Verben ausdrücken können, durch Erfindung von Substantiven in die Welt zurückzuwerfen und so den Schein einer wahrgenommenen Wirklichkeit zu erzeugen.

Das Wort Aether bezeichnet in der Mythologie einen Enkel des Chaos, einen Sohn des Erebos und der Nacht, also eine Art Mephisto. Und wirklich ist schon zur Griechenzeit in den Orphischen Hymnen die mythologische Figur zu einem Patron der Weltseele verblasen worden, wie denn der Aether auch in der heutigen Physik halb mythologische Maske, halb Weltseele ist. Wer nicht glauben sollte, dass in den hellen Hallen der Mechanik von heute solche Unwesen herumspuken, der bedenke folgendes.

Unsre gesamte Mechanik, ja unsre gesamte Naturwissenschaft, soweit sie bereits exakte Wissenschaft zu heissen Anspruch macht, ist Atomistik. Das wird die eine Partei gern zugeben, die andre nicht gut leugnen können. Was immer wahrnehmbar ist auf der Welt, was auch nur dem Fernrohr oder dem Mikroskop erreichbar ist, das sucht man auf eine ziffermässige Bewegung unendlich kleiner Teile zurückzuführen, eben der Atome, worunter sich freilich seit den zweitausend Jahren ihrer Wortexistenz noch Niemand etwas Positives hat vorstellen können. Nun sollte man glauben, dass die Wissenschaft nach ihrem letzten Wort nicht weibisch noch ein allerletztes vorzubringen haben sollte, dass sie ehrlich genug sein sollte, nach ihrer Bankerotterklärung nicht sofort neue Schulden zu machen. Das

Digitized by Google

thut aber die Mechanik, indem sie ihre Blösse gröblich mit den durchsichtigen Latten „Aether“ zu decken sucht und zwar so:

Die mathematisch fassbaren Sätze der Mechanik (in ihrem weitesten Sinne) haben eine Grenze ihrer verständlichen Anwendbarkeit, eine Grenze nach unten und eine Grenze nach oben. Nach oben hin kann die Astronomie die Gravitation bis auf die sinnlos weit entfernten Doppelsterne ausdehnen, die Spectralanalyse ihre Theorie des Lichts bis zum letzten Sternchen, das jenseits des Vorstellbaren vor Jahrhunderten das Licht entsendet haben soll, das wir heute erblicken. Aber Gravitation und Lichttheorie können die Körper nicht entbehren und mit den Körpern müssen sie zu Grunde gehen. Darum wirft die Naturwissenschaft in den schwindelweiten Abgrund des körperlosen Raums ihren Aether, das wesenlose Etwas, das unwägbare Gewicht, das Spinnennetz ohne Faden. Und ebenso haucht die Physik und Chemie in der Welt des unendlich Kleinen den lebendigen Widerspruch, den Mephisto Aether zwischen die Reigentänze der Moleküle, um dort die Zweifel und Ratlosigkeiten der höhern Mathematik zu vernichten. So etwa bläst ein Kammerjäger sein Schwabengift zwischen die klaffenden Fugen der Herdsteine.

Was die Wissenschaft dazuthut, ist also wieder mythologisches Beiwerk. Sie müsste ehrlich sagen: Hier, an der untersten wie an der obersten Grenze des Wahrnehmbaren versagt uns mit der Sprache das Denken. Wir können nichts mehr beobachten, nichts mehr vorstellen, nichts mehr wissen. Und selbst die Widersprüche, auf die wir stossen, sind nicht klar gewusste Widersprüche, sie sind in Wahrheit metaphysisch, spielerisch, witzig, also dumm. Anstatt so zu sprechen, handelt die stolze Wissenschaft von heute genau so, wie die Barbaren des einstigen Griechenlands; sie sucht die Rätsel der Welt mit mythologischen Figuren zu lösen, und wie jede Reklame für ein Schwindelheilmittel nach Fremdworten greift, so hat auch die Mechanik den alten Aether, den Enkel des Chaos, den Sohn des Erebos

Digitized by Google

und der Nacht, bemüht, und unsre Studenten bemühen sich, mit dem ganzen Apparat des Kehlkopfs und den Nebenapparaten den Hauch Aether nachzusprechen, und beim Examen wiederholen sie auch vielleicht noch die Faxerei, dass das Gewicht des Aethers 15 Trillionenmal leichter sei als das der Luft. Wollte aber einer von ihnen eine Aktiengesellschaft zur Errichtung einer Zuckerfabrik gründen, in welche Ameisen den Saft der von ihnen gezüchteten Läuse zu liefern hätten, so käme er wohl ins Irrenhaus.

*

Sitz der Seele.

„Seele" ist also etwas, was die Materialisten leugnen, und wovon die Spiritualisten nicht wissen, was es ist. „Sitz" deutet auf eine ausgedehnte Wohnstätte. Die Frage nach dem Sitz der Seele ist also etwa so klug, wie wenn eine Leiche gefunden worden wäre, die Leute noch darüber stritten, ob natürlicher Tod oder Mord vorliege, ein eifriger Reporter aber gleich fragte: Wo wohnt der Mörder?

Spasseshalber kann ich auf der Stelle eine mathematische Bestimmung vom Sitz der Seele geben, die so wohlklingend ist, dass ein Charlatan sie ernsthaft hätte geben können. „Der Kreuzungspunkt des Koordinatensystems für den individuellen Raum ist der Sitz der Seele in jedem Individuum." Nur dass wir in unsern Raumvorstellungen um so unsicherer werden, je näher wir diesem Sitz der Seele kommen. Der Mund ist sicherlich unterhalb der Seele. Das Kopfhaar oberhalb. Nasenwurzel und Stirn aber lassen im Zweifel, ob sie ober- oder unterhalb der Seele liegen. Ebenso dürfte es bei den Schläfenpartien schwer sein, mit Sicherheit das Hinten oder Vorn zu bestimmen. Die Begriffe rechts und links schliessen sich schon mehr der Symmetrie des Körpers an. Wer wüsste nicht rechts und links zu unterscheiden? Freilich nur praktisch, nicht theoretisch.

Es gibt gar kein bessres Mittel, die Hilflosigkeit der Sprache und die Kopflosigkeit der dogmatischen Philosophien nachzuweisen, als die Beobachtung, dass der schärfste

Digitized by Google

menschliche Geist über die Begriffe oben und unten, hinten und vorn, rechts und links nicht mehr weiss, als etwa die Raupe, die von ihrem abgefressenen Blatt hinweg ein neues sucht und mit dem freistehenden Vorderleib den Raum absucht. Praktisch geht das tiefsinnige Koordinatensystem auch durch den Kopf der Raupe, und theoretisch ist Kant auch nicht weiter gekommen. Kein Unteroffizier kann dem Rekruten begrifflich sagen, was rechts und links ist, und kein Philosophieprofessor seinem Studenten.

Es ist kaum zu glauben, aber selbst der geistreiche und tiefsinnige Otto Liebmann (Zur Analysis der Wirklichkeit, II. Auflage, S. 46) glaubt rechts und links folgendermassen erklären zu dürfen. „In der Breitendimension heisst, wenn man sich auf unsrer nördlichen Hemisphäre nach dem Mittagspunkt der Sonne hinwendet, die Richtung nach Sonnenaufgang links, die nach Sonnenuntergang rechts.“ Eine nützliche Regel! Da der Beobachter um die Mittagszeit die Sonne nicht auf- und nicht niedergehen sieht, des Morgens und Abends wieder nicht ihren Mittagspunkt, so braucht er einen ganzen Tag (im Sommer bis 18 Stunden), um zu erfahren, was rechts und links ist. Und ich habe es immer anders gehört: Wenn man sich auf unsrer nördlichen Hemisphäre nach dem Mittagspunkt der Sonne hinwendet, so hat man zur Linken Osten und zur Rechten Westen. Denn immerhin wissen wir ja doch, wo rechts und links ist, früher und sicherer, als wo Osten und Westen ist. Nur begrifflich wissen wir es nicht; und begrifflich scheint mir Liebmanns Definition eben auch nicht zu sein.

*

Pflanzenseele.

Es ist schon oben gezeigt worden, wie kindlich die alte Frage um den Sitz der Seele erscheint, wenn man die Seele als ein Wort wie andre Worte ansehen gelernt hat. Nicht ganz so gegenstandslos, aber ebenso kindlich wird die Frage nach der Ausdehnung des Seelenbegriffs, wenn wir es ernst nehmen mit der Sprache der Psychologie und die Lehre von der Allbeseelung genauer prüfen. Wie sehr der Streit

Digitized by Google

um die Seele der Tiere ein blosser Wortstreit ist, das wird noch klarer, wenn die Frage nach der Beseelung der Pflanzen mit herangezogen wird. Der Streit um die Tierseele lässt sich vom Standpunkte der Sprachkritik einfach so formulieren: haben wir ein Recht oder nicht, oder richtiger: entspricht es unserm Sprachgebrauch oder nicht, das Wort Seele, mit welchem wir das Geheimnis oder die vorausgesetzte Ursache des menschlichen Handelns, der menschlichen Bewegungen zusammenzufassen pflegen, auf die Ursache der tierischen Bewegungen anzuwenden? Die Aehnlichkeit der tierischen und der menschlichen Bewegungen liegt auf der Hand; selbst das Organ der angenommenen psychischen Ursache, das Nervensystem, ist bei den Tieren vorhanden. Wir sind aber so sehr daran gewöhnt worden, unter Seele das Organ der in Zeit und Raum so reich entwickelten menschlichen Bewegungen (z. B. der Sprache) aufzufassen, dass Manche zögern, das Wort auf die in Zeit und Raum beschränktern Tierbewegungen anzuwenden. Descartes, welcher die Tiere für unbeseelte Maschinen erklärte, und Haeckel, welcher zwischen Tier- und Menschenseelen keinen Unterschied sieht, haben trotzdem ungefähr die gleiche Vorstellung vom Menschen einerseits und vom Tiere anderseits. Nur das Interesse der Gedankenrichtung lässt in jedem von ihnen den Bedeutungswandel des Wortes Seele anders ausfallen.

Das Interesse der Gedankenrichtung, man nennt es gewöhnlich Tendenz, lässt nun neuerdings uns das Wort Seele gern auch auf die Pflanzen anwenden. Metaphorisch ist das bei Dichtern von jeher geschehen, und auch die bilderreiche Philosophie der Inder hat die Pflanzen beseelt. Das wachsende Bedürfnis nach klaren Begriffen stellt die Frage bestimmter auf. Aber auch in der bestimmtesten Form bleibt es eine Frage des Sprachgebrauchs. Gestattet unsere Weltanschauung die Anwendung des Wortes Seele auf die Pflanzen? Richtiger: gestattet oder fordert gar die Fülle unserer Pflanzenbeobachtungen, die Ursache ihrer Lebenserscheinungen mit der Menschenseele zu vergleichen? Das

Digitized by Google

Verblüffende in der Anwendung des Wortes liegt allein darin, dass wir bei den Pflanzen auch nicht die leiseste Ahnung davon haben, was in ihnen etwa dem Organ des menschlichen Seelenlebens, dem Nervensystem und seinen Sinnen, entsprechen möge. Wir müssen uns darum bei den Pflanzen ausschliesslich auf die Lebenserscheinungen, auf die Wirkungen einer unbekannten Ursache beschränken. Wir wenden das Wort Seele vom Menschen ausgehend auf die Tiere an, weil wir das Organ der Bewegungen kennen, weil die gleiche Ursache wie beim Menschen sich unserer Beobachtung aufdrängt, wenn wir auch von der Art der Wirkung des Organs nichts wissen. Es ist darum die Ausdehnung des Seelenbegriffs über die Tiere hinaus auf die Pflanzen ein noch weiterer Sprung im metaphorischen Bedeutungswandel des Wortes, eine noch stärkere Zumutung an den Sprachgebrauch.

Tiere und Pflanzen.

Früher half man sich bekanntlich so, dass man dreierlei Seelen annahm, die niederste den Pflanzen, Tieren und Menschen, die höhere den Tieren und Menschen, die höchste den Menschen allein zuschrieb. Mit dieser Distinktion kam man in der Naturbetrachtung nicht weiter. Der Wunsch, die Organismen einheitlich aufzufassen, wurde nicht gefördert. Die Aufstellung einer besondern niedern vegetativen Seele erklärte nichts, das heisst vermochte die Organismen nicht mit gleichen Worten zu beschreiben. Dass Tiere und Pflanzen, soweit es nicht auf die Reizerscheinungen ankommt, gleichartig sind, das ist selbstverständlich. Selbst die naiven Unterscheidungsmerkmale zwischen Tieren und Pflanzen sind wissenschaftlich nicht mehr aufrecht zu halten. Es gibt Tiere, die sich nicht frei bewegen können, es gibt Tiere, die ihre Nahrung ohne Magen aufnehmen, es gibt endlich Organismen, die sich in der gegenwärtigen Klassifikation nicht als Pflanzen und nicht als Tiere bestimmen lassen.

Es ist nun sehr schwer, von den vegetativen Erscheinungen der Ernährung und Fortpflanzung diejenigen Erscheinungen begrifflich zu trennen, die ich vorhin nicht

Digitized by Google

ohne Verlegenheit Reizerscheinungen genannt habe und die die Phantasie am ehesten veranlassen, das Wort Seele auf die Pflanzen anzuwenden. Alles organische Leben bietet uns ein völlig Unverständliches, was wir zuletzt als eine Wirkung auf Reize bezeichnen. Auch die Nahrungsaufnahme. Ich möchte das noch mit einigen Worten erläutern, um wieder einmal darauf hinzuweisen, wie wenig wir von den Dingen verstehen, die wir zu verstehen glauben.

Wir können recht gut die Pflanze als ein umgestülptes Tier oder das Tier als eine umgestülpte Pflanze auffassen, wenn wir — wie man zu sagen pflegt — die Verschiedenheit der Nahrungsaufnahme bei beiden erklären wollen. Es ist wirklich nur eine morphologische Frage, ob der Apparat zur Nahrungsaufnahme als Wurzel nach aussen geht oder als Darm inwendig sitzt. Was uns dann als Wirkung einer Seele erscheinen soll, das muss eine Bewegung sein. Wenn die Amöbe von irgend einem Punkte ihrer Hülle aus sich vorstreckt, etwas wie einen Tentakel aussendet, um ein Nahrungspartikelchen zu ergreifen und es zu assimilieren, so sehen wir darin den Anfang tierischer Bewegung. Wenn eine Pflanzenwurzel nicht senkrecht in das Erdreich hinabsteigt, sondern in schräger Richtung der Feuchtigkeit nachgeht, so vergleichen wir das mit der tierischen Bewegung. Beide Bewegungen liessen sich bis zu einem gewissen Punkte mechanisch erklären. Die unmittelbare Berührung der Wurzel mit der nährenden Feuchtigkeit macht uns ihr Wachstum verständlich, sonach auch die besondere Richtung des Wachstums. Wenn die Amöbe ihre Tentakel nach der Richtung eines Nahrungspartikelchens aussendet, nach der Richtung der Nahrung wächst, wo eine unmittelbare Berührung nicht stattgefunden hat, so können wir uns das immer noch mechanisch so vorstellen, dass die Amöbe die in der Umgebung des Partikelchens fein zerstreuten Teilpartikelchen auf sich so wirken lässt, wie der Mensch auf eine grössere Entfernung riecht als er schmeckt. Die Assimilation der Nahrung wird dann ebenso leicht und ebenso schwer erklärbar wie die Wirkung zweier Stoffe auf-

einander, die sich chemisch verbinden. Es steht nichts im Wege, diese Wirkung chemischer Stoffe aufeinander einem gegenseitigen Reize zuzuschreiben, nur dass wir das Wort Reiz auf diese Stoffbeziehungen nicht anzuwenden pflegen. Denn mit dem Worte Reiz verbinden wir eben die Vorstellung von einem einheitlichen, nach menschlichem Standpunkt zweckmässigen Organismus, der mikroskopische oder makroskopische Bewegungen ausführt, um sich einer äussern Erscheinung anzupassen. Bei chemischen Vorgängen fehlt uns diese Vorstellung der Zweckmässigkeit des Organismus. Ich will sagen, dass man den Begriff Seele, wenn man ihn vom Menschen über das Tier hinaus erst auf die Pflanzen angewendet hat, mit einer einen Schritt weiter gehenden Metapher auch auf die unorganischen Dinge erstrecken könnte, insofern sie chemisch aufeinander reagieren. Wie denn der Begriff der Verwandtschaft auf diese Beziehungen längst angewandt worden ist. Wir werden noch sehen, wie diese Ausdehnung des Seelenbegriffs wirklich von Fechner, der da mehr ein humoristischer Dichter und Träumer, als ein Philosoph war, in kühner Phantasie gewagt wurde.

Wer nun mit Fritz Schultze (Vergleichende Seelenkunde) chemische Verwandtschaft, Krystallisation, Elektrizität u. s. w. ohne Seele aufzufassen bemüht ist, der Pflanze jedoch eine Seele zuschreibt, der denkt an diejenigen Erscheinungen des Pflanzenlebens, welche unser wissenschaftlicher Sprachgebrauch als durch Reize hervorgerufen umfasst. Um die Lehre von der Pflanzenbeseelung eindringlich vorzutragen, genügt es offenbar nicht, auf die alltägliche Physiologie der Pflanzen hinzuweisen, trotzdem diese genau die gleichen Bewegungen aufweist, welche wir im vegetativen Leben der Tiere beobachten. So wie man meist von dem Instinkte der Tiere absieht und ihre bewusst zweckmässigen Handlungen zusammenstellt, um das menschenähnliche Denken der Tiere zu beweisen, so hält man sich nicht an die Alltagsphysiologie der Pflanzen, sondern beobachtet ihre instinktartigen Bewegungen, ihre auf Empfindung zurückweisenden Aeusserungen, um die tierähnliche Pflanzenseele

Digitized by Google

zu beweisen. Es ist gewiss, dass die Pflanzen Bewegungen vollführen, ja sogar in Frische und Mattigkeit einen äussern Habitus zeigen, den wir bei Tieren mit Empfindungen von Hunger und Durst zu verbinden pflegen. Jeder Pflanzenliebhaber kennt ihren Wasserdurst und ihren Lichthunger. Auch dass Hunger und Durst sie bis zu einer gewissen Grenze Bewegungen ausführen lassen, ist bekannt. In der Litteratur über die Pflanzenseele gibt es einige Fälle, die geradezu verblüffend wirken. Ein Eukalyptus hat einen Wasserlauf mit einer sechzig Fuss langen Wurzel zuerst wagrecht, gradlinig erreicht, und hat dann den Wasserlauf dadurch weiter zu verfolgen gewusst, dass er seine Wurzel durch ein hoch in einer Mauer befindliches Loch von einem Zoll Durchmesser hindurchsteckte. Ein seiner Art nach kleines Pflänzchen, dessen Keim in einen Schacht gefallen war, hat einen Stengel von dreissig Ellen Höhe dem Lichte entgegenwachsen lassen. Solche ausserordentliche Fälle sind aber ganz überflüssig, weil die Empfindlichkeit der Pflanzen für Wasser und Licht allgemein ist. Und nur die Empfindlichkeit, die Reaktion auf Reize, soll ja festgestellt werden. Die Bewegungen, die die Pflanze auf Reize ausführt, sind gewöhnlich unmittelbar so wenig zu beobachten wie die eines kleinen Stundenzeigers. Man hört das Gras nicht wachsen, man sieht es auch nicht wachsen. Aber Schnelligkeit ist nur ein relativer Begriff. Ist die Bewegung eines Blattes, das sich eigensinnig dem Lichte zuwendet, auch erst nach längerer Zeit wahrnehmbar, so ist sie doch vorhanden. Ueberdies gibt es ja einige dadurch berühmt gewordene Pflanzen, die Mimose, den Sonnentau, welche viel schnellere und darum auffallendere Bewegungen auf Reize ausführen. Der Sonnentau umklammert und verzehrt das Insekt, das diesem Fleischfresser Nahrung bietet, nicht anders als der Polyp. Die Mimose gar klappt auf den Schrecken einer Berührung hin ihre Blätter zusammen, wie ein Mensch in Ohnmacht fällt. Es ist also über allem Zweifel erhaben, dass Tiere und Pflanzen gleichmässig auf Reize mit Bewegungen reagieren können. Und selbst Er-

Digitized by Google

müdung, Betäubung, Gewöhnung an Reize und dergleichen sind an Pflanzen beobachtet worden.

Was ist nun durch all dies für die Frage gewonnen, ob die Pflanze eine Seele habe, das heisst ob wir den Sprachgebrauch einführen sollen, von einer Pflanzenseele zu reden? Mit welchen Mitteln sollen und können wir die innern Vorgänge in der Pflanze mit den uns als Bewusstsein sprachlich wohlvertrauten innern Vorgängen des Menschen vergleichen (und ohne Vergleichung keine Ausdehnung des Seelenbegriffs), wenn uns für die entsprechenden Vorgänge im Pflanzenorganismus jede Ahnung einer Vorstellung fehlt? Man hat gesagt, es besitze die Pflanze Empfindungen, welche den Empfindungen unserer Sinne entsprechen. Was heisst das? Ich gehe meinetwegen noch viel weiter als die Verkünder einer Pflanzenseele, ich nehme an, dass manche Pflanzen, wahrscheinlich also alle Pflanzen Reizen ausgesetzt sind, welche sich nach Art der menschlichen Sinnesempfindungen einteilen lassen, dass die Wurzel ihre Nahrung riecht und schmeckt, dass die Blätter lichtempfindlich sind, dass die Mimose Tastempfindungen und durch Schall hervorgerufene Lufterschütterungen wahrnimmt. Das kann aber doch nichts andres heissen, als dass die Molekularbewegungen der Wirklichkeitswelt, welche in das Menschengehirn durch die menschlichen Zufallssinne einwirken, irgendwie, doch ganz gewiss anders, auch auf den pflanzlichen Organismus einwirken. Wir Menschen, die wir nicht einmal wissen, wie ein Insekt sieht, obgleich das Insekt Augen und Nerven hat, wir können doch nur höchst metaphorisch, ja eigentlich fast nur scherzhaft die Lichtempfindung der Baumblätter mit unserem Sehen vergleichen. Ueber die einfachen Sinne hinaus steht es ebenso. Die Begattung der Pflanzen ist der tierischen Begattung viel ähnlicher, als wir uns die Sinnesempfindungen der Pflanzen denen der Tiere ähnlich denken können; und doch fehlt uns jede Ahnung einer Vorstellung dafür, in welcher Weise eine Pflanze die geschlechtliche Begattung ihrer Blüten empfinden mag.

Wir müssen unsere vollständige Unwissenheit nur deut-

Digitized by Google

Pflanzengedächtnis.

lich einsehen. Man stellt das Verhältnis der Pflanzenseele zur Menschenseele gewöhnlich so dar, als wäre es ausgemacht, dass die Pflanzenseele ein zwar tierähnliches aber nur ganz dumpfes Bewusstsein hätte, etwa wie das der niedersten Tiere. Das spricht einer dem andern nach, und oft genug gebraucht man auch das falsche Bild von einem traumartigen Zustande, während doch der Menschentraum oft sehr scharf umrissene Gesichts- und Gehörvorstellungen bietet. Fritz Schultze glaubt den Kernpunkt zu treffen, wenn er sagt, die Pflanze habe wohl alle tierischen Empfindungen, aber sie besitze kein Gedächtnis, es fehle ihr darum Erinnerung, Ausblick auf die Zukunft, Verstand u. s. w. Wir, die wir in unserer Sprachkritik das Denken des Menschen mit seinem Sprechen identifizieren und in der Sprache das Gedächtnis des Menschengeschlechtes wiederfinden werden, die wir also die Menschenseele, wenn wir das alte Wort beibehalten wollen, gerade als das Gedächtnis des Menschen definieren müssen, wir hätten allen Grund, eine Seele ohne Gedächtnis als hölzernes Eisen zu betrachten, und darum die Ausdehnung des Seelenbegriffs auf die Pflanzen abzulehnen. Wir wissen aber wiederum, dass das Gedächtnis eine „Funktion“ jedes organisierten Stoffes ist, dass auch die Pflanze ein unbewusstes Gedächtnis haben muss, dass also diese Unterscheidung zwischen Tier- und Pflanzenseele nicht richtig sein kann. Für uns fliessen die Begriffe Vererbung, Instinkt und Gedächtnis zusammen. Ohne Gedächtnis könnte aus dem Keime der Eichel nicht ein Eichbaum werden. Ob wir den Begriff Seele auf die Pflanze anwenden sollen oder nicht, das wissen wir nicht. Dass wir aber den Begriff Gedächtnis auf die Pflanze anwenden dürfen, das wissen wir wohl. Wir müssen nur festhalten, dass das Menschengedächtnis an das Nervensystem gebunden ist, und dass die Pflanze so ein System nicht besitzt. Dabei kann die Pflanze, ohne dass wir es ahnen, viel feiner organisiert sein als der Mensch oder die Ameise, dabei kann die Pflanze, wenn sie blüht und duftet, Entzückungen erleben, die über alle menschlichen Begriffe hinausgehen. Sie hat vielleicht

eine Seele. Wir wissen nur nichts davon. Sie hat sogar wahrscheinlich irgend ein Gewebesystem, das die Reize vermittelt wie unser Nervensystem. Aber schon diese Worte „wie unser Nervensystem“ waren unbedacht und haben keinen Sinn, denn wir haben kein Recht, eine Aehnlichkeit zwischen der Pflanzenreizvermittelung und der Tierreizvermittelung vorauszusetzen.

Nach den Untersuchungen von Haberlandt hätte man sogar den Stoff entdeckt, welcher in der Mimose die Leitung der Reize vermittelt. Verwundet man die Mimose an den Polstern der Blattstiele, so tritt eine Störung ein, die recht gut an die Störung tierischer Organismen durch Verletzung des Rückenmarks erinnern kann. Diese Beobachtung kann noch einmal sehr wichtig werden für die Physiologie der Pflanzen. Was in aller Welt hätte aber selbst die Aufdeckung eines Gewebes, welches bei allen Pflanzen Reize vermittelt, für die Psychologie der Pflanzen auszusagen? Unser menschliches Nervensystem würde uns doch nie und nimmer auch nur die schwächste Vorstellung von den Bewusstseinszuständen geben, wenn uns diese Zustände nicht bewusst wären, also viel unmittelbarer bekannt als irgend eine Thatsache der Nervenphysiologie. Wenn wir aber den Seelenbegriff auf die Pflanzen ausdehnen wollen, so haben wir dabei doch ganz gewiss unsere Bewusstseinszustände im Sinne, und weil das gerade die Tendenz ist, in welcher man die Pflanzen gern beseelt nennt, darum schiebt man den Erscheinungen des Pflanzenlebens immer wieder gern ein Bewusstsein unter, irgend ein dumpfes, traumartiges, undifferenziertes, niedriges Bewusstsein, aber doch ein Menschenbewusstsein. Verzichtete man darauf, so hätte die ganze Uebertragung des Seelenbegriffs keinen Sinn mehr.

Ist es noch notwendig, besonders auszusprechen, dass die Annahme eines Pflanzengedächtnisses diesem Zweifel nicht widerspricht? Wie so oft sehen wir auch hier, dass der Begriff Gedächtnis zwei Bedeutungen hat, eine subjektive und eine objektive. In subjektivem Sinne ist das Gedächtnis oder vielmehr sind die Erinnerungen Thatsachen

Digitized by Google

des menschlichen Bewusstseins; diese Thatsachen sind bei Menschen und Tieren so sehr eine Funktion des gesunden Nervensystems, dass wir uns durchaus keine Vorstellung davon machen können, ob und wie das Bewusstsein von Erinnerungen ohne ein menschliches Nervensystem vorhanden sein könne. Gedächtnis in objektivem Sinne, wie wir es bald als Vererbung und schliesslich als einen tautologischen Begriff auffinden werden, dieses Gedächtnis (man wird es freilich gar nicht mehr Gedächtnis nennen wollen oder es als unbewusstes Gedächtnis auf die leere Seite zwischen Psychologie und Physiologie verbannen) hat mit dem Bewusstsein nichts zu schaffen. Wir können deshalb wohl sagen, es müsse die Pflanze Gedächtnis besitzen, und brauchen dennoch nicht zu glauben, dass in ihr etwas vorgehe, was mit menschlichen Erinnerungen irgend welche noch so entfernte Aehnlichkeit habe.

Sprachgebrauch.

Wir haben von Anfang an die Frage nach der Pflanzenseele als eine Frage des Sprachgebrauchs aufgefasst. Da können wir nun die weitere Frage nach dem Bewusstsein der Pflanzen noch allgemeiner ausdrücken, wenn wir den berühmten Satz genauer betrachten: es ist nichts im Verstande, was nicht vorher in den Sinnen gewesen wäre. Man dachte bei der Aufstellung des Satzes noch nicht an Tier- und Pflanzenseelen und unterliess darum die Einschränkung auf den Menschen. Man hätte sagen müssen: es ist nichts im menschlichen Verstande, was nicht vorher in den menschlichen Sinnen gewesen wäre. Im menschlichen Verstande finden sich auch die Begriffe Gedächtnis, Bewusstsein, Seele. Auch in diesen Begriffen, so viel oder so wenig sie enthalten mögen, kann nichts sein, was nicht vorher in den menschlichen Sinnen gewesen wäre. Soweit die tierischen Sinne offenbare Aehnlichkeit mit den menschlichen besitzen, können wir also die Begriffe Gedächtnis, Bewusstsein, Seele auf die Tiere anwenden. Je grösser die Aehnlichkeit der Sinnesorgane, desto leichter die Anwendung. Die Pflanze aber hat keine Sinnesorgane, die sich ausser durch die kühnsten Metaphern mit den menschlichen vergleichen können;

Digitized by Google

in ihr also ein Bewusstsein oder eine Seele anzunehmen, geht doch wohl über die Sprache der Menschen hinaus. Den Reizbewegungen der Pflanze mögen innere Vorgänge entsprechen, die ganz unmenschlicher Art sind, himmlisch, engelhaft, was man will, nur eine Vergleichung mit den menschlichen Bewusstseinsvorgängen ist ausgeschlossen, denn Bewusstsein, Seele sind Worte der menschlichen Sprache. Und die Vorstellungen, die wir mit solchen Worten verbinden, können nichts enthalten, was nicht vorher in menschlichen Sinnen gewesen ist.

Diese Kritik des Begriffs Pflanzenseele ist eine notwendige Ergänzung des Begriffs Seele. In dieselbe Rubrik würde der theologische Streit über die Seele des ungeborenen Kindes gehören. Seitdem es gar gelungen ist, zwei verschiedene Tiere niederer Art durch Zusammenwachsen in einen einzigen Organismus zu verwandeln, ähnlich wie beim Okulieren der Pflanzen z. B. die Wurzel einer wilden Rose eine la France-Rose ernährt und erblühen lässt, ist der Seelenbegriff in eine ganz prekäre Lage gekommen. Immer wird für uns die Frage so lauten, ob die beobachteten Thatsachen uns zwingen, eine Ausdehnung des Seelenbegriffs Sprachgebrauch werden zu lassen.

Praktisch wird dieser Sprachgebrauch natürlich auch, wie ja unsere ganze Untersuchung lehrt, dass der Wortaberglaube menschliches Handeln bestimmt. Die Ausdehnung des Seelenbegriffs auf das noch ungeborene Kind hat in der alten Jurisprudenz eine Rolle gespielt; die Abtreibung der Frucht wurde vom kanonischen Rechte als ein Mord aufgefasst von der Woche an, in welcher man die Beseelung des Embryo annahm. Die Lehre der Pflanzenbeseelung hat in Indien zu sentimentalen Betrachtungen über die Behandlung der Pflanze geführt. Es ist nicht unmöglich, dass einmal eine Sekte das Verzehren von Pflanzen für eine Stünde erklären werde. Dann müsste die Menschheit verhungern oder auf die Herstellung von Nahrungsstoffen aus unorganischer Materie warten. Wenn nur nicht schliesslich bei der Umwandlung unorganischer Stoffe in organische

Digitized by Google

eben wieder Seelen erzeugt würden. Vergisst man, dass die Ausdehnung des Seelenbegriffs nur eine sprachliche Frage ist, so sind solche Konsequenzen möglich.

Nicht mehr Frage des Sprachgebrauchs, sondern ein poetisches Spiel mit der Sprache ist die Ausdehnung, welche der Seelenbegriff durch Fechner erfahren hat. Was er in seiner Nanna über die Pflanzenseele sagt, das ist eine wunderhübsche Phantasie, aber eine Psychologie der Pflanzen ist es nicht. Fechner geht aber noch weiter und stellt die kosmorganische Hypothese auf, nach welcher jeder Planet, die Erde z. B., sein besondres Bewusstsein habe, allgemeiner und umfassender als das des Einzelmenschen, das Sonnensystem wieder ein besondres Bewusstsein und so weiter, bis Alles in dem letzten Bewusstsein Gottes sich vereinigt. Das alles wie das Vorhandensein eines Pflanzenbewusstseins wird ganz vortrefflich konstruiert. Die psychophysischen Vorgänge treten in das menschliche Bewusstsein ein, wenn sie einen Stärkegrad erreicht haben, der sie befähigt, über die Schwelle des Bewusstseins zu treten. Wir sind unaufhörlich von unendlich vielen und unentwirrbar krausen Molekularbewegungen umgeben, welche wahrscheinlich unendlich kleine psychophysische Bewegungen auslösen und welche dennoch unter der Schwelle des Bewusstseins bleiben. Da haben wir ein Wort, brauchen es nur zu gebrauchen, wie man eben Worte gebraucht, und das kosmische Bewusstsein Gottes mit seinen Planetenseelen ist erklärt. Hat man das Wort Schwelle erst geläufig, so setzt man die Höhe der Schwelle in seiner Phantasie immer tiefer herunter, bis die physische Molekularbewegung nicht die geringste Kraft mehr braucht, um eine psychische Bewegung zu werden, bis alle Molekularbewegung der Welt in irgend ein übermenschliches oder untermenschliches Bewusstsein wie schwellenlos eindringen kann. Der feine und liebenswürdige Fechner vergisst nur wieder, dass die ansprechende Lehre von der Schwelle durch Beobachtungen am Menschen gewonnen ist. Wie soll man eine niedrige Schwelle ohne Nervensystem annehmen, wenn doch thatsächlich der Mensch die Schwelle

Fechner.

seines Bewusstseins durch Aufmerksamkeit, also durch Schärfung seiner Sinne herabsetzt, d. h. wenn die grössere Kraftleistung durch eine grössere Anspannung des Nervensystems erzeugt wird. Doch es wäre ein Wortgefecht, die Hypothese Fechners widerlegen zu wollen. Sie ist unwiderleglich, weil sie spielerisch die Worte der Sprache ausdehnt. Sie ist unbegreiflich, sie ist unvorstellbar. Was von der Pflanzenseele gesagt worden ist, das trifft potenziert auf die kosmorganische Seele Fechners zu. Was nicht durch Menschensinne hindurchgegangen ist, das ist nicht in der menschlichen Sprache.

II.

Parallelismus.

Als die Gelehrten merkten, dass ihnen für die Wechselwirkung von Seele und Leib jeder Begriff fehlte, da stellte sich ihnen das Wort Parallelismus ein, zur rechten Zeit. Da gibt es z. B. einen seelischen Vorgang, den man Erinnerung nennt, oder vielmehr es gibt wahrscheinlich einen seelischen Vorgang, dessen Wirkung erst man Erinnerung nennt. Noch weniger weiss man von den physischen Bedingungen oder Begleiterscheinungen einer Erinnerung; man weiss nur, dass ein gesundes Gehirn Bedingung der Erinnerung sei, man ist abgeneigt, ähnliche Erscheinungen des Gedächtnisses bei hirnlosen Tieren und bei Pflanzen ebenfalls Erinnerungen zu nennen, man nimmt nur im allgemeinen an, dass dem, was unserem sogenannten Bewusstsein als Erinnerung bekannt ist, ein noch unbekannterer biologischer Vorgang zu Grunde liege. Diese beiden Vorgänge nennt man parallel oder man sagt noch schöner, sie seien wechselseitige Funktionen, weil sie Variable seien und mit jeder Veränderung der einen eine bestimmte Veränderung der andern gesetzmässig eintritt. In der Freude darüber, dass in diesen Erklärungen Seele und Leib nicht mehr als Substantive oder Substanzen vorkommen, übersieht man völlig die leere Wortmacherei, die schon im Gebrauche der Begriffe Funktion und Wechselseitigkeit steckt. Uns liegt es gewiss ebenso fern eine Seelensubstanz anzunehmen,

Digitized by Google

wie die Seelenerscheinungen materialistisch zu einem Produkte des Körpers zu machen, wie Karl Vogt das mit seinem unappetitlichen Bilde vom Harn möglichst cynisch auszudrücken suchte.

Das Bild von einer Wechselwirkung zwischen Seele und Leib aufzugeben und das schlechtere Bild vom Parallelismus an die Stelle zu setzen, das wäre doch ein Rückfall in halbscholastischen Dualismus, vielleicht darüber hinaus einmal in den Occasionalismus. Niemand kann schärfer als wir aussprechen (weil es ja das Um und Auf dieser Sprachkritik ist), dass „Wechselwirkung zwischen Seele und Leib" eine Reihe von schwebenden Begriffen ist; wir wissen nicht, was Seele ist, nicht, was Leib ist, wir wissen am wenigsten, was Wirkung oder gar Wechselwirkung ist. Doch leben und sterben wir vorläufig in einer Weltanschauung, die auf der Hypothese von Ursache und Wirkung aufgebaut ist. Böte ein Mensch uns einen Ersatz für den Ursachbegriff, wir wollten ihn als einen Gott verehren und das mit Recht; denn nur in einem Gotte oder in der Natur dürfte das, was wir Ursache nennen, aufgehoben sein, mitsamt der Zeit aufgehoben. Deshalb wird der Erlöser vom Ursachbegriff wohl niemals erscheinen. Der gepriesene Parallelismus jedoch vernichtet die Wechselwirkung zwischen Seele und Leib, vernichtet die unklaren Vorstellungen der alten, immerhin beziehungsreichen Begriffsfolge und gibt uns dafür ein völlig unbrauchbares, beziehungsloses, unvorstellbares Schlagwort. Der Parallelismus umgeht den Kausalbegriff. Aus dem unsicher gewordenen Materialismus hervorgegangen, möchte der Parallelismus, ohne rückwärts zu gehen, wenigstens leugnen, dass das Psychische seine Ursache im Physischen habe; er erkennt nicht, dass aller Streit um Leib und Seele nur ein Wortstreit ist, dass nur die arme Menschensprache ein identisches Wesen zweimal benennen muss und glaubt, die Not mit einem Worte wehren zu können. Es würde die Kinder kränken, wenn sie erführen, dass das dünne Kugelhäutchen von ekelhaftem Seifenwasser die Ursache der prachtvollen Regenbogenfarben

Kausalbegriff.

Digitized by Google

sei; so sagt er: ich, der Parallelismus, bin in der Seifenblase zwischen Körper und Farbe verborgen.

Dass Psychisches und Physisches nicht aufeinander wirken könne, hat man wortabergläubisch oft behauptet, seitdem das Physische als quantitative, das Psychische als qualitative Erscheinung schön erklärt worden ist; sind doch Quantität und Qualität verschiedene Kategorien. Was nicht hindert (wie man seit mehr als tausend Jahren weiss), dass so und so viele Schwingungen einer Saite die physische Ursache einer bestimmten Tonempfindung, also eines psychischen Erlebnisses sind. Und es kann nicht oft genug wiederholt werden, dass die Schwingungen dieselben bleiben, ob sie nun der Physiker misst oder der Musiker hört.

Sigwart.

Sigwart und seine Schüler haben schon lange eingesehen, dass der Kausalbegriff, der sonst die ganze Welt der Wissenschaften beherrscht, mit dem sogenannten Parallelismus nicht zu verbinden ist. Sigwart sagt selbst (Logik II. 518): „die Annahme von Kausalbeziehungen zwischen Vorgängen im Bewusstsein und äusseren Veränderungen ist durch die allgemeinen Voraussetzungen der empirischen Forschung gerechtfertigt, und die Theorie des psychophysischen Parallelismus ist weder durch den Begriff der Kausalität oder durch das Prinzip der Erhaltung der Energie gefordert, noch lässt sie sich ihrer Konsequenzen wegen durchführen.“ Daran ist durch die allzu logischen Ausführungen von H. Rickert und L. Busse nicht viel geändert worden. Nur darf man freilich, will man es mit der neuesten Fassung des alten Kausalitätsgesetzes, will man es mit der Erhaltung der Energie ernst nehmen, nicht die hohlen Worte Leib und Seele einander gegenüber stellen, sondern muss es wagen, jede einzelne Wirkung individuell so anzusehen, als ob die Begriffe Leib und Seele nicht existierten. Dass nichts im Wege steht, die Erhaltung der Energie (prinzipiell, denn von empirischen Beobachtungen kann keine Rede sein) auch auf das geistige Gebiet anzuwenden, das Geistige als eine Energieform für sich anzusehen, die in Beträge von physischer Energie umgesetzt und die aus ihnen wieder zurück-

Digitized by Google

Erhaltung der Energie.

gewonnen werden kann, hat schon Stumpf in seiner wertvollen Eröffnungsrede zum 3. Psychologenkongress (S. 9) ausgeführt. Seltsamerweise hat sich gerade Kurd Lasswitz, der zugleich ein Schüler Fechners und ein Schüler des Kritizismus sein möchte, gegen diese Ausdehnung des Energiebegriffs erklärt. „Dass das menschliche Gehirn nicht ein Apparat ist, in welchem räumliche Bewegung der Molekeln, oder, um noch allgemeiner zu sprechen, physische Energie sich in Empfindung und Gefühl verwandelt, das sieht man schon daraus, dass diese Energie nicht als solche verschwindet, sondern im physiologischen Prozess, in den chemischen Umwandlungen des Organismus erhalten bleibt.“ (Wirklichkeiten, S. 115.) Woher weiss Lasswitz so bestimmt, dass physische Energie sich nicht in Empfindung verwandelt? Der Vorgang ist freilich niemals gesehen worden und dennoch halte ich es für möglich, ihn soweit zu beschreiben, als die Mittel der Sprache es gestatten.

Was nämlich in der Aussenwelt die Bewegung ist, die man Schallwellen und Lichtwellen nennt, das breitet sich nach Naturgesetzen kugelförmig im Raume aus; und wenn der Begriff der Schwelle nicht auch in der physikalischen Welt seine Bedeutung hätte, so würde das Zwitschern der Meise und der Lichtschein des Glühwurms bis zum Sirius fort und weiter wirken. Nun trifft ein Bruchteil der kugelförmig ausgebreiteten Wellenschwingungen das menschliche Ohr, das menschliche Auge. Beim Stossen auf jeden andern Körper würde die Wellenenergie als Echo oder als Reflex irgendwie erhalten bleiben. Beim Stossen auf das Ohr, auf das Auge veranlasst das Gefüge dieser Organe eine Verwandlung in chemische oder sonstige Molekularbewegungen der äusseren Nervenenden. Diese Verwandlungen setzen sich dann bis nach den innern Nervenenden in der Grosshirnrinde fort. Zuletzt gibt es einen Punkt, wo wir die letzte Metamorphose, die Molekularbewegung in den Ganglien, nur noch theoretisch vermuten, die erzeugte Schall- oder Lichtempfindung dagegen als die gewisseste Thatsache unseres Seelenlebens kennen. Allerdings gibt es da immer den

Digitized by Google

Moment, in welchem wir nichts mehr wahrnehmen und den Sprung von der physischen zur psychischen Terminologie machen müssen. Zweierlei aber lehrt uns dennoch die Beobachtung dieses Weges: erstens, dass wir den Begriff der Verwandlung von Energie, der uns doch bei der Umformung der Lichtwellen in den Chemismus der Retina nicht stört, auch auf die letzte Umformung anwenden dürfen; zweitens, dass auf dem letzten Punkte, wo wir von der einen Seite physische Molekularbewegung vermuten, von der andern Seite psychische Empfindung wissen, weit besser von Identität als von Parallelismus die Rede ist. Es ist sehr geistreich, an diesem Punkte die Seele wirksam sein zu lassen, wenn auch nur wie eine Billardbande, die die Richtung des Balls und je nach seiner Bewegungsrichtung auch seine Kraft verändert; doch selbst in diesem Scherze noch tritt die Seele als Substanz auf und wir weisen es ab, ein Rätsel durch ein Gespenst zu lösen. Ein Rätsel ist auch das Wachstum des Organismus aus dem Samen, genau so wie das Entstehen des Geistigen aus dem Lebendigen. Ob es jemals möglich sein wird, etwas wie eine Aequivalenz zwischen Empfindungen und Molekularbewegungen nachzuweisen, das ist eine andere Frage. Es ist mit dem Gesetze der Energieerhaltung wie mit andern Axiomen: seitdem es begriffen worden ist, ist es uns selbstverständlich geworden. Es ist uns nur eine inhaltsreichere Umschreibung des uralten Satzes: causa aequat effectum. Und die scharfsinnigen Disputationen darüber, ob das Energieprinzip nur in einem geschlossenen, von aussen nicht beeinflussten Systeme Geltung habe oder darüber hinaus, können nur für einen ausserweltlichen Geist Interesse haben, dessen Bekanntschaft uns fehlt. Uns ist unsere Welt einstweilen ein solches geschlossenes System. In dieser Welt sehen wir etwas Unbekanntes von der einen Seite physisch, von der andern Seite psychisch. Dieses zweiseitige Verhältnis des Menschen zu der Unbekannten einen Parallelismus zu nennen, wäre ein sinnloses Bild. Nicht einmal den schönen Namen Monismus möchte ich der vorausgesetzten Identität geben, wenn dieses

Digitized by Google

Schlagwort sich auch auf die Ausgangsgedanken Spinozas beruft. Ehrlichkeit ist besser als Autoritätsglaube. Derselbe Spinoza, der die psychophysische Kausalität leugnete (nec corpus mentem ad cogitandum, nec mens corpus ad motum, neque ad quietem, nec ad aliquid aliud determinare potest) und etwas wie einen maschinenmässigen Parallelismus lehrte (ordo et connexio idearum idem est ac ordo et connexio rerum) hat doch wieder den Panpsychismus Fechners, der doch etwas ganz andres ist als der Parallelismus im Menschengehirn, vorausgenommen mit den Worten: omnia, quamvis diversis gradibus, animata sunt.

Auslösung.

Ich kann diesen Gegenstand nicht verlassen, ohne zu erwähnen, dass man vielfach für die Schwierigkeiten der Aequivalenz zwischen Physischem und Psychischem den Begriff der Auslösung bemüht hat, gewissermassen um das Wunder kleiner zu machen; so gab es Leute, die den Alchymisten wohl zutrauten, sie könnten eine Unze Gold künstlich herstellen, ihnen aber nicht zutrauten, sie könnten das Gold tonnenweise machen. Auslösung ist es, wenn der Ingenieur durch das leise Berühren eines elektrischen Knopfs einen Berg in die Luft sprengt; Auslösung ist es aber auch, wenn der Offizier durch die Sprachbewegungen, die das Wort „Schnellfeuer“ erzeugen, einen Hagel von Bleikugeln gegen tausend menschliche Körper fliegen lässt. Die auslösende Ursache ist da allerdings ausserordentlich klein im Verhältnisse zur Wirkung; aber die aufgehäuften Pulvermassen und der Drill des Regiments waren daneben wirkende Ursachen. Und einen Nullwert hat die auslösende Ursache niemals. Darum ändert diese an sich richtige Bemerkung nichts an dem Energieprinzip und hat mit der Lehre vom Parallelismus nichts zu schaffen.

Es ist also irreführend und schädlich, am Bilde vom Parallelismus festzuhalten; es ist auch dann noch irreführend durch den unglücklichen Begriff parallel, wenn es nur die Wahrheit sagen will, dass die Aussenansicht oder der physiologische Vorgang und die Innenansicht oder der psychische Vorgang in irgend einer Wirklichkeitswelt die

Digitized by Google

gleiche Sache seien, parallel aber doch in dem Sinne, wie man etwa an einer Kurve die äussere und die innere Begrenzung der Linien (die beide in der idealen Linie zusammenfallen) parallel nennen könnte. Die Vertreter des Parallelismus sagen, dass kausale Zusammenhänge nur zwischen verschiedenen physiologischen Erscheinungen und dann wieder zwischen psychologischen Erscheinungen bestehen, dass es aber ein Kausalverhältnis zwischen physiologischen und psychologischen Erscheinungen nicht gebe. Solange wir jedoch den Begriff der Ursache in unserer Sprache oder unserem Denken haben, so lange wird der physiologische Vorgang für uns auch Ursache des psychologischen heissen. Nur weil wir so ganz ausser stande sind, mit den Mitteln unserer Sprache, welche ganz und gar auf äussere Beobachtungen und gar nicht auf innere Beobachtungen eingerichtet ist, eine Brücke zu schlagen von der Nervenbewegung zu unseren Bewusstseinserscheinungen, darum greifen wir verzweifelt zu dem ganz unpassenden Bilde vom Parallelismus. Mit dem gleichen Rechte könnten wir Begattung und Zeugung, Reibung und Wärme u. s. w. Parallelerscheinungen nennen, könnten wir den Begriff der Ursache überhaupt durch den Begriff des Parallelismus ersetzen. Das wäre aber durchaus keine Weiterentwickelung des alten Ursachbegriffs, sondern ein Rückfall in eine Urzeit, in welcher z. B. Blitz und Donner unerklärte Parallelbegriffe waren.

Bequem ist das Wort freilich. Kann man z. B. die Ichvorstellung nicht erklären und doch nicht ohne sie auskommen, weil es in der ganzen Psychologie nicht das leiseste Fühlen oder Wollen gibt ohne ein fühlendes oder wollendes Ich, so nennt man das Ich einfach die subjektive Parallelerscheinung einer bestimmten biologischen Entwickelungsstufe (Jodl, Lehrbuch der Psychologie, 93). Damit wäre aber auch die ganze Denkrichtung von Kant und dessen Schülern, welche das Verhältnis des Ich und der Welt zu fassen, die Welt als eine Vorstellung des Ich zu begreifen suchten, aus dem Denken wieder herausgeworfen.

Digitized by Google

Aussen und innen.

Hat man eingesehen, dass alle physischen Vorgänge im Gehirn noch unbekannte Bewegungen sind und dass eine unbekannte Bewegung unaufhörlich in unserem sogenannten Bewusstsein herrscht, so haben wir gar keinen Anlass, vor dem Gedanken zurückzuschrecken, dass irgend eine ebenso unbekannte Bewegung den Uebergang vom Physischen zum Psychischen vermittelt, dass z. B. die schwingende Bewegung eines Glockenmantels in immer neue Bewegungen übergeht, bis diese Bewegungen für uns zu der Erscheinung eines bestimmten Tones werden. Unsere Sprache ist, wie gesagt, nur für Wahrnehmung der Aussenwelt eingerichtet; darum drängt unsere Weltauffassung durch die Sprache immer dazu, materialistisch zu werden, darum sind wir z. B. geneigt, Bewegung zu nennen, was allen Vorgängen vom Schwingen der Glocke bis zur Tonempfindung gemeinsam ist. Wir möchten dafür gern Veränderung sagen, aber dieser Begriff ist ebenso hohl und leer wie der Begriff Parallelismus. Stünden wir nicht unter dem Banne der Sprache, wäre unser Denken nicht von der Sprache abhängig, wäre — was dasselbe sagen will — unser Denken nicht von dem Denken, unsere Sprache nicht von der Sprache abhängig, so müssten wir einsehen, dass schon im Schwingen der Glocke ein Parallelismus von Aussen und Innen da sein muss, dass auch schon den Schwingungsbewegungen der Glocke, die doch nur für unsere Sinne da sind, irgend ein innerer Vorgang entsprechen muss, der für die Glocke, oder vielmehr für ihre elementaren Teilchen da ist. Denn Glocke ist das Ding nur für uns. Vielleicht ist für die elementaren Teilchen der Metallmasse das, was für uns Schwingungsbewegung ist, bereits schon wie eine Art Innenleben. Dann hätten wir schon am Anfang der Kausalreihe gewissermassen zwischen Seele und Leib zu unterscheiden, und der Begriff Parallelismus hätte einen ganz andern Inhalt. Nur dass es mir unmöglich ist, diesen Inhalt mit den Mitteln einer Sprache anzugeben, die auf der einen Seite der Ereignisse allein lebt, und von der andern Seite der Ereignisse nichts weiss.

Digitized by Google

Wenn ich mit dem Zirkel und mit dem Bleistift eine Kreislinie ziehe, so ist es für die praktischen Zwecke gleichgültig, ob ich den Kreis an der Innenseite oder an der Aussenseite der dünnen Bleistiftlinie annehme; die beiden Kreise kann man, wie gesagt, parallel nennen. Und doch ist der Anblick ein entgegengesetzter, wenn wir uns den Beobachter in die Ebene des Kreises hineindenken, und zwar das eine Mal nach Innen, das andre Mal nach Aussen. Für den erzeugenden Zirkel ist die Linie konkav, für die unendlich grosse Aussenwelt des Kreises ist die Linie konvex. Wenn Kochsalz krystallisiert, so bildet es von Innen heraus einen Würfel. Für die mathematische Berechnung ist es gleichgültig, ob man die Form von Innen heraus nach der Salzmasse bestimmt oder von Aussen nach dem Raum, welchen die Salzmasse in der unendlichen Welt für sich beansprucht. Die Grenzflächen sind sogar noch feiner als die Bleistiftlinie des Kreises, sie sind buchstäblich identisch, aber auch da würde der Betrachter innerhalb des Würfels die Form ganz anders sehen als der Betrachter von Aussen es thut. Dieses Aussen und dieses Innen könnte man wieder parallel nennen. Aber die materialistische Sprache ist immer aussen, niemals innen und kann darum den Parallelismus gar nicht beschreiben, für den sie ein Wort hat. An der Aussenecke des Würfels stossen wir uns, in die Innenecke können wir gar nicht hinein. Wir sagen uns trotzdem, dass die beiden Ecken parallel sind. Aber die Sprache oder das Denken kennt immer nur das Konvexbild der Welt und wird das Konkavbild der Welt niemals begreifen.

Das Uhrengleichnis.

Die Sprache, wohlgemerkt, weil sie immer materialistisch ist, weil sie die Elemente von den Zufallssinnen erhält. Richteten wir dagegen unsere Aufmerksamkeit auf die andre Ueberzeugung, dass unsere Welt in unserem Bewusstsein erst durch die Zufallssinne entsteht, dass unsere Welt unsere Vorstellung ist, so müssten wir sagen: wir kennen nur das Konkavbild der Welt und werden das Konvexbild niemals begreifen. Wir müssten für die äussere und für die innere Welterkenntnis zwei verschiedene Sprachen

Digitized by Google

haben. Wir besitzen aber nur eine arme Sprache und quälen uns umsonst, an ihren Krücken den Abgrund zwischen Physiologie und Psychologie zu überspringen. Nur Metaphern bietet uns die Sprache, nur Bilder, und eines dieser Bilder ist das wissenschaftliche Modewort: Parallelismus zwischen Seele und Leib. Ein hübscheres, wenn auch nicht besseres Bild lag seit Jahrhunderten in dem bekannten Uhrengleichnisse vor.

Die Philosophen, welche etwas von der Natur zu lernen suchten und dabei dennoch die christlichen Vorstellungen des scholastischen Mittelalters retten wollten, also die kontinentalen Philosophen von Descartes bis Leibniz, haben das Verhältnis von Leib und Seele mehrfach durch das Bild zweier Uhren begreiflich zu machen gesucht, die gleichen Gang zeigen. Die Ausführung dieses Bildes durch Leibniz ist berühmt geworden. Er weist auf drei Möglichkeiten hin, die den gleichen Gang verursachen können. Erstens können beide Uhren durch Schwingungen, die sie einer gemeinsamen Befestigung mitteilen, einander so beeinflussen, dass ihr Gang derselbe werde. Zweitens könne stets die eine Uhr gestellt werden, um sie in gleichem Gange mit der anderen zu erhalten. Drittens könne von vornherein der Künstler so geschickt gewesen sein, dass er beide Uhren, obschon ganz unabhängig voneinander, gleichgehend gemacht habe. Leibniz meint nun, die erste Art des Zusammenhanges sei zwischen Leib und Seele unmöglich, was übrigens auch heutzutage nur der grobe Materialismus leugnen kann. Das unaufhörliche Stellen der einen Uhr, was in der Geschichte der Philosophie zwischen Descartes und Leibniz als Occasionalismus auftritt, sei Gottes unwürdig; und wirklich erscheint uns kaum eine andere Weltanschauung so blödsinnig wie die eines allmächtigen Gottes, dessen Allmacht sich unaufhörlich mit den albernsten Kleinigkeiten abgeben muss, weil sie nicht einmal eine gut gehende Maschine zu ersinnen im stande war. Es bleibt also nach der Meinung Leibnizens nur die dritte Möglichkeit übrig und das sei seine Lehre von der prästabilierten Harmonie. Was

Digitized by Google

Leibniz noch für unmöglich hielt, dass nämlich das ganze Uhrengleichnis unsinnig ist, dass nämlich Leib und Seele gar nicht auseinander gehen können, weil sie gar nicht zwei verschiedene Uhren sind, das hat Fechner zuerst ausgesprochen, und das liegt ungefähr der jetzt herrschenden Lehre von einem Parallelismus zwischen Seele und Leib zu Grunde. Fechner selbst fasste die Frage tiefer, leider auch mystischer. Die englischen Verfechter eines Parallelismus dürften aber die Sache ungefähr so auffassen, dass sie die Seele mit dem Zifferblatte vergleichen, den Leib mit dem Uhrwerk, was dann zwar so etwas wie ein Gleichnis, aber doch ein Gleichnis von der schlechten Art bietet, weil es die Frage weder erklärt, noch auch nur anschaulicher macht. Es ist mit dem Uhrengleichnis aber auch wirklich gar nichts anzufangen. Wir dürfen nicht einmal Zifferblatt und Uhrwerk einander gegenüberstellen, denn das Zifferblatt mit dem Zeiger ist nur eine bequemere, übersichtlichere Darstellung des Uhrenganges; jeder Mathematiker könnte, falls ihm alle Daten gegeben wären, ohne Zifferblatt und Zeiger aus dem Stande der Räder die Zeit bestimmen. Die Uhr ist Leib mitsamt ihrem Zifferblatt und ihrem Zeiger; erst unser Zeitablesen ist ein psychischer Vorgang.

Im Altertum soll es lebendige Uhren gegeben haben, zeitmessende Sklaven, welche durch Abzählen in jedem Augenblicke im stande waren, dem Könige die Tageszeit anzugeben. Soweit diese Sklaven Uhren waren, waren sie gar nicht Körper und nur Seele, wenn sie etwa, mit besonders feiner Zeitempfindung begabt, aus dem Gedächtnisse die Stunde abmessen konnten, so wie unsere Klavierspieler die Dauer des Minutenwalzers ziemlich genau einhalten können. Zählten aber jene lebendigen Uhren die Stunde etwa nach der Zahl ihrer regelmässigen Pulsschläge oder ihrer Atemzüge, so kann man allerdings das Atmen oder die Blutzirkulation als das relativ Körperliche auffassen und ihre Aufmerksamkeit allein als das Seelische.

Immer hängt es von der Richtung unserer Aufmerksamkeit ab, also schliesslich von unserem Interesse oder der un-

Digitized by Google

bewussten Absicht unseres Denkens, ob wir uns auf der konkaven oder auf der konvexen Seite der Welt glauben. Das wahre Verhältnis zwischen Seele und Leib werden wir niemals erkennen, aber nur darum nicht, weil wir uns mit unserem Denken oder mit unserer Sprache niemals auf beide Seiten zugleich stellen können. Wer die Frage nach dem Verhältnisse zwischen Seele und Leib so aufwirft wie andere Wissensfragen, der verkennt das Wesen der möglichen Erkenntnis. Die Vorgänge, welche wir bald physiologisch, bald psychologisch betrachten, sind von diesen beiden Standpunkten aus unvergleichlich, weil sie in der sprachlosen Naturwirklichkeit identisch, weil sie in der Menschensprache disparat sind. Wir werden darüber niemals etwas wissen, aber nur darum nicht, weil das Wissen sprachlich ist und sprachlich disparate Begriffe nicht zu einem Urteile verbinden kann. So aufgehellt scheint uns Du Bois-Reymonds feierliches „Ignorabimus“ in vielen humoristischen Lichtern zu spielen.

*

Ignorabimus.

Das unglückliche Wort Du Bois-Reymonds mag dadurch entstanden sein, dass der deutsche Redner eine ruhigere und bescheidenere Aeusserung Tyndalls in seiner bombastischen Weise übertrumpfen wollte. Tyndall hat (am 19. August 1868) über Ziel und Grenze des wissenschaftlichen Materialismus gesprochen und gesagt, es entspreche einem bestimmten Bewusstseinszustande gewiss ein bestimmter physikalischer Zustand des Gehirns, diese Bemerkung sei aber weniger eine logische Schlussfolgerung als vielmehr eine empirische Association. Man dürfe Gehirn und Bewusstsein nicht vergleichen etwa mit dem Verhältnisse zwischen einem elektrischen Strom und der durch ihn bewirkten Ablenkung der Magnetnadel. Den Uebergang vom elektrischen Strome zur Magnetnadel könne man sich vorstellen, den Uebergang von der Molekularbewegung des Gehirns zum Bewusstsein könne man sich nicht vorstellen. „Der Uebergang von der Mechanik des Gehirns zu der ent-

Digitized by Google

sprechenden Thatsache des Bewusstseins ist undenkbar. Zugegeben, dass ein bestimmter Gedanke und ein bestimmter molekularer Vorgang gleichzeitig im Gehirn stattfinden, so besitzen wir doch nicht das geistige Organ, und anscheinend auch nicht einmal die Anlage zu einem solchen, welches uns befähigte, durch irgend einen Denkprozess vom einen zum andern überzugehen. Sie treten zusammen auf, allein wir wissen nicht warum. Wären unsere Seele und unsere Sinne so entwickelt, gekräftigt und erleuchtet, dass wir die Molekeln des Gehirns selbst sehen und fühlen könnten; wären wir fähig, allen ihren Bewegungen, ihrer Gruppierung und ihren elektrischen Entladungen, falls es solche hierbei gibt, zu folgen; und wären wir auf das genaueste bekannt mit dem entsprechenden Zustand von Gedanken und Gefühlen, so wären wir doch so weit entfernt als je von der Lösung des Rätsels."

Du Bois Reymond hat in seinem Vortrage „Ueber die Grenzen des Naturerkennens" (14. August 1872) diesen bescheidenen Verzicht ohne Bescheidung formuliert. Wortabergläubischer als die meisten Physiologen von geringerm Rufe unterscheidet er prinzipiell zwischen Lebenserscheinungen und Bewusstseinserscheinungen. Das Leben sei materialistisch erklärbar, wenn nicht jetzt, so doch in Zukunft. „Der traumlos Schlafende ist begreiflich, soweit wie die Welt, ehe es Bewusstsein gab." Ausser den Rätseln, welche am entgegengesetzten Ende das Wesen von Materie und Kraft umhüllen, sei das Bewusstsein allein unbegreiflich. Gegen den Schluss seines Vortrags erwähnt er zwar Fechners Panpsychismus; aber er hat zu der vierten Möglichkeit in der Aufgabe des Uhrengleichnisses kein rechtes Verhältnis. Das Leben ist ihm eine wohlbekannte Erscheinung, das dereinst noch alle seine Geheimnisse sich wird abfragen lassen; das Bewusstsein wird sich unserer Erkenntnis immer entziehen. Du Bois Reymond begnügt sich nicht einmal mit der Behauptung „das werden wir niemals wissen"; er fasst den Gedanken so monumental wie möglich in das eine lateinische Wort: Ignorabimus.

Digitized by Google

An diesem Worte verrät sich so deutlich, wie weit entfernt unsere Gelehrten von der schreiend notwendigen, erkenntnistheoretischen und sprachkritischen Einsicht sind, dass ich der Verführung nicht widerstehen kann, mit einer kleinen Untersuchung über das „Wissen" scheinbar abzuschweifen. Ich möchte dadurch zu einer, wie ich glaube, fast heitern Analyse des Wortes „Ignorabimus" gelangen, muss aber dafür Anschauungen berühren, deren Prinzipien erst in den grammatischen und sprachwissenschaftlichen Teilen dieses Werkes gegeben werden können.

Die Sprachkritik, welche die Frage untersuchen will, wie weit die menschliche Sprache ein taugliches Werkzeug des Erkennens oder des Wissens ist, bietet nämlich für die Illustration ihrer skeptischen Ergebnisse vielleicht kaum ein besseres Beispiel als das deutsche Wort „wissen" selbst. Die Untersuchung dieses Wortes vermag uns von selbst zu Vorstellungen zu führen, die in allgemeinen und abstrakten Untersuchungen gar zu gewagt und freventlich erscheinen könnten. Sehen wir einmal, bis zu welcher Möglichkeit wir, von der gegenwärtigen Sprachwissenschaft geleitet, den Bedeutungswandel des Wortes „wissen" verfolgen können.

An die Spitze möchte ich die Bemerkung stellen, dass die allgemein angenommene Etymologie des Wortes in ihrer einfachen Gleichung (ich weiss = ich habe gesehen) den Ausgangspunkt aller neuern Erkenntnistheorie weit schärfer ausdrückt als selbst der berühmte Satz, es sei nichts im Verstande, was nicht vorher in den Sinnen gewesen ist. Die sogenannte Wurzel „vid" findet sich in der Bedeutung sehen, beobachten im Sanskrit, im Griechischen, im Lateinischen und im Gotischen. Es ist hübsch, dass die Sprachwissenschaft ohne erkenntnis-theoretische Nebengedanken, rein historisch, zu der Ueberzeugung gelangt ist, dass das deutsche Wort „weiss" ebenso wie die entsprechenden griechischen (οἶδα), slavischen und Sanskritworte ein Perfektum des Begriffs „sehen" ist. Man weiss, was man gesehen hat. Das französische savoir (sapere) bietet eine sehr interessante Vergleichung.

Digitized by Google

Auf etymologischem Wege kommen wir nicht weiter. Wohl hat man die alte Lautgruppe „vid“ mit dem alten Adverbium di verglichen, welches im lateinischen „dis“ (zwischen) erhalten ist, und dieses dis wieder mit dem alten Zahlenzeichen dvi (zwei), wohl hat man den Begriff des Beobachtens so als den Begriff des Unterscheidens „zwischen zweien“ erklärt und sogar an das Hebräische erinnert, wo die Lautgruppe bin ebenso die Begriffe „zwischen“ und „wissen“ bezeichnet. Uns muss solche Etymologie über historisch beglaubigte Thatsachen der Sprache hinaus wie immer als ein gefährliches Spiel erscheinen, hier besonders deshalb, weil der sehr abstrakte Begriff des Unterscheidens oder Vergleichens nur gewaltsam in irgend einer Urzeit mit dem so viel konkretern Begriff „sehen“ verbunden werden kann. Eine wahrscheinlichere Vorstellung von dem alten Begriff sehen erlangen wir, wenn wir uns tapfer von allen Kategorien der gegenwärtigen Sprache emanzipieren und die Begriffe „sehen“ und „wissen“ einmal ganz aus der Urzeit entwickeln.

scheinen. In einem Werke von Regnaud (Origine et Philosophie du Langage S. 191 u. s. w.) finden wir auf beinahe zwanzig Seiten eine kurze und sehr erweiterungsfähige Zusammenstellung der Bedeutungswandlungen, welche die — wie man zu sagen pflegt — synonymen Ausdrücke für „scheinen“, „glänzen“ nach verschiedenen Richtungen hin genommen haben. Wir finden da in einer Unterabteilung nicht weniger als fünf sogenannte Wurzeln, welche von der Bedeutung des Leuchtens, Scheinens, Brennens zu der Bedeutung des Sehens oder Erkennens führen. Die Richtigkeit dieser Sprachforschungen vorausgesetzt, entstehen da die Worte αἰσθάνομαι und scire so, dass ihr alter Stamm das aktive Brennen bedeutete, dass aus diesen aktiven Verben die des Scheinens entstanden; das beobachtende Subjekt, das von den leuchtenden Gegenständen beschienen wurde, konnte sie dann sehen, konnte erkennen, was es gesehen hatte. Das deutsche Wort „scheinen“ (im Sinne von glänzen) scheint einen ähnlichen Zusammenhang zu haben. Man bringt es wenigstens mit

Digitized by Google

Sanskrit- und Zendworten zusammen, welche in den germanischen Sprachen zu schön (ansehnlich, glänzend, englisch: sheen) und scheinen, im Griechischen und Lateinischen zu γιγνωσκω, nosco führten, bei welchem letzteren Worte uns wieder das Perfectum novi (ich weiss = ich habe gesehen) einfällt. In diese Gruppe von Bedeutungswandlungen gehört offenbar der sogenannte Stamm vid, welcher uns in einigen Sprachen als „sehen" begrüsst, welcher sich so vielfach zum „gesehen haben" oder „wissen" entwickelt hat, und welcher in alter Zeit zugleich das aktive Scheinen der leuchtenden Körper und dass passive Beschienenwerden der sehenden Subjekte umfasst zu haben scheint. Schwer zu verfolgende Fäden mögen von diesen Stämmen sogar zu unsern Ausdrücken für sprechen herüberführen, wenn wir unser „sagen" mit dem Sanskritworte in Verbindung bringen dürfen, das in verschiedenen Ableitungen sowohl scheinen, als sehen, als sagen bedeuten kann.

Halten wir also einstweilen fest, dass mit grosser Wahrscheinlichkeit unser „wissen" auch sprachlich ein Gesehenhaben ist und dass vielleicht das „Sehen" auch sprachlich ein Beschienenwerden ist. Alle Rätsel unserer Erkenntnistheorie werden da auf einmal durch die Geschichte eines Wortes beleuchtet, die uns doch von ganz unbefangenen, einer philosophischen Deutung fremden Forschern geboten worden ist. Nun sind wir da, wieder ganz unbefangen und absichtslos, bei Activum und Passivum angelangt, also bei Beziehungsformen des Verbums, die jeder Schuljunge lernt, trotzdem sie in unseren modernen Sprachen eigentlich gar nicht existieren und wir für diese Beziehungen trotz tausendjähriger Arbeit der Grammatiker keine rechte Begriffsbezeichnung haben. Wir haben aus der lateinischen Grammatik wohl die Ausdrücke Aktivum und Passivum übernommen, besitzen aber, wenn wir ehrlich sein wollen, für diese beiden Dinge keinen obern Begriff. Die gelehrte Grammatik bringt das Aktivum und Passivum unter dem „Genus" des Verbums unter; die Franzosen sagen dafür voix; weder Deutsche noch Franzosen können sich etwas dabei denken.

Digitized by Google

Passivum.

Im Banne der Sprache, im noch engern Banne der Grammatik sind wir geneigt, im aktiven Verbum den entsprechenden Ausdruck für einen wirklichen psychischen Vorgang zu erblicken, das Verbum für eine der zwei unentbehrlichen Sprachkategorien (neben dem Substantiv) zu halten und weiter die aktive Form des Verbums für die ursprüngliche. Wir werden, vom Banne der Sprache befreit, noch erkennen, dass nirgends in der Wirklichkeitswelt an sich ein Vorgang vorhanden ist, der unsern Thätigkeitsworten entspricht, dass es der Menschengeist ist, der Reihen von Veränderungen um einen Zweckbegriff gruppiert und solche Gruppen als Thätigkeiten auffasst und benennt. In der Wirklichkeit sind es immer die Sinne des Subjekts, welche einen Eindruck von aussen erfahren, in der Wirklichkeit ist also das Beobachten z. B. das Sehen immer etwas Passives. Aus diesem letzten Grunde schon ist die Ursprünglichkeit der aktiven Verbalform verdächtig; aus diesem letzten Grunde schon wäre es vorstellbar, dass der Begriff „sehen" ursprünglich „scheinen" oder „glänzen" bedeutet haben konnte. Dafür sprechen auch sprachgeschichtliche Thatsachen, so z. B. dass im Sanskrit und im Griechischen das sogenannte Medium (unserm Passivum entsprechend) einen aktiven Sinn haben konnte, aber nicht umgekehrt, dass also in diesen Sprachen das Medium wahrscheinlich älter war als das Aktivum. Es ist ja auch natürlich, dass der Mensch in einer Urzeit früher seine Empfindungen subjektiv wahrnahm, als dass er sie objektiv auf die Welt bezog. Wenn das Tier sprechen könnte, so würde es gewiss in der Form des Mediums oder Passivums sprechen. Die Herstellung einer objektiven Welt im Verstande ist nur eine Deutung der subjektiven Empfindungswelt. Das Medium oder Passivum ist in den Empfindungen da und muss erst in den Sinn des Aktivums kunstvoll umgedeutet werden. Meine Empfindung „grün" ist ursprünglich die, dass ich begrünt werde; dass mich die Wiese begrünt, ist ein Schluss, den ich aus der Erfahrung ziehe. Ich glaube zu wissen, was ich gesehen habe; ich glaube zu sehen, wenn ein Licht-

Digitized by Google

Meta-grammatik.

eindruck auf mich gemacht worden ist. Da halten wir plötzlich an einer Stelle, wo der Sinn des Verbums überhaupt uns verlässt; und mit dem Sinn des Verbums der Sinn der Logik, wie sie sich seit zweitausend Jahren um die Kategorien der Grammatik rankend entwickelt hat. Alle Logik gründet sich auf die bekannte Satzform des Urteils, auf die Verbindung von Subjekt und Prädikat, die für unser Denken notwendig eine Verbindung von Substantiv und Verbum geworden ist. Unser logisches Denken geht in Brüche, wenn wir uns den Sinn des Verbums nicht mehr wie bisher vorstellen können.

Anderseits werden wir uns darauf besinnen, dass die Erkenntnistheorie seit Locke und Kant immer deutlicher begriffen hat, es sei unser Wissen von der Wirklichkeitswelt subjektiver Natur. Wollten wir die Gedanken Kants mit Begriffen der Schulgrammatik ausdrücken, so könnten wir ganz gut sagen: wir haben nur das Bewusstsein von Sinneseindrücken; die Ursachen dieser Sinneseindrücke erkennen wir nicht unmittelbar, kennen wir eigentlich gar nicht. Wir wissen nur etwas von der Erscheinung der Welt; das Ding-an-sich, das als ihre Ursache hinter den Erscheinungen steckt, kennen wir nicht. Das Ding-an-sich aber, das hinter den Erscheinungen, das hinter den Sinneseindrücken steckt, ist ja gar nichts anderes als unser den Schuljungen so wohlbekanntes, dem letzten Denken so unbekanntes Substantiv. Wissen wir nun schon durchaus nichts von dem Substantiv, von der Ursache unserer Sinneseindrücke, so können wir natürlich womöglich noch weniger wissen von dem ursächlichen Verhältnisse zweier Dinge aufeinander, zweier Substantive aufeinander, von dem ursächlichen Verhältnisse, das in der Wirklichkeitswelt Veränderung oder Thätigkeit, in der sprachlichen Welt aber Verbum heisst. Ich wiederhole: die Erkenntnistheorie lehrt uns seit hundert Jahren nichts anderes, als was wir eben durch sprachliche Untersuchungen gewonnen haben, dass nämlich wir anstatt der Dinge nur ihre Erscheinungen kennen, dass es also in der Wirklichkeitswelt kein Substantiv gibt, dass

Digitized by Google

es also in der von uns wahrgenommenen Wirklichkeitswelt noch weniger ein Wirken der Dinge aufeinander, ein Wirken der Substantive aufeinander geben kann. Dinge und Wirken, Substantive und Verbum hat der menschliche Verstand aus der Thatsache seiner Sinneseindrücke gefolgert, aus den Erscheinungen, die er in einem unwiderstehlichen Bedürfnisse nach Ursächlichkeit in seinem Kopfe zu Eigenschaften, Adjektiven von Unbekannten gemacht hat.

Das ist die überaus wichtige Parallele zwischen der Sprachkritik und der Kritik der reinen Vernunft. Da für uns Vernunft nichts anderes ist als Sprache, so hätten wir im Voraus wissen müssen, dass die Kritik der einen wie der andern zu dem gleichen Ergebnisse führen würde. Dennoch ist es eine fast freudige Ueberraschung, dass Sprachforscher, die kaum etwas von Kant wissen, historisch auf den gleichen Weg geführt worden sind. Wer aber die letzten Konsequenzen solcher Anschauungen zu ziehen bereit ist, wird hier erkennen, wohin die historische Schulung unserer Zeit führen muss, wenn sie nicht in alexandrinischem Kleinkram stecken bleiben will. Der Darwinismus hat den Begriff der Entwickelung auf das Bestehen der organischen Arten angewendet, und die Frommen sind darüber erschrocken, wie sie früher über den Gedanken an eine historische Entstehung unseres Planetensystems erschrocken sind. Rée und nach ihm Nietzsche haben den Begriff der Entwickelung historisch auf die moralischen Anschauungen angewendet, und alle gewissenhaften Menschen haben sich darüber entsetzt. Die Sprachkritik will die Kategorien der Sprache, also des Denkens historisch betrachten. Da hätte das Denken Ursache, sich über seinen eigenen Bankerott, über die Notwendigkeit seines Selbstmords zu entsetzen. Denn ganz unabhängig von erkenntnis-theoretischen Rücksichten ist die Forschung nach dem Ursprung der Sprache dazu gelangt, das Verbum mitsamt dem Substantiv als eine spätere, aus dem Eigenschaftsbegriff sich entwickelnde Sprachkategorie anzusehen.

„Ich weiss“ ist so viel wie „ich habe gesehen“. Das ak-

Digitized by Google

tive „Sehen“ ist so viel wie das passive „einen Lichteindruck empfangen haben“. Dieses Passivum heisst: die leuchtende Eigenschaft eines Dings wahrnehmen. Man sieht: Perfektum verwandelt sich in Gegenwart, Passivum in Aktivum, Adjektiv in Verbum. So ist es historisch zugegangen. So geht es — unmerkbar freilich für unsere grobe Aufmerksamkeit — bei jedem Wahrnehmen in jedem Augenblicke zu. Dieser Einsicht gegenüber machen die Versuche, den Sinn des Verbums zu definieren, nur einen kläglichen Eindruck. Ich will mich bei der Kritik dieser ungezählten Definitionen nicht aufhalten. Nur an die sprachlichen Bezeichnungen von dieser Kategorie will ich erinnern, weil sich in ihnen die ganze Verlegenheit der Grammatik ausspricht. Die alte Bezeichnung Verbum ist das Wort par excellence und steht auf dem Standpunkte des Aristoteles und unserer Schulknaben, die im Thätigkeitswort, neben dem Substantiv, den wichtigsten Redeteil sehen. Die deutsche Grammatik hat es zu einem technischen Ausdrucke gar nicht gebracht, die von mir eben gebrauchte Bezeichnung Thätigkeitswort passt nicht auf die Zustandsworte und die passiven Begriffe. Die sehr häufige Bezeichnung Aussagewort ist ein sichtlicher Pleonasmus; man könnte ebenso gut Redeteil oder Redewort sagen. Am gebräuchlichsten ist der Ausdruck „Zeitwort“. Aber die historische Sprachforschung hat es beinahe ausser Zweifel gestellt, dass das Verbum ursprünglich einen Zeitunterschied nicht kannte, wie das Verbum bei sogenannten wilden Völkern heute noch mitunter zeitlos ist. Es sind in den erhaltenen alten Sprachen Spuren vorhanden, die beweisen, dass Perfektformen einen dauernden Vorgang ausdrückten, also das, was wir die Gegenwart nennen in Sätzen wie „die Sonne scheint“. Solche dauernden Vorgänge sind aber gerade das, was wir Erscheinungen nennen und die uns eigentlich als Eigenschaften der Wirklichkeitswelt in die Sinne kommen. Wir gelangen also auch auf diesem Wege dazu, das Verbum als ein den menschlichen Denkgewohnheiten angepasstes Eigenschaftswort zu betrachten.

Verbum.

Ich bin weit abgekommen, bin bis auf ein Gebiet ge-

Digitized by Google

raten, wo wir auf dem weitern Wege die ältesten Stützen der Grammatik und damit der Logik werden zusammenbrechen sehen. Und ich wollte doch nur das feierliche Wort Ignorabimus einmal so gründlich analysieren, als es die Mittel der Sprachkritik zulassen. An dieser Stelle will ich aber dem Wegbegleiter noch nicht das Aeusserste zumuten: das Zugeständnis, dass wir uns mit den Eigenschaften oder Qualitäten (weil sie Uebersetzungen der Quantitäten aus der Wirklichkeitswelt in die Sprache der menschlichen Sinne sind) nur metaphorisch unsere menschliche Erscheinungswelt aufbauen können, dass wir uns mit den aus den Eigenschaftswörtern entstandenen Substantiven und Verben gerade nur praktisch in der jeweiligen Gegenwartswelt orientieren können, dass insbesondere die nach kümmerlicher Analogie gebildeten komplizierten Tempusformen der Verben nichts besagen, wenn wir sie auf die schwierigsten Fragen der psychologischen Spekulation anwenden. An dieser Stelle mag es genügen, die historische Perfektform der Worte für „wissen“ festzuhalten. Im Deutschen, im Lateinischen wie im Griechischen heisst wissen so viel wie gesehen haben, bemerkt haben. Die Etymologie von ignorare ist nicht ganz sicher (ignarus?); jedenfalls ist es eine Negation des lateinischen Wortes für wissen. Lassen wir nun, um uns nicht zu verlieren, die schielende Bedeutung der Negation und die (wie sich ergeben wird) ebenso schielende Bedeutung der Futurumsform beiseite, so bleibt doch als schlichter Sinn des lapidaren Wortes Ignorabimus nur übrig: „Wir werden nicht gesehen haben, wir werden nicht bemerkt haben.“ Allerdings wir werden den Uebergang des Körperlichen in das Seelische niemals gesehen haben. Du Bois-Reymond war vorsichtiger, als er die schwächere Fortsetzung seiner Rede, den Vortrag über die sieben Welträtsel, mit dem anderen Worte schloss: Dubitemus.

III.

Man kann wirklich die Geschichte der Psychologie oder Seelenkunde kurz dahin zusammenfassen, dass seit der Aus-

Digitized by Google

bildung dieser Wissenschaft zu einer besonderen Disziplin, also seit ungefähr dreihundert Jahren, auf diesem Gebiete immer weniger gewusst wird. Die neuesten Psychologen vermeiden bereits, ihre Werke einfach „Psychologie“ zu nennen, und es wird wohl nicht lange dauern, bis der Gegenstand dieser Wissenschaft, die menschliche Seele, aus der Reihe der technischen Ausdrücke ausgeschieden sein wird. Man wird bald einsehen müssen, dass alle physiologischen Thatsachen, durch welche man die Vorstellungen und die Willensakte des Menschen beschreiben will, durch die Einführung des Seelenbegriffs nur verwirrt werden. Nichts aber kann dem Sprachkritiker ferner liegen als das Protzentum der Materialisten, welche seit hundert Jahren vorgeben, den Mechanismus von Vorstellen und Wollen zu kennen, weil sie anstatt Seele Gehirn sagen. Sie sind das Seelengespenst los geworden, aber nur um es durch ein paar Dutzend andre Wortgespenster zu ersetzen; so mag ein frommer Mann in einem verwunschenen Schlosse sich dabei beruhigen, wenn er gegen das Schlossgespenst ein paar wunderthätige Heiligenbilder aufgehängt hat. Nach wie vor werden die Abstraktionen der alten Psychologie scholastisch durcheinander gemengt, von den Materialisten erst recht. Die alten Worte sind ihnen der Zopf, an welchem Münchhausen sich selbst aus dem Sumpf zog. Ich will das Bild durch ein moderneres zu ersetzen suchen. Die Sprache ist den Materialisten wie allen Systemmachern eine so trügerische Stütze, wie es die Lenkstange dem Anfänger im Radfahren ist. Auch der Anfänger im Radfahren klammert sich, wenn er schwankt, an die Lenkstange und behält sie im Fallen krampfhaft in der Hand; er vergisst, dass die Lenkstange zu seiner Maschine gehört, also keinen Stützpunkt ausser ihr abgeben kann.

Psychologische Terminologie.

Eine der gröbsten Verirrungen der Psychologie ist übrigens aus der richtigen Ahnung hervorgegangen, dass man sich wissenschaftlich von dem Seelengespenst befreien müsse. Diese Verirrung ist Galls Phrenologie.

Phrenologie.

Die Gehirnkunde hat eine ähnliche Geschichte wie die Himmelskunde, nur dass man in der Kenntnis des Gehirns

Digitized by Google

heute noch nicht so weit ist, wie in der Astronomie vor zweitausend Jahren. Wie man in der Kindheit der Astronomie eine Anzahl Sterne, um ihrer gegenseitigen, scheinbaren Nähe willen, zu einem sogenannten Bilde zusammenfasste, das Bild auf Himmelskarten wirklich mit Linien umschrieb, dann so einer Gruppe einen besondern abgegrenzten Einfluss auf die Schicksale der Menschen und der Einzelnen zuschrieb, so bemühen sich noch jetzt Physiologen und Psychologen, das menschliche Gehirn malerisch zu beschreiben, und es fehlt nicht an Bildern mit hübschen, mythologisch klingenden Namen. Es gibt da einen Hippokampen, ein vorderes Segel, einen Wurm, einen Lebensbaum, einen Balken. Selbst Lücken bekommen Eigennamen, und wie berühmte Männer aus dem Altertum in einzelnen Sternchen, so wurden berühmte Zergliederer der Neuzeit bei der Taufe neuentdeckter Gehirnbilder unsterblich gemacht. Die berüchtigte Phrenologie von Gall steht noch tief unter der Astrologie, deren Berechnungen wenigstens von Kenntnissen ausgingen. Aber auch die neueste Physiologie, trotzdem sie am liebsten mit dem Mikroskop arbeitet, steht immer wieder grübelnd vor den sichtlichen Gehirnbildern, und wenn sie auch nicht mehr aus den zufälligen Linien tiefsinnige Schlüsse zieht, so kann sie es doch immer noch nicht ganz lassen, in scheinbaren, das heisst durch Form oder Zeichnung abgegrenzten Gebieten, auch besondere Provinzen der Geister zu vermuten, über welche ein abgegrenztes Kraftgespenst herrscht. Wohl wird das Wort Kraft, Vermögen und dergleichen vermieden, wie auch der alte Schäfer, der an Sternbilder glaubt, niemals zugeben wird, dass er abergläubisch sei.

Lokalisation der Seelenvermögen

Diese Lehre trat eines Tages ganz natürlich hervor, als die Wissenschaft kritisch genug geworden war, um nicht mehr metaphysische Psychologie treiben zu wollen. Von der Seele selbst wusste man eingestandenermassen gar nichts; man glaubte aber einiges von dem Leben der Seele zu wissen. Da man nun immer deutlicher wahrnahm, dass das Leben der Seele an die Vorgänge im Gehirn geknüpft ist, da man die einzelnen Gruppen der Erscheinungen als beson-

Digitized by Google

dere Seelenthätigkeiten, durch alte Worte zusammengefasst, vorfand, so schien es am bequemsten, für diese Gruppen von Erscheinungen besondere Gehirnorgane anzunehmen. Heute noch ist das ernsthafteste Geschäft der besten Physiologen darauf gerichtet, solche Lokalisationen im Gehirn aufzufinden. Wenn die Herren nur immer wüssten, was da lokalisiert werden soll. Trotz einigen glücklichen Entdeckungen (namentlich auf dem Gebiete der Physiologie der Sinne und der Sprache) habe ich von den Bemühungen dieser Forscher etwa folgendes Bild: Eine Gesellschaft von Australnegern ist ohne jede Kenntnis der wirklichen Sachlage in Berlin zusammengekommen, um herauszukriegen, wie die Berliner von Telephon zu Telephon miteinander sprechen können. Die Australneger lassen es an Fleiss nicht fehlen. Sie decken alles auf, was nur irgend wie eine Bahn aussieht, was irgend Verbindungen herstellt. Sie geben in einer saubern Zeichnung ein Bild dieser Bahnen und Verbindungen, und dieses Bild stellt z. B. alle Strassenzüge und Dachrinnen, alle Pferdebahngeleise, alle Telegraphen- und Telephondrähte, alle Kanalisations- und Wasserröhren, alle Rohrpostleitungen und Gasröhren dar. Und nun zerbrechen sich die braven Australneger ihre Köpfe darüber, erstens welche Art von Leitung das Sprechen ermögliche (man bedenke nur, dass alle unsere Telephonleitungen der Blitzgefahr wegen an das Kanalisationssystem angeschlossen sind, diese wieder an das Wasserversorgungssystem), zweitens darüber, an welchen Stellen der Stadt wohl die Zentrale lokalisiert sein möge. Apriorische Gründe mögen sie dazu führen, die Zentralstation z. B. nach dem königlichen Schloss, nach dem Rathaus, nach der Universität oder nach dem grossen Polizeigebäude zu verlegen. Auch bei den neuesten Forschern findet man noch ähnliche Gründe für die Lokalisation oberster Seelenvermögen nach dem vordern oder hintern Gehirnlappen.

Man streitet nicht mehr über den Sitz der Seele, man streitet nur noch über den Sitz der einzelnen Seelendepartements, die man freilich vernünftiger als zur Zeit der ersten

Digitized by Google

Phrenologie bald nach den einzelnen Sinnesenergien, bald nach den Kategorien: Wahrnehmen, Vorstellen und Denken einteilt. Ob die Forschungen der Tierphysiologie und der Psychiatrie über die Lokalisation der Sinne für die Psychologie jemals einen Nutzen ergeben werde, ist recht ungewiss. Die Untersuchungen aber über die Zentren der Wahrnehmungen, der Vorstellungen und des Denkens müssen wohl gewiss unfruchtbar bleiben, solange das alte Spiel fortgetrieben wird, dass die physiologischen Disziplinen Fragen zu beantworten suchen, die ihnen von einer unklaren Popularpsychologie gestellt werden. Man weiss nicht, was Wahrnehmen, was Vorstellen, was Denken eigentlich sei, und forscht dennoch nach der Residenz der Wesen, welche diesen Begriffen entsprechen. So haben die mittelalterlichen Theologen über die Residenz der Engel spekuliert, so hat Gall in den Höckern der Schädeldecke nach den Wohnstätten der Seelenvermögen gestöbert.

Man mache sich den Vorgang nur einmal an der scheinbar bekanntesten Erscheinung klar. Man kann überall über die Sehwahrnehmungen lesen, dass es ein Netzhautbild gibt, welches nach der Sehsphäre irgendwo im Hinterhauptlappen projiziert wird. Eigentlich sollte es rejiziert heissen, da der Ausdruck projizieren schon für das Hinausversetzen des Bildes in die Wirklichkeitswelt in Anspruch genommen worden ist. Die Psychologen fragen nun weiter, ob die Vorstellung oder die Erinnerung an denselben Ganglien haftet wie die Gesichtsempfindung selbst.

In dieser ganzen Vorstellungsmasse wird allgemein übersehen (was doch gegenwärtig Gemeingut der Naturwissenschaften sein sollte), dass es irgend eine Wahrnehmung ohne Verstandesthätigkeit, d. h. ohne Gedächtnis gar nicht geben kann. Es gibt für die Sehwahrnehmung überhaupt kein Netzhautbild. Es gibt hinter dem Auge kein andres Auge, welches das Netzhautbild betrachten könnte. Darauf hat schon R. Wahle (das Ganze der Philosophie, 266) aufmerksam gemacht. Ein Netzhautbild gibt es, so möchte ich sagen, nur von vorn, nicht von hinten, nicht für den Seh-

Digitized by Google

apparat. Ich kann das Netzhautbild unter Umständen auf der Netzhaut eines andern Menschen oder eines Tieres sehen, mein eigenes Netzhautbild kann ich niemals sehen, wenigstens nicht so sehen, wie die Psychologie das annimmt. Was man noch Netzhautbild nennt, das ist doch offenbar noch etwas Physikalisches, wie das Bild in jeder andern Camera obscura, das ist noch nichts Physiologisches. Es ist ein Bild vor der Netzhaut oder auf der Netzhaut, wenn man will, aber nicht ein Bild in der Netzhaut. In dem Augenblicke, wo die Lichter der Aussenwelt auf die feinen Organe der Netzhaut selbst reagieren, verwandelt sich das Bild, um das Sehen einzuleiten, in photochemische Bewegungen. Und es scheint mir doch über jeden Zweifel erhaben, dass bei der Deutung dieser Bewegungen ererbte und erworbene Erinnerungen der Gehirnganglien sofort thätig sein müssen. Ohne Erinnerungen könnten wir weder die Umrisszeichnung einer Rose, noch das farbige Bild einer Rose, noch eine wirkliche Rose als Rose wahrnehmen.

Seelenblindheit.

Nach solcher Besinnung werden die Anschauungen von einer Trennung des Wahrnehmungszentrums und des Erinnerungszentrums noch zweifelhafter, als sie ohnedies schon waren. Man hat die Erscheinungen am Hunde oder Affen, dem bestimmte Partien der Hirnrinde abgetragen waren, und ähnlich beschriebene Erscheinungen bei geisteskranken Menschen als „Seelenblindheit“ bezeichnet; es kommt wenig darauf an, ob man dafür das Wort „Bedeutungsblindheit“ setzt, weil angeblich das misshandelte Tier die einzelnen Farbenpunkte wohl sehe und nur den Gegenstand nicht erkenne. Was wissen wir denn von dem Sehen des Tieres? Was wissen wir davon, wie das Tier nach der schrecklichen Operation sich weiter zu orientieren sucht? Entscheidend scheint mir zu sein, dass der einfachste Wahrnehmungsakt des Sehapparats ohne Mitwirkung des Gedächtnisses undenkbar ist, dass es ein Sehen ohne ein Erkennen gar nicht gibt, dass also eine völlige Trennung der Wahrnehmungs- und der Erinnerungszentren gar nicht möglich ist, und dass Stricker recht behält, wenn er es in einem andern Zusammen-

Digitized by Google

hang für ganz widersinnig erklärt, dass sich eine Ganglienzelle A an etwas erinnern soll, was Ganglienzelle B empfunden hat. Man wende mir nicht ein, dass es ein Sehen ohne Erkennen wohl gebe, dass man z. B. in der Ferne einen gelblichen Fleck wahrnimmt und noch nicht weiss, ob es ein Kalb oder ein Hund ist. Es scheint mir fast dieser Untersuchung unwürdig, darauf hinzuweisen, dass da mit dem Begriffe Erkennen gespielt werde; der gelbliche Fleck erinnert in Form und Farbe an sehr vieles, er ist nur nicht deutlich genug, um zu einem Urteile zu führen.

Man hat denn auch den geschilderten Zustand, weil seine psychologische Erklärung zu wünschen übrig liess, gelegentlich „Rindenblindheit“ genannt und damit zugegeben, dass er in die Psychologie nicht hinein gehöre. Mit „Seelenblindheit“ war der Versuch einer Erklärung gemacht worden; mit „Rindenblindheit“ wird nur knapp die Thatsache zusammengefasst, dass ein Tier mit Rindendefekten sich in der sichtbaren Welt schlecht orientiere. Und sogar da ist noch der Wortteil „Blindheit“ eine Hypothese, weil wir nicht wissen können, wie weit die allgemeine Intelligenz durch die Operation Schaden gelitten habe. In einer Kritik der Munkschen Versuche (Wiener medizinische Wochenschrift, 1880, Nr. 26—28) hat Ludwig Mauthner die Schlüsse aus dem Begriffe „Seelenblindheit“ bekämpft und die ganze Erscheinung mit erfrischendem Verzicht auf jede Feierlichkeit einfach auf „Schlechtsehen“ zurückgeführt. Vorzüglich stimmt zu der Rolle, welche ich dem Gedächtnisse auch bei der einfachsten Sehwahrnehmung geben muss, der Fall, welchen derselbe Ludwig Mauthner für seine Darlegung angeführt hat. Eine Frau, welche am grauen Stare operirt worden war, besass mit Stargläsern ein genügendes Sehvermögen, konnte aber trotzdem mit den Augen die Worte nicht lesen, die sie — wie sie es in der Zeit ihrer Blindheit gelernt hatte — mit den Fingern über die Blindenschrift tastend lesen konnte. Sie war doch gewiss weder seelenblind, noch rindenblind; sie hatte nur keine Erinnerungen an Gesichtswahrnehmungen, weil sie ganz simpel

Digitized by Google

augenblind gewesen war. Und sie lernte lesen, d. h. sie sammelte Erinnerungen, wie die operierten Hunde Munks nach ihrer Gehirnerkrankung neue Erfahrungen sammelten und schliesslich ihren Futternapf wieder erkannten.

Phrenologie.

Galls Phrenologie war nur der erste kindische Versuch einer solchen Lokalisation. Er braucht nicht mehr widerlegt zu werden. Für uns ist an dieser Phrenologie nicht der physiologische Unsinn beachtenswert, sondern vor allem die Thatsache, dass Gall die Namen der verschiedenen angenommenen Seelenvermögen für Wirklichkeiten hielt, für selbständige Wesen, denen er nun bestimmte Wohnsitze in der Gehirnmasse zuwies. Dass er in der brutalsten Weise die Stärke der Leistungen nach der Stärke dieser Wohnungsbezirke abschätzte, dass er ferner (gegen allen Augenschein) die Stärke der Gehirnpartie beim lebendigen Menschen nach der Ausbildung der Schädelwandbuckel bestimmte, das war die vergängliche Thorheit seiner Lehre. Die bleibende Thorheit gefiel und gefällt sich darin, die abstrakten Worte der alten Psychologie immer wieder zu neuen Seelenvermögen umzubilden und nach den Organen dieser Abstraktionen zu suchen. Das Prinzip von Galls Phrenologie ist, so völlig auch die Lehre selbst durch ihre Lächerlichkeit überwunden worden ist, doch so lange nicht besiegt, als die Bezeichnungen für die verschiedenen Seelenvermögen nicht kritisiert worden sind. Schon F. A. Lange hat das Grundübel der psychologischen Gehirnlehre darin erkannt, dass eine Personifikation abstrakter Vorstellungen an Stelle der Erfassung der Wirklichkeit trete. Nur dass auf diesem Gebiete die Wirklichkeit etwas ganz andres ist als in der wirklichen Wirklichkeit. In allem Wissen von der natürlichen Welt schützen wir uns vor falschen Vorstellungen, das heisst vor sinnlosen oder vor wirren Worten dadurch, dass wir auf die Mitteilungen unserer Sinne zurückgehen. In der Psychologie müssen wir den Vorgang dieser Mitteilung selbst kennen lernen, wenn wir die letzten Thatsachen verstehen wollen. Ich mache nebenbei darauf aufmerksam, dass die Sprache uns hier wie immer offenbar im

Digitized by Google

Stiche lässt, weil sie noch nicht fein genug unterscheidet. „Mitteilung unserer Sinne“ bedeutet das eine Mal etwas Konkretes, Bekanntes, das andre Mal etwas Abstraktes, Unbekanntes. Der Sinneseindruck rot, durch welchen wir die Rose wahrnehmen, heisst eine Mitteilung unseres Gesichtssinns; in der Psychologie jedoch handelt es sich darum, wie diese sogenannte Mitteilung zu stande kommt.

Der Sprachkritiker kann nicht so leicht in die Versuchung kommen, die Abstraktionen von sogenannten Seelenthätigkeiten für persönliche Statthalter besonderer Provinzen zu halten. Uns ist es geläufig, dass wir durch unsere Sinne nur Eigenschaften der Dinge erfahren, und dass darum die allerkonkretesten Begriffe, ja selbst Individualbegriffe nur abstrakte Vorstellungen sind. Wir brauchen uns also auf die Kritik von Galls mehr als dreissig Seelenvermögen oder Gehirnorganen gar nicht einzulassen; und wir sind von vornherein geneigt, auch diejenigen Gruppen von Seelenerscheinungen misstrauisch zu betrachten, für welche die Sprache heute noch geläufige Ausdrücke wie Fühlen, Wahrnehmen, Vorstellen, Erinnern, Schliessen, Wollen u. s. w. hat. Grundsätzlich stehen die neuern Forscher alle auf diesem Standpunkt; aber kein einziger von ihnen war bisher im stande, die Lenkstange der Sprache loszulassen. Selbst die konsequentesten Denker, welche z. B. zugestehen, vom „Wollen“ des Gehirns nichts zu wissen und nur das Ergebnis des Wollens, nämlich die äussere Bewegung zu kennen, definieren den Gehirnvorgang als etwas, was die Empfindung in Bewegung umsetzt. Und doch ist das Abstraktum „Empfindung“ wieder so ein personifiziertes Seelenvermögen.

Leben. Wollen wir den psychischen Vorgang, um den es sich ja dabei handelt, ohne jede metaphysische Voreingenommenheit, ohne jede Personifikation beschreiben, so müssen wir so allgemeine Ausdrücke gebrauchen, dass auch wieder die Beschreibung darunter leidet. Was man durch Jahrtausende Seele genannt hat, ist ja doch nur ein Wort für ein Rätsel des Lebens; und das Leben ist nichts als eine Erscheinung, deren angenommene Ursache wir Seele nennen. Es geht

Digitized by Google

uns nur näher an, weil wir uns, jeder für sich, für dieses Leben so lebhaft interessieren. Eigentlich aber ist das Leben eine Erscheinung wie die Elektrizität gewisser und die Schwere aller Körper. Die Ursache der Schwere kennen wir nicht, nicht einmal von einem besondern Organ für diese Erscheinung wissen wir etwas; dennoch personifizieren wir die Ursache der Erscheinung in dem Worte Schwerkraft. Ebenso personifizieren wir die elektrischen Erscheinungen in dem Worte Elektrizität. In dem fallenden Steine, im elektrischen Drahte kann kein Mikroskop irgend etwas entdecken, was von dem gleichmässigen Stoff differenziert wäre, was mit irgend einem Rechte zur Seele der Erscheinungen gemacht werden könnte. In den organisierten Dingen, insbesondere im menschlichen Leibe liegt es nahe, ein bestimmtes Organ für die Ursache der Erscheinung, das heisst des Lebens zu erklären. Man wird für die Ursache des psychischen Lebens natürlich denjenigen Bezirk halten, an dessen Erscheinungen die Lebenserscheinungen dauernd geknüpft scheinen. Ein Bauer kann so den Kolben für die Seele der Lokomotive halten, wie man durch Jahrhunderte die Seele des Menschen im Herzen gesucht hat. Der aufmerksamere Bauer wird das Kohlenfeuer für die Seele der Lokomotive halten. Seitdem aber mit Sicherheit entdeckt worden war, dass alle Erscheinungen des Empfindens, des Denkens und des Wollens an das Gehirn gebunden sind, wurde man einig darüber, das Gehirn für den Sitz der Seele oder für die Seele selbst zu halten, was nicht ganz logisch ist, wenn man unter Seele den Ausdruck für die Ursache des psychischen Lebens verstehen will. Man sieht: das Wort Seele ist die Antwort auf eine Frage, deren Sinn dem Frager nicht klar ist. Bald versteht man unter Seele die geheimnisvolle Ursache der Lebenserscheinungen, bald das Organ des Denkens, also das Organ einer ganz besonders unbekannten Lebenserscheinung.

Soviel sehen wir schon, dass die denkende Seele sowohl wie die vegetative Seele nur ein zusammenfassender Ausdruck ist für Lebensvorgänge, denen wir um so lieber

Digitized by Google

eine besondere personifizierte Ursache geben, als wir uns von dem Netzwerk ihrer wirklichen Ursachen gar kein Bild machen können. Dieses Netzwerk von Ursachen muss überaus kompliziert sein. Man bedenke einmal, wie kompliziert schon eine Maschine ist, welche irgend eine einzelne Fingerbewegung, wie z. B. das Spinnen oder das Greifen nachahmen will; man bedenke, dass die menschliche Hand eine Unzahl solcher Bewegungen und jede solche Bewegung in einer Unzahl von Stärkegraden zu leisten im stande ist, und dass wir von dem Sitze oder von der Art dieser Handseele keine Ahnung haben. Nun bedenke man weiter, dass das Hervorbringen der sprachlichen Laute mindestens ebenso kompliziert ist wie die Bewegung der Hand, dass aber die Innervation des Sprachorgans unlöslich verbunden ist mit einer ebenso komplizierten Innervation des Gehörorgans und dass — während ich so leicht, wie ich die Lippen bewege, z. B. das Wort „Gehörorgan“ ausspreche — zuletzt bei diesem Aussprechen ausser der komplizierten Thätigkeit des Sprachwerkzeugs und des Gehörorgans noch die ganze Reihe von Erinnerungen oder Vorstellungen, welche sich an die Begriffe Hören und Organ knüpfen, sogleich aufgeregt werden. Schreibe ich nun gar das Wort Gehörorgan nieder, so verbinden sich mit all diesen unendlich verwickelten Komplikationen noch diejenigen der Handfertigkeit. Es ist doch gar nicht anders möglich, als dass beim Niederschreiben dieses Wortes alle Gruppen, in welchen wir die verschiedenen Vorgänge des Lebens ordentlich auseinander halten, gleichzeitig mehr oder weniger mitbeteiligt sind. So müssen wir es als eine unnatürliche Abstraktion empfinden, wenn trotzdem immer noch ein besonderer Sprachsinn angenommen wird; sicherlich haben die Physiologen recht, wenn sie Störungen der Sprache bei Verletzungen bestimmter Gehirnteile beobachtet haben, aber die ungefähre Abgrenzung von Gehirnpartien mit der Abgrenzung eines bestimmten Sprachvermögens in logische Verbindung zu bringen, ist doch nur menschliche Personifikationssucht. Ein Mensch mit einem entzündeten Fusse kann nicht Briefträger sein; man wird

Digitized by Google

aber darum dennoch nicht die Fussknöchel zum Sitze der Briefträgerei machen; mir wenigstens erscheint Briefträgerei um nichts wirklicher als Sprachvermögen. Wer das obere Gespenst der Seele preisgibt und unklar die niedern Gespenster der Seelenvermögen festhält, der ist wie ein Atheist, der die grossen christlichen Feste nicht mehr feiert, aber jeden Tag zum Heiligen des Tages betet. Die Physiologen aber, welche den Glauben an besondre Seelenvermögen verächtlich ablehnen, für Wahrnehmungen, Begriffe, Schlüsse und andre Abstraktionen bestimmte Residenzen finden oder suchen, begehen den gleichen Fehler ahnungslos, weil ihnen die wissenschaftliche Sprache der Gegenwart noch nicht wie uns zur Mythologie geworden ist.

Versteckte Seelenvermögen

Die wissenschaftliche Pflicht, den Seelenbegriff oder das Seelengespenst mit seinen Vermögen bis auf seinen allerletzten Rest aus der sogenannten Seelenlehre, das heisst aus der Lehre vom Nervenkreislauf auszuschalten, muss auch dem voreingenommenen Kopf ganz klar werden, wenn er nachdrücklich darauf aufmerksam gemacht wird, dass unter Seele entweder die Ursache des Denkens und Lebens zu verstehen ist oder nichts. Wir aber wissen längst, dass die Abstraktion niemals die Ursache von etwas Wirklichem sein kann, dass vielmehr das Wirkliche im Menschengehirn zur Ursache der Abstraktionen wird. All unser Leben und Denken führt auf Empfindungen als auf die letzten Wirklichkeiten zurück. Wo aber führt die Brücke von Empfindungen zu dem Seelengespenst?

Empfindungen kommen zu stande, indem die Molekularbewegungen der Aussenwelt auf die bekannten und unbekannten Sinnesorgane unseres Leibes wirken. Die Seele müsste also entweder mit den Molekularbewegungen der Aussenwelt oder mit den Sinnesorganen in Verbindung stehen. Dass die Seele eines Menschen mit seiner Aussenwelt verflochten sei, das hat fast noch niemals Jemand behauptet. Für unsere Sinnesorgane jedoch ist die Seele ein ebenso überflüssiges Inventarstück geworden, seitdem die neue Weltanschauung auch bei den Sinnesorganen eine Entwickelung

Digitized by Google

anzunehmen genötigt worden ist. Durch Vererbung und Anpassung ist unser Ohr, unser Auge aus differenzierten Hautstellen entstanden und es ist kaum daran zu zweifeln, dass die einfachsten Tiere mit ihrer gesamten Hautoberfläche, wenn auch in noch so primitiver Weise, die Funktionen der Sinnesorgane übernehmen. Da nun die Seele immer wieder nur ein Ausdruck für diese Vorgänge ist, so müsste ein moderner Mensch, der den Seelenbegriff festhält, auch die Entwickelung dieser Seele von der Amöbenseele zur Menschenseele lehren. Und dabei müsste sich doch für das blödeste Auge klar herausstellen, dass die Entwickelung der Seele nichts weiter wäre als ein Büchertitel für die Darstellung von der Entwickelung der einzelnen Sinnesorgane und der Ahnung von der weitern Verwickelung dieser Vorgänge. Es wäre ebenso, wie wenn ein Bücherschreiber seine Darstellung der Natur der Kürze wegen „Welt“ oder „Kosmos“ nennen würde, nun aber glaubte, es gäbe irgendwo ausser der Natur noch ein Ding Namens Welt oder Kosmos, welches die Ursache der Natur sei. Ich hätte in diesem letzten Satze ebenso gut statt Kosmos Natur sagen können, denn auch die „Natur“ ist so eine Weltseele.

Zu der Annahme von einzelnen Seelenvermögen (welche, wie gesagt, in der gegenwärtigen Wissenschaft offiziell geleugnet werden, um sich auf jedem Blatte wieder einzuschleichen) können wir deduktiv oder induktiv gelangen. Deduktiv so, dass wir der bequemern Uebersicht wegen der Monarchin Seele eine Anzahl von Statthaltern beigeben, das sind die Seelenvermögen der ältern Psychologie. Induktiv aber gelangen wir zu ähnlichen Seelenvermögen, solange wir bestimmte Vorgänge des Lebens oder unseres sogenannten Bewusstseins nach menschlich vorgestellten Aehnlichkeiten unter bestimmte Worte zusammenfassen und nun, je nach dem Grade unseres Scharfsinns, von Mitleid und Liebe, Ortssinn und Sprachsinn oder doch wenigstens von Empfindungsvermögen, Wollen, Sprachvermögen u. s. w. reden. Solange wir diese Worte in unserm Sprachschatze haben, solange werden wir uns auch von den Wortgespenstern

Digitized by Google

nicht ganz befreien können; so sieht jeder Mensch am Himmel das Gebilde des grossen Bären, weil diese Sterngruppe einen besonderen Namen hat, und weiss nicht einmal, dass (wenn die Sanskritgelehrten recht haben) die Gruppe irrtümlich, durch den Gleichklang des indischen Wortes für Stern und Bär, zu ihrem Namen gekommen ist. Wie ganz anders in Wirklichkeit die Vorgänge im Gehirn sich abspielen mögen, das können wir fast nur negativ aussprechen. Und dennoch könnten uns unsere Zufallssinne darüber belehren, wie ganz anders die Ordnung des Gehirnlebens, das heisst die Orientierung des Menschen in der Aussenwelt vor sich gehe. In unergründlich toller Mannigfaltigkeit stürmen die Molekularbewegungen der Aussenwelt auf den Menschenleib ein wie auf jeden Stein und auf jede Pflanze. Der Stein orientiert sich durch das, was wir Schwerkraft, Chemismus, Elektrizität und dergleichen nennen und versteht so die Welt in seiner Art ganz vortrefflich. Das Organische interessirt ihn nicht. Die Pflanze orientiert sich z. B. für Licht und Wärme wieder anders; das Denken interessiert sie nicht. Wie der Stein das Organische, wie die Pflanze das Gedankliche, so lässt der Mensch unzählige Molekularbewegungen ohne Reaktion an sich abgleiten; er hat sich seit dem Anfang seiner Entwickelung nur für gewisse Molekularbewegungen, welche z. B. innerhalb der Grenzen der wahrnehmbaren Schall- und Lichtwellen liegen, interessiert und nach diesen Mitteilungen seiner Zufallssinne orientiert er sich in der Welt.

Grundbegriffe.

Die sogenannte Psychologie oder Seelenlehre ist so mit ihren Grundbegriffen schlimmer daran, als jede andere Wissenschaft. Wenn andere Wissenschaften auch nichts weiter bieten wollen als eine bequeme sprachliche, das heisst logische Anordnung einander ähnlicher Beobachtungen, so liegt allen eine gewissermassen vorwissenschaftliche Thätigkeit unserer Seele zu Grunde. Lange vor der Astronomie empfand die menschliche Seele Sonne, Mond und Sterne als etwas Zusammengehöriges und wollte nach ihrer Bewegung die Zeit messen; die ganze Geschichte der Astronomie ist

nichts als eine immer genauere Bestimmung dieses Empfindens und dieses Willens. Lange vor der wissenschaftlichen Physik hatte die menschliche Seele die Grundbegriffe bezeichnet und die Fragen gestellt, die heute noch nicht beantwortet sind. Was von den Menschen empfunden wurde, das nannten sie Stoff und entdeckten so immer neue Stoffe, wie ihre Empfindungen reicher wurden; in die Stoffe träumten sie ihrem eigenen Bewusstsein entsprechend eine Art Willen hinein und nannten ihn Kraft. Und die ganze Geschichte der Physik ist nichts als eine genauere Bestimmung dieser Begriffe. Mit einem Worte: alle realen Wissenschaften benutzen die Sprache als Werkzeug ihrer Ordnung und fragen nicht erst nach der Herkunft und Güte dieses Werkzeugs; sie gehen von der vorwissenschaftlichen Sprache aus als dem festen Punkt, so wie die alte Astronomie irrtümlich von der unbeweglichen Erde ausging.

Auch die Psychologie oder Seelenlehre muss die Sprache als Werkzeug benutzen. Da sie aber gleichzeitig als ihren Gegenstand diejenigen Begriffe zu prüfen hat, auf denen die Sprachschöpfung beruht, so hängt sie in der Luft, wie die Erde seit Kopernikus. Nur dass wir in der Psychologie heute noch keine Gesetze kennen, die die Antipoden (Empfindung und Wille) binden und darum über das Gefühl der Verwunderung noch nicht herausgekommen sind. Wir finden in der Sprache Gattungsbegriffe vor, wie Empfindung und darunter Gesicht, Gehör u. s. w., wie Gedächtnis, wie Wollen und darunter Lust, Schmerz u. s. w., und weil wir die Sprache beim Denken nicht los werden können, weil wir die alten Schachteln für ehrwürdiger halten als ihren Inhalt, darum sind wir geneigt, alle diese Seelenkräfte zu mythologischen Ursachen unserer Seelenzustände zu machen. Es ist, als ob wir das Flussbett, das der Fluss sich doch erst gegraben hat, die Ursache des Flusses nennen wollten.

Die neueren Psychologen, wie Wundt, geben das zwar ungefähr zu; aber sie arbeiten unter Vorbehalt mit den mythologischen Begriffen so lange weiter, bis sie und die

Digitized by Google

Leser den Vorbehalt vergessen haben. Sie wissen wohl, dass der Seelenbegriff nur ein X ist, die Unbekannte, von der sie innere Beobachtungen aussagen. Aber sie befreien sich nicht hinlänglich von der alten Sprache, um deren persönlichen Seelenbegriff fallen zu lassen und zu sagen: „Es empfindet, es denkt, es will," wie sie doch längst anstatt „Zeus donnert" sagen gelernt haben „es donnert".

Die heutigen Psychologen machen sich über die naive Phrenologie lustig, welche den mythologischen Begriffen Raumsinn, Phantasie, Sinnlichkeit u. s. w. bestimmte Residenzen im Gehirn anwies, und den Schädel als die plastische Landkarte dieser Residenzen betrachtete. Wir sind weit vornehmer geworden. Wir sprechen von spezifischen Sinnesenergien und suchen nicht mehr am äusseren Schädel, sondern mikroskopisch im Nervenbrei — die alten Residenzen, höchstens dass ein Dutzend ehemals unmittelbarer Reichsstände mediatisiert worden ist.

Vikariierende Nerven

Wundt (Psychologie I, 227 ff.) macht dem gegenüber darauf aufmerksam, dass unsere Empfindungen und Willensimpulse — er spricht von Intelligenz und Willen — höchst komplizierte Geistesthätigkeiten sind, dass man sich also gewöhnlich den ganzen Zentralapparat mitthätig denken müsse. Wie ein gegebenes Netzhautelement an der Erzeugung unzähliger Gesichtsbilder beteiligt sein kann, so wird dies auch bei jeder Ganglienzelle vorauszusetzen sein, ja hier in noch höherem Masse wegen der grösseren Indifferenz der Funktion zentraler Elemente, auf welche die Erscheinungen der Stellvertretung hinweisen.

So spricht die Physiologie stolz von vikariierenden Nerven. Wenn eine Nervenbahn von aussen nach ihrem Gehirnzentrum gestört sei, so suche sich der Reiz oder seine Nervenerregung eine neue Bahn zu seinem Zentrum auf einem Umwege. Woher wissen denn die Herren, dass die Erregung ein bestimmtes Zentrum im Gehirn hat? Woher wissen die Herren, dass die Erregung nicht auch im normalen Zustande oft Umwege mache? Vielleicht gibt es regelmässige, ausgetretene Bahnen nur für die Virtuosenstücke

Digitized by Google

der Psychologie, wo alles auf Schnelligkeit ankommt; wie gewiss auch der Klaviervirtuose ausgetretene Nervenbahnen hat zwischen seinen Klang- und Notenbild-Vorstellungen und seinen Fingerspitzen. Ich werde aber das schöne Fremdwort der Nervenphysiologie nicht vergessen, und wenn meine Hosen zerrissen sind und ich mir aus meinem Vermögen neue Hosen gekauft habe, die neuen vikariierende Hosen nennen.

Darum auch können die physiologischen Psychologen ihre kleinen Beobachtungen nicht gut sprachlich unterbringen, weil die Nerven alles direkter und besser wissen, als die Herren Nervenbesitzer, welche sich den Dingen indirekt auf dem bildlichen Wege der Sinnesorgane nur nähern. Auf die Nervensubstanz wirken Gravitation, Chemismus, Wärme, Licht, Elektrizität, und wie man das Leben sonst klassifiziert hat, direkt; die Nerven empfinden diese Dinge so oder so und haben trotz Kant und dem Ding an sich vielleicht recht, vielleicht auch nicht. Wir aber kennen die Natur allein unter diesen Worten, gewissermassen nur brieflich, und quälen uns ab, zu begreifen, wie diese Namen, diese Unbekannten auf die Nerven wirken können. Den Nerven aber sind es vielleicht Blutsverwandte, die sie begrüssen und küssen, deren Namen sie aber nicht wissen, weil die Natur erst von den Menschen getauft worden ist.

Es ist ganz natürlich und gerecht, wenn die Sprache verrückt wird, sobald man sie auf die Vorgänge anwenden will, die im Menschengehirn eben erst zur Sprache oder zum Denken führen. Ein Spiegel soll sich nicht selbst spiegeln wollen.

IV.

Die Seele und die Sinne

Von welcher Seite immer der Seelenbegriff betrachtet wird, er zerfliesst zu einem Unding. Zerfällen wir unser Innenleben in ein vorstellendes Wesen und in ein vorgestelltes, wo dann das vorstellende die Seelensubstanz wäre und das vorgestellte die seelischen Aeusserungen, so ist das ein logisches Wortgefecht. Denn entweder es ist das Vor-

Digitized by Google

gestellte und das Vorstellende ein und dasselbe oder nicht. Ist es ein und dasselbe, so ist die Zerfällung in zwei Begriffe undurchführbar; ist es aber nicht dasselbe, so haben wir gar zweierlei Seelen anzunehmen, eine vorstellende, die doch nur eine sprachliche Zusammenfassung der seelischen Aeusserungen ist, und eine vorgestellte, die weder in der Sprache, noch in der Vorstellung, noch sonst irgendwo ist. Diese Konstruktion müsste zur Aufstellung noch einer dritten Seele führen. Es kann nicht ein Ding zugleich Subjekt und Objekt sein; lässt es sich aber in Subjekt und Objekt zerfällen, so muss ihm ein drittes zu Grunde liegen. Zeigt ein Körper je nach der polaren Anordnung seiner Elemente zwei verschiedene Eigenschaften, so muss vor der polaren Trennung irgend ein dritter Zustand möglich sein — würde ein Logiker sagen. Die Wirklichkeit kennt diesen dritten Zustand nicht. Wenn zwei Spiegel einander parallel gegenüberstehen, zwischen ihnen aber kein menschliches Auge, so haben sie einander nichts zu reflektieren.

Subjekt und Objekt.

Es ist dieses Aufsuchen einer greifbaren Vorstellung für den Seelenbegriff wie ein Fliegen im Traum, wie ein Klettern in die leere Luft hinauf, ein geträumtes Klettern ohne Sprossen, ohne Stützpunkt. Es kann nicht ein und dasselbe zugleich Subjekt und Objekt sein. Wir finden die Seele nirgends, weder die Seele erster, noch die zweiter, noch die dritter Ordnung. Was wir durch die sogenannte Selbstbeobachtung in Subjekt und Objekt zerfällen, das ist doch nur der ewige Gegensatz zwischen Innenwelt und Aussenwelt. Bewusst sind wir uns — wenn das Wort überhaupt einen Sinn hat — nur unserer Innenwelt, das heisst seelischer Einzelvorgänge. Unser Hang, nach Ursachen zu fragen, lässt uns ein Wort für die Ursache der seelischen Einzelvorgänge verlangen, und diese Ursache, die wir, weil wir für sie keinen Stützpunkt haben, für etwas noch Geistigeres, noch Abstrakteres, noch Höheres halten, ist doch nur, genau besehen, der Drang nach etwas Körperlichem, nach einer Seelensubstanz. Wir zerfällen unser Innenleben in Vorgestelltes und Vorstellendes und bemerken

Digitized by Google

dabei gar nicht, dass das Vorstellende am Ende aller Enden Substanz wird: die Seelensubstanz.

Wir können also unser Innenleben gar nicht wieder in ein Subjekt und Objekt zerfällen. Nur die Eigenheit unserer Sinne bringt es zuwege, dass wir, indem wir uns der Aussenwelt anpassen, sie als ein Objekt von unserer Innenwelt, dem Subjekt trennen, wobei es dann die grosse metaphysische Hauptfrage ist, ob die Aussenwelt oder die Innenwelt das eigentlich Wirkliche sei. Wäre die Innenwelt das eigentlich Wirkliche, dann könnte der Seelenbegriff insofern doch eine Bedeutung haben, als wir uns dann das Ding-an-sich als etwas Geistiges, Seelisches vorzustellen hätten.

Es ist demnach, was freilich nicht erst zu beweisen war, die Frage nach dem Seelenbegriff abhängig davon, ob wir uns auf die Bank der Sensualisten oder auf die Bank der Spiritualisten setzen; die Bank der Spötter ist ja so unbequem und verrufen, dass die beiden endloslangen Bänke des Sensualismus und Spiritualismus nach zwei Jahrtausenden immer noch Gäste für den Platz und Platz für die Gäste haben. Worum gestritten wird, das ist der bekannte Satz: es ist nichts im Intellekt, was nicht vorher in den Sinnen gewesen ist. Wäre jeder ein Materialist, das heisst ein Fetischgläubiger des Wortes Materie, der diesen Satz für unbedingt wahr hält, so wäre auch diese Sprachkritik zu ihrem eigenen Entsetzen materialistisch. Zu ihrem eigenen Entsetzen, denn den Wortaberglauben will sie vernichten, und sie wäre fruchtlos, wenn sie auf einen der rohesten Wortaberglauben hinausliefe.

Jener Satz ist aber nicht wertvoller als andere Sätze oder Wortfolgen. Er dünkt uns eben nur lehrhaft, und darum können wir erst recht vermuten, dass er auf eine Tautologie hinauslaufen wird.

Gedächtnis.

Ich habe absichtlich zur Uebersetzung das lateinische Wort Intellekt beibehalten. Was heisst aber der Intellekt? Begreifen wir darunter das gesamte Seelenleben oder nur das Denken? Und wenn nur das Denken, verstehen wir unter Intellekt nur den Verstand als die Fähigkeit, sich je-

Digitized by Google

weilig der gegenwärtigen Situation anzupassen, also auch den tierischen Verstand, oder die Vernunft als die Fähigkeit, durch Begriffe über die Gegenwart hinaus Vergangenheit und Zukunft vorzustellen? Oder verstehen wir unter Intellekt Verstand und Vernunft?

In der Psychologie wird es wohl immer notwendig sein, den sensualistischen Satz zu unterschreiben und nur von denjenigen Seelenäusserungen zu reden, die das Thor der Sinne passiert haben; denn die andern Seelenäusserungen haben ihren Namen nicht genannt, wir finden sie nicht in einer scharf definierbaren Sprache. Und da haben wir den Grund, weshalb der obige Satz nicht materialistisch ist, weshalb auch er vor der Sprachkritik zur Tautologie wird.

Nicht nur die begriffliche Vernunft, nicht nur der praktische Verstand, nicht nur die bewussten Willensäusserungen, selbst die unklarsten Gefühle sind in der Seele nur, wenn sie vorher in den Sinnen gewesen sind. Man braucht sich nur zu erinnern, dass es ausser den Nerven, welche von äussern Organen ausgehend die sogenannten fünf Sinne im Gehirn bedienen, noch andre Nervenkomplexe gibt, welche das Herz und die Blutgefässe, den Magen und die Eingeweide und die Lungen bedienen und welche mitunter wirre, mitunter entzifferbare Mitteilungen ins Gehirn senden. Es ist nicht daran zu zweifeln, dass der Seelenzustand Furcht zuerst in diesem innern Sinne sehr körperlich war, bevor er ein uns wohl erinnerliches Gefühl wurde und als solches in das Denken oder die Sprache überging. Ich gehe noch weiter und vermute, dass rein biologische Zustände ebenfalls durch den Satz gedeckt werden können: es ist nichts im Leben, was nicht vorher in der Einzelerfahrung war. Ich möchte dafür, wenn die Physiologen nichts dagegen haben, den Schlaf als Beispiel aufstellen. Es ist mir wenigstens eine ganz mögliche Vorstellung, dass der Schlaf der lebenden Wesen dadurch entstanden sei, dass im Uranfang der Organismen sich irgend ein Urtier jedesmal schaudernd in sich selbst zusammenzog, ohnmächtig, bewusstlos wurde, wenn am Abend die Lebenspenderin Sonne

Schlaf.

Digitized by Google

verschwand, Dunkelheit und Kälte hereinbrach und die Welt unterzugehen schien. Wenn nun nach einer Entwickelung von unzählbaren Hunderttausenden von Jahren der natürliche Mensch mit den Hühnern schlafen geht, wenn nicht nur für den Schlaf, sondern sogar für die Müdigkeit Vorstellungen und Worte da sind, was ist es andres als die Thatsache: es hat der Organismus ein Gedächtnis, es ist nichts im Leben, was nicht vorher in der Erfahrung war, es ist nichts im Intellekt, was nicht vorher in den Sinnen war. Das Gefühl der Furcht war zuerst im innern Sinne, das Aufpicken des Körnchens hat das Hühnchen im ererbten Gedächtnis des Muskelsinnes behalten; die feinste Thätigkeit des Verstandes, die mathematische Abschätzung von Zeit und Raum wäre nicht möglich, wenn ihre Elemente nicht vorher in den Nerven des Gesichtsinns und des Augenmuskelsinns gewesen wären; und in der Vernunft, das heisst im begrifflichen Denken, ist erst recht nichts, was nicht vorher bei dem Thorschreiber eines Sinnes vorbeigezogen ist. Kurz: unser ganzes Seelenleben, das vegetative sowohl wie das tierische und das begriffliche ist nichts als Gedächtnis, und insbesondere das begriffliche Seelenleben oder die Vernunft erkennen wir an als nicht mehr und nicht weniger denn das Gedächtnis unserer Sinneseindrücke oder — die Sprache. Sind wir so weit gelangt, dann dürfen wir den bekannten sensualistischen Satz auch so formulieren: In dem Gedächtnis unserer Sinne ist nichts, was nicht vorher in den Sinnen war, was denn freilich nicht gefährlich klingt. Es ist aber dieser tautologische Satz der Grund, weshalb die Psychologie sich fast ausschliesslich mit dem Intellekt beschäftigt; und dies wäre noch auffallender, wenn die Psychologie einerseits manches traditionelle Geschwätz über Gefühle und Willen aufgeben und anderseits die sogenannte Logik, wie sich's gehört, zu einem Teil der Psychologie machen wollte. Das ist so wenig anerkannt, dass Spencer sich noch dafür entschuldigen zu müssen glaubt, wenn er in der speziellen Analyse seiner Psychologie sich auf die intellektuellen Vorstellungen beschränkt.

Digitized by Google

Für uns ist es nun ausserordentlich wichtig einzusehen, dass gerade diejenigen Vorstellungen uns intellektuell erscheinen, die durch eines der fünf Thore unserer Sinne in unser Gehirn eingezogen sind. Es handelt sich offenbar darum, dass die Nervenkomplexe, welche unser vegetatives Leben bedienen, kein so rechtes Gedächtnis haben wie die speziellen Sinnesnerven, und dass unter den speziellen Sinnesnerven das Gedächtnis nach Reichtum und Kraft nicht das gleiche ist. Oder vielmehr: es muss das organische Gedächtnis z. B. der Nerven, die den Blutkreislauf bedienen, ausserordentlich genau sein, aber es entspricht ihm nicht ein ebenso treues Gehirngedächtnis, und daher allein kommt es, dass die Zustände des Blutkreislaufs nicht immer im Intellekt sind.

Zufallssinne.

Vielleicht kommen wir noch einen Schritt über die Tautologie hinaus, wenn wir uns des uns eigentümlichen Begriffs der Zufallssinne bedienen. Vielleicht erfahren wir auf diesem Wege, was es bestenfalls mit dem Seelenbegriff auf sich haben kann.

Unser neuer Begriff „Zufallssinne“ stellt sich derjenigen Auffassung entgegen, die unbewusst von Philosophen wie von den naivsten Menschen angenommen wird: dass nämlich auf der einen Seite die Welt sei, auf der andern Seite der Mensch mit Organen für sämtliche Erscheinungen der Welt. An dieser Vorstellung ändert philosophische Schulung nicht viel. Ob der Bauer annimmt, der Handschuh passe genau auf die Hand, oder ob Kant annimmt, es passe die Hand (die Welt der Erscheinungen) in den Handschuh (den Verstand), das ist für unsern Standpunkt gleichgültig. Kant sowohl wie der Bauer meinen, Verstand und Welt passe aufeinander wie das Schneckenhaus zur Schnecke, wie die beiderseitigen Geschlechtsteile einer Tierart, wie der krumme Türkensäbel zur krummen Scheide. Nach meinem Dafürhalten rühren Jahrtausende alte metaphysische Streitigkeiten darüber, wie die Uebereinstimmung zwischen Aussenwelt und Innenleben zu erklären sei, nach meinem Dafürhalten rühren die ungeheuern metaphysischen Irrtümer, als da sind

Digitized by Google

Theismus, Occasionalismus und Darwinismus, davon her, dass Niemand das Wesen der Zufallssinne ahnen will, dass Niemand bisher ahnte, wie wenig die Welt und unsere armen fünf Sinne zu einander passen, wie vielmehr die Organismen in ihrer Lebensnot in sich diese armen fünf Sinne ausgebildet haben, um sich, das heisst ihr Leben und das ihrer Nachkommen, dem Nachbarleben anzupassen. Die Aussenwelt ist ein Ozean von Wirklichkeiten und Möglichkeiten, von Elementen und Kräften, vielleicht von wirklich gewordenen Möglichkeiten. Was wissen wir davon? Nicht einmal auf dem Gebiete der handgreiflichen und hausbackenen Chemie reichen unsere Sinne für irgend eine Erkenntnis der Wirklichkeit aus. Wir unterscheiden kaum Arsenik von Zucker, wenn wir nicht die List zu Hilfe nehmen, verschiedenene Sinne gegeneinander auszuspielen. Durch diese und durch andre Listen haben wir es so weit gebracht, etwa achtzig Elemente zu unterscheiden, wir empfinden die brutale Sinnlosigkeit dieser Ziffer und wissen uns doch nicht anders zu helfen und stehen wie die Ochsen vor einem neuen Thor, wenn plötzlich ein Engländer in dem verbreitetsten aller Stoffe, in der Luft neue Elemente listig entdeckt. Nicht einmal für diese Eckigkeiten und Dreckigkeiten langen also unsere Sinne. Und nun gar für die Kräfte! Nach der gegenwärtigen Anschauung der Physiker gibt es da draussen irgendwo Schwingungen, überall, endlos. Wenn unsere Sinne dazu ausreichten und wenn das mit den Schwingungen genau zu nehmen wäre, wie müsste ein Kügelchen Luft von der Grösse eines Tautropfens aussehen? Schwingen müsste in ihm stärker oder schwächer zu gleicher Zeit jede Wärme, jedes Licht, jeder Ton, der irgendwo gerade auf der Erde oder auf dem letzten Stern der Milchstrasse seine Wellen zieht, nachschwingen müsste bis ins Unendliche jeder Ton, jede Farbe, jede Erwärmung und jede elektrische Entladung, die jemals irgendwo auf der Erde oder irgendwo auf der Milchstrasse ihre unvergänglichen Wellenkreise begonnen haben. Die Schwingungen, welche in einem Luftteilchen sich chaotisch und doch harmonisch durchkreuzen, wenn in einem

Digitized by Google

Konzertsaale das ganze Orchester einen komplizierten Accord mit allen seinen Tönen und den Nebentönen aller Instrumente erklingen lässt, dieses durch keine mathematische Formel entwirrbare Durcheinander von Wellen wäre aber doch die vollkommenste Ruhe zu nennen im Vergleiche zu den kosmischen Wellenkreuzungen jenes Luftkügelchens von Tautropfengrösse. Was aber nehmen unsere Sinne aus dieser Unendlichkeit der angenommenen Schwingungen wahr? Nichts wissen wir z. B. von den Schwingungen, die zwischen Ton- und fühlbaren Wärmeschwingungen die Welt erfüllen. Unsere Sinne haben zufällig kein Interesse gehabt, sich diesen Schwingungen anzupassen.

Wärme.

Ich will das durch das Beispiel der Wärmeschwingungen deutlicher machen. Was ist Wärme? Dem Sprachgebrauch nach bald eine Kraft (einerlei woher sie kommt), bald eine Empfindung unseres Leibes. Von der Kraft wissen wir nichts, wir kennen nur ihre Erscheinungen. Es ist eine Erscheinung der Wärme, dass sie die Körper ausdehnt; es ist eine andere Erscheinung der Wärme, dass sie wie das Licht Strahlen aussendet; es ist eine dritte Erscheinung der Wärme, dass sie im lebendigen Organismus eine gewisse Empfindung erregt, die wir in unserer armen Sprache wieder nur Wärme nennen. Denken wir uns nun, unser Organismus würde auf Wärmeeindrücke nicht so lebhaft reagieren, wie er es thut. Würden wir dann noch irgend etwas von der Wärme auf der Welt wissen? Würden wir die Ausdehnung der Körper auf Wärme zurückführen? Ganz gewiss nicht. Wir hätten ja kein Interesse an dieser Art von Schwingungen. Unsere wissenschaftliche List wäre durch kein Interesse angeregt worden und die Wärme existierte nicht für uns, weil wir zufällig keinen Wärmesinn hätten. Dass wir unsere Empfindungsfähigkeit für Wärme nicht Wärmesinn nennen, sondern ihn mit dem sogenannten Tastsinn verwirren, rührt wieder von dem andern Zufall her, dass für unsern Gesichtssinn (selbst mit der Hilfe des listigen Mikroskops) ein besonderes und ausgezeichnetes Organ für die Wärme nicht nachweisbar ist. Ein anderer Zufall hat es gewollt, dass

Digitized by Google

die Gruppe der Tonschwingungen sich in die musikalischen Töne, die Gruppe der Lichtschwingungen sich in die Farben ordnen, während die Wärme für uns nur Stärkegrade hat, aber nicht Artunterschiede wie Töne und Farben. Es ist darum nicht nur möglich, sondern meines Erachtens auch vorstellbar, dass andere Tiere wieder andere Zufallssinne haben, in denen z. B. die Wärmestrahlen in Artunterschiede auseinandergehen, während die Lichtstrahlen etwa nur nach Stärkegraden unterschieden werden. Die irdische Tierwelt mag dabei, wenn der Entwickelungsgedanke recht hat, irgendwie nur für Töne, Wärme und Licht empfänglich sein; es wären aber Organismen denkbar, die wieder für Schwingungsreihen zwischen Ton und Licht empfänglich wären, welche z. B. weder den Schlag des Hammers auf das Eisen hörten, noch das Rotglühen des Eisens sähen, dafür aber irgend etwas empfänden, wofür wir leblos sind wie der Blinde für das Licht.

Platon.

Die grössten Denker unter denen, welche die Wirklichkeit transcendental erklärten, sind dieser Vorstellung von Zufallssinnen nahe gekommen. Das berühmte Bild, durch welches Platon die Unvollkommenheit der menschlichen Seele anschaulich zu machen sucht, hat mich selbst zuerst zu dem Begriffe der Zufallssinne geführt. Wie die Menschen in einer Höhle gefesselt sitzen, den Rücken gegen den Eingang der Höhle gewandt und so vor sich den Schatten der Dinge vorüberziehen sehen, die sich vor dem Eingang vorüberbewegen, so sitzt die Seele in der dunklen Höhle des Leibes und sieht die Schatten der Dinge, die durch die Oeffnungen des Leibes von vorüberziehenden Dingen hineingeworfen werden. Zufällig ist die erscheinende Wirklichkeit hier, zufällig aber auch die Oeffnungen des Leibes, zufällig endlich die Organisation dieser Oeffnungen, der Augen und der Ohren. Diese letzte Zufälligkeit hätte Platon zwei Jahrtausende vor Darwin sich nicht einmal vorstellen können, abgesehen davon, dass Platon der höheren Abstraktionen viel weniger fähig war, als man glauben sollte, wenn man sich seine Sprache in das nachhegelsche Philosophen-

Digitized by Google

deutsch falsch übersetzt. Der Wortrealismus Platons war noch naiv. Sein Idealismus (möchte ich sagen) hatte etwas Konkretes, sein Wortrealismus knüpfte gern an konkrete Worte an. Platons Ideenlehre war noch kein Rationalismus. Sein Seelenbegriff braucht nicht allzu ernst genommen zu werden.

Aber Kant hätte nur einen Schritt weiter zu gehen brauchen, um das Wesen der Zufallssinne zu entdecken. Der Name Kants ist ja geknüpft an die heute noch gültige Lehre von der Entwickelung unseres Planetensystems, mit welcher jede mechanische Darstellung einer Entwickelungslehre beginnt. Es wäre Kants würdig gewesen, die Ideen seines Gegenkritikers Herder zu vertiefen und den Gedanken einer allmählichen Entwickelung des menschlichen Verstandes zu fassen. Rühmt er sich doch einmal (in der Vorrede zur zweiten Bearbeitung der Kritik), dass er mit der Aufstellung eines unerkennbaren Dings-an-sich, mit der Lehre, die Welt sei ein Geschöpf des Verstandes und seiner Anschauungs- und Denkformen, die Menschheit ebenso auf sich selbst gestellt habe wie es Kopernikus durch die wahre Lehre vom Zentrum des Sonnensystems that. In der astronomischen Weltanschauung war Kant über Kopernikus und Newton hinausgegangen und hatte (mit Laplace einer Anregung Buffons folgend) eine Entwickelung der Erde gelehrt. Es scheint uns heute fast eine architektonische Forderung, dass Kant, als er das Zentrum der Wirklichkeitswelt aus der Welt hinaus verlegte, nämlich in den menschlichen Verstand, er nun auch diesen Verstand sich entwickeln liess, wie es jetzt, seit Spencer, die gemeine Vorstellung geworden ist. Dass Kant diesen Schritt nicht unternahm, vielleicht auf Grund seiner Vorstellung von Zeit und Raum nicht unternehmen konnte, ist nur mit der Einseitigkeit des Genies zu erklären. Denn indem er die Wirklichkeitswelt für ein unerkennbares Ding-an-sich erklärte, unsere Anschauungs- und Denkformen zu einer reinen Verstandesarbeit machte, ging er noch weit über eine Entwickelungslehre des Verstandes hinaus, ohne jedoch die Lehre selbst zu erfassen. Kant.

Ich wiederhole das Bild, das ich vorhin gebraucht habe.

Digitized by Google

Dass die Wirklichkeit und der menschliche Geist zu einander stimmen, ist ein Rätsel, über welches nicht zu erstaunen schwer ist. Aber die Antwort, die der Bauer gibt, und die Antwort, die ein Kant gibt, stehen für einen höheren Gesichtspunkt auf gleicher Ebene. Der Handschuh passt auf die Hand, sagt der Bauer und meint, eine höhere Intelligenz habe den Handschuh ausgesucht, habe ihn angepasst, wie es die Handschuhmacherin thut. Die Hand passt in den Handschuh hinein, würde ein konsequenter Platoniker sagen, weil die Hand nur die Materialisation des Handschuhs ist. Kant ist noch feiner und scharfsinniger; auch er meint eigentlich, es passe die Hand in den Handschuh, weil wir gar nicht wissen, ob der Handschuh mit einer lebendigen Hand oder mit Wolle ausgestopft sei; vielleicht ist die Grösse des Handschuhs auch für das Wachstum der Hand entscheidend; genug: für unsere Vorstellung passt schliesslich doch der Handschuh auf die Hand. Hätte Kant sein Hauptwerk ausdrücklich „Kritik der menschlichen Vernunft“ genannt (und er hätte dann von selbst das Adjektiv „rein“ fortgelassen), so hätte ihm der Gedanke aufblitzen müssen, dass so wie unsere Kenntnis von der Welt am Verstande, das heisst mit Hilfe des Verstandes geworden und gewachsen sei, so anderseits der Verstand an der Welt geworden und gewachsen sei. Und wenn mich nicht alles trügt, so lag dann der Zusatz nahe: die Thore unseres Verstandes waren nicht immer dieselben, die Entwickelung des Verstandes ist eine Folge der Entwickelung unserer Sinne; Verstand ist überhaupt nur eine Abstraktion für die Komplexität unserer Sinneseindrücke, es ist nichts im Verstande, was nicht vorher in unseren sich entwickelnden Sinnen war, und die Entwickelung dieser Sinne ist ein Werk der Wirklichkeitswelt, die Sinne sind Zufallssinne. Die Thore unseres Verstandes, die Sinne, an denen jedes Ding als Wahrnehmung seinen Namen wie bei einem Thorschreiber abzugeben hat, sind Breschen, welche die Wirklichkeitswelt in unser Innenleben hineingeschlagen und im Laufe der Entwickelung der Menschheit oder der Organismen erweitert

Digitized by Google

hat, wenn anders wir einen Augenblick vergessen können, dass die Organismen bei der Entwickelung der Sinne nicht bloss passiv, sondern zu gleicher Zeit aktiv gewesen sein müssen. Freilich hätte dann Kant seine Kardinalfrage, ob synthetische Urteile a priori möglich seien, mit einem Nein beantworten müssen. Dazu aber hätte Kant mehr Vorurteilslosigkeit besitzen müssen, als er besass. Er stellte aber dem sensualistischen Satze: „Es ist nichts im Intellekt, was nicht vorher in den Sinnen gewesen wäre", triumphierend mit Leibniz den Nachsatz entgegen „nur nicht der Intellekt selbst". Dass der Intellekt empirisch zu begreifen sei, das war ihm noch klar; dass der Intellekt aber empirisch, das heisst durch Erfahrung erst geworden sei, das ging noch über Kants Kraft. Locke, gegen welchen Leibniz sich wandte, hatte das Bild gebraucht, es sei der Verstand ein weisses Blatt, auf welches die Welt durch die Erfahrung ihre Zeichen mache. Kant war sicherlich geneigt, die Sache so aufzufassen, dass die Zeichen auf dem Papier mit irgend einer sympathetischen Tinte vorher aufgemalt seien und durch die Welt erst sichtbar würden. Die gegenwärtige Weltanschauung, die des Darwinismus etwa, würde nun in dem Papier etwas erblicken wie das präparierte Papier, auf welchem die Photographen ihre Bilder aufnehmen. Wir haben, wenn wir die christliche Scholastik als die Vorgeschichte der Lockeschen Psychologie mit hinzudenken, da die drei Irrtümer der Menschheit hintereinander: die Teleologie, den Occasionalismus und die Entwickelungslehre, wobei uns Kant als ein verfeinerter Occasionalist, die Entwickelungslehre als eine verfeinerte Teleologie erscheint. Ich meine, dass erst der Begriff der Zufallssinne die Entwickelungslehre zwar leider nicht vollendet, wohl aber endlich unter die Sprachkritik bringt.

Der erste, der auf die Notwendigkeit einer sprachlichen Metakritik gegen Kant hinwies, musste ohne rechte Wirkung bleiben, weil er nicht so hoch zu steigen vermochte, wie er gebaut hatte, weil er bei allem Spürsinn ein Wirrkopf war, weil ihm nur eine Empfindung für die letzten Fein- Hamann.

Digitized by Google

heiten der Sprache gegeben, die Herrschaft über eine verständliche Sprache jedoch versagt war; es ist der alte, halb vergessene Johann Georg Hamann, Kants Landsmann und guter Bekannter. In seiner „Metakritik über den Purismum der reinen Vernunft“ stellt er konfus und doch genial die sprachkritische Forderung gegen Kant auf. Die Sprache sei das einzige, erste und letzte Organon und Kriterion der Vernunft, ohne ein ander Kreditiv als Ueberlieferung und Usum. „Es geht aber einem auch beinah mit diesem Idol wie jenem Alten mit dem Ideal der Vernunft. Je länger man nachdenkt, desto tiefer und inniger man verstummt und alle Lust zu reden verliert . . . Rezeptivität der Sprache und Spontaneität der Begriffe! — Aus dieser doppelten Quelle der Zweideutigkeit schöpft die reine Vernunft alle Elemente ihrer Rechthaberei, Zweifelsucht und Kunstrichterschaft, erzeugt durch eine ebenso willkürliche Analysis als Synthesis des dreimal alten Sauerteigs neue Phänomene und Meteore des wandelbaren Horizonts, schafft Zeichen und Wunder mit dem Allhervorbringer und Zerstörer, dem merkurialischen Zauberstabe ihres Mundes, oder dem gespaltenen Gänsekiel zwischen den drei syllogistischen Schreibefingern ihrer herkulischen Faust — —“. Sprache sei der Mittelpunkt des Missverstandes der Vernunft mit ihr selbst; der Missbrauch der Sprache um ihres natürlichen Zeugnisses (so heisst es in „Golgatha und Scheblimini!“) sei der gröbste Meineid und mache den Uebertreter dieses ersten Gesetzes der Vernunft und ihrer Gerechtigkeit zum ärgsten Menschenfeinde, Hochverräter und Widersacher deutscher Aufrichtigkeit und Redlichkeit; gegen Mendelssohn spricht dabei Hamann von einem Schlangenbetrug der Sprache. Und gegen Kants Vernunftbegriff heisst es wieder in der Metakritik mit erfrischendem Uebermut: „Hier schnarcht der Homer der reinen Vernunft ein so lautes Ja! wie Hans und Grete vor dem Altar, vermutlich weil er sich den bisher gesuchten allgemeinen Charakter einer philosophischen Sprache (Hamann denkt an Leibnizische Ideen, die zu keinem Ziele führten) als bereits erfunden im Geiste geträumt.“ Aber

Digitized by Google

schon in einem Briefe von 1759 weiss Hamann: „Ein kleiner Zusatz neuer Begriffe hat allemal die Sprache der Philosophie geändert."

F. Jacobi. Ganz und gar unter dem dämonischen Einflusse Hamanns stand Goethes Freund Fritz Jacobi, als er — Jacobi bekämpfte Kant sonst harmlos vom Standpunkte eines religiösen Gemüts — in „Allwills Briefsammlung" die erstaunlichen Worte niederschrieb, die eine Sprachkritik ausdrücklich als eine Fortsetzung von Kant verlangen, und die ich darum auch als ein Motto diesem Werke vorausstellen durfte:

„Werde ich es sagen, endlich laut sagen dürfen, dass sich mir die Geschichte der Philosophie je länger, desto mehr als ein Drama entwickelte, worin Vernunft und Sprache die Menächmen spielen? . . .

„Dieses sonderbare Drama, hat es eine Katastrophe, einen Ausgang; oder reihen sich nur immer neue Episoden an?

„Ein Mann (Kant), den nun alles, was Augen hat, gross nennt, und der in seiner Grösse fünfundzwanzig Jahre früher schon dastand, aber in einem Thale, wo die Menge über ihn wegsah, nach Höhen und geschmückten Bühnen — dieser Mann schien den Gang der Verwickelungen dieses Stücks erforscht zu haben und ihm ein Ende abzusehen. Mehrere behaupten, es sei nun dies Ende schon gefunden und bekannt. Vielleicht mit Recht . . . Und es fehlte nur noch an einer Kritik der Sprache, die eine Metakritik der Vernunft sein würde, um uns alle über Metaphysik eines Sinnes werden zu lassen."

Den Begriff Entwickelung konnte Kants Zeit kaum auf die Sprache, geschweige denn auf die Vernunft anwenden. Kant war ein bedeutender Gelehrter, auch in der Naturwissenschaft, doch da wie sonst im Banne der Sprache; so wenig er (Goethes Metamorphose der Pflanze erschien erst 1790, Goethes Beginn ernsthafter naturwissenschaftlicher Studien fällt in das Erscheinungsjahr von Kants Kritik) an der Konstanz der Arten zweifelte, so wenig konnte er sich den menschlichen Verstand als etwas Gewordenes,

Digitized by Google

als etwas Variierendes denken. Er musste die ganze Descendenztheorie überspringen; um so bewundernswerter ist es, dass er erkannte, es stamme unsere Welterkenntnis nicht aus der Welt, sondern aus dem Verstande. Er konnte zu diesem Ergebnis nicht anders gelangen als durch eine ungeheure Kühnheit in der dialektischen Behandlung der Scholastik. Der mehr oder weniger materialistische Sensualismus der Engländer hatte eben darin geendet, dass nichts im Intellekte sei, als was vorher in den Sinnen gewesen wäre, dass es also nur Erfahrungssätze und die aus ihnen erschlossenen analytischen Sätze gebe, aber keine synthetischen Urteile a priori, das heisst, dass es überhaupt keine Sätze aus reiner Vernunft, dass es keine reine Vernunft gebe. Gegenüber dem mechanistischen Sensualismus war es nun Kants bedeutungsvolle That, auf die Selbstverständlichkeit, auf die Apriorität der Mathematik und (irrtümlicherweise) der Physik hinzuweisen, diese Apriorität aber nur für die Welt als Erscheinung zu behaupten, die Unerkennbarkeit der Welt an sich zu lehren und damit die Metaphysik zu zermalmen. Ich weiss nicht, wie man Kant ohne Zuhilfenahme der Sprachkritik ernste Widersprüche nachweisen will. Erst jetzt, wo nach einem hübschen Worte von Paulsen der menschliche Verstand zu einem Gegenstande der Anthropologie geworden ist, lässt sich meines Erachtens der Fehler Kants erkennen und zugleich der Tiefsinn seiner Sätze ganz herausholen. Erst seitdem die Physiologie der Sinnesorgane und die Biologie der Organismen die Entstehung und die Funktion der Sinne genau so „widersinnisch“ erklärt, wie Kant die Welt erklärt hat, können wir daran gehen, Verstand und Sinne als geworden zu betrachten und durch die weitere Einfügung des Begriffs der Zufallssinne dem Genie Kants gerecht zu werden. Der Kern der Untersuchung wird wohl darin liegen, dass Kant die alten metaphysischen und biologischen Worte scholastisch, wortrealistisch auffasste, dass er vor allem den Begriff der Apriorität als einen festen und absoluten hinnahm. Ich habe oben gesagt: Kant hätte die erste Frage seines

Digitized by Google

Werkes, wie synthetische Urteile a priori möglich seien, damit beantworten sollen, dass synthetische Urteile a priori eben nicht möglich seien, das heisst fast er hätte sein Werk ungedacht und ungeschrieben lassen müssen. Das war natürlich nur in jenem Zusammenhange nicht verkehrt. Für uns ist die Apriorität kein scholastischer Begriff mehr, für uns wird die Apriorität einen neuen Sinn bekommen, für uns ist die Apriorität etwas Relatives: das Gedächtnis des Menschengeschlechtes oder die Sprache ist für uns das relative Apriori geworden, das sogar buchstäblich als etwas Vorausgehendes sehr gut zu seiner neuen Bedeutung passt; für uns ist die Apriorität sehr wohl auf den grössten Teil des menschlichen Denkens anzuwenden. In unserer Sprache müssten wir sagen: es ist die Hauptmasse unserer Begriffe, die der überkommenen Sprache, apriorisch, relativ apriorisch, und da in den Begriffen schon die Urteile stecken, so sind auch die Urteile relativ apriorisch.

Wie steht es aber um die Möglichkeit und die Wirklichkeit synthetischer Urteile? Darauf könnte nur eine Philosophie der Mathematik antworten. Mir scheint, dass die Sprache sich gezwungen sehen wird, hier den Sinn der Worte bald umzukehren, dass der Widersinn der Kantischen Frage daher rührt: eben die sogenannten synthetischen Urteile, die wertvollen Bereicherungen sind gerade die aposteriorischen. Erst in der Kritik der Logik wird das deutlicher darzustellen sein.

Subjektivismus.

Was nun Kant in seiner Weise, trotz allen scholastischen Wortaberglaubens und trotzdem er die bereits aufkeimende Entwickelungslehre nicht ahnte, in seiner Genialität erkannte, war der Gedanke: wir vermögen unser Seelenleben gar nicht in seine subjektiven und objektiven Elemente zu trennen, weil in unserer Seele gar nichts vorhanden ist als die objektive Welt, diese aber nicht an sich, sondern als Erscheinung, weil also die ganze objektive Welt in unsere Seele nur unter der Form einzieht, welche sie durch unser subjektives Denken erhalten hat, das wieder von den Sinnen abhängt. Drückt man Kants Gedanken so aus,

Digitized by Google

so fallen allerdings bald seine ewigen Kategorien der Anschauung und des Denkens hinweg, und der menschliche Verstand, der ihm noch, zum Unheil für seine Nachfolger, doch als etwas wie eine geistig wirkende Person erschien, verflüchtigt sich zu einem Worte, das beileibe keine bleibende oder gar ewige Bedeutung beanspruchen darf. Der Intellekt wird zur zusammenfassenden Bezeichnung für die Komplexität sich fortentwickelnder Sinne; der Intellekt wird zu einer Abstraktion sich entwickelnder Erscheinungen. Und seit hundert Jahren haben Forscher und Denker, mit oder ohne Berufung auf Kant, mit oder ohne Kenntnis von Kant, unablässig dahin gearbeitet, den Gedanken von der Unerkennbarkeit des Dings-an-sich, von der Subjektivität unseres Denkens, ja selbst unserer Empfindungen zum Gemeingut einer Wissenschaft zu machen, die resigniert den schmalen Raum zwischen dem Nichtwissenkönnen und dem Nichtwissenwollen beherrscht. In Deutschland hat die an Kant geschulte Physik und Physiologie von Helmholtz und Mach, in Frankreich und England hat der Positivismus von Comte und Spencer derselben Lehre zum Siege verholfen: was wir für objektiv gehalten haben an unserer Welterkenntnis, das ist erst recht subjektiv. Was wir von der Aussenwelt wissen, ist niemals objektive Kenntnis, sondern immer ein Symbol, eine Metapher, deren Tertium comparationis uns unzugänglich bleibt, weil sie uns vom Wesen unserer Sinne aufgedrängt wird. Es ist, als wären wir auf einem Maskenballe in einer fremden Stadt; wir erkennen, dass wir Masken vor uns haben, erkennen aber Niemand, der hinter den Masken steckt, wobei die Zweideutigkeit des Wortes „erkennen“ nicht zu übersehen ist. Es ist, als sähen wir den optischen Täuschungen zu, die ein geschickter Taschenspieler uns vorführt; wir merken, dass wir getäuscht sind, aber wir durchschauen die Täuschung nicht. Optische Täuschungen und andere Sinnestäuschungen können uns überhaupt über das Wesen des menschlichen Verstandes aufklären. Ist eine Sinnestäuschung ungewöhnlich und durch eine nicht normale Beschaffenheit des Nervensystems bedingt, so nennen wir sie krankhaft

Sinnestäuschungen

Digitized by Google

und den armen Betrogenen nennen wir geisteskrank. Ist eine solche Sinnestäuschung von der Art, dass alle Menschen ihr gleichmässig unterworfen sind und dass wir das objektive Verhältnis durch wissenschaftliche List aufdecken können (wie bei Nachbildern im Auge und dergleichen), so sprechen wir von eigentlichen Sinnestäuschungen. Gehört die Täuschung aber zum Wesen des Sinnes, empfinden wir bestimmte chemische Wirkungen, also nach der gegenwärtigen Lehre Molekularbewegungen, als etwas Bitteres oder Süsses, als etwas Wohlriechendes oder Stinkendes, empfinden wir Schwingungen von Atomen als Töne, Wärmeempfindungen, Farben, so sprechen wir diesen Täuschungen, weil sie unentrinnbar sind, objektive Wirklichkeit zu, und dem gemeinen Verstande kann leicht wieder derjenige für verrückt erscheinen, der sich von den Sinnen nicht betrügen lässt, die Subjektivität aller dieser Empfindungen behauptet, oder es gar ausspricht, dass diese Täuschungsthätigkeit der Sinne am letzten Ende nur historisch geworden ist, nicht zum Wesen der Erkenntnis gehört, dass es auch anders hätte werden können.

Und doch ist diese letzte Behauptung notwendig, wenn wir uns den Intellekt als etwas Gewordenes und immer noch Werdendes vorstellen wollen. Jedermann weiss, dass Stärke und Qualität unserer Empfindungen bei Völkern und Individuen, ja sogar bei Individuen in verschiedenen Lebensaltern oder selbst innerhalb derselben Stunde unter verschiedenen Umständen wechselt. Man hat die Körper als die Möglichkeit von Empfindungen definiert. Von den Möglichkeiten wissen wir nichts, drum halten wir die Empfindungen für wirklich. Aber diese Empfindungen täuschen. Dem Kinde und dem Kranken erscheinen Gewichte schwer, die dem gesunden Erwachsenen leicht erscheinen. Stecke ich die rechte Hand in ganz kaltes, die linke in heisses Wasser und dann beide Hände in ein Bad von 25° R., so glaube ich, das heisst doch wohl mein Intellekt, die beiden Hände in verschiedene Flüssigkeiten eingetaucht zu haben, die rechte in ein sehr warmes, die linke in ein sehr kaltes

Digitized by Google

Bad. Abgestumpften Sinnen erscheint Wohlgeruch und Süssigkeit erst gleichgültig, dann widerwärtig. Ton- und Lichterscheinungen täuschen uns an allen Ecken und Enden. Die Subjektivität der Empfindungen, aus denen wir erst auf die Körper als auf ihre Möglichkeiten schliessen, steht über allem Zweifel. Die wissenschaftliche List hat die Luftstösse, die unseren Ohren als Töne erscheinen, den Augen als Schwingungen sichtbar gemacht; eine unendlich feinere wissenschaftliche List hat es uns vorstellbar gemacht, dass auch Farben schwingende Stösse sind, wobei freilich die Aetherschwingungen wieder nur Symbole für etwas den Luftschwingungen Aehnliches sein mögen.

Auch das ist jetzt nahezu Gemeingut der Denker und Forscher, dass die einzelnen Sinne sich zu ihrer gegenwärtigen Schärfe entwickelt haben. Der verblüffende Einfall des Demokrit, es seien alle Sinne nur Modifikationen des Tastsinnes, ist von der nachkantischen Physiologie zum Range eines wissenschaftlichen Satzes beinahe erhoben worden. Die Entwickelungslehre hat gezeigt, dass das für unsere Sinne (und wenn sie noch so listig verfeinert wären) gleichmässige Protoplasma der niedersten Tiere alle Funktionen ausübt, die sich beim Menschen einerseits in Atmung, Ernährung, Fortpflanzung, anderseits in die Sinne und das Zentralnervensystem differenzieren. Es scheint mir übrigens, dass wir nicht gut umhin können, diese undifferenzierte aktive und passive Beschaffenheit des Protoplasma auch beim Menschen wirksam zu denken, dort nämlich, wo unsere Augen und das Mikroskop uns im Stiche lassen, wo z. B. die Nerven die Muskeln berühren oder die sensiblen und motorischen Nerven unsichtbar miteinander verbunden sind.

In die Sprache unserer Sprachkritik übersetzt führen diese Ergebnisse zu einem sehr merkwürdigen Einblick in den Wert unserer Begriffe oder Worte. Wir wissen, dass die substantivischen Worte nicht nur dann Abstraktionen sind, wenn sie Personifikationen wie Gerechtigkeit und Gewissen, wenn sie Schatten oder Schatten von Schatten bezeichnen, sondern dass auch konkrete Substantiva subjektive

Digitized by Google

Hypothesen unseres Intellekts sind, dass wir die mögliche Ursache unserer Empfindungen, dass wir die Möglichkeiten überhaupt als Körper oder Dinge in den Raum hineinprojizieren, dass die durch konkrete Substantiva ausgedrückten Dinge keine objektive Wirklichkeit haben. Wir wissen ferner, dass unsere Verba Beziehungen dieser Dinge untereinander oder Beziehungen dieser Dinge auf uns bezeichnen, dass also unsere Verba erst recht nur Symbole von wirklichem Geschehen und Sein, von wirklichen Veränderungen sein können. Nun aber haben wir erfahren, dass auch die Eigenschaften der Dinge oder die uns höchst objektiv erscheinenden Wirkungen auf unsere Sinnesorgane nur Täuschungen sind, normale Täuschungen allerdings, dass also auch die Adjektive nichts Objektives bezeichnen, nicht einmal etwas unveränderlich Subjektives, sondern dass unsere Augen und Ohren, während die Organismen sich entwickelt haben, aus lichtempfindenden Flecken und tonempfindenden Körnchen immer leistungsfähigere optische und akustische Instrumente geworden sind, die dann im Laufe der Jahrtausende dem Intellekt immer reichern Stoff zu seinen Schlüssen, in diesem Falle Empfindungswerten, geliefert haben.

Ding-an-sich.

Jetzt erst glaube ich alle Vorstellungen gegenwärtig zu haben, welche geeignet sind, Kants Begriff eines Dings-an-sich von seiner transcendentalen Verkleidung zu befreien und ihn zu einem notwendigen Bestandteil einer erkenntnistheoretischen Weltanschauung zu machen. Ich habe vorhin Kants Philosophie einen versteckten Occasionalismus genannt; das ist sie wirklich, so lange der Parallelismus von Subjektivität und Objektivität, von Verstand und Wirklichkeit, von Seele und Leib bestehen bleibt, so lange die Welt durch ein aprioristisches Wunder aus dem Verstande entsteht, so lange der Verstand mit seinen armen fünf Sinnen Weltgesetze erfindet, die dann unbegreiflicherweise auf die Welt passen. Lassen wir den alten Begriff der Apriorität aber fallen, bescheiden wir uns, nichts im Intellekt zu suchen, was nicht vorher in den Sinnen war und dann im Gedächt-

Digitized by Google

nisse oder in der Sprache, bekennen wir lachend, dass gerade dieses Fundament weitern wissenschaftlichen Aufbaus, dass gerade die in der Sprache überlieferte gemeine Weltanschauung unser aprioristisches Wissen ist, fügen wir uns darein, dass nach den Substantiven und Verben nun auch die Adjektive als etwas Metaphorisches erkannt worden sind —, dann kann es uns nicht mehr erschrecken, wenn der menschliche Verstand es ist, der sich die Anschauungs- und Denkformen seiner Weltanschauung selber aufbaute. Kant will sagen: der Verstand muss doch ein göttliches Ding sein, weil alle Weltanschauung mitsamt aller Philosophie und mitsamt der Welt selbst sein eigenes Werk ist. Wir sagen: die Welterkenntnis mitsamt der Welterscheinung ist ein Werk des menschlichen Intellekts oder vielmehr eine Assoziation unserer Sinnesempfindungen, welche wesentlich Sinnestäuschungen sind; unsere Welterkenntnis ist aber auch darnach. Den thatsächlichen Vorgang können wir uns nur durch ein Bild vorstellen. Es gibt in vielen Industrien Siebe, welche automatisch die Körner eines Gemengsels nach bestimmten Grössen scheiden; wie nun im Farbensieb ein Instrument erfunden worden ist, das die Farben nach ihrer Qualität durchlässt oder nicht durchlässt, so können wir uns Siebe vorstellen, die die Körper je nach ihrer Gestalt und Krystallisation oder auch bestimmte Schwingungen durchlassen oder nicht durchlassen. Niemand wird sich wundern, hinter dem Siebe nur das zu finden, was es durchgelassen hat. Hinter dem Rotsiebe erscheint die Welt rot. So erscheint die Welt im Verstande, hinter dem Siebe des Verstandes, das heisst hinter den Löchern seiner Sinne, sinnisch, verständig; diese Einsicht selbst ist widersinnisch, der gemeinen Vorstellung unverständlich. Und weil die Sinne Zufallssinne sind, so wird die Frage nach dem Werte unseres Weltbildes, nach der Zuverlässigkeit unseres Verstandes, nach dem Parallelismus zwischen Subjektivität und Objektivität, so erscheint jede metaphysische Frage kindlich. Wo der Mensch den Hauptwert auf die Goldkörner legt, da ist der Durchfall Gold, der Rückhalt Sand, wo etwa das Gold

Das Sieb der Sinne.

Digitized by Google

keinen Wert hätte und der Sand zum Mauern selten wäre, da würde das Sieb so eingerichtet werden, dass der Durchfall Sand wäre, der Rückhalt Gold. So gleichwertig nun aber für die willensfreie Neugier des Mineralogen Gold und Sand sind, so gleichwertig wäre für eine übermenschliche Weltseele das Ding-an-sich und seine Erscheinung im Menschenverstande, so gleichwertig wäre für eine Weltseele (mit anderen Worten) das, was die Sinne durchlassen, und was sie nicht durchlassen. Die menschliche Welterkenntnis ist der Durchfall des menschlichen Verstandes.

Ich brauche hoffentlich nicht hinzuzufügen, dass ich mir nicht einbilde, diesen Durchfall des menschlichen Verstandes durch den Begriff der Zufallssinne positiv verbessert, ihn bereichert zu haben. Der Zufall ist ja längst als ein relativer Begriff erkannt. Zufällig sind auch unsere Sinne bloss im Verhältnis zu den unzähligen Erkenntnismöglichkeiten. Historisch sind sie gewiss notwendig geworden, wie alles andere Gewordene. Historisch sind sie sicherlich entstanden durch die Interessen der Organismen. Das Tier hat gewiss die Sinne entwickelt, die es brauchte; man kann sagen: der Mensch sieht und hört, was er will, das heisst Gehör und Gesicht haben sich gerade so entwickelt, weil diejenigen Molekularbewegungen, auf welche Gesicht und Gehör reagieren, ein Interesse hatten für den unbewussten Willen der Organismen. Wie dieses Interesse der Organismen sich zum Aufbau seiner Sinne des organischen Gedächtnisses bediente, desselben Gedächtnisses, welches dann im Verlaufe der Entwickelung schliesslich zur menschlichen Weltanschauung oder Sprache führte, das wissen wir nicht, weil wir die Frage mit den Mitteln unserer Sprache nicht einmal korrekt stellen können, weil wir, die wir mit unserer Seele hinter dem Siebe wohnen, nicht durch das Sieb hindurch wieder nach vorn blicken können, weil die Erfindung eines Seelenspiegels nach dem Muster eines Augenspiegels eine Unmöglichkeit ist. Wir müssen uns mit dem negativen Ergebnisse begnügen, dass wir hinter dem Siebe abhängig sind von der Einrichtung des Siebes, dass also in dieser

Gegend von einem ordnenden Prinzip, von einer Seele keine Rede sein kann. Unsere Weltanschauung ist der Durchfall des menschlichen Verstandes. In diesem Durchfall finden wir eine Seele eben so wenig, wie wir auf der Erde einen persönlichen Gott finden. Jenseits des Siebes aber, vor dem Siebe, eine Seele zu suchen, das wäre doch wohl ein Versuch mit untauglichen Mitteln.

*

Da ist es nun merkwürdig, dass wir, deren Sinne für die sogenannte objektive Welt sich so feinmechanisch entwickelt haben, für das Interessanteste unserer subjektiven Innenwelt, für Lust- und Schmerzgefühle keine besondern Sinne haben, das heisst keine besondern Organe. Denn der Sinn, das heisst hier das Verständnis für Lust und Schmerz ist gewiss älter als unsere Aussenweltsinne, ist gewiss so alt wie der Ursinn, der Tastsinn.

Schmerz

Es wird seit Schopenhauer viel darüber gestritten, ob die Summe der Schmerzen oder die Summe der angenehmen Empfindungen im Menschenleben überwiege. Eine Statistik darüber wird sich schwer aufstellen lassen, eben so schwer eine überzeugende Rechnung. Wo möglich noch schwerer dürfte die Frage zu beantworten sein, ob, gewissermassen nach einem Mehrheitsbeschluss, der Schmerz oder sein Gegenteil als der positive Begriff zu betrachten sei. Der vergnügte Alltagsmensch wird geneigt sein, seine Vergnügtheit als etwas höchst Positives aufzufassen, jeden Schmerz als eine Negation; der pessimistische Philosoph erklärt den Schmerz für das Positive, jedes Lustgefühl für ein Freisein von Schmerzen. Wir an unserer Stelle haben mit solchen Spitzfindigkeiten nichts mehr zu thun. Ich glaube, auch der Optimist wird übrigens einen heftigen Zahnschmerz, der Pessimist einen Augenblick der Wollust nicht für etwas Negatives halten.

Es hängt aber damit die merkwürdige Erscheinung zusammen, dass die lebendige Sprache des einfachen Mannes wohl die Abstraktion Schmerz gebraucht und darunter alle

Digitized by Google

Unlustgefühle zusammenfasst, dass sie aber für alle Lustgefühle ein gemeinsames Wort nicht besitzt. Denn dieses „Lustgefühl" selbst gehört nur der wissenschaftlichen Sprache an; ebenso wie „Lust" im Sinne eines Gegensatzes zu Schmerz dem Volke nicht geläufig ist. Man sagt dafür bald Wollust, bald Freude, bald Vergnügen (ähnlich in andern Sprachen); es gibt keine volkstümliche Abstraktion der Lustgefühle. Auch besitzen wir gegenüber dem fast zur Interjektion gewordenen Komparativ „leider" für die Freude höchstens den metaphysischen Ausruf „gottlob".

Wir werden auf eine ähnliche Armut der Sprache später bei einer Untersuchung des Geruchssinns stossen. Seine Sinneseindrücke geben der menschlichen Sprache einen verschwindend kleinen Teil ihrer Erinnerungen und eigentlich kein einziges unmittelbares Wort, weil wir die einzelnen Gerüche regelmässig nach den Körpern benennen, die sie erregen. Der Geschmackssinn liefert noch einige fest umgrenzte Abstraktionen wie: süss, bitter, sauer. Der Geruchssinn kennt nur noch die scharfe Unterscheidung der Gegensätze von angenehm und unangenehm, gut und schlecht. Er gleicht am meisten dem moralischen „Sinn", der auch zuletzt nur den Gegensatz von gut und schlecht noch kennt und die einzelnen Tugenden und Laster kaum an Beispielen beschreiben kann.

Das Gemeingefühl ist also nicht einmal so deutlich wie der dumpfe Geruchssinn. Es fasst die unangenehmen Gefühle unter dem Begriff Schmerz zusammen, hat aber für die angenehmen kein Wort. Wenn der Schmerz dem Gestank entspricht, so entspricht in der Volkssprache nichts dem Geruch, dem Wohlgeruch. Es gibt aber dennoch einige unbestimmte Bezeichnungen für Gruppen von Geruchsempfindungen, und diese lassen sich ganz wohl mit einzelnen undeutlichen Worten für Schmerzempfindungsgruppen vergleichen. Dabei ist aber nicht zu übersehen, dass z. B. der sogenannte stechende Geruch vielleicht nur eine schmerzhafte Begleiterscheinung gewisser Gerüche ist, dass also das Einatmen von Chlor zugleich den besonderen Chlorgeruch

Digitized by Google

im Organ hervorruft und einen stechenden Schmerz in den Schleimhäuten.

Schmerz und Sprache.

Der Physiologe Brücke teilt die Schmerzempfindungen begrifflich so ein, dass er eine sehr schmerzhafte Erregung einer fest umgrenzten kleinen Nervengruppe einen stechenden Schmerz nennt, die lineare Fortpflanzung dieses Schmerzgefühls aber einen schneidenden Schmerz; die gleichzeitige schwächere Erregung einer grössern Nervenmenge nennt er einen drückenden Schmerz. Es scheint mir ausser allem Zweifel zu stehen, dass diese Namengebung zwei Dinge miteinander verwechselt: den Schmerz selbst und die Mitteilungen des Tastgefühls. Ich möchte wissen, ob der Schmerz beim Abgestochenwerden und beim Geschächtetwerden wesentlich verschieden ist. Die Art der Verletzung hat mit dem Schmerz nichts zu thun. In der natürlichen Volkssprache wird der Schmerz ähnlich so nach seiner Herkunft genannt wie der Geruch. Wir klagen ohne jede Rücksicht auf die Fortschritte der Anatomie und der Nervenphysiologie heute wie vor Jahrtausenden über Kopfschmerz, Augenschmerz, Halsschmerz, Zahnschmerz, Brustschmerz, Bauchschmerz, Fussschmerz. Daran hat die Lehre, dass jeder Schmerz erst im Gehirn empfunden und von dort nach dem Endpunkt des Nervs projiziert werde, so wenig geändert, wie die neuere Astronomie an der Redensart vom Sonnenaufgang. Daran hat aber auch die genauere Einsicht in die Gewebeverhältnisse der schmerzenden Körperteile nichts geändert. Und wenn der Arzt den Leidenden quält, ihm doch genau zu sagen, was für einen Schmerz er empfinde, so hilft sich der Leidende, da er kein Wort zur Verfügung hat, mit einer vergleichenden Beschreibung. Und das ist ganz in der Ordnung. Denn der Arzt wollte ja eben eine Erklärung, das heisst eine Beschreibung des Leidens haben. Wenn nun Wundt die Schmerzen wieder anders begrifflich einteilt, in bohrende, stechende und brennende Schmerzen, so liegt es auf der Hand, dass er die subjektive vergleichende Beschreibung des Leidenden zu einer festen Definition zu verwandeln versucht hat, indem

Digitized by Google

er mit genauerer Anatomie als das Volk seine Einteilung nach innern Körperteilen entwirft. Sie kann aber nicht Eigentum der Volkssprache werden, weil die Vergleichung zu ungenau ist, ja vielleicht nur wieder der sich immer gleich bleibende Schmerz von einem Lokalgefühl begleitet wird.

Schmerzensinn.

Eine Gegenüberstellung der Geruchsempfindungen und der Schmerzempfindungen wird uns aber noch mehr lehren, als bisher beachtet worden ist. Vor allem ist es auffallend, dass wir immerzu von einem Geruchssinn sprechen, nicht aber von einem Schmerzensinn. Und doch verhält sich die menschliche Haut — ihre übrigen Funktionen beiseite gelassen — zu den Schmerzen nicht anders als die Nasenschleimhaut zu den Gerüchen. Ja vielleicht liesse sich aus der Nützlichkeit, Nützlichkeit im Darwinistischen Sinne, der Haut als eines Schmerzensinns die Entwickelung der Sinne überhaupt besser als bisher erklären. Denn keine äussere Einwirkung, nicht Licht und Schall, ist dem tierischen Organismus so wichtig als die unmittelbare und störende, das heisst schmerzhafte Berührung anderer Körper. Dass aber der Schmerzensinn in seiner Anwendbarkeit, in seiner Mitteilbarkeit vor allem, das heisst in seiner sprachlichen Ausdrucksfähigkeit also doch noch tiefer stehe als der niederste der bisher so genannten Sinne, das wird uns vorsichtig machen müssen. Es handelt sich um eine Zusammenfassung allbekannter Thatsachen, die meines Wissens noch nicht in Zusammenhang gebracht worden sind.

Unsere ganze Welterkenntnis, das heisst unsere Sprache, geht auf unsere Sinneseindrücke zurück. Es wäre aber die Summe all unserer Sinneseindrücke, falls wir dann noch eine Erinnerung an sie haben könnten, ein wahnsinniges Chaos, wenn unsere Sinne nicht die Kraft oder die Gewohnheit hätten, ihre Eindrücke nach aussen zu verlegen, an den Ort ihrer Herkunft, wie wir annehmen. Durch diese Eigentümlichkeit der Sinne erst entsteht das, was wir die Aussenwelt nennen, was für uns die Wirklichkeitswelt ist. Das ist ja eben im Anschluss an Kant ausgeführt

Digitized by Google

worden. Es bleibe — nebenbei bemerkt — dahingestellt, wie weit die Sinne der niedern Tiere die Sinneseindrücke ebenso nach aussen projizieren, wie weit also die niedern Organismen überhaupt ihr Ich von einer Aussenwelt unterscheiden können.

Es bleibe ferner dahingestellt, ob alle Tiere einen Schmerzensinn besitzen, da auch die Entwickelung anderer Sinnesorgane nicht differenziert bis zu den niederen Tieren zurückgeht. Es fragt sich bei dieser Zwischenbemerkung sprachlich darum, ob wir nicht immer in Metaphern reden, wenn wir über den Schmerz der niedern Tiere sprechen; wie es doch eine ganz offenbare und recht abgeschmackte Metapher ist, wenn in unserer wehleidigen Zeit die Blümelein bedauert werden, weil man sie bricht.

*

Projizieren.

Nun sind wir so daran gewöhnt, dass unsere Sinne ihre Eindrücke in die Aussenwelt verlegen, dass wir es einerseits für eine Krankheit halten, wenn unsere Sinne ohne Aussenwelt funktionieren, dass wir anderseits Wunder schreien, wenn die Aussenwelt etwas indirekt verrät, was wir nicht unmittelbar mit unseren Sinnen wahrnehmen. Die sogenannten höheren Sinne, das Gesicht und das Gehör, bieten ein weites Feld für solche Betrachtungen. Die Grenzen werden sich aber leicht an den niedern Sinnen entdecken lassen. Beim Geruchssinn z. B. ist es äusserst merkwürdig, dass wir den wahrgenommenen Geruch nach aussen verlegen. Denn es ist zweifellos, dass nur die unmittelbare Einwirkung riechender Stoffteilchen auf die Nasenschleimhaut dort einen Geruch erzeugen kann. Am letzten Ende aller Enden wird ja die Einwirkung eines entfernten Gegenstandes auf unsere Netzhaut auch auf unmittelbare Berührung von irgend etwas zurückzuführen sein. Da wir aber von diesem Etwas nichts wissen, da wir ferner mit Hilfe des Gesichtssinns die Eindrücke äusserst genau nach aussen projizieren, so besteht zwischen Gesicht und Geruch ein gewaltiger Unterschied. Bei genauester Selbstbeobachtung bin ich aber

Digitized by Google

endlich doch zu der vollen Sicherheit gekommen, dass wir Gestank und Geruch innerhalb unseres Körpers, auf unserer Nasenschleimhaut empfinden, dass wir die Eindrücke nicht nach aussen projizieren. Und ich behaupte: es ist nur eine sprachliche Gewohnheit, wenn wir von riechenden oder stinkenden Gegenständen reden. Treten wir in ein Zimmer, in welchem eine Hyacinthe blüht, so sagen wir sofort, hier riecht es nach Hyacinthe, anstatt analogisch zu sagen: ich rieche eine Hyacinthe. Solange wir die Blume nicht sehen, projizieren wir den Geruch ins Zimmer im allgemeinen. Insofern mit Recht, als wir den flüchtigen und fein verteilten Stoff an jeder Stelle wieder spüren. Wollen wir mit geschlossenen Augen den Ort der Herkunft des Geruchs entdecken, so schnüffeln wir, wie der Hund nach der Fährte des Herrn schnüffelt, bis wir die Stelle des stärksten Geruchs gefunden haben. Dann projizieren wir den Geruch nicht mehr in das Zimmer im allgemeinen, sondern auf die kleine Stelle. Haben wir die Blume vorher erblickt, so projizieren wir den Geruch sofort dorthin, aus alter Gewohnheit, aber nur sprachlich, nicht sinnlich. Habe ich damit recht, so ist es nicht wahr, dass unsere Sinne die Eindrücke nach aussen werfen, dass sie uns eine Aussenwelt schaffen, sondern es ist nur die Erinnerung an frühere Sinneseindrücke, die unseren Verstand, das heisst unsere Sprache die Ursache aller Wirkungen nach aussen verlegen lässt. Es wäre vielleicht gut, schon in diesem Zusammenhang die Entstehung der Raumvorstellung zu erklären. Sie entsteht nicht durch die Sinne selbst, sondern durch unsern Verstand, durch die Sprache. Und wenn erst die Hypothese vom Lichtäther irgend eine greifbarere Gestalt angenommen haben wird, dann wird man vielleicht zugeben, was heute kaum verständlich scheint, dass auch unser Gesicht seine Eindrücke nicht wirklich nach aussen projiziert, dass es vielmehr nur eine Gewohnheit unserer Sprache oder Weltanschauung ist, wenn wir ferne Gegenstände in der Ferne zu sehen glauben, wie wir glauben, dass es die Hyacinthe ist, die riecht.

Ich hätte mir diesen gefährlichen Umweg ersparen

Digitized by Google

können, wenn ich vom Geschmacksinn ausgegangen wäre. Beim Geschmack, der vielleicht nur eine andere Form des Geruchs ist, liegt es wirklich so, dass wir uns der unmittelbaren Berührung unserer Geschmacksnerven und des schmeckenden Gegenstandes bewusst werden. Aber dieses Bewusstsein ist nur scheinbar. Wohl ist der Zucker, die Zitrone innerhalb unseres Organismus, in unserm Munde, wohl fühlen wir die Süssigkeit, die Säure nur in unseren eigenen Schleimhäuten, aber genau wie beim Geruch, eher noch deutlicher, haben wir uns gewöhnt, das Ding selbst anstatt unserer Empfindung süss, sauer u. s. w. zu nennen. Es kommt aber beim Geschmackssinn etwas anderes Neues hinzu, was bei den höheren Sinnen und auch beim Geruchssinn fehlte. Die Lokalempfindung. Wir haben keine Lokalempfindung von der Stelle unserer Netzhaut, unsers Gehörgangs, unserer Nasenschleimhaut, die einen Eindruck empfangen hat. Wir wissen aber ganz genau, sobald wir nur darauf achten, welche Stelle unserer Zunge und unseres Gaumens süss oder sauer berührt worden ist. Der Grund liegt übrigens auf der Hand. Die Zunge prüft nicht allein die chemische Beschaffenheit der Speisen, sondern sie hilft sie auch mechanisch in den Magen befördern; sie muss also neben dem Geschmack auch Tastgefühl haben. Und so leitet der Geschmackssinn zum Schmerzensinn hinüber, der ja auch in den Tastorganen neben anderen Sinnen thätig ist. Und wenn dieser Schmerzensinn seine Eindrücke genau oder ungenau innerhalb des Körpers lokalisiert, anstatt sie — was von ihm ein grober Irrtum wäre — nach aussen zu projizieren, so wissen wir jetzt, dass auch die Projizierung der anderen Sinne nicht in ihrer Thätigkeit selbst liegt. Es liegt also von daher kein Grund vor, nicht einen besonderen Schmerzensinn anzuerkennen.

Das freilich darf man mir nicht einwenden, dass auch andere Sinnesorgane als das Tastgefühl bei übertriebenen Ansprüchen Schmerzen empfinden. Was dann weh thut, ist ja nicht das Gesichtsorgan oder das Gehörorgan, sondern eben die mit Schmerzensinn ausgestatteten Hilfsgewebe des

Digitized by Google

Organs. Dem Tastsinn aber ist der Schmerzensinn wesentlich. Die Druckempfindung und der drückende Schmerz gehen ineinander über. Fahre ich mir mit einem Fingernagel über eine Hautstelle, so kann ich recht gut die Empfindung vom angenehmen Reiz bis zum Schmerz steigern.

Eine Sprache, welche unseren bis heute erreichten Naturkenntnissen entspräche, würde schon heute die Bezeichnungen des Schmerzensinns und der übrigen Sinne haben analog bilden müssen: wie wir sagen, mein Kopf thut mir weh, so müssten wir auch sagen können, die Zunge schmeckt gut; wobei dann die eigene Zunge als Geschmacksorgan und nicht die Ochsenzunge als Nahrung gemeint wäre. Man würde ausgelacht, weil die Sprache niemals der neuesten Erkenntnis entspricht. Nun sagen wir zwar: ich rieche eine Hyacinthe, ich sehe einen Stern, ich höre einen Schuss. Ein feineres Sprachgefühl wird aber nicht unbemerkt lassen, dass die Verben riechen, sehen, hören ganz anders transitiv gebraucht sind, als wenn ich sage: ich fühle Kopfschmerz. Mit jenen Verben projiziert eben die Sprache über die Sinnesorgane hinaus.

Aber Geschmack, Geruch und Schmerzensinn haben auch thatsächlich in der gebräuchlichen Sprache verwandte Aeusserungen, wenn man eben jede verständliche Aeusserung als Sprachäusserung betrachten darf. Dass zwar die Schlingorgane eine bekömmliche Speise nach innen befördern, die unbekömmliche nach aussen, das wird mir kein Leser auch nur als die primitivste Sprachäusserung zugestehen. Wohl aber wird man zugeben müssen, dass es Sprachäusserungen sind, wenn ich einen angenehmen Geruch mit einem langgezogenen „Ah“ mit der Luft einsauge, wenn ich einen Missgeruch durch ein heftiges kurzes „Ae“ mit der Luft ausstosse. Oder gar mit dem Speichel auszuspucken suche. Ganz ähnliche Aeusserungen erzeugt der Schmerzensinn; sein Schreien und Weinen, sein Aechzen und Stöhnen gehört sicherlich der ursprünglichsten Sprache an.

*

Digitized by Google

Erinnerung an Schmerz.

Für denjenigen, der sich selbst genau zu beobachten vermag, wird die Schmerzvorstellung nebenbei beweisen, dass das Denken nur ein Worterinnern ist. Wäre das nicht, so müsste die Vorstellung eines vergangenen Schmerzes wieder Schmerz erwecken, meinetwegen einen abgeschwächten Schmerz, aber immer müsste die Vorstellung eine Verwandtschaft mit sich selber haben. Das ist aber doch nicht der Fall. Wenn ich Zahnschmerz habe, so ist das nicht gedacht, so fühle ich den Schmerz ohne jede Denkthätigkeit ganz wohl — da. Wenn ich mich aber an Zahnschmerz erinnern will — notabene will, nicht wenn die Erinnerung durch ein leises Wehthun geweckt worden ist —, wenn ich mich bei gesunden Zähnen an Zahnschmerz erinnern will, dann hilft mir kein Denken und kein Vorstellen, sondern nur das ausgesprochene oder inwendig angeschlagene Wort Zahnschmerz. Und dann habe ich eben auch nicht die Vorstellung vom Schmerz, sondern nur das Zeichen für die bekannte Sache. Und das Wort thut so wenig weh, wie etwa die Einschreibung von tausend Zentnern Getreide in der Registratur, die Tinte auf dem Papier, jemanden satt macht. Worte, wenn sie nicht ausnahmsweise Waffen sind, als wie Denunziationen, thun nicht weh. Der Fetischismus aber, der seit Jahrtausenden mit Worten getrieben wird, ist so gross, dass der Pöbel nicht anders als die realistischen Philosophen des Mittelalters denkt und sich euphemistisch vor Worten scheut. Viele Leute fürchten so besonders das Wort Tod, das das allerunschuldigste ist, weil es nicht nur ebensowenig weh thut wie das Wort Zahnschmerz, sondern sogar unvorstellbar ist, da ja doch Niemand eine Erinnerung an seinen Tod hat. Die Furcht vor Schimpfworten und der eingebildete Schmerz, nachdem man sie vernommen hat, gehört auch hierher.

V.

Lessing.

Die Vorstellung, dass unsere Sinne Zufallssinne seien, ist ganz merkwürdigerweise schon bei Lessing zu finden in dem kleinen Aufsatz, welchen sein Bruder unter dem Titel

Digitized by Google

„Dass mehr als fünf Sinne für den Menschen sein können“ herausgegeben hat. Bevor wir den Inhalt und den Sinn dieser im Nachlass gefundenen Blätter ermitteln können, müssen wir mit einigen Worten Lessings philosophischen Standpunkt, das heisst seine Stellung in der Geschichte der Philosophie kurz festhalten. Es wird das nicht angehen, ohne das berühmte Gespräch zu erwähnen, das Fritz Jacobi bald nach Lessings Tode veröffentlicht hat. Dieses Gespräch zwischen Lessing und Jacobi, das alle Zeichen der Echtheit an sich trägt, ist vielleicht von kulturhistorischer Bedeutung geworden. Der arme Mendelssohn starb — wie man sich erzählte — vor Schrecken darüber, dass sein langjähriger Freund Lessing Spinozist gewesen sein sollte, ohne dass Mendelssohn davon eine Ahnung gehabt hätte. Das wäre nun freilich kein Ereignis von weltbewegender Bedeutung gewesen. Aber durch dieses Gespräch wurden die führenden Geister Deutschlands auf Spinoza aufmerksam gemacht, von dem die Leute damals, eben nach Lessings grimmiger Aeusserung, wie von einem toten Hunde redeten. Goethe wurde Spinozist, soweit er ein . . .ist wurde, und vielleicht hat dieser Umstand mehr als alle Arbeit der Geschichtschreiber der Philosophie dazu beigetragen, dass die nachkantische Philosophie in Deutschland eine spinozistische Färbung erhielt, dass Spinoza heute mit seinem Determinismus die Ethik beherrscht, mit seinem Pantheismus gerade auf dem Gebiete der Psychophysik (in Fechner und seinen Schülern) wieder auflebt.

Nicht so wichtig wie für die Geistesgeschichte der Deutschen scheint mir das Gespräch für die Beurteilung Lessings. Es ist offenbar echt, wie gesagt; denn Jacobi lässt Lessing Sätze aussprechen, die über Jacobis Horizont gehen. Dennoch haben wohl diejenigen Lessing-Forscher recht, welche auf eine absonderliche Gewohnheit Lessingscher Gespräche hinweisen und überdies aus Lessings Schriften den Schluss ziehen, dass er doch vornehmlich unter dem Einflusse von Leibniz gestanden habe.

Die ganze Frage wird von Jacobi selbst dadurch ver-

Digitized by Google

schoben, dass er in seiner dilettantischen Unklarheit Philosophie und Theologie vermischt. Für Jacobi war Spinoza der grosse Atheist, und ob Lessing ein Atheist gewesen sei oder nicht, darauf kommt es ihm eigentlich an. Ich vermute beinahe, dass die Bezeichnung Spinozist zu Anfang des Gesprächs und dann wieder an einigen Stellen nur eine Umschreibung des Schreckenswortes Atheist sein sollte; gab doch Goethes Prometheus den Anlass, und dieses Gedicht ist eher atheistisch als spinozistisch zu nennen. Lessing mag nun auf die zudringliche Ausholerei Jacobis quertreiberisch (fun nennt Nicolai einmal diese Art, die man die dialektische Methode Lessings nennen könnte) eingegangen sein, um sich schliesslich über Jacobi halb überlegen, halb nervös lustig zu machen. Dabei war es ihm jedoch bei seinem Bekenntnis zu dem Pantheismus, das heisst Atheismus Spinozas sicherlich ernst; auch in weiteren Punkten, die mit theologischen Fragen zusammenhingen, konnte er sich einen Spinozisten nennen. Was aber seine gesamte Weltanschauung anbelangt, seine Erkenntnis der Wirklichkeitswelt, seine Erkenntnistheorie, da bekennt er sich auch in dem berühmten Spinoza-Gespräche zu Leibniz, und zwar echt Lessingisch, nicht um des Besitzes der Wahrheit willen, sondern um des immer regen Triebes nach Wahrheit willen: trotzdem es bei dem grössten Scharfsinn oft sehr schwer sei, Leibnizens eigentliche Meinung zu entdecken. „Eben darum hielt ich ihn so wert, ich meine wegen dieser grossen Art zu denken, und nicht wegen dieser oder jener Meinung, die er nur zu haben schien oder auch wirklich haben mochte."

Leibniz.

Die Grundlage seiner Erkenntnistheorie hat Lessing schon als junger Mann durch Leibniz erhalten; von Spinoza sprach er selbst beinahe wie von einem toten Hunde, bis er ihn in Breslau studierte. Zu Leibniz kehrte er dennoch wieder zurück. Aber ein ...ist war auch Lessing nicht; es ist das schon von Herder bemerkt und damals das merkwürdige Wort „...ist" wie ad hoc geschaffen worden. Wir dürfen nicht vergessen, dass Lessing, der nüchternste Kopf unter den grossen Dichtern, daneben als Philosoph ein

Digitized by Google

Mystiker gewesen ist und fast an eine handgreifliche Seelenwanderung glaubte.

Auch ohne die zahlreichen Beweise aus Lessings theologischen und philosophischen Schriften, die von seiner Jugendzeit bis zu seinem Ende reichen, wäre übrigens mit Sicherheit anzunehmen gewesen, dass Lessing die Grundbegriffe seines abstrakten Denkens dem Leibniz verdankte. Denn Niemand kann eine andere Luft atmen als die, in welcher er lebt. Kants Kritik der reinen Vernunft ist erst im Todesjahre Lessings erschienen. Bis dahin war der Einfluss von Leibniz in Deutschland ein herrschender, und Lessing bewahrte nur seine Unabhängigkeit dadurch, dass er sich nicht an Christian Wolffs verbreitete Kompilationen, sondern an das Original hielt.

Kants ursprüngliches Streben war es, theologische Fragen aus der Philosophie ganz hinaus zu werfen, die Philosophie zur reinen Erkenntnistheorie zu machen; Kant wurde sich selber untreu, als er diese Fragen in der praktischen Philosophie wieder aufwarf. Leibniz dagegen quälte sich noch viel damit, Gott, Freiheit und Unsterblichkeit zu erweisen. In dieser Beziehung war Leibniz, nicht nur gegen Spinoza gehalten, ein Reaktionär. Man glaubt gewöhnlich, die gelehrte Welt sei im 18. Jahrhundert durchschnittlich deistisch gewesen; da ist nun eine Aeusserung Leibnizens (aus dem Jahre 1696) höchst merkwürdig „plût à Dieu que tout le monde fût au moins Déiste, c'est-à-dire, bien persuadé que tout est gouverné par une souveraine sagesse!“ Auch Lessing nahm bekanntlich sein ganzes Leben hindurch ein leidenschaftliches Interesse an theologischen Fragen; auf sehr gründliche Kenntnis der Theologie gestützt, wurde er antitheologisch, er der Erste. „Sollen denn, müssen denn alle Christen zugleich Theologen sein?“ schreibt er wider den Pastor Goeze in Hamburg. Auch auf diesem Gebiete war Lessing ein spät verstandener Bahnbrecher. Philosophie ist ihm Erkenntnis, Religion ein Gefühl vom Unerklärbaren, im Sinne Schleiermachers. So hindert ihn selbst in seiner mehr theologischen Epoche das Christentum nicht, eine Art

Digitized by Google

„mehr als fünf Sinne".

Entwickelungstheorie, allerdings nur in der Sprache seiner Zeit, aufzustellen und so selbst den Gedanken zu fassen, „dass mehr als fünf Sinne für den Menschen sein können".

Was wir jetzt Entwickelungslehre nennen, ist von Lessing zuerst in dem merkwürdigen Aufsatze ahnend ausgesprochen, der „Das Christentum der Vernunft" überschrieben ist und sicherlich vor 1754 abgefasst wurde. Der Aufsatz ist, in der Sprache sehr sophistisch, ein geistreicher Versuch über die Dreieinigkeit. Lessing sucht da (§ 17) die Harmonie der Welt in der logischen Forderung, es müssten alle Wesen eine nach Graden geordnete Reihe ausmachen, in welcher jedes Glied alles dasjenige enthält, was die untern Glieder enthalten, und noch etwas mehr; welches „etwas mehr" aber nie die letzte Grenze erreicht. Und im § 21 fügt er hinzu: „Bis hieher wird einst ein glücklicher Christ das Gebiet der Naturlehre erstrecken, doch erst nach langen Jahrhunderten, wenn man alle Erscheinungen in der Natur wird ergründet haben." Ob Ernst Haeckel sich wohl für diesen glücklichen Christen hält?

Nun ist der ganze Gedankengang Lessings sicherlich für unseren Geschmack zu deduktiv; er führt ihn aber durch Leibnizens Monadenlehre nicht nur zu der Ahnung einer Entwickelungstheorie (natürlich noch nicht zu der Selektionstheorie Darwins), sondern auch zu der Vorstellung, die man jetzt Beseelung der Zellen nennt, und diese Vorstellung wieder führt ihn zu dem ganz modernen Gedanken (den er freilich nicht naturwissenschaftlich zu fassen vermag), dass es eine Entwickelung bis zu fünf Sinnen gegeben habe und dass eine Weiterentwickelung der Zahl möglich sei. In fast mathematischer Weise, ordine geometrico, geht Lessing vor.

Er sucht zu beweisen, dass die Sinne Materie sind, dass die Seele, als sie Vorstellungen zu haben anfing, auch einen Sinn hatte, sie folglich mit Materie verbunden war. Aber nicht sofort mit einem organischen Körper. Denn ein organischer Körper ist die Verbindung mehrerer Sinne. Jedes Stäubchen der Materie kann einer Seele zu einem Sinn dienen. Das ist, die ganze materielle

Digitized by Google

Welt ist bis in ihre kleinsten Teile beseelt. ... Wenn man nun wissen könnte, wie viel homogene Massen (wir würden „Kräfte" sagen) die materielle Welt enthielte, so könnte man auch wissen, wie viele Sinne möglich wären. Aber wozu das? Genug, dass wir zuverlässig wissen, dass mehr als fünf dergleichen homogene Massen existieren, welchen unsere gegenwärtigen fünf Sinne entsprechen. Nämlich so wie der homogenen Masse, durch welche die Körper in den Stand der Sichtbarkeit kommen (dem Lichte), der Sinn des Gesichts entspricht, so können und werden gewiss z. B. der elektrischen Materie oder der magnetischen Materie ebenfalls besondere Sinne entsprechen, durch welche wir es unmittelbar erkennen, ob sich die Körper in dem Stande der Elektricität oder in dem Stande des Magnetismus befinden, welches wir jetzt nicht anders als aus angestellten Versuchen wissen können. Alles, was wir jetzt noch von der Elektricität oder von dem Magnetismus wissen oder in diesem menschlichen Zustande wissen können, ist nicht mehr, als was Saunderson (der bekannte blinde Professor der Optik) von der Optik wusste. Kaum aber werden wir den Sinn der Elektricität oder den Sinn des Magnetismus selbst haben, so wird es uns gehen, wie es Saunderson würde ergangen sein, wenn er auf einmal das Gesicht erhalten hätte. Es wird auf einmal für uns eine ganz neue Welt voll der herrlichsten Phänomene entstehen, von denen wir uns jetzt ebensowenig einen Begriff machen können, als er sich von Licht und Farben machen konnte.

Ich habe es mir nicht versagen können, diese sehr merkwürdige Berührung mit einer Lessingschen Idee mitzuteilen, trotzdem ich mir wohl bewusst bin, wie ungleich die beiden Vorstellungen sind. Der Begriff der Zufallssinne ist nichts weiter als der vorläufige Ausdruck für die trübe Gewissheit, dass unsere Sinne sich entwickelt haben, allmählich entstanden sind und zufällig entstanden sind, dass also ganz sicher Kräfte in der Wirklichkeitswelt wirken, die niemals Sinneseindrücke bei uns hervorrufen können, und dass darum — weil nichts im Denken sein kann, was nicht vorher

Digitized by Google

in den Sinnen war — unser Denken niemals auch nur zu einem ähnlichen Bilde von der Wirklichkeitswelt gelangen kann. Der Begriff der Zufallssinne ist der vorläufig letzte Ausdruck der Resignation. Lessing dagegen konnte sich zu seiner Zeit eine Entwickelung der einzelnen Sinnesorgane (etwa vom Pigmentfleck zum menschlichen Auge) selbstverständlich gar nicht vorstellen, glaubte jedoch an eine unbegrenzte Vervollkommnung des menschlichen Verstandes auf dem Wege einer Entwickelung der Sinne zu neuen Sinnen. Gemeinsam ist den beiden Ideen nur die Ueberzeugung, dass es da draussen Kräfte gibt, die zu uns nicht hinein können, weil wir für sie keine Thore haben.

Lessing wurde durch einen solchen Glauben an den unbegrenzten geistigen Fortschritt der Menschheit (er ist nirgends schöner ausgedrückt als in seiner „Erziehung des Menschengeschlechts") Schritt für Schritt, wie schon erwähnt, zum Glauben an eine Seelenwanderung geführt. Das Psychologische an diesem Gedankengang, ich meine die individuelle Nötigung zu einer solchen Ueberzeugung, erinnert sehr an Goethes im Alter geäusserte Meinung: seine Seele müsse unsterblich sein. Beide Männer drückten durch diesen Optimismus eine Freude an ihrem geistigen Leben, das Bewusstsein einer ungeheuern Kraft aus, einer Kraft, die sie den Tod überwinden liess, so lange sie lebten.

Lessing hat sich zu seiner „Erziehung des Menschengeschlechts" niemals bekannt. Vielleicht wollte er die göttliche Vorsehung, ohne welche die Auffassung des Alten Testaments als ersten, die des Neuen als zweiten Evangeliums und die Hoffnung auf ein ewiges Evangelium, auf das dritte Zeitalter, sich nicht durchführen liess — nicht δογματικως anerkennen, trotzdem er sie γυμναστικως bemüht hatte. Vielleicht aber gar — die Abgründe und Grenzen von Lessings Denken sind schwer zu bestimmen — war ihm selbst die Seelenwanderung mehr eine Waffe gegen das zweite Elementarbuch als eine Ueberzeugung. Die Vorstellung jedoch, dass „unsere gegenwärtigen fünf Sinne" eine Zufälligkeit seien, muss in ihm sehr lebhaft gewesen

Digitized by Google

sein. Wir erkennen das aus einem Worte, welches gerade in dem Gespräche mit Jacobi gefallen ist, in jenem Gespräche, das uns oben zur Orientierung über Lessings philosophischen Ausgangspunkt diente. Ein Wort übrigens, welches im Jahre 1780 in solchem Zusammenhang kaum von einem andern lebenden Menschen als von Lessing gesprochen werden konnte, sicherlich nicht erfunden werden von Fritz Jacobi.

Lessing macht sich über Jacobi lustig, der den freien Willen nicht entbehren kann. Lessing leugnet (im Zeitalter des Rationalismus!) den Primat des Denkens. „Es gehört zu den menschlichen Vorurteilen, dass wir den Gedanken als das Erste und Vornehmste betrachten und aus ihm alles herleiten wollen, da doch alles, die Vorstellungen mit einbegriffen, von höheren Prinzipien abhängt. Ausdehnung, Bewegung, Gedanke (bei dieser Trias mag Jacobi Lessings Rede geändert haben) sind offenbar in einer höhern Kraft gegründet, die noch lange nicht damit erschöpft ist.“ Jacobi ist über dieses Bild ganz entsetzt und ruft aus: „Sie gehen weiter als Spinoza! Diesem galt Einsicht über alles.“ Worauf Lessing ruhig antwortet: „Für den Menschen.“

Lessing kann dabei unmöglich an Gott und die lieben Englein gedacht haben; denn diesen wird ja eben höhere Einsicht zugesprochen, auf welche es nach dem Lessing dieser Gesprächsstunde gar nicht ankommt. Ich habe eben einige Sätze fortgelassen, weil sie in der Niederschrift Jacobis nicht Lessingsche Prägnanz besitzen. Der Sinn ist offenbar: die höhere Kraft, die durch ihre beiden Attribute der Ausdehnung und des Denkens noch lange nicht erschöpft ist, muss unendlich bedeutender sein als diese oder jene Wirkung auf den Menschen; und so kann es auch eine Art der Welterkenntnis, der Wahrnehmungsfreude (bei Jacobi steht: „Art des Genusses“) für sie geben, die nicht allein alle Begriffe übersteigt, sondern völlig ausser dem Begriffe liegt, das heisst für uns: ausser dem Bereiche der Sprache. Und nun antwortet Lessing auf den entsetzten Ruf, dass der Primat der Einsicht oder dem Denken ge-

Digitized by Google

bühre: „für den Menschen," das soll doch wohl heissen: für den Menschen mit seinen gegenwärtigen fünf Sinnen.

So kann Lessings verblüffender Einfall (den noch Erich Schmidt trotz einer vortrefflichen Darstellung des Spinozastreites als eine blosse Bizarrerie behandelt), „dass mehr als fünf Sinne für den Menschen sein können," mit seinen erkenntnistheoretischen Ueberzeugungen in Verbindung gebracht, und wenn nicht als Vorahnung so doch als Vorstufe des Entwickelungsgedankens betrachtet werden. Lessing sah keine Schwierigkeit, die beseelten Monaden von Leibniz und Spinozas ἓν καὶ πᾶν miteinander zu verbinden. Wir dürfen ihm darum zutrauen, dass er in jenem Gespräch von 1780 sich zu Spinoza bekannte und zugleich dem Leibniz treu blieb, wie er seine esoterische Lehre zu verstehen glaubte.

Jacobi hatte von allen diesen Tiefen kaum eine Ahnung in seinem Denken. Er, den Gott, nach Goethes Scherzwort, mit der Metaphysik gestraft hatte, bekümmerte sich bei all diesen Dingen eigentlich nur um das Seelenheil. Spinoza war ihm — wie gesagt — nur der höfliche Atheist.

Spinoza

Historiker mögen die Frage untersuchen, ob Lessing zu seiner Idee ausser von Leibniz auch von Spinoza angeregt sein konnte. Unmöglich wäre es nicht, dass Lessing bei den „mehr als fünf Sinnen" an die spinozistische Vorstellung gedacht hätte: Gott hat unzählige Attribute, aber unser Verstand kann nur zwei davon (das Denken und die Ausdehnung) erfassen. Denken und Ausdehnung ist doch nur der alte Gegensatz von Geist und Körper, Seele und Leib. Macht man in Lockes Sinne das Denken zu einer Komplexität von leiblichen Eindrücken, so kann man allerdings (missverständlich oder weiterdenkend) diese Vorstellung auch so formulieren: Gott oder die Natur hat unzählige Attribute, Eigenschaften oder Qualitäten, von denen wir nur die fünf Qualitäten unserer Sinnesorgane erfassen, zufällig erfassen. Und Spinozas Wort (im 60. Briefe) wird beleuchtet, dass ein Dreieck sich Gott (die Natur) wesentlich dreieckig, ein Kreis sich ihn (oder sie) wesentlich kreisförmig denken

Digitized by Google

würde, wenn das Dreieck, wenn der Kreis sprechen könnte.

*

Nietzsche. Bei Nietzsche wird ein Gedanke, der unsere armen fünf Sinne als Zufallssinne ansieht und danach den Wert ihres Zufallsbildes von der Welt misst oder messen sollte, — bei Nietzsche wird dieses wichtigste Ergebnis der psychologischen Sprachkritik oder der sprachlichen Kritik der Psychologie weniger überraschen als bei Lessing. Ueberraschen könnte es höchstens, dass Lessing schon hundert Jahre vor der Herrschaft der Entwickelungsidee es mit klarer Grösse aussprach, dass mehr als fünf Sinne für den Menschen sein können, während Nietzsche trotz Schopenhauer, Darwin und radikal ethischer Sprachkritik über einige aufzuckende Lichtblitze nicht hinausgelangt.

Solche Sätze finden sich in seinem Entwurfe: „Die Wiederkunft des Gleichen," welcher im Sommer 1881 niedergeschrieben, erst nach der geistigen Erkrankung Nietzsches, im zwölften Bande der Werke, veröffentlicht und dann wieder unterdrückt wurde. Der philologische Froschmäusekrieg um diesen Entwurf (der freilich besser wörtlich in seinem Zusammenhange abgedruckt worden wäre) ändert nichts an der Thatsache, dass Nietzsche diese Träume geträumt hat und dass ihre Mitteilung auf manche Menschen Einfluss gewinnen wird. „Die Wiederkunft des Gleichen" ist aber der unsinnigste und der geistreichste unter den Einfällen Nietzsches, der sich ein Uebermensch dünken musste, weil er ein Einsamer war.

Ich habe hier „Die Wiederkunft des Gleichen" nicht zu beurteilen; sonst würde ich eingehend sowohl die naturwissenschaftliche als die ethische Grundlage des ungeheuerlichen Gedankens als verfehlt nachweisen. Nur so viel: Nietzsche berechnet aus der Unendlichkeit der Zeit und der Endlichkeit der Zahl von Kombinationen, welche die Weltmoleküle eingehen können, die Notwendigkeit einer periodischen Wiederkehr gleicher Zustände; er übersieht dabei, dass der Begriff der Unendlichkeit bei der unendlichen

Digitized by Google

Kleinheit der Moleküle schon auf die Zahl derjenigen Moleküle angewendet werden kann, die nur einen einzigen Menschenleib ausmachen. Wenn er nun gar seine Gedanken zur Religion der freiesten, heitersten und erhabensten Seelen machen will, wenn er der moralischen Regel Kants die verstiegene Maxime entgegenstellt, „lebe so, wie du bei der Wiederkehr des Gleichen unzähligemal leben willst!“ (das ist der Sinn des Aphorisma 219), so vergisst er völlig, dass da gerade das Schwergewicht seiner Idee und ihr Einfluss auf die Handlungen der Menschen die Wiederkehr des Gleichen einfach wieder aufheben müsste.

Er kann aber den Gedanken von so fabelhaften Auf- und Abwickelungen der Menschengeschichte nicht fassen, ohne vorher Darwins Entwickelungslehre teilweise auf die Geschichte unseres Verstandes übertragen zu haben. Er vermutet schon, dass wir nur sehen, was wir kennen, dass der grösste Teil unseres Augenbildes nicht Sinneneindruck ist, sondern Phantasieerzeugnis. Und er wirft schon gegen das Schwergewicht seines eigenen Gedankens unklar (ich möchte fast sagen: absichtlich unklar) die Frage auf, ob nicht die Vielartigkeit der Qualitäten in unserer Welt eine Folge der absoluten Entstehung beliebiger Eigenschaften sei? Er lehrt, dass unser Weltbild auf einem Irrtum beruhe und die Wissenschaft diesen Irrtum nur fortsetze. „In der Art, wie die Erstlinge organischer Bildungen Reize empfanden und das Ausser-sich beurteilten, muss das lebenerhaltende Prinzip gesucht werden: derjenige Glaube siegte, erhielt sich, bei dem das Fortleben möglich wurde: nicht der am meisten wahre, sondern am meisten nützliche Glaube ... Der Irrtum Vater des Lebendigen. Dieser Urirrtum ist als ein Zufall zu verstehen! zu erraten!“ Und diese Vorstellung von einem zufälligen Urirrtum mag sein Ausgangspunkt gewesen sein, denn er beginnt seinen Entwurf (wenigstens in der Ausgabe Fritz Koegels) mit den Sätzen: „Es gibt wahrscheinlich viele Arten von Intelligenz, aber jede hat ihre Gesetzmässigkeit, welche ihr die Vorstellung einer andern Gesetzmässigkeit unmöglich macht.

Digitized by Google

Weil wir also keine Empirie über die verschiedenen Intelligenzen haben können, ist auch jeder Weg zur Einsicht in den Ursprung der Intelligenz verschlossen. Das allgemeine Phänomen der Intelligenz ist uns unbekannt, wir haben nur den Spezialfall und können nicht verallgemeinern. Hier allein sind wir ganz Sklaven, selbst wenn wir Phantasten sein wollten!"

Nietzsches Sprachkritik

Nietzsche hätte eine Sprachkritik mit ungleich gewaltigern Sprachmitteln herstellen können, als es hier geschieht, wenn er sich nicht einseitig mit moralischen Begriffen abgegeben hätte und wenn ihn nicht seine prachtvolle Sprachkraft verführt hätte, Denker und zugleich Sprachkünstler sein zu wollen. Sein Misstrauen gegen die Sprache ist unbegrenzt; aber nur solange es nicht seine Sprache ist. Misstrauen gegen die Sprache finde ich in den ausserordentlichen Aphorismen aus seiner letzten Zeit, welche im zwölften Bande seiner Werke unter dem Titel: „Böse Weisheit" zusammengestellt sind. Aph. 71: „Wenn Skepsis und Sehnsucht sich begatten, entsteht die Mystik." Aph. 74: „Wer die Unfreiheit des Willens fühlt, ist geisteskrank; wer sie leugnet, ist dumm." Und wie geistreich, allzu geistreich ist Aph. 62: „Das Herz ist es, das begeistert: und der Geist ist es, der beherzt und kalt in der Gefahr macht. Oh über die Sprache!"

Nietzsche wäre mit der Sprache fertig geworden, wenn er zwischen der Sprache als Kunstmittel und der Sprache als Erkenntniswerkzeug deutlich genug unterschieden hätte. Er hat uns keine Sprachkritik geschenkt, weil er sich von seiner eigenen Dichtersprache zu sehr imponieren liess. Oft streift er den Wortaberglauben ab, um ihn ebenso oft wieder aufzunehmen.

Ich finde bei ihm (Menschl. Allzum. Aphor. 11) eine Stelle, die fast meinen Grundgedanken ausspricht. Insofern der Mensch an die Begriffe und Namen der Dinge als an aeternae veritates durch lange Zeitstrecken hindurch geglaubt habe, habe er sich jenen Stolz angeeignet, mit dem er sich über das Tier erhob: er hätte wirklich gemeint, in

Digitized by Google

der Sprache die Erkenntnis der Welt zu haben. . . . Sehr nachträglich — jetzt erst, dämmere es den Menschen auf, dass sie einen ungeheuern Irrtum in ihrem Glauben an die Sprache propagiert haben. Glücklicherweise sei es zu spät, als dass es die Entwickelung der Vernunft, die auf jenem Glauben beruhe, wieder rückgängig machen könnte. Und Nietzsche vergleicht die Sprache gut mit Logik und Mathematik, die vielleicht nicht entstanden wären, wenn man in Urzeiten gewusst hätte, dass es keine wirkliche Identität und keine absolut gerade Linie gibt.

Nietzsche hat dieses Aphorisma aber wieder einmal nicht zu Ende gedacht; er ist einfach auf dem Standpunkt der mittelalterlichen Nominalisten stehen geblieben und hat ihren Gründen realistische Gründe unserer Zeit hinzugefügt. Dass er dabei nur gegen die Sprache als wissenschaftliches Werkzeug kämpft, beweist wie nebelhaft ihm auch da das Ziel war; kein Mensch will heute mehr in den Namen oder Begriffen Realien sehen (dass Fetische hinter ihnen stecken, weiss auch Nietzsche nicht), wohl aber Werkzeuge der Erkenntnis, und gegen diese Annahme richtet sich mein Angriff. Die Namen oder Worte sind unbrauchbare Werkzeuge.

Nietzsche verrät seinen eigenen Wortfetischismus dadurch, dass er die Vernunft sich an der Sprache entwickeln lässt und der Menschheit dazu gratuliert. Also: er ist Nominalist, Wortverächter gegenüber allen konkreten Begriffen, wird aber zum Wortanbeter, zum Realisten gegenüber den Schatten der Konkreten, gegenüber den Abstrakten. Die Worte der Sprache entkleidet er ihrer Herrschaftsabzeichen, aber die sogenannte Vernunft, das heisst die Sprache selbst, setzt er nackend auf den Thron. Es ist als ob er zuerst sämtliche Blätter und Zweige eines Baumes verbrannt hätte, dazu den Stamm und die Wurzeln, dann aber im Schatten dieses selben Baumes auszuruhen glaubt, weil das Wort „Baum“ übrig geblieben ist, und vielleicht noch die Erinnerung an den Schatten des einstigen Baumes.

So ist Nietzsche, trotzdem er mit dem Hammer zu philosophieren glaubte, nicht der Kritiker der Sprache ge-

Digitized by Google

worden. Um das grobe Wort auszusprechen: er war zu eitel, um sich bei der Stellung eines Kritikers zu begnügen. Und vielleicht auch zu sehr Dichter. Und zu sehr Unmoraltrompeter, also Moralist. Anstatt die Begriffe überhaupt zu prüfen, hielt er sich zunächst an die Wertbegriffe. Und anstatt an den Werten nur zu zweifeln, sann er über eine Umwertung der Werte, also über neue Tafeln, also über einen neuen gottlosen Wortaberglauben. Ich möchte das Bild vom Radfahrer, der die Lenkstange nicht loslassen kann, ausruhen lassen; es ist auch zu nüchtern für Nietzsche. Sein Haften an der Sprache mahnt mich an den Erfinder, der mit einem Luftballon über die Lufthülle der Erde hinweg bis an die Sterne fliegen wollte; und weil ein Luftballon ausserhalb der Lufthülle so wenig steigen kann wie ein Denker sich denkend über die Sprache hinaus erheben kann, darum glaubte der unglückliche Erfinder die nötige Menge Luft mitnehmen zu müssen und zu können. Eine Reise ins Blaue wie die des alten Cyrano de Bergerac.

Und Nietzsche war wirklich zu sehr Denker und Dichter dazu. Das ist, rühmend oder tadelnd, oft von ihm gesagt worden, aber erst im Gedankengange der Sprachkritik wird deutlich, dass eine solche Doppelanlage des Geistes zu einer bewussten Trennung der beiden Berufsgebiete führen muss, wenn der Denker nicht in Wortaberglauben verfallen soll; denn wir wissen schon, dass die Sprache ein ausgezeichneter Stoff der Wortkunst, aber ein elendes Werkzeug der Erkenntnis ist. Nietzsche war zu eitel, um in seinen Aphorismen auf die dichterischen Darstellungsmittel zu verzichten; darum wurde er in der Philosophie kein Sprachkritiker.

Um so feiner erkannte er, was wir für das Wesen der Sprache als Kunstmittel erklärt haben, dass die dichterische Sprache keine scharf umrissenen Begriffe kenne. In seiner vierten unzeitgemässen Betrachtung „Richard Wagner in Bayreuth“ rühmt Nietzsche es überschwänglich an Wagner, dass die Personen seiner Musikdramen zunächst durch die Musik, sodann durch die Gebärden die Grundregungen ihres Innern darstellen „und in der Wortsprache noch eine zweite

Digitized by Google

abgeblasstere Erscheinung derselben, übersetzt in das bewusstere Wollen, wahrnehmen" lassen. Wagner habe es verstanden, die Sprache „in ihren Urzustand zurückzuzwingen, wo sie fast noch nicht in Begriffen denkt, sondern noch selbst Dichtung, Bild und Gefühl ist".

Da ich mich habe verleiten lassen, von Nietzsches Ahnung des Zufalls in der Erscheinungswelt zu seiner Bedeutung in der Geschichte der Sprachkritik abzuschweifen, will ich auch zu den letzten Sätzen die Bemerkung nicht unterdrücken, dass sie seiner Ehrlichkeit gegen sich selbst kein gutes Zeugnis ausstellen. Er veröffentlichte jene Hymne auf Richard Wagner, als der innere Bruch mit seinem Meister schon vollzogen war. Es lebte da neben dem opferbereitesten Wahrheitsdrang ein lachender Cynismus in Nietzsches Seele. „Es ist nicht mehr als ein moralisches Vorurteil, dass Wahrheit mehr wert ist als Schein." Es ist wohl nur ein erkenntnistheoretisches Vorurteil. Dass Wahrheit und Schein die Entwickelung des menschlichen Verstandes gleich gefördert haben, dass vielmehr auch das armselige bisschen Wahrheit nur auf dem Scheine unserer Zufallssinne beruht, das ist hoffentlich auch unsere Ueberzeugung geworden. Nietzsche flüchtet sich wie immer in die Moral, wo Wahrheit einen ganz andern Sinn hat, und er hat unrecht.

Gerade dort, wo Nietzsche die Neigung zur „Wahrheit" (die Gänsefüsse sind sein Eigentum) diabolisch verhöhnt, im ersten Hauptstück des „Vorspiels einer Philosophie der Zukunft" (so heisst „Jenseits von Gut und Böse" im Untertitel), da scheint es mir am deutlichsten herauszukommen, wie nahe Nietzsche der Forderung einer Sprachkritik stand und wie ihn sein Uebermenschenbewusstsein wieder von der sprachkritischen Resignation entfernte. Er sagt da (besonders Aphor. 3 und 4), hinter allen Philosophien seien Wertschätzungen, das heisst physiologische Forderungen zur Erhaltung einer bestimmten Art von Leben verborgen; alle diese Schätzungen seien Niaiserie. „Die Falschheit eines Urteils ist uns noch kein Einwand gegen ein Urteil; darin klingt unsere neue Sprache vielleicht am

Digitized by Google

fremdesten.“ Man sieht, Ibsens notwendige Lebenslüge wird aus dem moralischen Gebiet wieder ins Erkenntnistheoretische hinübergetragen; und da, wo „unsere neue Sprache“ beginnt, da ist nicht mehr von Niaiserie, da ist nur noch von Fremdheit die Rede.

Trotz alledem ist Nietzsche ein ausserordentlich scharfer Sprachkritiker dort, wo die Sprache seinem Willen im Wege steht. So hat er gerade in den moralischen Aphorismen von „Jenseits von Gut und Böse“ über das Philosophieren überhaupt die prächtige Stelle (Aphor. 21), die ich gleich hersetzen will, wenn auch ihre innern Beziehungen mehr auf die Kritik der grammatischen Erscheinungen hinweisen:

„Philosophieren ist insofern eine Art von Atavismus höchsten Ranges. Die wunderliche Familienähnlichkeit alles indischen, griechischen, deutschen Philosophierens erklärt sich einfach genug. Gerade, wo Sprachverwandtschaft vorliegt, ist es gar nicht zu vermeiden, dass, dank der gemeinsamen Philosophie der Grammatik — ich meine dank der unbewussten Herrschaft und Führung durch gleiche grammatische Funktionen — von vornherein alles für eine gleichartige Entwickelung und Reihenfolge der philosophischen Systeme vorbereitet liegt: ebenso wie zu gewissen andern Möglichkeiten der Weltausdeutung der Weg wie abgesperrt erscheint. Philosophen des ural-altaischen Sprachbereichs (in dem der Subjektbegriff am schlechtesten entwickelt ist) werden mit grosser Wahrscheinlichkeit anders in die Welt blicken und auf andern Pfaden zu finden sein als Indogermanen oder Muselmänner: der Bann bestimmter grammatischer Funktionen ist im letzten Grunde der Bann physiologischer Werturteile und Rassebedingungen.“

Ganz leise möchte ich schon hier darauf hinweisen, dass die Aehnlichkeit der philosophischen Systeme sich doch noch häufiger als die Aehnlichkeit des Sprachbaus aus Entlehnung anstatt aus Abstammung erklären mag; was Nietzsches tiefen Blick in die Zusammenhänge zwischen Grammatik und Logik nicht geringer würdigen lässt.

*

Digitized by Google

Die Berufung auf Lessing und auf Nietzsche ist nicht Autoritätsglaube. Es würde einer Kritik schlecht anstehen, sich auf Autoritäten berufen zu wollen; denn Kritik darf keine Autorität kennen, Sprachkritik am wenigsten, weil alle litterarische Autorität zur Geschichte ihres Gegenstandes, zur Sprachgeschichte gehört. Es sollte nur gezeigt werden, wie der schier widersinnische Begriff der Zufallssinne sich so oder so aufdrängen musste, sobald entweder die Vorstellung von einer Entwickelung, einer Erziehung der Menschheit, in einem konsequenten Kopfe auftauchte, oder sobald Jemand mit dem Zweifel an der Wahrheit unseres Weltbildes Ernst machte.

Wir haben nun den Begriff der Zufallssinne aus unsern Naturerkenntnissen klar zu machen und wollen uns dabei mit dem unlösbaren Sophisma nicht abquälen, dass die Sinnesorgane nicht Erscheinungen sein dürfen im Sinne der idealistischen Philosophie, „weil sie als solche ja keine Ursachen sein könnten. Sensualismus mindestens somit als regulative Hypothese." (Nietzsche, ibid. Aphor. 15.)

Beschränkung der Sinne

Wir besitzen fünf oder vielmehr sechs Sinne. Durch Vergleichung ihrer Mitteilungen untereinander gelangen wir zu der Einsicht, dass jedes einzelne von den Sinnesorganen nur einen beschränkten Teil des Gebietes wahrnimmt. welches wir durch dieses Sinnesorgan zu beherrschen glauben. Die Thatsache ist am auffallendsten beim Gehörsinn, aber auch für andere Sinne nachgewiesen.

Ein C von sechzehneinhalb Schwingungen bildet die unterste Grenze der Wahrnehmung für das menschliche Ohr. Die Musik umfasst von diesem tiefsten Ton an sieben Oktaven. Das menschliche Gehör umfasst darüber hinaus noch drei, im ganzen etwa zehn Oktaven; es geht von sechzehneinhalb bis etwa zu sechzehneinhalbtausend Schwingungen. Es ist aber offenbar, und es ist sogar sichtbar zu machen, dass es Vibrationen von geringern und von höhern Schwingungszahlen gibt. Man könnte diese Vibrationen (analog den unsichtbaren Strahlen des Sonnenlichts) unhörbare Töne nennen; diese unsinnige Bezeichung würde auch sofort, wie

Digitized by Google

die analoge es in der Optik thut, den Wortaberglauben der Menschen verraten. Weil der Mechanismus unseres Ohrs uns die subjektive Empfindung von Tönen vermittelt und weil unser Auge die „objektive“ Ursache dieser Töne als Schwingungsbewegungen erkannt zu haben glaubt, so möchten wir gar zu gern auch diejenigen Schwingungen, die die subjektive Empfindung der Töne nicht erzeugen, Töne nennen. Weil unser Auge oder vielmehr der entsprechende Teil des Gehirns bestimmte Vibrationen einer andern Art als Farben empfindet, darum sind wir geneigt, die benachbarten Vibrationen dieser andern Art ebenfalls mit optischen Worten zu bezeichnen.

Bringen wir also einen elastischen Gegenstand, z. B. die Luft, dergestalt in Schwingungen, dass die Schwingungszahl in der Sekunde von einmal bis zu hunderttausendmal steigt, so werden wir anfangs gar nichts hören, dann nacheinander sämtliche Töne vom niedrigsten bis zum höchsten; nachher werden wir wieder nichts hören. Die Schwingungen unter und über der Grenze der Hörbarkeit können wir nur durch das Gesicht oder durch den Tastsinn wahrnehmen.

Das Gesicht umfasst bekanntlich auf dem Gebiete, das es zu beherrschen scheint, ebenfalls nur einen kleinen Ausschnitt. Nach der geltenden Hypothese sind es Aetherschwingungen von ungeheurer und unvorstellbarer Schwingungszahl, welche im Auge oder vielmehr im Gehirn die subjektive Erscheinung von Licht und Farben hervorrufen. Eine Farbe, in welcher sich die Farben aller dieser optisch wirksamen Vibrationen mischen, nennen wir weiss. Durch das Prisma kann man diese angenommenen Vibrationen nach ihrer Schwingungsdauer hintereinander ordnen und hat nun, ebenso wie in der Musik, ein Farbenband von unendlich vielen Tönen vor sich, von rot bis violett, welches Band aber für ästhetische Zwecke längst in etwa sieben Gruppen zerlegt worden ist. Die Strahlen, welche man überrote und überviolette nennt, werden nicht sichtbar. Sie lassen sich aber durch Wirkungen auf das Thermometer und auf die photographische Platte indirekt sichtbar machen.

Digitized by Google

Wir können diese Erscheinung so ausdrücken, dass irgend ein relativ zufälliger Umstand die Aufmerksamkeit der Organismen just auf diese Schwingungszahlen gerichtet hat, dass diese Aufmerksamkeit das Sinnesorgan des Gesichts zur Folge gehabt hat (ähnlich wie beim Gehör) und dass die Wirkung dieser Art von Vibrationen sich in unserer Sprache als Farbenempfindung differenzierte.

Diese Auffassung des Gesichtssinnes, seit Kant erkenntnistheoretisch vorstellbar und gegenwärtig die allgemeine Vorstellung der Optik, wird nun für unsern Gedankengang weit fruchtbarer, seitdem auch die Wärmeempfindungen auf die gleiche Quelle zurückgeführt worden sind. Man nimmt jetzt an, dass jeder Lichtstrahl zugleich ein Wärmestrahl sei; auch die Wärmestrahlen werden von ebenen und konkaven Spiegeln zurückgeworfen, auch Wärmestrahlen werden durch das Prisma gebrochen. Genauere Berechnungen sollen dargethan haben, dass es ein Irrtum war, diejenigen Strahlen, die den unsichtbaren ultraroten entsprechen, für die wärmsten zu halten; man hat die durch stärkere Brechbarkeit erfolgte stärkere Zerstreuung der helleren Strahlen in Ansatz gebracht und so gezeigt, dass die hellsten Strahlen auch die wärmsten sind.

Nun bedenke man zweierlei: erstens dass durch die Untersuchungen von Hertz wiederum eine gewisse Identität zwischen Licht und Elektricität nachgewiesen worden ist, zweitens dass wir für Wärmeempfindungen kein so differenziertes, ich möchte sagen mathematisches Instrument besitzen wie für Lichtempfindungen. Dazu erinnere man sich, wie dieselbe Vibration einer Darmsaite, die unserm Tastsinn als ein Schwirren, unserm Gesichtssinn als eine elastische Bewegung erscheint, allein für unsern Gehörsinn als eine von diesen Empfindungen durchaus verschiedene, durchaus nicht vergleichbare differenzierte Empfindung, als Ton erscheint; dass wir langsame Vibrationen, die wir noch nicht hören, doch sehr deutlich tasten und sehen, dass wir sehr schnelle Vibrationen, die wir nicht mehr hören, immer noch tasten.

Digitized by Google

Die lichterzeugenden Vibrationen, welche man gegenwärtig mit unvorstellbar grossen Schwingungszahlen am unvorstellbaren Aetherstoff haftend denkt und welche man mit Wärme erzeugenden und mit Elektricität erzeugenden Strahlen mehr und mehr identifiziert, müssten nun ebenfalls auf dreierlei Art wahrnehmbar sein, wenn die menschlichen Sinne der Wirklichkeitswelt entsprächen und wenn — wie die Skepsis hinzufügen muss — diese Vibrationen in der Wirklichkeitswelt vorhanden wären. Diese letzte Bemerkung ist aber nur eine sprachliche Nebenfrage. Immerhin ist herausgebracht worden, dass Licht, Wärme und Elektricität nur verschiedene Erscheinungen des gleichen Dings-an-sich sind und nur je nach dem Thore, welches sie passieren müssen, verschiedene Wirkungen bei uns hervorrufen. Da ist es nun doch höchst beachtenswert, dass wir für diejenigen Schwingungszahlen der Molekularbewegungen, welche zwischen der äussersten Kälte und der Rotglühhitze liegen, keine Gesichtsempfindung haben, wohl aber eine modifizierte, wenn auch nur grob modifizierte Wärmeempfindung. Wie wir aus der Schwingungsreihe der tönenden Körper nur den verhältnismässig kurzen Ausschnitt zwischen sechzehn und sechzehntausend Schwingungen hören können, so können wir aus der ganz andern Reihe der hohen Schwingungszahlen der leuchtenden Körper (die aber doch unter andern Umständen auch tönen können) nur den kurzen Ausschnitt sehen, der zwischen rot und violett liegt. Kein Geringerer als Newton hat sich durch diese vielleicht nur zufällige Aehnlichkeit bestimmen lassen, auch die Farbenskala in sieben Oktaven einzuteilen.

Wärmesinn.

Einen besonderen Wärmesinn nimmt weder unsere Umgangssprache, noch die landläufige Psychologie an; man begnügt sich damit, mit kindlicher, ja fast tierischer Vergleichung von Unvergleichlichem dem Tastsinn nebenbei noch die Aufgaben des Wärmesinns zuzuweisen. Der nächste Grund dafür mag darin liegen, dass dieselben sehr empfindlichen Hautstellen, wie die Finger, die uns Druckempfindungen vermitteln, auch die bequemsten sind zur Vermittlung von

Digitized by Google

Wärmeempfindung. Dazu mag noch kommen, dass die Wärmeempfindungen sehr bald (unter 0° und über 55°) Schmerzen verursachen, also ein Gemeingefühl, das für Wahrnehmungen der Aussenwelt sehr ungeeignet ist. In der Nähe der menschlichen Eigenwärme ist unser Wärmesinn allerdings ausreichend, auch kleine Temperaturunterschiede, bis zu $^1/_5$° und weniger, wahrzunehmen; aber wir besitzen in unserm Wärmesinn keine genaue Wärmeskala, wie wir sie in der Tonskala unseres Ohres und in der Farbenskala unseres Auges besitzen. Ein Thermometer misst genauer als unsere Haut, aber ein feines Ohr, ein scharfes Auge misst viel genauer als ein Präzisionsthermometer.

Also auch der Wärmesinn nimmt eigentliche Wärmeunterschiede nur innerhalb eines ganz kleinen Ausschnittes der durch Hilfswerkzeuge wahrnehmbaren Wärmegrade wahr. Eine Temperatur, die bedeutend über oder unter diesem Ausschnitt liegt, erzeugt zunächst Schmerz ohne distinkte Wahrnehmung (sehr kalte Körper brennen) und vernichtet endlich sehr rasch den Organismus, genau so, wie derselbe Organismus durch übersteigende Druckempfindungen vernichtet wird.

Für die dritte Wirkung dieser Vibrationen, für die sogenannte Elektricität, haben wir in der Sprache unserer Psychologie gar keinen Sinn. Obwohl die Elektricität bekanntlich physiologische Wirkungen erzeugt, und obwohl ein geübter Mechaniker jetzt schon durch die blosse physiologische Empfindung bis zu einem gewissen Grade die Höhe einer elektrischen Spannung wird messen können. Was lehrt uns das, dass wir für die Elektricität keinen Sinn zu haben glauben? das heisst, dass kein Interesse die sich entwickelnden Organismen zur Ausbildung eines besondern Elektricitätssinns genötigt hat? Das kommt offenbar daher, dass es in der Natur, soweit sie nicht von Menschen beeinflusst worden ist, nur solche wichtige elektrische Erscheinungen gibt, deren Aehnlichkeit untereinander und deren Bedeutung für unser Leben nicht leicht zu erkennen war.

Digitized by Google

Klassifikation.

Alle Begriffsbildung oder Namengebung ist Klassifikation oder Aufmerksamkeit auf Aehnlichkeiten. Alle Aufmerksamkeit auf Aehnlichkeiten oder Klassifikation ist eine Funktion unserer Sinnesorgane. Aber unsere Sinnesorgane selbst sind doch höchst wahrscheinlich erst dadurch entstanden (von ihren Uranfängen in der Amöbe bis zu den menschlichen Sinnesorganen, wie wir trotz aller gegen den dogmatischen Darwinismus gerichteten Skepsis annehmen müssen), dass unsere Aufmerksamkeit, also der Wille zum Vergleichen, durch ein organisches Interesse mehr und mehr auf bestimmte Bewegungsgruppen in der Aussenwelt, wie z. B. auf die Bewegungsgruppen der Töne und der Farben, gelenkt worden ist. Welches Interesse aber hatte der Naturmensch an elektrischen Erscheinungen? Oder welches Interesse konnte gar in vormenschlicher Zeit ein Tier an den für das Tier unklassifizierbaren elektrischen Erscheinungen haben? Die elektrischen Erscheinungen in den Muskeln und Nerven des menschlichen Körpers gehen ebenso unbewusst vor sich wie die chemischen Erscheinungen bei der Blutbereitung. Die Nerven haben keine besonderen Organe zur Beobachtung der Nerven. Erst auf einem ungeheuern Umwege konnte man auf die Vermutung kommen, andere elektrische Erscheinungen mit der Thätigkeit der Nerven zu vergleichen. Der Blitz hätte allerdings das Interesse der Menschen wachrufen können. Man suchte aber als seine direkte Ursache eine Gottheit, wenn das Gewitter nicht gar überhaupt erst die Götterfurcht oder Gottesfurcht hervorgerufen hat. Und wenn man sich dabei auch nicht beruhigt hätte, so wäre es doch kaum angegangen, die furchtbare Erscheinung des Blitzes und die niedliche Erscheinung am geriebenen Bernstein ohne weiteres unter einen gemeinsamen Begriff zu klassifizieren. Hätte der Bernstein, das Elektron, nicht zufällig die Elektricität der Beobachtung und dem Experimente jedes Kindes dargeboten, die Kraft der Elektricität wäre bis heute vielleicht nicht entdeckt, und dann besässen wir allerdings bis heute nicht einmal indirekt einen Elektricitätssinn. Hätten einzelne Stücke des natürlich vor-

Digitized by Google

kommenden Magneteisensteins nicht den Leuten in der Nähe des Fundortes die Erscheinung gezeigt, dass der Magneteisenstein Eisenteile anzieht, so wüssten wir wahrscheinlich noch heute nichts vom Magnetismus. Hätte es in der Natur weder Bernstein noch Magneteisenstein gegeben, so hätte Faraday seine Entdeckungen auf dem Gebiete des Elektromagnetismus nicht gemacht und das Bild des gegenwärtigen Verkehrslebens wäre für uns nicht vorhanden, unsere Sinne würden uns nichts vom Telegraphen und von der elektrischen Eisenbahn erzählen.

Protisten

Ich habe also bisher gezeigt, dass der Gehörsinn, der Wärmesinn und der Gesichtssinn selbst von denjenigen Wirklichkeitsvorgängen, auf welche wir durch Kombination aller Sinneswahrnehmungen zu schliessen ein Recht haben, jedesmal nur einen zufälligen und verhältnismässig kleinen Ausschnitt wahrnehmen können. Wir durchschauen das zufällige Wesen dieser Sinne noch etwas schärfer, wenn wir gerade an dieser Stelle versuchen, uns von den Sinnesorganoiden der niedersten Lebewesen eine Vorstellung zu machen. Ich kann dabei, mangels eigener Beobachtungen, nur die Angaben der psycho-physiologischen Protistenstudien von Verworn (1889) benützen, die offenbar auf der Höhe der Wissenschaft stehen und nur allzu dogmatisch die Grundgedanken Haeckels als unantastbare Wahrheiten voraussetzen. Ich kann die Begriffe Verworns nicht brauchen, desto besser seine Experimente und Vivisektionen an den mikroskopisch kleinen Urtieren.

Mikroskop.

Seine Begriffe sind deshalb unbrauchbar, weil er das Mikroskop überschätzt und den ungeheuern Abstand zwischen den sogenannten Molekülen und den allerdings mikroskopisch kleinen Protisten nicht begriffen hat. Ueber diesen Punkt findet man, ganz allgemein ausgesprochen, ein ausgezeichnetes Wort in Tyndalls von Helmholtz herausgegebenen „Fragmenten aus den Naturwissenschaften", die freilich eine bessere Uebersetzung verdient hätten. Tyndall sagt da (S. 180): „Wenn z. B. vom Inhalt einer Zelle gesagt wird, derselbe sei vollkommen homogen, gänzlich strukturlos, weil

Digitized by Google

das Mikroskop keine Struktur zu erkennen vermag, oder wenn zwei Gebilde für identisch erklärt werden, weil das Mikroskop keinen Unterschied entdecken kann, dann spielt meiner Ansicht nach das Mikroskop eine schädliche Rolle. Eine kurze Ueberlegung wird Ihnen allen klar machen, dass das Mikroskop in der wahren Frage der Keimstruktur keine Stimme haben kann. Destilliertes Wasser ist vollkommener homogen, als der Inhalt irgend welcher organischen Zelle. Was bewirkt nun, dass das Wasser bei 39° Fahrenheit aufhört, sich zusammenzuziehen, und von da ab sich auszudehnen beginnt, bis es friert? Es ist dies ein Vorgang in der Struktur, wovon das Mikroskop nichts enthüllt und es auch kaum thun wird trotz aller möglichen Fortschritte in seiner Leistungsfähigkeit ... Oder sind etwa der Diamant, der Amethyst und die unzähligen Krystalle, die sich im Laboratorium der Natur bilden, ohne Struktur? Keineswegs; sie haben sämtlich ihre Struktur. Allein was vermag das Mikroskop daran zu leisten? Nichts. Es kann nicht bestimmt genug ausgesprochen werden, dass zwischen den Grenzen des Mikroskops und denen der Molekeln Raum ist für unzählige Vertauschungen und neue Verbindungen ... Die Verwickelung des Problemes erregt Zweifel nicht nur an der Macht unseres Instrumentes — das würde nichts sagen — sondern daran, ob wir selbst die intellektuellen Urkräfte haben, welche es uns jemals gestatten werden, uns an den ursprünglich gestaltenden Kräften der Natur zu versuchen."

Diese Ueberschätzung des Mikroskops hat schlimme Begriffsverwirrungen zur Folge. Schon dass eine grosse Zahl kleiner Lebewesen nur um ihrer Kleinheit willen, also aus Verlegenheit, in eine einzige Klasse zusammengeworfen wird, ist für solche Untersuchungen ein arger Uebelstand. Mir will scheinen, dass die unter unseren besten Mikroskopen noch strukturlosen Rhizopoden mit ihren Scheinfüssen und die hoch entwickelten Ciliaten mit ihren Wimperbewegungen sich der Art nach so sehr unterscheiden wie irgend ein Schwamm von einem Wirbeltier. Klassifizieren kann

Digitized by Google

man doch nur nach Aehnlichkeiten; Kleinheit ist morphologisch keine Aehnlichkeit. Dazu kommt, dass selbst der Grösse nach in die Klasse der Protisten Wesen gerechnet werden, die sich an Länge relativ mehr voneinander unterscheiden als eine Maus und ein Elefant, da z. B. eine Halteria grandinella nur ein hundertstel Millimeter, ein Spirostomum ambiguum mehr als einen ganzen Millimeter lang ist. Es ist darum vollkommen unwissenschaftlich, unter solchen Umständen aus Beobachtungen an der einen Art Schlüsse auf die andere Art zu ziehen; ebensogut könnte ein sehr makroskopischer Beobachter behaupten, es habe irgend ein Säugetier keine Lungen, weil der Hering keine besitzt. Es ist ebenso unwissenschaftlich, um des Haeckelschen Systems willen die Moneren, das heisst „strukturlose", kernlose Lebewesen, von organisch differenzierten Urtieren zu unterscheiden. Freilich ist das nur der gleiche Irrtum, der nicht mikroskopierende Menschen auf die Vortrefflichkeit ihrer unbewaffneten Sinnesorgane vertrauen lässt; der Mikroskopiker sieht nicht weiter als sein Mikroskop, und wo er keine Struktur wahrnimmt, da spricht er von Strukturlosigkeit. Die Bildung des Begriffs „Organoid", den ich oben nachgesprochen habe, hängt damit zusammen. Verworn bemerkt ganz deutlich, dass seine Urtierchen sich auf Reize zusammenziehen, also die Reize empfinden. Beim Menschen hat man als Organ der Bewegung die Muskeln, als Organ der Empfindung die Sinnesnerven erkannt. Eine berechtigte Einbildungskraft sagt dem Mikroskopiker, es werde die Empfindung und Bewegung beim Urtier in ähnlicher Weise vermittelt. Da aber selbst das schärfste Mikroskop ihn nicht in den Stand setzt, die muskelähnlichen und die sinnähnlichen Organe zu beschreiben, so nennt er die beiden dunkel geahnten Gebilde Myoide und Organoide und glaubt eine Erklärung gegeben zu haben. Doch muss ausdrücklich anerkannt werden, dass Verworn wohl bemerkt hat, es sei die Einschränkung des Seelenbegriffs auf Tiere mit differenziertem, das heisst für den Menschen wahrnehmbarem und wahrnehmbar differenziertem Nervensystem, nur eine sprach-

Digitized by Google

liche Frage. Dass er im Uebereifer Seele und Leben identifiziert, ist bei der allgemeinen Unklarheit der Psychologie nicht weiter schlimm. Nun zu einigen Thatsachen, welche für unsere Untersuchung wichtig sind.

Akustische Reize.

Zahlreiche Experimente haben den bekannten Forscher zu dem Ergebnis geführt, „dass bei den betreffenden Protisten von einer Reaktion auf Schallwellen nicht wohl gesprochen werden kann, da eine grössere Anzahl nur mittelbar auf sie einwirkender Erschütterungen vollständig ohne Wirkung bleibt, und die etwa auftretenden Veränderungen nur Folge der groben sekundären Erschütterungen sind“ (S. 95). Wenn ich mich recht erinnere, so reagieren seine Versuchstierchen auf Töne nur, sobald der Behälter mit dem Protisten auf einer tönenden Stimmgabel festgekittet ist. Ist aber die Frage, ob die Protisten auf akustische Reize reagieren, nicht falsch gestellt? Was sind denn akustische Reize? Ausserhalb des Menschen sind sie nur Schwingungen von Körpern, akustisch werden sie erst im Ohre. Die Frage müsste also so lauten: reagieren die Protisten auf Schwingungsbewegungen und wie reagieren sie? Wenn die Protisten das Schwirren der sie umgebenden Flüssigkeit nur durch etwas wie den Tastsinn wahrnehmen, so thun sie dasselbe, was die Menschen mit den Schwingungen unter der Zahl von sechzehn und über der Zahl von sechzehntausend thun. Nach Verworn nimmt die Amoeba princeps (wenn ihr Behälter mit einem Zinken der Stimmgabel fest verkittet ist) die Schwingungen von etwa 250 bis 500 wahr und reagiert darauf wie auf andere Reize durch Einziehen der Scheinfüsse. Handelte es sich dabei um rein physikalische Uebertragungen der Bewegung, so wären solche Beobachtungen nur unvollständig, aber nicht irreführend. Hier handelt es sich jedoch ausdrücklich um Bewegungen auf Reize, um psycho-physiologische Vorgänge, und da kann nicht scharf genug ausgesprochen werden, dass das Vergleichen zwischen der Tonempfindung des Menschen und einer Tonempfindung der Protisten nicht angeht. Eigentlich können nur Menschen psychologisch miteinander ver-

Digitized by Google

glichen werden; seitdem es Menschen gibt, ist instinktiv die Hypothese aufgestellt und benützt worden, dass Aeusserungen meines Nebenmenschen die Folgen derselben Seelenerregungen sind wie bei mir. Selbst auf die intelligentesten und dem Menschen befreundetsten Tiere lässt sich diese Hypothese nur symbolisch anwenden, das heisst der Seelenbegriff muss metaphorisch erweitert werden, um auch nur auf den Hund angewendet werden zu können. Immer weiter geht die Metapher, auf je niedrigere (wie man sagt) Tiere der Seelenbegriff übertragen wird. Das hat auch Verworn empfunden; dennoch stellt er zu Beginn seiner Untersuchungen eine falsche Methodik auf, die natürlich ein blendendes mathematisches Gewand annimmt. Er meint: da die objektiven Aeusserungen (Bewegungen) und die subjektiven Vorgänge beim Menschen, ferner die objektiven Aeusserungen bei den Protisten bekannt seien, so könne man immerhin aus den drei bekannten die vierte Grösse, die unbekannte, die subjektiven Vorgänge bei den Protisten, erschliessen. Mir scheint diese schöne Methodik ein treffliches Beispiel für die Ueberschätzung der Logik und der Sprache überhaupt. Die Aufdeckung des Fehlers scheint mir bei einiger Aufmerksamkeit nicht schwer. Warum macht man denselben Schluss nicht bezüglich derjenigen Bewegungen, welche von der Schwerkraft, vom Magnetismus u. s. w. ausgelöst werden? Doch offenbar nur darum nicht, weil man bei der Vergleichung von Protistenbewegungen und Menschenbewegungen unter dem Begriffe „Bewegung“ halb unbewusst eine Bewegung des Organismus, eine Bewegung auf Reize mitversteht, die uns durch die mit ihr verbundenen Bewegungsgefühle als Lebensäusserung so wohlbekannt ist. Wo ein Forscher bei dem Begriff Bewegung nicht unwillkürlich an organische Bewegung denkt, wo er seiner Neigung folgend den Seelenbegriff vor der Denkthätigkeit schon erweitert hat, da ergibt sich eben auch als Ergebnis die Allbeseelung, eine Seele als Ursache oder als Begleiterscheinung von Bewegungen durch Schwerkraft und durch Magnetismus. So bei

Protistenseele.

Digitized by Google

Fechner, so bei Haeckels Lehre von der Zellseele, der Seele des kernlosen Protoplasmas und der Atomseele. Diese metaphorische Erweiterung des Seelenbegriffs ist augenfällig. Sieht man genauer zu, so ist auch in der Anwendung des Begriffs Bewegung dieser verschiedene Seelenbegriff mitverstanden: es hängt von der allgemeinen Weltanschauung des Forschers, falls er überhaupt eine hat, von vornherein ab, ob er bei den Bewegungen der Protisten und bei den Bewegungen der Menschen die ähnlichen Bewegungsursachen mitversteht. Der Schluss aus den drei Bekannten steckt also schon vorher in der Vorstellung, die der Forscher sich von der Bewegung der einzelnen Protisten macht. Dehnt er den Begriff der Seele auf die Protisten aus, so setzt er voraus, was er zu beweisen vorgibt; dehnt er ihn auf die Protisten nicht aus, so hat seine Schlussfolgerung keinen Sinn.

Klassifikation.

Das Seelenleben ist Kombination von Sinnesempfindungen. Es liegt also a priori auf der Hand, dass auch die Vergleichung der menschlichen Sinne mit den Protistensinnen entweder unmöglich ist oder das voraussetzt, was man beweisen will. Wir sind jedoch in der Lage, auf dem Standpunkt der heutigen Physiologie diese Unvergleichbarkeit noch deutlicher aufzuzeigen. Kehren wir zu den akustischen Empfindungen zurück, so werden wir jetzt das, was wir beim Menschen akustische Empfindungen nennen, bestimmter definieren. Das menschliche Ohr nimmt regelmässige Schwingungen der Körper innerhalb der Grenze von sechzehn bis sechzehntausend so wahr, wie wir dieses Gefühl als Ton verstehen. Ich kann mir denken, dass gerade die Regelmässigkeit ganz gleicher kleiner Stösse unsere Nerven dazu geführt hat, diese Stösse zu klassifizieren. Hier steckt eine merkwürdige Aehnlichkeit zwischen Nervenleben und Sprachleben verborgen; Klassifikation oder Begriffsbildung ist immer Vergleichung, zuletzt ist aber auch jede Sinnesempfindung Vergleichung von sehr ähnlichen und sehr kleinen Empfindungsatomen. Genug, für einen Ausschnitt einer Art unter allen möglichen Körpervibrationen haben wir das Sinnesorgan des Gehörs. Die Art dieser Em-

Digitized by Google

pfindung können wir nur empfinden (ich komme ohne diese Tautologie nicht aus), immer nur empfinden, niemals auch nur beschreiben. Wie in aller Welt sollen wir nun erfahren, ob das Protist irgend etwas diesen unbeschreiblichen Empfindungen Aehnliches empfindet oder nicht? Ob es die Schwingungen von 250 bis 500, auf welche die Amoeba princeps ihre Scheinfüsse einzieht, als mechanische oder als akustische Reize empfindet? Wir neigen selbstverständlich dazu, dem Protisten da nur Tastsinn, aber keinen Gehörsinn zuzuweisen und zu glauben, das Protist empfinde die Schwingungen von 250 bis 500 etwa so mit dem Tastsinn, wie wir Menschen die Schwingungen unter sechzehn und über sechzehntausend. Was wissen wir aber, mit Haeckel zu reden, von der Protoplasmaseele und von der Zellseele? Was wissen wir davon, ob die für unsere schärfsten Mikroskope unsichtbaren Reizvermittler im Protoplasma feiner oder gröber sind als das Nervensystem des Menschen? Ja, was wissen wir davon, ob der Tastsinn des Menschen gröber oder feiner ist als sein Gehörsinn und sein Gesichtssinn?

Aufmerksamkeit.

Die innern Vorgänge im sogenannten Bewusstsein der Menschen und die innern Vorgänge in einem Protist, das sich auf mechanische Reize nur bewegt, Reaktion auf unmittelbare akustische aber nicht zeigt, miteinander zu vergleichen oder gar gleich zu nennen, ist also recht eigentlich unpsychologisch; nicht einmal sprechen sollte man darüber. Weil aber die Verhältnisse bei den Protisten so einfach liegen oder doch so einfach zu liegen scheinen, was für unsere Vorstellung dasselbe ist, so können wir uns mit Hilfe der Protisten den Urzustand unserer spezifischen Sinnesenergien, die Zufälligkeit ihrer einzelnen Arten und die Zufälligkeit ihrer Ausdehnungsgebiete doch recht gut ausmalen. Wir brauchen dazu nur eine kühne und schöne Hypothese anzunehmen, welche Tyndall über die Wirkungen der sichtbaren und der bloss wärmenden Strahlen der Sonne klar ausgesprochen hat. Er sagt (Fragmente S. 224): „Der Sehnerv antwortet sozusagen den Wellen, mit denen er in Konsonanz ist; er lässt sich dagegen nicht erregen durch andere

Digitized by Google

Schwingungen, welche eine fast unendlich grössere Energie besitzen, allein deren Perioden mit den seinigen nicht im Einklange stehen.“ Diese Theorie würde ein mystisches Element einführen, wie denn Tyndall auch öfter in solchem Zusammenhange von den Zwecken oder Bedürfnissen des Auges redet; aber Tyndall hat dieser Theorie einen festen Untergrund gegeben dadurch, dass er ohne Rücksicht auf unsere subjektiven Gesichtsempfindungen die grössere oder geringere Absorption der hellen wie der dunklen Strahlen daraus erklärt, dass er die Licht- und Wärmeschwingungen des Aethers mit den Molekularschwingungen des mehr oder weniger durchlässigen Stoffes hypothetisch in Konsonanz oder Dissonanz bringt. Man kann die subjektive und die objektive Seite durch eine bekannte Erscheinung von der Mystik des Bewusstseins befreien: streicht man auf der Geige einen bestimmten Ton vor dem offenen Klavier, so antwortet die gleichgestimmte Klaviersaite; streicht man den Ton vor dem menschlichen Ohr, so antwortet die gleichgestimmte Faser im Gehörorgan; die anders gestimmten Saiten oder Fasern bleiben stumm. Wir können jetzt ein schon vorgestelltes Bild erweitern. Was hört der musikalische Mensch, wenn in einem Konzertsaale hundert Instrumente und hundert Sänger einen Accord erschallen lassen? Ich sehe davon ab, dass der Accord sich auf den vorausgegangenen bezieht und die Erwartung eines mehr oder weniger bestimmten folgenden erregt, obgleich diese Beziehung und Erwartung erst die Hauptsache ausmacht, die Stimmung des Kunstgenusses. Was hören wir, oder vielmehr was nehmen wir wahr? Den Accord. Jawohl, aber was könnten wir in dieser Sekunde wahrnehmen? Es stürmen und stürzen in dieser Sekunde auf unsern Körper ein: die unendlich variierenden Molekularbewegungen des Stoffes, auf welchem wir sitzen, hundertfach verändert durch die Stoffe unserer Kleider; die unzähligen Durchkreuzungen der Molekularbewegungen in der uns umgebenden und niemals ganz ruhigen Luft, und die wieder anderen Bewegungen der riechenden Stoffe; die unendlichen Molekularbewegungen,

Digitized by Google

die wir unter anderen Umständen als Wärme empfinden würden, die sich kreuzenden, in ihrer geordneten Verwirrung nicht formulierbaren Molekularbewegungen aller Lichtquellen und ihrer Reflexe; und endlich die Schwingungsverhältnisse der Töne, welche hundert Instrumente und hundert Sänger erregen, die Schwingungen, welche die Tonhöhe ausmachen und die Nebenschwingungen, welche die Klangfarbe bilden, die regelmässigen Schwingungen in den schönen Stimmen und guten Instrumenten, die unregelmässigen Schwingungen in den weniger schönen Stimmen und schlechtern Instrumenten. Die Aufmerksamkeit des Musikers nimmt im Konzertsaal keine Tastempfindung, keine Geruchsempfindung, keine Wärmeempfindung, keine Lichtempfindung wahr, erkennt dagegen sofort die Unregelmässigkeit in irgend einem der Instrumente; auch der musikliebende Laie erhält vom Tastsinn, vom Wärmesinn, vom Gesichtssinn keine Mitteilung, hört nur die Konsonanz, an deren Vergleichung das menschliche Ohr sich gewöhnt hat, und nur die plötzliche oder heftige Erschütterung eines andern Sinnes, so z. B. der Gestank oder der Geruch auf dem Nachbarplatze könnte ihn im Zuhören stören. Sein Interesse hat seine Sinne so eingestellt; wir nennen dieses Interesse Aufmerksamkeit.

Weltbild der Amöbe.

Nun wollen wir einmal in der Phantasie den Konzertsaal ins Unendliche vergrössern, zum Weltall, den Zuhörer, den Empfindungsträger, ins Unendliche verkleinern, zur Amoeba princeps mit ihrem „strukturlosen“, das heisst für unsere bewaffneten Augen organlosen Protoplasma. Was ist das Weltall für die Amöbe? Für den Menschen ist es die Kombination der Wahrnehmungen seiner Zufallssinne, Sinneserscheinung. Was ist das Weltall für die Amöbe, die unsere Sinne nicht hat? Wir wissen es natürlich nicht, weil wir uns von dem Innenleben der Amöbe keine Vorstellung machen können. Nun vollzieht sich aber in unserer Phantasie ein Paradoxon. Ohne Kantsche Philosophie zu Hilfe zu nehmen, gewinnen wir die Vorstellung, dass die Wirklichkeitswelt im Zuschauer sich selbst um so unähnlicher erscheine, als die Sinnesorgane höher entwickelt sind. Und

Digitized by Google

weil wir der Amöbe gar kein Sinnesorgan zuschreiben, gerade darum beschleicht uns so etwas wie eine Ahnung, dass sie die Wirklichkeitswelt richtiger wahrnehme, dass für sie das Ding-an-sich unmittelbar, ich will nicht sagen wahrnehmbar, aber doch wirksam sei. Was ist nun diese Wirklichkeitswelt nach dem Bilde, das die neuere Naturwissenschaft sich macht? Das alte Chaos, ein Chaos von Schwingungskreuzungen, ein Chaos allerdings, in welchem von irgend einem übermenschlichen Standpunkte aus Notwendigkeit herrscht, aber doch ein Chaos vom Standpunkte des Menschen. Der sturmgepeitschte Ozean mit seinen unformulierbaren Wellenkreuzungen ist diese Wirklichkeitswelt in nuce. Man denke sich anstatt dieser ausgedehnten Fläche eine unendlich grössere Kugel; in dieser Kugel kreuzen sich chaotisch alle Molekularbewegungen der Körper, alle Schwingungen der Luft, alle Vibrationen der mit der Elektricität verwandten Erscheinungen und Nichterscheinungen. Keine Phantasie kann ausreichen, um sich auch nur das Wesen einer einzigen dieser Schwingungen auszumalen; keine Zahl könnte ausreichen, um die Menge auch nur einer einzigen Art zu beziffern; und vor dem Chaos der Kreuzungen macht der menschliche Verstand in stumpfer Resignation Halt. Das ist das Weltall. Für den Menschen existiert natürlich nur die Welt, die er wahrnimmt, das, worauf er durch seine Sinne die Aufmerksamkeit zu richten sich gewöhnt hat, die Zufallsausschnitte seiner Zufallssinne.

Das ist nun das Paradoxon, von dem ich eben sprach. Im Menschen vereinigt sich der hochmütige Aberglaube, er besässe wunderbare Instrumente in seinen Sinnen, mit der resignierten Einsicht, dass wir nichts wissen können, zu dieser klaren Ueberzeugung: diese winzigen Zufallsausschnitte von ein paar armseligen Zufallssinnen sind unsere Welt. Man stelle sich einen Zuchthäusler vor; ein Fenster ist in seiner Zelle, aber es ist mit einem undurchsichtigen Stoffe angestrichen; der Zufall hat ein paar nadelstichgrosse Löcher geschaffen, durch welche der Zuchthäusler dorthin sehen kann, wo der Zufall hinführt, auf den Hof seines Zucht-

Digitized by Google

hauses. Das ist seine Welt. Und in seltsamem Gegensatze zu dieser Mischung von Hochmut und Verzweiflung trauen wir der angeblich strukturlosen Amöbe ein direkteres Verständnis für den Weltlauf zu, als ob sie, selbst chaotisch, eine Formel zur Auflösung des Chaos nicht brauche. Daran ist sicherlich etwas Wahres. Den angenommenen Vibrationen der Wirklichkeitswelt steht das Leben der Amöbe sicherlich näher als irgend ein Sinnesorgan des Menschen; den angenommenen Vibrationen steht aber ganz gewiss das Zusammenstürzen zweier angeblich lebloser chemischer Elemente noch näher. Und doch wird niemand so thöricht sein (vorläufig wenigstens), chemische Hypothesen zur letzten Erklärung menschlicher Psychologie heranzuziehen.

Nur ziemlich phantastisch können wir also die Ergebnisse der Protistenstudien dazu benützen, die Uranfänge unserer Sinne aus dem Interesse und der Aufmerksamkeit zu begreifen, ihre ersten Mitteilungen, das heisst ihre ohne Klassifikation unmöglichen Tast- oder Tonempfindungen schon als erste Begriffs- oder Sprachversuche aufzufassen und bereits auf dieser Stufe zu entdecken, dass die Sprache in der Wirklichkeitswelt nur ein Irreführer ist. Den Leser der Sprachkritik kann diese Zusammenstellung scheinbar so entlegener Begriffe nicht mehr überraschen. Wir werden aber schon an dieser Stelle, nachdem wir noch einige andere Sinneseindrücke der Protisten analysiert haben, uns dem Ursprung der Sprache von einer neuen Seite nähern und begreifen lernen, dass die Aufmerksamkeit oder das Interesse, welches in den Uranfängen des organischen Lebens die Sinne werden liess, zugleich auch schon etwas wie Sprache war; wir werden sogar erkennen, dass der Zufall, der in der Entwickelung der Sprache, im sogenannten Bedeutungswandel waltet — wie wir später sehen werden — eben auch schon als der Zufall in der Entstehung unserer Sinnesorgane vorhanden war.

Heliotropismus.

Nun zurück zu den Experimenten Verworns. Es ist uns klar geworden, dass seine Frage (ob die Protisten auf akustische Reize reagieren oder nicht?) ganz unmöglich ge-

Digitized by Google

stellt war. Es konnte höchstens gefragt werden, ob ein Protist irgend welche organische Bewegungen ausführe in wahrscheinlicher Folge von Einwirkung solcher Vibrationen, wie wir Menschen sie als akustische empfinden. Wir werden gleich sehen, dass diese sprachliche Unterscheidung notwendig ist, wenn die sachliche Unterscheidung zwischen Tastsinn und Gehörsinn nicht fälschlich vom Menschen auf die Protisten übertragen werden soll.

Es tritt nämlich eine ähnliche Schwierigkeit auf, sobald die Frage gestellt wird, ob die Protisten auf Lichteindrücke reagieren? Verworn hat darüber zahlreiche ältere Beobachtungen mitgeteilt und selbst sehr interessante Versuche angestellt. In seiner Terminologie ausgedrückt, gibt es da allgemein einen Thermotropismus, das heisst die Erscheinung, dass die Protisten sich in der Richtung nach der Wärme hin bewegen, gibt es aber auch bei manchen Protisten Heliotropismus, das heisst die Erscheinung, dass die heliotropischen Urtierchen sich in der Richtung des Lichtes hin bewegen. Heliotropismus wird gelegentlich auch durch den Ausdruck Phototaxis ausgedrückt. Der interessanteste Fall ist der des Bacterium photometricum, welches nur auf ultrarote Strahlen und dann noch auf die Strahlen zwischen den Frauenhoferschen Linien C und D (in der Gegend zwischen rot und gelb) reagieren soll. Gewiss eine feine Differenzierung, wie sie nicht einmal das menschliche Auge erreicht hat. Wo aber nehmen wir das Recht her, alle diese Menschenbegriffe auf die Protisten anzuwenden? Ich weiss, dass der Ausdruck Heliotropismus der Botanik entnommen ist, dass es heliotropische Pflanzen gibt, das heisst dass alle Pflanzen mehr oder weniger auffallend heliotropisch sind. Ist das aber nicht eine recht brutale Ausdrucksweise für Vorgänge, die wir bei Pflanzen und bei Protisten beinahe besser beschreiben können als beim Menschen? Heliotropisch ist in seinem Bewusstsein der Mensch, der im Winter die Sonnenseite der Strasse aufsucht oder nach der Riviera fährt. Er sucht die Sonne. Wenn aber die Sonnenblume sich gegen die Sonne wendet, wenn das

Digitized by Google

Bacterium chlorinum im Wassertropfen in sehr kurzer Zeit auf ein beleuchtetes Teilstreckchen zuströmt, als fiele es in eine Falle, so ist die Bezeichnung Heliotropismus doch offenbar zu weit. Von der Sonne weiss weder die Sonnenblume etwas, noch das Bacterium chlorinum. Aber das Individuum Sonne ist auch nicht die Ursache der Bewegung, sondern die Ursache ist eine von den Wirkungen, welche von der Sonne kommen. Welche dieser Wirkungen kommt in Betracht? Ist die Bewegung Heliotropismus? Oder ist sie Thermotropismus? Oder Galvanotropismus? Unsere Physik unterscheidet ja Wärmestrahlen und Lichtstrahlen und müsste vielleicht elektrische Strahlen als deren höhere Art annehmen. Die Versuche am Bacterium photometricum könnten ja die Hoffnung erwecken, Reaktionen auf Wärmestrahlen und auf Lichtstrahlen getrennt zu beobachten. Aber selbst in diesem klassischen Falle sagen uns die Versuche nichts, gar nichts über das Seelenleben der Protisten. Und wenn wir diese Experimente dennoch hypothetisch zur Erklärung des menschlichen Sinnenlebens heranziehen, so ist das der gleiche Vorgang der Hypothesenentstehung, wie er auch sonst so häufig ist und doch niemals zugegeben wird. Wir beobachten am Protisten irgend eine Bewegung; der nächste geistige Vorgang in uns ist der falsche Schluss: also ist das Seelenleben des Protisten dem des Menschen ähnlich. Es bewegt sich, als ob es Füsse hätte: also bewegt es seine Scheinfüsse, ähnlich wie der Mensch seine Beine bewegt. Ein kindischer Schluss. Der aufmerksame Forscher denkt aber noch weiter. Mein Schluss war falsch, sagt er sich, aber er hat meine Phantasie auf die richtige Bahn gebracht. Ganz anders als beim Menschen ist das Seelenleben des Protisten, ganz anders als der Mensch bewegt es seine Füsse, nur an den Anfang der Entwickelung können wir die Füsse des Protisten, können wir das Seelenleben des Protisten setzen. Und wenn auch diese Entwickelungslehre im einzelnen überall so falsch sein sollte wie der erste Schluss vom Menschen auf das Protist, so mag doch die gesamte Gedankenrichtung nützlich sein. Der falsche

Digitized by Google

Schluss hat im Verlaufe zu einer Hypothese geführt, die an sich nicht richtig ist, die aber als Phantasiebeispiel zu einer künftigen bessern Hypothese wertvoll ist. So scheint es mir mit allem Darwinismus zu stehen, so mit den psychologischen Protistenstudien.

Verworn neigt der Ansicht zu, dass Reaktionen auf Lichtreize bei den Protisten vielleicht gar nicht vorkommen, bei gewissen Bakterien, Rhizopoden und Ciliaten ganz gewiss nicht vorkommen, dass Reaktionen auf Wärmereize aber sehr gut nachweisbar sind. In einem bestimmten Versuche mit Amöben wurden einmal die Wärmestrahlen dadurch ausgeschaltet, dass eine Eisschicht zwischen die Lichtquelle und den Objekttisch gebracht wurde; das andere Mal wurden die leuchtenden Strahlen ausgeschaltet, indem man an die Stelle der Eisschicht eine Lösung von Jod in Schwefelkohlenstoff brachte, die in einer gewissen Konzentration nur gerade die stärksten Wärmestrahlen, aber gar keine Lichtstrahlen hindurchlässt; sieht man bei diesem Versuche von feinern Fehlermöglichkeiten ab (von der Möglichkeit z. B., dass Amöben anders organisiert sind als Menschen), so weist er allerdings darauf hin, dass in diesem Falle nur die Wärme, nicht aber das Licht auf die Amöben wirke. Was heisst das? Wie wenn hier derselbe Vorgang stattfände, den ein berühmter Beobachter am Bacterium chlorinum gesehen haben will, dass nämlich durch Anwesenheit von Lichtstrahlen die Bakterien Sauerstoff erzeugen und dieser ihr Sauerstoff die Ursache des Heliotropismus sei? Dann liegt ja — ich kann auch ein neues Wort bilden — Oxygenotropismus vor. Dann handelt es sich rein um chemische Vorgänge, auf welche die Amöbe reagiert, und die Frage, ob diese chemischen Vorgänge durch Wärme mit oder ohne Beisein von Licht erzeugt werden, gehört in die Physik, hat mit der Psychologie nichts zu thun. Es reagiert dann die Amöbe auf den chemischen Vorgang ohne jede Beziehung auf Licht und Wärme, wie der ganz ungebildete Kroat in einem österreichischen Regimente auf das Kommando „Habt acht“ reagiert, ohne deutsch zu verstehen, wie die Sonnenblume sich

Digitized by Google

um die Mittagsstunde nach Süden dreht, ohne doch von der Sonne etwas zu wissen, während der Mensch, der nach der Riviera gefahren ist, allerdings mehr oder weniger Begriffe mit dem Worte Sonne verbindet. Man wird gleich sehen, wie ernsthaft diese Vermischung von sprachlichen und sachlichen Bildern gemeint ist.

Entwickelung der Sinne.

Verworn äussert gelegentlich (S. 58) auf Grund seiner Versuche die Vermutung, Lichtreizbarkeit sei keine allgemeine Eigenschaft alles Protoplasmas, sei also nicht ursprünglich, sondern erst in der Entwickelungsreihe der Organismen erworben. Von einem Manne, der die Protisten auf den Haufen einer einzigen Klasse wirft und sie zu den Urwesen macht, scheint eine solche Ansicht etwas verwunderlich; wir aber brauchen gar nicht anzustehen, weil wir doch die ungeheuern Differenzen zwischen den einzelnen Protisten begriffen haben, ungezählte Hunderttausende von Jahren zwischen gewiss lichtunempfindliche und lichtempfindliche Protisten zu setzen, die Lichtempfindlichkeit als einen Fortschritt anzusehen. Worin aber bestünde diese Entwickelung? Doch offenbar ungefähr darin, dass irgend ein Organ einen bestimmten Ausschnitt aus der Wärmeskala feiner klassifizieren lernte, ebenso wie wir früher gesehen haben, dass ein Organ die regelmässigen Stösse der mechanischen Vibrationen in dem kleinen Ausschnitt von sechzehn bis sechzehntausend Schwingungen feiner klassifizieren gelernt hat. Wir können uns das recht gut so vorstellen wie die historische Thatsache, dass die Menschheit zuerst gar nicht zählen konnte, dann das elementare Zählen lernte, und vor etwa zweihundert Jahren den Kalkül der Differentialrechnung hinzu erfand.

Ich mache gleich hier darauf aufmerksam, dass es die Entwickelungsgeschichte unserer Sinne vereinfachen würde, wenn der Gesichtssinn ebenso ein spezialisierter Ausschnitt aus dem Wärmesinn wäre, wie der Gehörsinn ein spezialisierter Ausschnitt aus dem Tastsinn. Denn das Organ des Tastsinns ist ja zugleich, so verschieden die Funktionen sind, das Organ des Wärme- oder Temperatursinns. Wir könnten

Digitized by Google

dann, da ja Geruch und Geschmack chemische Berührung voraussetzen, alle Sinne auf den Tastsinn oder Gefühlssinn zurückführen oder vielmehr, da man bei den Protisten noch nicht einmal von einem differenzierten Tastsinn sprechen darf, auf ein noch unter dem Tastsinn stehendes Reaktionsvermögen gegen äussere Einflüsse.

Wir sehen ein, dass ein Protist Wärme und Licht nicht so unterscheiden kann, wie wir es mit unsern Sinnesorganen thun. Beim Protisten sind weder die Organe, noch die spezifischen Sinnesenergien ausgebildet. Man mache sich das klar. Wenn ein Stück Eisen erwärmt wird, von der gewöhnlichen Lufttemperatur bis zur Weissglühhitze, so nehmen wir Menschen zuerst nur eine Wärmesteigerung ohne Lichtempfindung wahr, sodann eine Lichtempfindung, welche allmählich von rot zu weiss übergeht. Es gibt sicherlich Tiere, deren Sinnesorgane so beschaffen sind, dass sie an dem erwärmten Eisenstücke wohl die disparaten Wirkungen von Wärme und Licht unterscheiden können, nicht aber die Gradunterschiede des Lichtes zwischen rot und weiss. Von den Protisten aber nehmen wir an, dass sie auch die Unterschiede zwischen Wärme und Licht nicht als disparat empfinden, sondern höchstens als Gradunterschiede eines und desselben Vorgangs.

Interesse.

Wir wollen es versuchen, unsern Zickzackweg nach rückwärts zu überblicken. Wir wussten, dass die menschlichen Sinne dergestalt Zufallssinne sind, dass sie nicht ein Bild der Wirklichkeitswelt, sondern nur Fragmente bieten können. Wir machten bei der nähern Betrachtung der menschlichen Sinnesorgane weiter die Bemerkung, dass diese Zufälligkeit, diese zufällige Beschränktheit sich ferner bis auf das Gebiet jedes einzelnen Sinnes erstreckt, dass jedes einzelne Sinnesorgan von der Provinz, die es zu beherrschen vorgibt, nur den kleinsten Teil überhaupt kennt. Wir hofften über diese zufällige Entstehung unserer Sinne Aufschluss zu erhalten durch die Ergebnisse derjenigen Studien, welche sich mit dem sogenannten Seelenleben der Protisten befassen; wir hofften aus der Entwickelungsgeschichte Be-

Digitized by Google

lehrung zu empfangen über den Wert unserer gegenwärtigen Sinnesorgane. Es ist uns dabei gegangen, wie es uns bei dem Nachdenken über den Ursprung der Sprache gehen wird. Zwischen der gegenwärtigen Sprache, das heisst der historischen Entwickelung der jüngsten Zeit von ein paar tausend Jahren, und dem hypothetischen Ursprung liegt eine unüberbrückbare Kluft. Dennoch bietet die Hypothese über den unendlich weit zurückliegenden Ursprung der Sprache interessante Parallelen zu dem alltäglichen Sprachleben unserer Zeit. Und der ewige Zufall sorgt dafür, dass diese Analyse, welche sich mit der Entwickelung der Sinnesorgane beschäftigen möchte, die äusserste Hypothese zum Ursprung der Sprache und zur Sprachphilosophie bieten wird.

Es war weniger ein Bild als ein Beispiel, wenn wir die Amöbe in dem nie auszudenkenden Chaos der Vibrationskreuzungen im Weltall verglichen haben mit einem aufmerksamen Zuhörer im Konzertsaal. Der aufmerksame Zuhörer wird ausser der Musik gewöhnlich nichts wahrnehmen, nicht das Licht des Kronleuchters, nicht die Tastempfindungen seines Gesässes, nicht die Luftbewegungen im Saale, nicht den leisen Geruch oder Gestank vom Nachbarplatze her. Sowie aber Licht-, Tast- oder Geruchsempfindungen stark genug geworden sind, um seine Aufmerksamkeit an sich zu reissen, werden sie auch wahrgenommen werden. Und wir nennen dann diesen Zuhörer unaufmerksam, weil wir — wohl zu beachten — mit Rücksicht auf den Schauplatz dieser Handlung, den Konzertsaal, den Begriff Aufmerksamkeit vorübergehend an die Musik oder den Gehörsinn knüpfen. Da diesem Begriffe eine besondere Untersuchung gewidmet werden soll, so sei hier nur beiläufig bemerkt, dass die Sprache unter Aufmerksamkeit zwei ganz verschiedene Dinge begreift: bald nämlich das Interesse, bald die unmittelbarste Wirkung des Interesses. Hier genüge die hoffentlich schlagende Erinnerung, dass z. B. bei der Einweihung eines neuen Konzertsaales wohl ein grosser Teil der Eingeladenen Interesse oder Aufmerksamkeit der Musik zuwenden wird, einige Techniker aber Interesse oder

Digitized by Google

Aufmerksamkeit so ausschliesslich den Temperaturverhältnissen oder der Beleuchtung des Saales zuwenden werden, dass sie die Musik buchstäblich nicht hören. Das Interesse oder die Aufmerksamkeit trifft also die Auswahl aus dem Chaos von Molekularvibrationen in dem Chaos des Saalinnern.

Wie nun aber trifft die Amöbe, die noch gar keine differenzierten Sinne und gar keine spezifischen Sinnesenergien besitzt, ihre Auswahl aus dem Chaos der Weltvibrationen, gegen welche das Saalinnere sich verliert, nicht wie ein Tropfen im Ozean, sondern wie ein Atom im Unendlichen? Wie haben wir uns das Interesse oder die Aufmerksamkeit eines Organismus vorzustellen? Wie haben wir uns die Uraufmerksamkeit vorzustellen, die dann im Laufe der Jahrmillionen zum künstlerischen Interesse an der Neunten sich entwickelt hat? Ist es wirklich vorstellbar, dass ein und dasselbe Motiv, das gemeine Interesse, welches mich heute mit gespanntester Aufmerksamkeit und mit Wollust einem Satze Beethovens lauschen und mich einen Satz von Chopin unaufmerksam ablehnen lässt, — ist es vorstellbar, dass dieses selbe Motiv in irgend einer Urzeit der Entwickelung die Auswahl getroffen habe im Chaos der Vibrationen, sich die Welt wie eine angenehme Melodie in den Fetzen der Zufallssinne, und für jeden dieser Sinne wieder nur in einem Fetzen für die Erinnerung aufbewahrt habe?

Die Frage ist wirklich schwer anzufassen, weil wir bei der uns vorschwebenden Amöbe wohl gewiss irgend einen Egoismus voraussetzen, ihr aber nicht mit irgend welchem Rechte den komplizierten Bewusstseinsvorgang des menschlichen Interesses unterschieben dürfen. Versuchen wir es dennoch, das Motiv des Interesses aus der Kompliziertheit zu retten, die es im menschlichen Denken angenommen hat.

Da ist zunächst das menschliche Interesse an das Bewusstsein des Ichs, an das Bewusstsein der Individualität geknüpft. Wir lassen uns aber von der tausend Jahre alten Scholastik über das Principium individuationis nicht täuschen; wir werden erfahren, dass der Ichvorstellung nichts anderes

Digitized by Google

zu Grunde liegt als die Thatsache des Gedächtnisses, und jede Beobachtung überzeugt uns davon, dass auch der niedrigste Organismus, wenn nicht gar auch der anorganische Stoff (soweit er zur Zeit seiner Krystallisation oder einer chemischen Verbindung lebendig ist) Gedächtnis besitzt.

Ich sagte eben „Bewusstsein des Ich". Natürlich war das ein sinnloser Pleonasmus. Auch das sogenannte Bewusstsein ist nichts anderes als das Gedächtnis, welches, wie ein Faden die Perlen zu einem Perlenbande, so die Erlebnisse erst zu einem Leben aufreiht. Wenn zum Interesse nur Gedächtnis gehört, so können wir Interesse bei der Amöbe voraussetzen. Thäten wir doch besser, auch beim Menschen immer nur von Gedächtnis zu reden, anstatt von Bewusstsein und Individualität.

Da ist aber mit dem Interesse noch ein anderer Begriff untrennbar verbunden: weil wir das Wort Interesse nicht tautologisch wiederholen dürfen, obwohl es das beste wäre, so wollen wir hier dafür die Empfindung eines Nutzens oder Schadens, das Gefühl der Annehmlichkeit oder Unannehmlichkeit setzen. Schon Verworn hat (S. 138) bemerkt: „Es hat den Anschein, als ob die Protisten den Nutzen oder Schaden der betreffenden Reize wissen, respektive angenehme oder unangenehme Empfindungen durch sie erleiden, und deshalb ihrer Quelle nachzugehen oder auszuweichen sich bemühen." Schon Verworn hilft sich recht gut aus der Klemme, indem er alle diese helio- und thermotropischen Bewegungen trotz ihrer scheinbaren Zweckmässigkeit zu den unbewussten Reflexbewegungen rechnet, die er dann freilich als eine wohlbekannte Thatsache nicht weiter erklären oder beschreiben zu müssen glaubt. Uns wird es geläufig werden, alle derartigen automatischen Bewegungen als ererbte oder erworbene Wirkungen des Gedächtnisses, und erst die Thatsache des Gedächtnisses als das letzte Geheimnis aufzufassen. Aber — so frage ich mich noch einmal und noch dringlicher — an welcher Stelle schleicht sich in dieses (menschlich gesprochen) rein verstandesmässige Gedächtnis das Interesse hinein, das Gefühlsmoment, der

Digitized by Google

Gedächtnis und Interesse.

Eindruck des Angenehmen oder Unangenehmen? Ginge ich darauf aus, ein System zu schreiben, so hätte ich sofort eine prächtige Antwort bei der Hand, eine philosophische Antwort, die mir recht gut gefällt und die übrigens geistreich schillert. So nämlich: das verstandesmässige Gedächtnis kann auf der niedersten Stufe der Organismen gar nichts anderes leisten als im höchsten Geistesleben des Menschen. Hier, wo das Gedächtnis zum wissenschaftlichen Denken geworden ist, führt es sein Meisterstück aus, wenn es die Zukunft voraus berechnet, wenn es zukünftige Erscheinungen auf das Handeln der Gegenwart einwirken lässt, wenn der Mensch gern spart, um als Greis ein Wohlleben zu führen, wenn man im Sommer vergnügt erntet, um im Winter essen zu können. Das Gefühl der Lust (bei der Nahrungsaufnahme, bei der Fortpflanzung) ist nichts anderes als die Vorauswirkung des Gedächtnisses. Die bekömmliche Nahrung schmeckt, weil sie in früheren Fällen gut bekommen ist; die schädliche Nahrung widert an, weil sie in früheren Fällen schlecht bekommen ist. So könnte ein Gefühl der Lust und Unlust, also das eigentlichste Interesse der Organismen, wieder auf das Gedächtnis allein zurückgeführt werden.

Mich befriedigt diese Antwort nicht. Aber für unsere gegenwärtige Absicht, für die Frage nach der Entwickelung der Zufallssinne und ihrer Zufallsausschnitte, ist vielleicht eine noch unmittelbarere Verbindung zwischen Interesse und Gedächtnis herzustellen.

Wieder verlasse ich den Gang der Untersuchung für einen Augenblick. Ich könnte den Knoten nämlich leicht durchhauen, wollte ich mich dem Wortaberglauben unterwerfen und das Gedächtnis entweder materialistisch von unserm Bewusstsein trennen oder — was wirklich auf dasselbe hinausläuft — etwas wie ein unbewusstes Gedächtnis auch dem nichtorganischen Stoffe zuschreiben. Dieses letzte zu thun, bin ich gar sehr geneigt. Ob ein sogenanntes Atom Kohlenstoff im Diamanten den gesetzlich vorgeschriebenen Krystall bildet, ob es sich in der Pflanze gesetzlich Zellen bildend aus der Kohlensäure abscheidet, ob es sich

Digitized by Google

im tierischen Körper gesetzlich auf den Sauerstoff stürzt, immer könnten wir dieses Gesetzmässige im molekularen Vorgang das Gedächtnis des Kohlenstoffatoms nennen. Bewusstsein hin, Bewusstsein her, seine Krystallisationsform, seine chemische Befreiung oder Verbindung muss das Atom auswendig wissen. Dass wir die Krystallisation zur Physik rechnen, die chemische Lösung oder Bindung zu den Lebensprozessen, ist ja ganz unwesentliche menschliche Vorstellungsweise. Es ist menschliche Vorstellungsweise, dass wir der Bewegung des Kohlenstoffatoms im Tierkörper irgend eine letzte Spur von Innenleben oder von Interesse zuzusprechen geneigt sind, dass wir dieses Innenleben bei der Atombewegung in der Pflanze nur widerstrebend mitdenken, dass wir uns die Atombewegung bei der Krystallisation ohne Innenleben denken. Wir denken aber einmal als Menschen, und so müssen wir auf diesen weitern Gesichtspunkt, das Gedächtnis des Unorganischen, vorläufig verzichten und zusehen, ob wir — wie gesagt — eine unmittelbare Verbindung zwischen dem im Organismus vorausgesetzten, an ein Innenleben geknüpften Interesse und dem Gedächtnis herstellen können.

Die letzte Thatsache des Gedächtnisses ist das Wiedererkennen eines bestimmten Eindrucks, oder vielmehr — da wir niemals in denselben Fluss hinabsteigen können — das Vergleichen ähnlicher Eindrücke. Oder aber das Vergleichen ähnlicher Beziehungen von Eindrücken. Das ungeheuer komplizierte Gedächtnis des Kulturmenschen oder gar das Luxusgedächtnis des forschenden Menschen vergleicht so entfernte Aehnlichkeiten wie wandelnde Sterne und fallende Steine, wie den Blitz und das Kunststückchen des geriebenen Bernsteins, wie Interesse und Gedächtnis. Das Gedächtnis der sich entwickelnden Menschheit hat im Laufe der Jahrtausende z. B. Farbeneindrücke verglichen und klassifiziert und sich gemerkt. Das Gedächtnis auch schon des Menschen einer Urzeit hat durch Vergleichung von Eindrücken und Beziehungen die Klassifikationen oder Begriffe Hund, Vierfüssler, Tier gewonnen. Ueberspringen wir nun die Kluft

Digitized by Google

und fragen wir, worin die Thätigkeit des Urgedächtnisses, des an den Organismus der Amöbe geknüpften Gedächtnisses bestand, weil allein bestehen konnte?

Interesse der Amöbe.

Das Gedächtnis des Menschen übt durch Vergleichung eine Klassifikation der Sinneseindrücke ein. Alles philosophische Denken, ja selbst die Geistesthat eines Newton lässt sich zuletzt auf Vergleichung von Beziehungen zurückführen, deren Grundlagen die Vergleichung von Sinneseindrücken gebildet hat. Aber die Amöbe besitzt noch keine Sinnesorgane, sie kann — wie wir annehmen müssen — Sehen, Hören, Schmecken und Tasten noch nicht differenzieren. Was hat also das Gedächtnis der Amöbe für ein Material? Eben haben wir die Amöbe angeschaut als ein empfindliches Etwas, das in dem Chaos der Weltvibrationen mitten inne steht. Ich spreche der gegenwärtigen Wissenschaft das Wort Vibrationen nach; eigentlich wissen wir nicht was das ist, was man die Schwingungen im Aether und die Schwingungen der chemischen Atome metaphorisch nach den wahrnehmbaren Schwingungen der Luft genannt hat. Das Wesen dieser Vibrationen ist das vorläufige Ding-an-sich, welches über unsere Sinnesorgane hinweg in unserm Verstande zu den Erscheinungen des Hörens, des Gesichts und jeder Klassifikation wird. Das vorläufige Ding-an-sich. Im Ernste wird man die Erscheinungen des einen Sinnes nicht zum Ding-an-sich anderer Sinneserscheinungen machen wollen. Der Amöbe fehlt nun aber dieser Weg über die Sinnesorgane. Unmittelbar steht für unsere menschliche Vorstellung die Amöbe mit ihrem Gedächtnis mitten in den Weltvibrationen. Was kann nun dieses Gedächtnis an den durch kein Organ gesiebten Vibrationen klassifizieren? Was kann es an ihnen vergleichen? Was kann es an ihnen interessant finden? Kosmisch gesprochen: alles Mögliche was wir nicht wissen; aber kosmisch sprechen haben wir nicht gelernt. Menschlich gesprochen also: einzig und allein die Ordnung, die Regel.

Das ganze Chaos der Weltvibrationen stürmt auf die Amöbe ein. Aus diesem Chaos macht gewiss nur ein unend-

Digitized by Google

lich kleiner Teil Eindruck, der Teil, welcher dem Organismus der Amöbe nützt oder schadet. Wir halten die Hypothese von den Vibrationen fest. Da gibt es die mechanischen Schwingungen, wie wir sie Töne nennen; da gibt es Aetherschwingungen, wie wir sie Licht nennen; da gibt es die allerfeinsten Molekularschwingungen der Körper, die wir, weil sie die bekanntesten sind, für die gröbsten Körpererscheinungen wie Schwere und Undurchdringlichkeit halten. Da gibt es wahrscheinlich Weltvibrationen, die wir heute noch nicht kennen, weil der Zufall der Interesselosigkeit keinen besondern Sinn für sie entstehen liess. Aber für gewisse Vibrationen hatte schon die Amöbe Interesse und merkte sie sich darum in ihrem kleinen Gedächtnis. Merken konnte sie sie nur durch Vergleichung der Eindrücke selbst und ihrer Beziehungen in Zeit und Raum. Vielleicht ahnt bereits die Amöbe den qualitativen Unterschied zwischen akustischen Luftvibrationen, zwischen thermischen Aethervibrationen und zwischen mechanischen Atomvibrationen. Nimmt man doch an, dass gewisse Protisten bereits Organoide für Licht- oder Wärmeempfindungen entwickelt haben. Ob das wahr ist oder nicht, wir können uns doch wenigstens vorstellen, dass das vergleichende und darum wiedererkennende Gedächtnis in seiner dumpfen Tiefe eines Tages etwas fühlte wie: Aha, das ist das was Widerstand leistet! Aha, das ist das was wärmt! Aha, das ist das was schwirrt.

Teilte ich den Darwinistischen Wortaberglauben, so könnte ich das Interesse und das Gedächtnis nach diesen Voraussetzungen sehr bequem in Verbindung setzen. Es musste den Protisten (nach der Selektionstheorie) sehr wichtig sein, das Drücken, das Wärmen, das Schwirren des Freundes oder Feindes sofort aus den allerersten regelmässigen Vibrationen des drückenden, wärmenden oder schwirrenden Dings zu erkennen und sich darnach einzurichten, das Ding zu fressen oder ihm zu entfliehen. Das mit dem bessern Gedächtnis ausgestattete Protist blieb das überlebende u. s. w. Das hiesse aber doch nur die Frage nach der Entwickelung

Digitized by Google

des Gedächtnisses zurückschieben, wie der ganze Darwinismus nur eine gewaltige Zurückschiebung der Frage nach der Entstehung der Organismen ist. Noch eins wäre mir bei dieser Anwendung des Darwinismus bedenklich: es wird da nicht das Interesse aus dem Gedächtnis abgeleitet, sondern das Gedächtnis aus dem Interesse, ein Unbekanntes aus einem noch Unbekanntern. Eine Gleichung ersten Grades findet da ihre Lösung in einer Gleichung zweiten Grades.

Wir wollen einfacher, freilich auch viel allgemeiner vergleichen. Wir setzen in der Amöbe dabei freilich noch eines voraus: etwas was unsern Nervenbahnen entspricht. Nur Ueberschätzung des Mikroskops kann sich dagegen auflehnen mit Berufung auf die scheinbare Strukturlosigkeit der Amöbe. Hundert Experimente beweisen jedoch die Thatsache, dass ein Eindruck im sogenannten Protoplasma der Amöbe weitergeleitet wird. Aber auch ohne diese Versuche können wir nicht anders denken als so: dem äussern Leben jedes Organismus entspricht irgend ein Grad von Innenleben und dieses Innenleben muss einen Träger haben, wie das menschliche Nervensystem der Träger des menschlichen Innenlebens ist. An diesen Träger ist überall in der Natur das Gedächtnis gebunden. Nun aber hat das Gedächtnis offenbar leichtere Arbeit, wenn es wiederkehrende oder gar regelmässig wiederkehrende Eindrücke, Stösse, oder was das Ding-an-sich ist, wiedererkennen kann. In dieser Leichtigkeit der Einübung, in dieser Bequemlichkeit des Wiedererkennens oder Vergleichens muss das interessierende Moment liegen.

Von diesem Punkte aus also scheint es mir vorstellbar, wie das interessierte Gedächtnis zuerst im unendlichen Laufe der organischen Entwickelung aus dem Chaos der Weltvibrationen die einander ähnlichen — soweit das Interesse reichte — klassifizieren und an der Klassifikation sich merken konnte, wie das interessierte Gedächtnis sodann innerhalb jeder Vibrationsart wieder einige Unterarten auszeichnen und sich merken konnte, wie unsere sechs Zufalls-

Digitized by Google

sinne entstanden und innerhalb jedes Sinnes endlich der zufällige Ausschnitt, für welchen wir ein paar Namen wie gelb, grün, warm, kalt, hart, weich oder technische Bezeichnungen wie C, cis haben.

Gedächtnis und Sprache.

Noch einen kleinen Schritt weiter zu thun, habe ich versprochen und will ihn jetzt von der letzten Klippe des Denkens in den Abgrund hinaus wagen. Was ist das, was das Urgedächtnis thut, wenn es in seiner dumpfen Tiefe wahrnimmt und zuerst empfindet „Aussenwelt", dann „Druck", „Wärme", wenn es sich die Weltvibrationen klassifizierend und vergleichend merkt, um aus diesem Merken und zu diesem Merken die Sinnesorgane sich zu erschaffen? Ist das nicht dasselbe, was wir thun, wenn wir wandelnde Sterne und fallende Steine klassifizierend vergleichen, dem Worte oder Begriffe Schwere eine neue Bedeutung beilegen und dadurch unsere Sprache weiter entwickeln? Wir werden die Sprache das Gedächtnis des Menschengeschlechts nennen. Wir sehen jetzt, dass das Gedächtnis auch auf seiner untersten Stufe nichts anderes leistet als Sprachdienste, dass es auch da — vorläufig ohne hörbare oder sichtbare Zeichen — Sprache ist, das heisst nach Aehnlichkeiten klassifiziert. Wir erkennen, dass das Gedächtnis auf seinem ungeheuern Wege eigentlich doch dasselbe geblieben ist, dass es auch als Urgedächtnis schon nur nach dem Zufall seines Interesses klassifiziert und vergleicht, also in der Amöbe wie im höchsten Denken des Menschen unfähig sein muss, interesselos die Wirklichkeitswelt zu erkennen, ja dass sich diese Unfähigkeit in dem Grade steigern muss als die Unmittelbarkeit des Zusammenhanges zwischen dem klassifizierenden Gedächtnis und dem Chaos der Weltvibrationen verloren geht. Wir begreifen die Welt um so weniger, in je weitere Begriffe wir sie fassen müssen.

Drei Potenzen des Zufalls.

Kein Strahl irgend eines Wissens dringt zu dem ersten Zufall, der uns die Weltvibrationen nach unsern spezifischen Sinnesenergien als sichtbare, hörbare, fühlbare u. s. w. Wirkungen unterscheiden lässt. Nur ahnend wissen wir etwas davon, wie der Zufall in zweiter Potenz entstanden ist, wie

Digitized by Google

das Interesse der sich entwickelnden Organismen innerhalb der spezifischen Sinnesenergien kleine Ausschnitte des Wahrnehmbaren aus dem ungeheuern Kreise des für Menschensinne Unwahrnehmbaren ausgeschieden hat. Hie und da wissen wir etwas von dem Zufall in dritter Potenz, der auf diesen kleinen Ausschnitten bestimmte Punkte fixierte und die Vibrationen dieser Punkte und ihrer nahen Umgebung als besondere Sinneswahrnehmungen, Wirkungen oder Eigenschaften auszeichnete, mit Namen versah oder als Begriffe festhielt wie: blau, süss, hart, cis. Wenn es nicht über menschliche Kraft ginge, so müssten wir die Entwickelungsgeschichte der menschlichen Sprache zurückverfolgen über diese drei Zufallspotenzen hinaus, so müssten wir die Zufallsgeschichte des Bedeutungswandels, die wir für die Gegenwart, das heisst für die letzten vier Jahrtausende, verstehen gelernt haben, zurückverfolgen in die vorgeschichtliche und in die vormenschliche Zeit, als die klassifizierende Vergleichung der Weltvibrationen nacheinander die arme menschliche Welterkenntnis schuf, zuerst durch Differenzierung der Sinnesorgane, sodann durch Anpassung der einzelnen Organe an das organische Interesse und endlich durch menschliche Begriffsbildung oder menschliche Gedächtnisarbeit. Sprache können wir alle diese Thätigkeit nennen.

Erinnern wir uns noch einmal des Chaos von Weltvibrationen. Irgend ein Unterschied, den wir resigniert in ein Ding-an-sich zurückhypostasieren, lässt uns Luftschwingungen vorstellen, die von der äussersten Langsamkeit bis zu unausdenkbarer Schnelligkeit fortschreiten können. Aus dieser unendlichen Reihe vernimmt das menschliche Ohr die Schwingungszahlen von sechzehn bis sechzehntausend in der Sekunde. Innerhalb dieses Ausschnittes empfinden wir gewisse Beziehungen oder Verhältnisse als musikalisch. Der Violinspieler wiederum kann seinem Instrumente nur eine bestimmte Anzahl Töne innerhalb dieses Gesamtausschnittes entlocken, weil er zum Greifen nur eine einzige menschliche Hand mit ihren fünf Fingern von bestimmter Länge zur Verfügung hat und die Violinen nach diesem

Digitized by Google

Zufall des menschlichen Baus ihrerseits gebaut werden müssen. Und so wie der Violinspieler, so steht das Denken oder die Sprache oder das Gedächtnis des Menschengeschlechts dem Chaos der Weltvibrationen gegenüber; so klein im Umfang, so ahnungsreich im Inhalt ist unsere Welterkenntnis wie eine „Träumerei" auf der Violine.

*

Theorie der Wellenschwingungen.

Um eine Vorstellung davon zu geben, wie sich unsere Sinne als Zufallssinne entwickelt haben mögen, musste ich von der gegenwärtig geltenden Hypothese ausgehen, dass in der wirklichen Wirklichkeitswelt nicht Farben und nicht Töne und auch nicht Körper vorhanden sind, sondern überall nur Wellenschwingungen von Substanzen, welche man dadurch von der Körperwelt loszulösen glaubt, dass man ihnen den Ehrennamen Körper versagt; man führt alles auf Molekelschwingungen, Atomschwingungen und Aetherschwingungen zurück. Die Tänze der Moleküle nennt man dann Körper, die Tänze der Atome in den Molekülen nennt man Stoffe, die Tänze des Aethers zwischen den Molekeltänzen oder den Atomtänzen nennt man Kräfte und Kräfteerscheinungen. Bei diesem Ausgangspunkte musste ich vorübergehend den letzten Gedanken beiseite lassen, dass nämlich auch die zuverlässigsten Mitteilungen unserer Sinne nur Täuschungen sind, Täuschungen über die Wirklichkeitswelt, normale Täuschungen natürlich, dennoch aber — weil von den Zufallssinnen geschaffen — zufällige Täuschungen. Ich will den Gedanken auch nicht wieder aufnehmen, weil er als ein letztes Wort auch das letzte Wort sein müsste, das Ende vor dem Ende.

Aber auf die Gefahr hin, den Wert des eben vollzogenen Gedankenganges zu vernichten, muss ich doch auf einige Erscheinungen hinweisen, die das neue Weltbild von den Wellenschwingen wieder stören oder zerstören. Oder es als das kennzeichnen, was es ist, als ein Bild, als eine Metapher. Schon Tyndall hat (Fragmente I, 85 und II,

Digitized by Google

123 ff.) stark ausgesprochen, dass solche Fragen mit einemmal aus dem Bereiche der Sinne in das der Phantasie führen.

Temperatursinn.

Das Weltbild nämlich, wonach es eine aufsteigende Reihe von Wellenschwingungen gibt, unter denen sich unsere Zufallssinne wie sprungweise orientieren, lässt sich nicht festhalten. In dieser Reihe müssten die Molekular- und Atomschwingungen als das Ding-an-sich der Körperlichkeit die unterste Stufe einnehmen; dann kommen aber die simpeln Tonschwingungen mit ihren bescheidenen Zahlenverhältnissen und werfen die Reihe übereinander. Das mag Naturphilosophie sein, die bekanntlich Unsinn heisst, wenn sie nicht die geltende Naturphilosophie des Tages ist. Es ist aber nicht mehr Naturphilosophie, wenn die Reihe von Wärme- und Lichtschwingungen sich den Thatsachen gegenüber nicht aufhalten lässt, wenn z. B. die unsichtbaren Wärmestrahlen des Platinadrahtes, während der Draht vom schwachen Rot bis zum intensiven Weiss erhitzt wird, nicht verschwinden, sich vielmehr noch um mehr als das Zehnfache ihrer Kraft oder ihrer Erscheinung steigern, wenn die unsichtbaren Wärmestrahlen durch wissenschaftliche List dem Auge sichtbar gemacht werden können. Die Klassifizierung der Ursachen der Wärmeerscheinungen wird dadurch ebenso phantastisch, wie die Klassifizierung der Wärmeerscheinungen selbst es ohnehin für die Psychologie war. Jodl hat (Psychologie 257) vorgeschlagen, das objektive Organ beider zusammenwohnender Empfindungsgruppen Hautsinn zu nennen, seine subjektiven Mitteilungen als Angaben eines Tast- und Temperatursinns auseinanderzuhalten. Für die Sprache der physiologischen Psychologie wäre die Anwendung dieser Begriffe ein Fortschritt. Für die Entwickelung der Zufallssinne aus dem Hautsinn ist es jedoch wiederum sehr bedenklich, dass der Tastsinn auf die Molekularschwingungen der Körperlichkeit, der Temperatursinn auf die Aetherschwingungen der Wärme reagieren soll, der hochentwickelte Gehörsinn dagegen erst oder schon auf die brutalen akustischen Schwingungen. Der Sprachkritiker hätte soeben die Worte „Aetherschwingungen der Wärme“ nicht gebrauchen

Digitized by Google

dürfen; es war eine offene Personifikation und eine versteckte Tautologie. Aber wir können aus unserer Sinnenwelt nicht heraus, weil es für uns keine andere Welt gibt. Was immer wir für die wirkliche Wirklichkeitswelt, für das Ding-an-sich erklären, es klingt ein Gelächter in unsere Erklärung hinein. Es ist nichts in unserem Verstande, als was in unsern Zufallssinnen gewesen ist. Wollen wir mit unserer Sprache hinter den Verstand kommen, indem wir z. B. die wirkliche Wirklichkeitswelt aus Wellenschwingungen einerseits und aus spezifischen Sinnesenergien anderseits entstehen lassen, so bleiben wir erst recht im Banne der Sinne und kommen um den Verstand nicht herum oder kommen um den Verstand. Unsere gegenwärtige Naturwissenschaft glaubt Kantisch zu denken, wenn sie die spezifischen Sinnesenergien von Wellenschwingungen erregen lässt und in den Wellenschwingungen das Ding-an-sich erblickt. Aber alle diese Wellenschwingungen sind entweder Metaphern von den sichtbaren Wasserwellen oder (eben wie die Wasserwellen) Aeusserungen einer bestimmten Sinnesenergie, also doch wohl Erscheinungen rohester Art.

Ein überaus frappantes Beispiel zur Lehre von den spezifischen Sinnesenergien bietet ein Experiment, das ganz unglaublich wäre, hätte es nicht die Autorität Tyndalls für sich. Man kann die unsichtbaren Wärmestrahlen so gut wie die sichtbaren Strahlen durch eine Linse sammeln. In ihrem Brennpunkte erzeugen nun diese Strahlen eine solche Hitze, dass eine Platinascheibe dort sofort rotglühend wird. Bringt man jedoch das menschliche Auge an Stelle der Platinascheibe, so widerfährt dem Auge kein fühlbarer Schaden. Es entstand bei den Versuchen keine Lichtempfindung und der Sehnerv hatte nicht einmal die Wärme empfunden. Nichts scheint mir besser zu beweisen, dass auch die Wärmeempfindungen ihre besonderen Sinnesorgane haben, dass wir für die Wahrnehmung der Wärme einen besonderen Sinn annehmen und mit einem Namen auszeichnen müssen. Gehen wir aber auf das Ding-an-sich zurück, welches wir je nach der Einrichtung unserer Sinne als Wärme oder als

Digitized by Google

Licht empfinden, so erkennen wir wie menschlich diese Differenzierung ist, wie wenig sie der Wirklichkeitswelt entsprechen mag. Der Physiker, welcher die Wärmegrade bequem mit den Ziffern der Thermometerskala bezeichnet, hat ein unbewusstes Interesse daran, diese Wärmestrahlen zur Hauptsache zu machen; und weil ihm die Kurve, welche er bei Untersuchung des Spektrums und der ultraroten Gegend erhält, nur einen kleinen Hügel von Farben, aber einen mächtigen Berg von Wärme zeigt, so neigt er dazu, die Lichtstrahlen als ein unbedeutendes Anhängsel zu den unsichtbaren Wärmestrahlen aufzufassen. Die Umgangssprache jedoch, welche auch heute noch von allen diesen Experimenten nichts weiss, stellt dem kleinen Anhängsel von Lichtstrahlen eine hundertfach grössere Zahl von Worten, Begriffen und Gefühlen zur Verfügung als dem Berge von Wärmestrahlen. Nun hat die neuere Psychologie es als ausgemacht angenommen, was Locke bereits mit grosser Bestimmtheit ausgesprochen hatte, dass nämlich in den Körpern das Bewegung sei, was unserer Empfindung als Wärme erscheint. Das Experiment Tyndalls setzt uns in Erstaunen, weil da eine stürmische Molekularbewegung, welche Platina zum Rotglühen bringt, das so unendlich „empfindlichere“ menschliche Auge gar nichts angeht. Wir sagen zur Erklärung: es seien die Organe des Temperatursinns im Auge und auf der Netzhaut nicht vorhanden. Verwunderlich bleibt die Sache für uns dennoch. Wenn aber unsere grosse Zehe die Sixtinische Madonna nicht wahrnimmt oder wenn ein Botokude von einer Beethovenschen Symphonie keinen Eindruck empfängt, dann wundern wir uns nicht.

Ich weiss nicht, ob diese Beziehung auf sogenannte höhere Geistesthätigkeiten meine Meinung nicht verwirrt hat. Ich wollte Beispiele geben, nicht Bilder. Wenn die wirkliche Wirklichkeitswelt durch die beiden Faktoren, spezifische Sinnesenergien und Wellenschwingungen, begreiflich gemacht würde, so müssten die Schwingungen das Ding-an-sich hinter den Erscheinungen sein. Und das ist, wie vorhin bemerkt, ein Gelächter, weil die Schwingungen entweder selbst Sinnes-

Digitized by Google

eindrücke oder Metaphern von Sinneseindrücken sind. Das erwähnte Experiment scheint mir von erschütternder Beweiskraft dafür, dass die Hypothese von den Stössen der Wellenschwingungen einer bessern Hypothese wird Platz machen müssen. Aber die Menschen werden mit ihrer materialistischen Sprache materialistisch bleiben, bis eines Tages ein vorläufig unvorstellbares Experiment ihnen die Körperlichkeit als so unwahrnehmbar zeigen wird, wie in unserem Versuche die Gluthitze unwahrnehmbar für das Auge ist. Solange ein fallender Eisenhammer von hundert Zentnern nicht durch irgend eine wissenschaftliche List für unsern Tastsinn wirkungslos gemacht ist, solange wird die Menschheit materialistisch bleiben. Die Molekulartänze sind nicht im stande, die Körperlichkeit aus der Welt zu schaffen; denn die Körperlichkeit ist immer noch die widerspruchslosere Hypothese.

*

Hyperästhesie.

Verzichten wir auf diese eigentlich physischen Fragen, die man darum metaphysische nennt, so ist die Hypothese von den Wellenschwingungen ebensogut wie eine andere, um an ihr die Entwickelung der Zufallssinne ein wenig anschaulich zu machen. Es bleibt uns übrig, nach Lyells Prinzip der Aktualität diejenige Erscheinung der lebendigen Gegenwart ausfindig zu machen, in welcher die Sinne noch heute etwa deutlich fortfahren, sich zu entwickeln. Haben wir es je erlebt, dass menschliche Sinne erst empfinden lernten, was vorher unter der Schwelle ihrer Empfindlichkeit lag? Es gibt eine solche Erscheinung: die Hyperästhesie.

Hyperästhesie ist der griechische Fachausdruck für übermässige Empfindlichkeit der Nerven, heisst wörtlich übermässige Empfindlichkeit und wird angewendet, einerlei ob diese Empfindlichkeit wie bei Augenentzündungen unerheblich und ungefährlich oder ob sie wie bei Erkrankungen des Centralnervensystems ein äusserst qualvolles und gefährliches Symptom ist. Die Uebermässigkeit ist natürlich ein

Digitized by Google

relativer Begriff. Dem Dutzendmenschen kann schon die gesteigerte Empfindlichkeit für die leisesten Gerüche, Geschmacksunterschiede, Farben und Tonempfindungen, wie sie besondere Menschen besitzen, als krankhaft, als hyperästhetisch erscheinen. Wo ist die Grenze zwischen krankhafter Hyperästhesie und gesteigerter Empfindlichkeit zu ziehen? Wo die Grenze zwischen Fortschritt und Decadence auf dem Gebiete der Sinnesempfindlichkeit? Wir können uns recht gut vorstellen, dass diejenigen Fortschritte auf dem Gebiete der Sinneswahrnehmungen (denen ganz gewiss eine Entwickelung der Sinnesorgane selbst parallel geht), welche zu reichern und immer reichern Vorstellungen der Menschheit führen, von relativ hyperästhetischen Menschen ausgegangen sind. Hyperästhetisch musste von Geschlecht zu Geschlecht die Entwickelung des Farbensinnes, des Tonsinnes den Dutzendmenschen erscheinen. Immer noch und auch gegenwärtig sehen und hören die jüngsten Maler und Musiker Harmonien, wo die Zurückgebliebenen Disharmonien wahrnehmen. Es wurde das schon bemerkt, als die Malerei mit der Wortkunst verglichen wurde. Und es ist charakteristisch für diese Entwickelung, dass die Fortgeschrittenen schon Worte für Töne und Farben haben, welche den Zurückgebliebenen noch chaotisch erscheinen. Auch die Entwickelung der Sprache, um die Naturgegenstände zu bezeichnen, liesse sich durch Hyperästhesie der Bahnbrecher erklären. Feinere Aehnlichkeiten ebenso gut wie feinere Unterschiede mussten von gesteigerter Empfindlichkeit der Sinne einmal zuerst wahrgenommen worden sein, um für neue Ober- und Unterbegriffe benützt zu werden.

Wie schwer die Grenze zwischen Krankheit und Gesundheit dabei zu ziehen ist, das wird klar, wenn wir den Begriff der Hyperästhesie zu definieren suchen, das heisst die Erklärung durch die Uebermässigkeit auszuschalten suchen. Es bleibt uns dann nichts übrig als zu sagen, es sei derjenige Sinn hyperästhetisch, bei welchem schon solche minimale Reize Wirkungen verursachen oder gar über die Schwelle des Bewusstseins treten, bei denen die grosse

Digitized by Google

Mehrzahl der Menschen weder bewusste noch unbewusste Wirkungen verspürt. Wenn dann der eine Organismus auf den Molekularsturm der auf sein Gehör z. B. einwirkenden minimalen Reize durch krankhafte Hallucinationen reagiert, der andere Organismus durch Erfinden, das heisst Weiterentwickeln neuer Melodien, so war nur die Kraft der beiden Organismen verschieden, das physiologische Wesen der Erscheinung war wohl das gleiche.

Man kann die menschliche Sprache auffassen als den Niederschlag der gesunden Hyperästhesie in den Zufallssinnen der Menschheit.

VI.

Subjektivität.

Jede Vorstellung ist allein die Wirkung der Aussenwelt auf das Ich, also eine äussere Bewegung, die sich in ein Bild verwandelt hat; jede Vorstellung ist real.

Jede Vorstellung ist aber auch die Reaktion der Innenwelt auf äussere Anregung, also einzig und allein eine innere Bewegung, also ideal.

Da werden von einem Subjekt „Vorstellung“ entgegengesetzte Dinge ausgesagt, und die Sprache hat nichts dagegen. Aufmerksame Beobachtung wird zwar ergeben, dass es gar nicht ein und dasselbe Subjekt ist, dass das eine Mal beim Worte Vorstellung unwillkürlich an die bewirkenden Aussendinge gedacht wird, das andere Mal bei demselben Worte Vorstellung an die Gehirnthätigkeit. Aber die Sprache ist voll von solchen feineren Zweideutigkeiten, und weil die Wirklichkeit ein Perpetuum mobile ist, so kann es eigentlich gar keinen Begriff geben, der nicht widersprechende Nüancen in sich enthielte. Und mit einer solchen Sprache kann man natürlich Alles beweisen, wie z. B. beim Begriffe Vorstellung, dass Aussenwelt und ihr psychisches Korrelat in der Gehirnbewegung identisch seien.

Was von den Vorstellungen gilt, das gilt auch von ihren untersten Voraussetzungen, den Empfindungen. Subjektiv ist unser Weltbild von seiner untersten Stufe, wo wir die Empfindungen nur höchst metaphorisch eine Sprache

Digitized by Google

nennen können, bis hinauf zu den dünnsten Abstraktionen des Denkens.

Das Wort Empfindung hat eine lustige Geschichte hinter sich. Vor hundert Jahren bezeichnete es irgend etwas sehr Hohes, wonach der Wert des Menschen gemessen wurde; man musste ein Mensch von Empfindung sein, ein sentimentaler Mensch, wollte man nicht hinter seiner Zeit zurückbleiben. Heute wird das Wort „sentimental“ in ähnlichem Sinne angewandt, um etwas Minderwertiges anzuzeigen. Gefühle.

Der wissenschaftliche Sprachgebrauch in Deutschland unterscheidet erst seit Kant, oder etwa seit Tetens, zwischen Empfindungen und Gefühlen. Unter Empfindungen will man verstehen die durch einen Reiz hervorgerufenen, nach Qualitäten und Stärkegraden geschiedenen — ja was? welches Substantiv nehmen wir für die Definition? — also: Bewusstseinsinhalte. Ein noch genauerer Sprachgebrauch beschränkt das Wort Empfindungen auf die einfachen und einfachsten „Bewusstseinsinhalte“. Unter Gefühl versteht man dann gern den Nebenton von Lust oder Unlust, der — wie sich immer klarer herausstellt — mit jeder Lebensäusserung des Menschen, also auch mit jeder Empfindung verbunden ist. Alle diese Begriffe sind noch heute schwankend, wie jeder Uebersetzungsversuch in eine der Sprachen lehren kann, die als Kultursprachen ebenfalls eine psychologische Wissenschaft besitzen.

Nach diesem jetzt in Deutschland üblichen Sprachgebrauche der Psychologie liegt es nahe, in den Gefühlen die subjektive, in den Empfindungen die objektive Abteilung unseres Bewusstseins zu erblicken. Und doch ist der krasse Materialismus des Altertums, der die Empfindungen in der Seele durch materielle Teilchen der Aussenwelt oder durch ihre Bilderchen entstehen liess, durch den verfeinerten Materialismus so weit überwunden worden, dass keine Erkenntnistheorie mehr das subjektive Element auch der Empfindungen übersehen kann. Hat doch schon vor sechshundert Jahren der tapfere Nominalist Occam die Subjektivität aller

Digitized by Google

Sensationen (worunter er wahrscheinlich Empfindungen und Gefühle verstand) ausgesprochen. „Sensationes sunt subjective in anima sensitiva.“ Ich weiss wohl, dass der Begriff „subjektiv“ wiederum für jene Zeit recht ungenau war. Aber in diesem Zusammenhange ist ein Missverständnis unmöglich. Und wenn Occam seiner Erklärung noch die Worte anfügt „mediate vel immediate“, so trifft er unsere Meinung noch besser. Alle Daten unserer Gefühle, insbesondere alle Gefühlstöne aller Empfindungen sind unmittelbar subjektiv; aber auch unsere Empfindungen, aus denen wir ein objektives Weltbild aufzubauen glauben, wie sich die wirkliche Wirklichkeitswelt aus noch objektiveren Atomen aufgebaut haben soll, — alle unsere Empfindungen von Farben, Tönen, Gewichten, Gerüchen u. s. w. sind mittelbar subjektiv, weil sie Mitteilungen unserer Zufallssinne sind, Mitteilungen also von Werkzeugen, die sich für die Not der Organismen, im Interesse der Organismen entwickelt haben.

Die Subjektivität unseres Weltbildes entsteht nun notwendig dadurch, dass einerseits die Empfindungen schon den subjektiven Zufallssinnen entstammen, anderseits die anerkannt subjektiven Gefühlstöne der Empfindungen sich an den Wahrnehmungen, Vorstellungen oder Erinnerungen erhalten und so bei allen Associationen mitklingen, aus denen sich unser Denken oder Sprechen zusammensetzt. Ich muss nur wieder einmal beklagen, dass mir für diesen Gedanken ein fester Sprachgebrauch der Worte nicht zur Verfügung steht. Denn ich kann nicht leugnen, dass die subjektiven Qualitäten und Stärkegrade der Empfindungen den Menschen im ganzen und grossen gemeinsam sind, weil unsere Zufallssinne sich durch Vererbung mitgeteilt haben, und dass diese Gemeinsamkeit in einem gewissen Sinne wieder Objektivität heisst. Gemeinsam im grossen und ganzen sind aber den Menschen auch die subjektiven Gefühlstöne der Empfindungen; und so lässt uns die Sprache immer im Stich, wenn wir nicht durch Bildung einer eigenen Sprache auf jede Verständigung verzichten wollen.

*

Digitized by Google

Was wir Gefühle nennen, sind also nur die subjektiven Begleitumstände der Empfindungen. Dieser Racker von Ich wird durch gewisse Empfindungen oder Wahrnehmungen angenehm berührt, durch andere unangenehm, und zwar bald unmittelbar, bald aus der Erinnerung oder dem Bewusstsein her. Es ist das einzige an der Aussenwelt, was er subjektiv empfindet, weil er ja alle Wahrnehmungen als Objekt nach aussen projiziert. Eben darin aber, dass er die Gefühle nicht projizieren kann, sie nicht nach aussen werfen, nicht äussern kann, dass er sie bei sich behalten muss, darin liegt das Eingeständnis, dass er sie nicht in die Welt der Wirklichkeit einzureihen vermag. Sie sind also zugleich die nächsten Symptome eines Ich, also das Wirklichste jedes Menschen, und zugleich das Nichtigste.

Gefühle stehen wohl zu den Wahrnehmungen in demselben Verhältnis, wie der Wille zu unsern Bewegungen. Es sind Namen von Haltestellen, von Hemmungsstellen, die einen Namen gar noch nicht verdienen, solange wir sie nicht besser kennen.

Gemeingefühl ist ein hübsches Wort, hinter dem nicht viel anderes steckt als die bessere oder schlechtere Gesundheit des Individuums. Die es erfunden haben, sollten gezwungen werden, einander so zu begrüssen: „Wie ist Ihr Gemeingefühl?“

Die Subjektivität der Gefühle ist so gross, dass die Frage der Kausalität (das Abc der Empfindungen) um so weniger aufgeworfen wird, je stärker das Gefühl ist. Je stärker ein Schmerz, desto gleichgültiger ist dem Leidenden eigentlich die Ursache. Beim stärksten Schmerz schwindet endlich die Kausalität gänzlich: man verliert den Verstand.

Wenn man von den Notizen unseres Bewusstseins diejenigen ausscheidet, die durch die Sinnesorgane verzeichnet worden sind, so wird der empfindende Mensch mit einem Schrecken gewahr, dass er für diese Stimmungen oder Zustände zwar das lebhafteste Interesse, aber keine Worte hat. Man nennt diese Notizen des Bewusstseins, diese uns unaufhörlich sprachlos beschäftigenden Stimmungen: die Gefühls-

Digitized by Google

töne unserer Empfindungen oder die Gefühle. Wir haben eigentlich für die ganze Unzahl von Gefühlen nur einen Gattungsbegriff, ihre Beziehung nämlich zu unserem Wollen können wir allein ausdrücken. Wir mögen etwas oder wir mögen es nicht. Auf diese kleine Brutalität läuft schliesslich alles hinaus, was unsere Gefühle gegen eine Farbe, einen Ton, eine Frucht, eine Blume, ein Klima, ein Weib, einen Menschen, die Welt, das Leben ausdrücken können. Wenn wir Worte gebrauchen wie Liebe und Hass, Lust und Unlust u. s. w., so fügen wir dem Gefühl, dass wir etwas mögen oder nicht, durchaus keinen Gedanken hinzu. Und da unser Dasein oder richtiger unser Bewusstsein nur aus solchen Gefühlen besteht, da die benannten Empfindungen und Vorstellungen uns nur ihres Gefühlswertes wegen bewusst werden, so müssen wir uns auch von dieser Seite der Ueberzeugung nähern, dass der Kern unseres Wesens mit der Sprache oder dem Denken nichts zu thun habe, dass unsere gesamte benannte Welt, die Empfindungs- und Vorstellungswelt, nichts weiter sei als eine übersichtliche Registratur der Gefühlswelt.

Von hier aus erklärt sich durch Aehnlichkeit die Wortarmut unseres Geruchsinns. Wenn wir sagen: Apfelgeruch oder Veilchenduft, so heisst das eigentlich: Ich mag die Frucht essen. Es riecht, was mich an was Gutes erinnert, oder: Ich mag diese Luft hier einsaugen. Es riecht was, das mich an was Liebes erinnert. Als unmittelbarer Diener unseres Nahrungsbedürfnisses braucht der Geruchsinn nichts weiter zu sagen. Die mittelbaren Diener, wie Ohr und Auge, müssen wortreicher sein. So müssen die Beamten des Königs in den Provinzen gelehrte Schreibersleute sein; sein unmittelbarer Diener, der ihn vielleicht beherrscht, braucht nicht lesen und schreiben zu können.

So wie der fast sprachlose Geruchsinn zum Magen des Menschen, so stehen die übrigen sprachlosen Gefühle zu seinem ganzen Leben. Und mit demselben Recht, mit welchem man Erdbeergeruch, Himbeergeruch, Reseda-, Veilchenduft für Worte, für Begriffe hält, mit demselben

Digitized by Google

Recht könnte man jedes menschliche Begehren und jeden Trieb als einen Begriff bezeichnen. Die kritischere Sprache aber kennt solche Worte nicht, sie hat keine klaren Gefühlsausdrücke, eben weil unsere Gefühle das Leben selbst sind, unsere Natur selbst, und weil die Natur der Sprache unzugänglich bleibt.

*

Relativität.

Die „objektive“ Logik folgt hinter dem Denken drein, wie die Leichenöffnung hinter dem Leben. Der Mensch denkt, wie er will. Natürlich nicht freier, als sein Wille ist. Also nur wie er will, unfrei nach seinen Wünschen, nach seinem Temperament. Les grandes pensées viennent du coeur. (Vauvenargues.) Lassen wir die sentimentale Ausdrucksweise fort, so heisst das: Unsere Gedanken, namentlich die für uns wichtigen, die uns die grossen erscheinen, stammen aus unserem Willen, aus unseren Stimmungen. Deshalb können einander die Anhänger verschiedener Weltanschauungen nicht überzeugen. Wer seinen Gott behält, thut es aus Bedürfnis; wer die Wahrheit sucht, thut es ebenso aus Bedürfnis. Schläge verdient nur der Heuchler.

Das Alles liegt auf der Hand. Nun lehrt aber eine traurige Beobachtung, dass diese Subjektivität aller unserer Gedanken nicht etwa eine störende Beigabe, sondern dass die Subjektivität und Relativität allem unserm Denken wesentlich ist, wie vielleicht unser ganzes Denken nichts weiter ist, als der Umschaltungsapparat zwischen unserm subjektiven Empfinden und unsern subjektiven Handlungen; wobei dann die Sprache freilich nichts weiter wäre als das Geräusch des Umschaltungsapparates.

Von der Geburt bis zum Tode hat jede Empfindung eines jeden unserer Sinnesorgane für uns ein persönliches Verhältnis zu unserem Wohlsein, zu Lust oder Unlust. Unser Gedächtnis trifft dann die weitere Auslese und füllt den Speicher der latenten Vorstellungen mit dem, was ihm subjektiv wichtig scheint. So bleibt das Denken subjektiv, von den einfachsten Sinnesreizen angefangen bis zu den

Digitized by Google

kompliziertesten Begriffen, bis hinauf zu Raum, Zeit und Kausalität. Unser Kopf ist der subjektive Kreuzungspunkt des Raumes. Unser Herzschlag ist die Wehr der Zeit, die subjektive Schleuse, bis zu welcher die Zukunft langsam und unaufhaltsam heranfliesst, um hinter ihr jählings hinunter zu stürzen. Und auch unsere Vorstellungen von Grund und Folge, von der Kausalität alles Geschehens, sind und bleiben subjektiv. Nicht nur der grobe Verstand denkt so, als ob die Welt um des Menschen willen geschaffen sei, das heisst natürlich für jeden einzelnen um seines Ich willen, sondern auch dem schärferen Verstand wird es schwer, sich von der Relativität aller gegenseitigen Wirkungen zu überzeugen. Die menschliche Sprache, welche vom gemeinsten Egoismus des Ichs oder des Stamms erfunden ist, hindert zumeist, die Relativität aller Wirkung zu erkennen. Sie beachtet die Dinge nach dem Erhaltungstrieb des Ich.

Da kommt z. B. irgend eine Frucht mit dem Magensaft zusammen. Es ist vollkommen relativ, ob man sich Magensaft oder Frucht aktiv denkt. Beide Stoffe wirken aufeinander und es ist ihnen ganz gleichgültig, was die Chemie aus ihnen machen wird, fast so gleichgültig, wie Liebesleuten ihr künftiges Kind ist. Für den Menschen aber ist der Magensaft ein Teil seines Ich, die Frucht das Fremde, das er sich einverleiben will. Und so heisst dann die Frucht subjektiv, das heisst relativ nahrhaft, unverdaulich oder giftig. So wird der Cholerabazillus, je nachdem er im Blute eines menschlichen Individuums umkommt oder sich entwickelt, je nachdem also der Mensch gesund bleibt oder krank wird, das Blut umgekehrt krank oder gesund nennen, vorausgesetzt, dass der Kommabazillus existiert und reden kann.

So relativ sind ganz deutlich alle Bewegungen. Auf dem Flussschiffe glaubt der Mensch, die Ufer bewegten sich in entgegengesetzter Richtung an ihm vorüber; viel scheinbarer wird diese Bewegung, wenn man sich auf einem grossen Floss mit den Wellen treiben lässt. Hätte die Flintenkugel Intelligenz, sie müsste sich ruhend wähnen

Digitized by Google

und die Welt an sich vorüberfliegend sehen. Hätte der Kreisel Intelligenz, er stände still und würde wissen, dass die Erde mit den Bäumen und mit den Wolken, mit der Sonne und mit dem ganzen Weltall sich mehreremal in jeder Sekunde um den Kreisel herum dreht. Es wäre das der kreiselgemässe, tropozentrische Standpunkt. Auf diesem steht die menschlische Sprache.

*

Tönung des Wissens.

Die Philosophen thun sich nicht wenig darauf zu gute, dass sie die Wahrheit ohne Nebenmotive suchen, dass ihre Einsicht von keiner Nebenabsicht, von keinem Interesse geleitet werde; und Schopenhauer hat gar dem willenlosen Intellekt nicht nur die Welt der Vorstellung, sondern auch besonders das Reich der Kunst zugewiesen. Nun ist es ja gewiss richtig, dass der Forscher nicht weiter kommt, wenn er bei seinen Bemühungen nebenher nach einer seiner drei grossen Absichten der Verdauung, der Vermehrung und der Eitelkeit schielt. Also es gibt wirklich einen sonst mächtigen Willen, der schweigen muss, wenn wir was wissen wollen. Aber wissen wollen wir eben auch. Das Wollen des Wissens ist auch ein Wollen; und der Forscher will nicht überhaupt etwas wissen, wie junge Leute glauben; er will etwas Bestimmtes wissen, er will wissentlich wissen, was er zu wissen glaubt. Jedes Wort erhält unwillkürlich eine Tönung durch sein Wollen.

Dies dürfte selbst für die dunklen Abgründe der ursprünglichen Wahrnehmungen richtig sein, die wir unsern Zufallssinnen verdanken. In unendlicher Abtönung gehen in der Welt die unzähligen möglichen Farben der Palette ineinander über, in unendlicher Abtönung gibt es in einer Oktave unzählige mögliche Töne. Wir aber sehen und benennen nur sieben Grundfarben, wir hören und benennen nur sieben Grundtöne, und wie wir im Naturreich trotz der unendlichen Mannigfaltigkeit der Varietäten auch nach Darwin Arten benennen gemäss unserer Bequemlichkeit und sonstigem Nutzen, so entsprechen die sieben Wahrneh-

Digitized by Google

mungsfarben ohne Zweifel der Bequemlichkeit, also dem Nutzen, also dem Willen unserer Sinnesorgane. Wer weiss, was für Farben die Fliege sieht.

Ist so schon bei der unmittelbaren Wahrnehmung (und wie erst bei der Wahl des Gesichtsfeldes und Gesichtswinkels!) unser Wollen färbend und tönend beteiligt, um wie viel mehr beim Denken, das heisst beim inneren Auftauchen der Worte oder Erinnerungsbilder. Sonst wäre auch das Denken keine Anstrengung. Willenloses Denken ist Traum. Die Psychologie hat fast keinen ihrer Teile so oft und so eingehend behandelt, wie die Association der Gedanken; und doch hat sie dabei den Einfluss des unbewussten Willens fast immer vernachlässigt.

Die Gedanken oder Worte, die aus dem Vorrat auftauchen, entsprechen immer unserer Bequemlichkeit oder unseren Zwecken. Und wenn ich in diesem Augenblicke den Einfluss des Willens auf das Denken beweisen will, so fallen mir schneller die Gründe als die Gegengründe ein.

*

Stimmung

„Stimmung" ist ein vieldeutiges Wort. Zwischen der Stimmung einer Stimmgabel, die sich mathematisch auf 870 Schwingungen in der Sekunde für das eingestrichene a angeben lässt, und zwischen der sogenannten Stimmung einer Landschaft, die sich weder beschreiben noch erklären lässt, liegen zahlreiche Schattierungen des Begriffs. Uns interessiert „Stimmung", insofern das Wort oder der Begriff einen besonders ausgezeichneten Zustand unserer „Seele" ausdrücken will.

Da für uns die Seele aber nichts weiter ist, als die Summe unserer bewussten und unbewussten Gedächtnisse, so kann „Stimmung" für uns nichts bedeuten als den Zustand, in welchem unsere Gedächtnisse ausgezeichnet, gut oder schlecht erregbar sind. Achten wir genauer darauf, was wir meinen, wenn wir von unserer guten oder schlechten Stimmung sprechen, so werden wir sehen, dass wir bald

Digitized by Google

den höhern oder tiefern Grad unserer allgemeinen Vergnügtheit meinen, was man sonst auch das Gemeingefühl genannt hat, bald den höhern oder tiefern Grad unserer geistigen Leistungsfähigkeit. Diese beiden Bedeutungen entsprechen aber merkwürdig genau dem Unterschiede zwischen unsern unbewussten und unsern bewussten Gedächtnissen. Und bei einiger Aufmerksamkeit werden wir dazu noch begreifen, dass die gute Stimmung in beiden Fällen identisch sei mit einem glatten Verlauf der Gedächtnisse, schlechte Stimmung aber mit einer Hemmung der Gedächtnisse, wie denn der Wahnsinnige oder Gedächtniskranke nur um seiner schlechten Stimmung willen zu bedauern ist. Wo das kranke Gedächtnis falsch, aber glatt arbeitet, da ist der Wahnsinnige vergnügt.

Wenn es sich um Arbeitsstimmung handelt, ist diese Wahrheit leicht einzusehen und bedarf weniger eines Beweises als einer Definition. Ich bin sogar geneigt anzunehmen, dass eine jede Vorstellung schon mit einer noch so leisen Stimmung verbunden sei, dass diese in den meisten Fällen gar nicht wahrnehmbare Stimmung, dieses Begleitgefühl, unser Interesse an jeder Vorstellung ausmache, und dass so unser Interesse oder unser Wille unter dem Namen der Stimmung unser ganzes Leben beherrsche, sowohl unser tierisches Leben wie das sogenannte geistige. Wie dem aber auch sei, wir meinen unter unserer Arbeitsstimmung jedenfalls eigentlich nur die Raschheit, mit der uns die nötigen Begriffe oder Worte zufliessen. Der Gegensatz bestätigt diese Annahme. Die Schwierigkeiten bei der Lösung einer Aufgabe, das heisst die Langsamkeit ihrer Lösung, versetzen uns in schlechte Stimmung, wenn die schlechte Stimmung nicht schon der Grund war. Unlösbarkeit einer Aufgabe, das heisst der grösste Grad der Langsamkeit kann uns traurig, verzweifelt, wahnsinnig machen. Es ist bekannt, dass ein mässiger Alkoholgenuss eine heitere Stimmung und zugleich eine lebhaftere Geistesarbeit zur Folge habe, zugleich, weil eines nur ein anderes Wort für das andere ist. Es ist sogar beobachtet worden, dass Melancholiker bei leichtern Fieber-

Digitized by Google

anfällen heiterer wurden. Gute Stimmung ist gute Gedankenklarheit, Heiterkeit ist Klarheit, wie am Himmel.

Gute Arbeitsstimmung ist also eine leichtere Erregbarkeit unserer Gedächtnisse, und da diese nichts sind als unser Sprachschatz, so können wir diese Stimmung als die bessere oder schlechtere Bereitschaft unseres Sprachschatzes erklären. Wer ein Gespräch am raschesten mobil zu machen weiss, gilt für einen Mann von bester Stimmung.

Um zu erfahren, dass auch die andere Stimmung, das heisst der Grad unserer Vergnügtheit, etwas Aehnliches sei, wollen wir als Uebergang die mechanische Arbeitsstimmung ansehen. Auch die Sängerin, auch der Klavierspieler, auch der Glasschleifer, auch der abgerichtete Pudel sind nicht immer gleicher Stimmung. Vieles gelingt in guter Stimmung, was in schlechter misslingt. Wie nennen wir das? Wir müssen sagen, dass das eine Mal die Nervenbahnen der Gedächtnisse oder die Gedächtnisbahnen glatt durchfahren werden, das andre Mal mit Hemmungen. Die Sängerin, der Glasschleifer, der abgerichtete Pudel sind in guter Arbeitsstimmung, wenn ihr wortloser Gedächtnisschatz in guter Bereitschaft ist, wenn der ganze ungeheuer komplizierte Apparat (die Feinheiten in den Fingern des Glasschleifers sind nicht geringer als im Kehlkopf der Sängerin) unbewusst oder doch regelmässig, das heisst nach der geübten Weise, arbeitet.

Nun kann man, ohne den Worten irgend welche Gewalt anzuthun, sagen, dass unsere allgemeine Stimmung, unser Gemeingefühl davon abhängt, ob die physiologischen Arbeiten unseres Körpers (besonders Verdauung und Atmung samt dem Blutkreislauf) glatt und ohne Störung verlaufen, ob also die Gedächtnisse der sympathischen Nervenbahnen, ob unsere physiologischen Gedächtnisse in tadelloser Bereitschaft sind. Wir sind vergnügt, in guter Stimmung, wenn das Alles ganz unbewusst funktioniert, wenn keine Hemmung diese physiologischen Vorgänge zum Bewusstsein bringt.

Wem also an hübschen, zusammenfassenden Definitionen

Digitized by Google

etwas gelegen ist, der darf sagen: Unsere (körperliche oder geistige) Stimmung ist der Grad der Bereitschaft unserer (unbewussten oder bewussten) Gedächtnisse. Die allgemeine körperliche Stimmung verläuft darum, solange sie gut ist, wortlos und greift erst in bösen Stunden — oder aber in der schmerzlichen Wollust, wie in deren Heuchelei — zum Wort oder doch zur Interjektion, als zu den Zeichen der Gedächtnishemmung oder des Schmerzes oder des Bewusstseins. Die geistige Arbeitsstimmung ist der Grad der Bereitschaft des Wortschatzes und kann oft durch Talent oder Fleiss oder durch Alkohol oder durch fixe Ideen vorübergehend gehoben werden.

*

Associationen.

Wer nicht die Notwendigkeit vulgo Gesetzmässigkeit, das heisst Bedingtheit alles Geschehens vor dem Denken will Halt machen lassen, der wird nicht leugnen, dass das menschliche Denken, namentlich das unbewusste oder bewusste Sinnen, Ersinnen, Nachdenken und Grübeln durchaus abhängig ist von den scheinbar frei aufsteigenden Associationen der Vorstellungen oder Begriffe. (Das erste für die Dichter näher, das zweite für die Denker.) Nun hat die Psychologie einige Gesetze für die Associationen von Vorstellungen ermittelt; Gesetze, welche leider an das einzige Gesetz der Nürnberger erinnern, die keinen hängen, sie hätten ihn denn vor.

Aber eines ist bisher vergessen worden, dass die Ausgangsvorstellung beim begrifflichen Denken fast immer von einem Worte ausgeht, oder sich des lieben Friedens willen rasch in ein Wort wandelt, dass dieses Wort einer bestimmten Sprache angehört und dass das Spiel der Associationen nun im Rahmen dieser individuellen Sprache zu Ende geführt werden muss. Es gibt fast kein Wort im Französischen, welches genau die gleiche Associationssphäre (ein glückliches Wort Liebmanns) hätte, wie das entsprechende deutsche Wort. Man denke an die Associationssphäre von empereur, an die von Kaiser. Jedes Wörterbuch ist eine Sammlung

Digitized by Google

von Beispielen. Ebenso rufen die Worte in den verschiedenen Dialekten derselben Sprache verschiedene Associationen hervor. „Berg“ und „Schiff“ sind für den Norddeutschen Anfangsglieder anderer Gedankenketten als für den Süddeutschen, schon dem Dialekt nach. Und da schliesslich jede Stadt, darin jeder Stand, da wieder jede Familie und in der Familie jeder Einzelne seine individuelle Sprache hat, so bewegt sich das Denken keines Menschen genau in den Bahnen irgend eines andern Menschen. Aeusserlich lässt es sich dann à peu près über einen Leisten schlagen; genau stimmt es so wenig wie Uebersetzung und Original.

Kein Gebiet der Psychologie ist von alters her so sauber ausgearbeitet worden, wie die Lehre von der Association der Gedanken. Selbst noch der kleinste Katechismus der Psychologie weiss davon zu erzählen, wie eine Vorstellung immer durch eine andere hervorgerufen wird, und wie diese sogenannten Ideenassociationen bald auf die Aehnlichkeit der Vorstellungen, bald auf den äusseren Zusammenhang in Raum und Zeit zurückzuführen seien. Wundt (II, 376) hat die Associationen etwas schärfer in weitere Unterabteilungen geordnet, zuerst in äussere und innere Associationen, die äusseren wieder in die der gleichzeitigen Vorstellungen jeder Art und in die der successiven Schall- und Gesichtsvorstellungen; die inneren Associationen hat er nach den Kategorien des Begriffs, der Aehnlichkeit und der Kausalität in ein System zu bringen gesucht.

Als letzte Unterlage der Gedankenassociation muss die Wissenschaft die Uebung der Nervenbahnen zugeben. Wenn die Geleise oder Spuren in den Nervenbahnen auch für unsere Instrumente nicht nachweisbar sind, ja selbst wenn man das Wort Spur vermeiden möchte, so muss man doch glauben, dass die verhältnismässig leichtere Verbindung miteinander eingeübter Vorstellungen eine Veränderung der Nervenbahn voraussetze und verstärke, sowie sich die Uebung des Athletenarms oder der Klavierspielerhand ganz deutlich im Wachstum des Muskels darstelle. Diese Zurückführung der Gedankenassociation auf Nervenbahnübungen, also auf

Digitized by Google

die eigentlichen Erzeuger unserer Worte, sollte leicht darauf schliessen lassen, dass die Gedankenassociation nichts weiter sein werde als eine andere Bezeichnung für die menschliche Sprache. Und sehen wir uns irgend eine Tafel der Associationen darauf hin an, so werden wir die Entdeckung machen, dass sich alle Formen der Associationen zurückführen lassen auf Vergleichungen oder Aehnlichkeiten, aus denen wir Begriffe oder Worte bilden, und auf solche, die wir aus den Begriffen oder Worten bilden. Die ersten, die begriffbildenden Associationen nennen wir in ihrer Hauptmasse (den reinen Gedächtniskram ausgenommen) ganz gut die äusseren Associationen; die Geschöpfe unserer Worte nennen wir ganz schlecht die inneren Associationen. Wir müssen zuerst die Kategorien der über- und untergeordneten Begriffe, der Aehnlichkeit und des Gegensatzes, des Zwecks und der Kausalität gebildet haben, bevor wir uns einbilden können, derartige Spiele der Worte in uns vorzufinden.

Das Urphänomen ist also das der Wortbildung. Wir vergleichen zwei Vorstellungen und üben uns für die ähnlichen Lautzeichen ein. Die Aehnlichkeit tritt uns hier oft als eine Art Nachbarschaft (in Raum oder Zeit) entgegen und das, was vergleicht, ist unser Gedächtnis, das uns sonst als die letzte Wirklichkeit des mythischen Bewusstseins erschien, hier aber sofort selbst wieder mythologisches Gewand annimmt.

Association und Interesse.

So zerfliesst jeder Begriff bei der Berührung, und wenn hinter dem Gedächtnis das Ich sich nun zu Worte melden will, so lassen wir uns nicht mehr täuschen. Wir kennen kein dauerndes Ich, wir kennen nur Momente des Lebensdranges und das Gedächtnis jedes einzelnen Moments. Und wie dieser Wille in uns (der Mythus Wille ist natürlich nicht besser als ein anderer) aus dem gewaltigen Gesichtsfeld seiner Netzhaut einen Punkt von den benachbarten auswählt, weil er sein Interesse gereizt hat, und ihn auf die Stelle des deutlichsten Sehens einstellt, so wählt er unter den Worten, die die Gedankenassociation mit kupplerischer

Digitized by Google

Gefälligkeit darbietet, nach seiner Neigung eine aus und wirft ihr das Taschentuch zu. So entscheidet auch hier unser Leben über unser Sprechen und Denken, und nicht umgekehrt.

Es ist eine oft beobachtete Thatsache, dass von zwei Vorstellungen oder Anschauungen, Begriffen oder Worten, die miteinander associiert sind, das erste für das zweite nicht immer ebenso zugkräftig, nicht ebenso leitungsfähig ist, wie das Zweite für das Erste. Das könnte anfangs überraschen. Denn sonst ist ja die Entfernung von A nach B nicht grösser oder kleiner als die von B nach A.

Schon der Vergleich aber mit der Anziehung zweier Körper hätte die Ueberraschung mildern können. Die Anziehungskräfte zwischen Erde und Mond haben ihre Gesetze, darum ist die Zugkraft des Mondes nicht gleich der Zugkraft der Erde.

Aber bei den Gedankenassociationen liegt der Fall noch einfacher. Es handelt sich bei ihnen durchaus um Gedächtniserscheinungen, fast immer um die Erinnerung und Geläufigkeit von Wortbahnen. Um die Erinnerung an Bahnen; also nicht um Strecken, sondern um Kenntnis der Strecken. Man braucht bloss daran gemahnt zu werden, dass man einen Weg in der einen Richtung recht genau kennen kann, ohne ihn in entgegengesetzter Richtung so leicht zu finden. Wenn ich gewohnt bin (aus Bequemlichkeit gewohnt bin), den Spaziergang von Berlin nach Schlachtensee zu Fuss zu machen, zurück aber jedesmal die Eisenbahn zu benutzen, so werde ich schliesslich den Hinweg gedankenlos gehen und ihn selbst bei Nacht finden, werde aber den Rückweg, wenn ich ihn endlich einmal zu Fuss machen will, mühsam suchen müssen. Ebenso sagen wir das Abc vorwärts ganz geläufig auf (wir üben es ja täglich in dieser Richtung beim Nachschlagen alphabetisch geordneter Reihen), stottern aber, wenn wir es rückwärts aufsagen sollen. Es hat ja auch keinen Zweck, es rückwärts zu lernen, sagt man.

Es hat keinen Zweck. Und der Zweck bestimmt nicht allein das absichtliche Lernen, sondern eben erst recht das unabsichtliche Lernen durch die Gewohnheit.

Digitized by Google

Wenn wir eine fremde Sprache lernen, so ist unser Interesse viel häufiger, sie zu verstehen als sie zu sprechen; bei uns wenigstens, die wir mehr lesen als sprechen. Daher bildet sich die Gewohnheit, zum fremden Wort das der Muttersprache zu associieren oder gar das Objekt selbst, schneller als die andere Bahngewohnheit, vom deutschen Worte aus oder gar vom Objekt aus das fremde Wort zu associieren. Das Interesse also bestimmt die Gewohnheit und diese sodann die Richtungskraft der Association.

Wie untergeordnet das Amt des Bewusstseins oder des bewussten Gedächtnisses dabei ist, kann man daraus ersehen, dass auch die Bahnen der unbewussten Gewohnheiten nicht nach allen Richtungen gleich schnell arbeiten. Ich bin wenigstens so frei zu glauben, dass es mit dem sofortigen Urindrang nach Wassertrinken (während Urinieren keinen Durst erweckt) ganz ähnliche Bewandtnis haben mag, wie mit der Geläufigkeit des Abc nach den zwei Richtungen. Nur dass wir in diesem physiologischen Beispiele wohl das Interesse nicht kennen, das die eine Bahnrichtung vor der andern geläufiger gemacht hat.

*

Interesse. Seit Larochefoucauld ist es ein Gemeinplatz geworden, dass das Interesse des Menschen seine Handlungen lenkt. Der geistreiche Franzose konnte bei dem Stande seines Wissens, seines Interesses nur an das gemeine Interesse und an die bewussten Handlungen denken. Wir werden der Wahrheit näher kommen, wenn wir es aussprechen, dass sowohl das bewusste wie das unbewusste Leben des Menschen von seinem Interesse gelenkt werde und zwar das gedankenlose Leben immer von seinem wahren Interesse, das bewusste Leben von seinem bald richtig, bald falsch verstandenen Interesse.

Eigentlich könnte ich statt „Interesse“ das Wort „Wille“ setzen. Es wäre sehr oberflächlich, das Interesse etwa nur für den Grund des Willens zu halten. Wir kennen kein Vermögen eines Gesamtwillens, wir kennen nur einzelne

Digitized by Google

Willensakte, womit wir ungefähr den Einfluss bezeichnen, unter welchem (oder vielleicht nur den Moment, in welchem) der Eindruck von aussen am Ende seiner sensiblen Bahn eine motorische Bahn einschlägt. Es ist reine Sprachspielerei. Wenn wir wollen, können wir diesen Moment zum Rang einer Ursache erheben, ihn das Moment nennen und sonach auch nach Belieben: Charakter, Gewohnheit, Interesse oder Wille.

Denn der Wille oder das Interesse ist auch nur wieder die Summe unserer ererbten und erworbenen Gedächtnisse, der Wille oder das Interesse hat genau denselben Inhalt wie unser Bewusstsein oder unsere Sprache, nur dass das Interesse durch die Zufallssinne die Wirklichkeitswelt geschaffen hat, die Sprache die Erkenntniswelt. Wenn ich darin recht habe, wird freilich das ganze System, das Schopenhauer aus dem Willensbegriff herauszieht, zur reinen Mythologie.

Dass der Wille oder das Interesse nur die innere Seite der Sprache sei, wird daraus klar, dass ich niemals etwas wollen kann, was ich mir nicht vorstelle, was ich nicht in meinem Sprachschatz, in meinem Gedächtnis habe. Es ist ein sinnloses Wortmachen, wenn jemand sagt, er wolle fliegen oder er wolle den Mond besuchen. Das ist (von Erfindern der Flugmaschine abgesehen) dichterische Phantasie, aber nicht Wille.

Die Berührung zwischen Sprache und Wille wird noch näher, wenn wir erfahren werden, dass für uns jede Sprachvorstellung eine Bewegungserinnerung, jedes Wort eine Handlung, ein Willensakt, Sprache also Wille ist.

Umgekehrt sehen wir jetzt, dass wir nichts wollen können, was nicht vorher in unserem Gedächtnis, in unserem Sprachschatz war. Wie das eben ankommende Wort an der Schwelle steht und anklopft, bevor es durch das Nadelöhr des Moments in die Gegenwart oder Wirklichkeit tritt, ebenso steht jeder Willensakt im potentiellen Willen vor der Thüre bereit.

Nun ist es sehr merkwürdig, dass wir für diesen oder

Digitized by Google

dieses Moment noch einen ganz andern Namen haben. Wir nennen die Umdrehung oder Katastrophe, mit welcher irgend eine Molekularbewegung von den sensiblen Nervenbahnen auf die motorischen übergeht, in Beziehung auf die erstere eine Folge, in Beziehung auf die zweite eine Ursache. So toll es klingt, es ist nicht anders. Es ist, als ob wir eine Strasse wanderten und an jedem Meilenstein die Fläche, auf die wir zugehen, eine Folge des bisherigen Weges, die entgegengesetzte Fläche eine Ursache des Weiterweges, und den Stein selbst den Willen des Weges nennen würden.

Das Interesse oder der Wille ist vielleicht gar nichts anderes als die Richtung eines Zeitmoments, die Apperzeption einer Vorstellung durch die Summe unserer Gedächtnisse, wie eben die Sprache auch. Es ist darum ganz hübsch, dass im Englischen „ich will" einfach die Zukunft bedeutet.

Wenn man aber erwägt, dass die Hauptmasse unserer körperlichen Willensakte dem vegetativen Leben dient, dass z. B. die unzähligen und komplizierten Handlungen der Verdauungsthätigkeit alle diktatorisch von unserem Interesse gelenkt werden, so wird man vielleicht auf den Begriff eines „unbewussten Willens" verzichten, und anstatt über zwei Rätsel zu grübeln, das des Interesses und das des Denkens, sich mit dem einen Rätsel unserer Gedächtnisse begnügen.

*

Aehnlichkeit.

Der alte griechische Satz, der in seiner lateinischen Uebersetzung Similia similibus cognoscuntur (Aehnliches wird durch Aehnliches erkannt) unzähligemal wiederholt worden ist, ist in seiner ursprünglichen Bedeutung (der Stoffgleichheit von Seele und Aussenwelt) für unsere Psychologie sinnlos geworden. Vielleicht ziehen wir aus seiner knappen Form Nutzen, wenn wir die Meinung der neuern Erkenntnistheorie etwa so ausdrücken: Aehnlichkeit empfinden nennen wir erkennen, wobei der Skeptiker noch hinzufügen wird: Aehnlichkeit empfinden, nennen wir irrtümlich erkennen. Denn all unser vermeintliches Erkennen ist vergleichendes

Digitized by Google

Klassifizieren, wie wir ja sogar die einfachsten Empfindungsdaten unserer Zufallssinne als Klassifikationen kennen gelernt haben. Da wir nun alle menschliche Thätigkeit, also auch das vergleichende Klassifizieren unseres Gedächtnisses, auf irgend ein Lustgefühl oder ein Interesse zurückzuführen suchen, so ist es ganz nett, dass uns auch da eine ebenso alte Redensart zu Hilfe kommt. Similis simili gaudet, das Aehnliche freut sich des Aehnlichen. Fassen wir den Gedanken streng in der Anwendung auf das Denken, so müssen wir beachten, dass die Freude ähnlicher Tiere oder Menschen, z. B. in der Geschlechtsvermischung, gegenseitig sein kann, dass aber in der Aufeinanderfolge von Sinneseindrücken immer nur der folgende etwas wie ein Lustgefühl in Bezug auf den vorangehenden hervorrufen kann. Im Wiedererkennen ist ein Gefühlston des Interesses. Wir begreifen danach, dass der Organismus, von der Amöbe bis zum Menschen, ein Interesse daran hat, Ereignisse jeder Art, die komplizierten Gesichtszüge eines Freundes so gut wie die regelmässigen Stösse von Wärmeschwingungen vergleichend zu klassifizieren und so zu dem zu gelangen, was wir Welterkenntnis nennen, was aber immer nur Empfindung von Aehnlichkeiten ist.

Seltsam ist es dabei, dass das deutsche Wort ähnlich neuern Ursprungs ist. Vielleicht ist es (was ich nicht nachweisen kann) eine Uebersetzung von similis, das von semel herstammt, „einlich“. Vielleicht ist es aber doch, wie einmal vermutet worden ist, ein verdorbenes „analogon“, volksetymologisch mit Ahn in Zusammenhang gebracht, wo denn freilich in dem Worte „ähnlich“ schon der Grund aller Aehnlichkeit mit hineingeheimnisst wäre. Die Bedeutungsgeschichte des Wortes wird noch schwieriger, wenn man erwägt, dass similis einst durch „gleich“ übersetzt wurde, dass im Althochdeutschen „gilih“ für „ähnlich“ überwiegt und mundartlich wohl ein „einlich“ (siebenb. inesch) für gleich noch heute vorkommt. Etymologisch ist „gleich“ = einen ähnlichen Körper, eine ähnliche Gestalt habend (ge — Leiche).

Digitized by Google

Die Aehnlichkeit dürfte noch einmal die wichtigste Rolle in der Psychologie spielen. Vielleicht hat man die Aehnlichkeit bisher instinktiv darum vernachlässigt, weil man sonst zu früh hätte einsehen müssen, wie tief unser logisches oder sprachliches Wissen unter unsern wissenschaftlichen Ansprüchen stehe, wie weit entfernt unsere Begriffsbildung von mathematischer Genauigkeit sei, denn unsere Sprachbegriffe beruhen auf Aehnlichkeit, die mathematischen Formeln auf Gleichheit.

Aehnlichkeit und Sprache.

Die Aehnlichkeit ist entscheidend für uns, wenn sich Vorstellungen in unserm Gedächtnis zu Begriffen verbinden. So wie auch das schärfste Malerauge das Gesicht nicht im Gedächtnis behält, das es nur eine kurze Zeit gesehen hat, so wie also alle Gesichtsvorstellungen Lücken haben, so wie wir beim Anhören eines Vortrags nur ungefähr an unser Ohr schlagen hören, was den Mund des Redners verlässt, so wie wir uns die ungefähren Gehörseindrücke nach ähnlichen Erinnerungen ergänzen (und viel öfter, als wir glauben, falsch ergänzen), so decken sich ähnliche Vorstellungen allmählich unklar zu Begriffen. Wenn wir zahlreiche und recht ähnliche Bilder derselben Blume schliesslich als Begriff Nelke zusammenfassen, und wenn wir die unähnlichen anderen Blumen schliesslich nach zufälligen oder natürlichen Gesichtspunkten als Begriff Blume zusammenfassen, so ist hier wie dort ganz volkstümlich und unwissenschaftlich die Aehnlichkeit entscheidend. Unsere ganze Klassifikation der Natur, also unsere ganze Sprache ist begründet auf das wechselnde Spiel von Aehnlichkeiten, von denen wir fast niemals wissen, ob sie zufällige oder ererbte Aehnlichkeiten sind. So wenig ein fest umschriebenes Erbrecht sich auf das lustige Spiel von Aehnlichkeiten gründen liesse, wonach dann diejenigen die Erben eines Mannes würden, die ihm nach dem Urteil des Stadtklatsches ähnlich sähen, ebensowenig kann also aus der volkstümlichen Sprache eine richtige Naturanschauung, eine natürliche Entwickelungsgeschichte herausgezogen werden.

Dabei möchte ich aber behaupten, dass diese blosse

Aehnlichkeit, das heisst die wissenschaftliche oder mathematische Unvergleichlichkeit der Dinge erst unser Sprechen oder Denken möglich gemacht hat, dass also erst die Lücken unserer Vorstellungen, die Fehler unserer Sinneswerkzeuge unsere Sprache veranlasst haben. Würde unser Gehirn von Natur auch nur annähernd so genau arbeiten wie Mikroskope, Präzisionsthermometer, Chronometer und andere menschliche Werkzeuge, würden wir von jedem Einzelding ein so scharfes Bild auffassen und im Gedächtnis behalten, dann wäre die begriffliche Sprache vielleicht unmöglich. Es wäre uns dann einfach versagt, den Begriff Nelke zu bilden; die einzelnen Nelken wären einander zu unähnlich. Vielleicht sehen Insekten so scharf und können darum im Denken keine Fortschritte machen. Im Ernst, die ganze Begriffsbildung der Sprache wäre nicht möglich, wenn wir nicht unter lauter lückenhaften Bildern umhertappten, eben wegen der Lückenhaftigkeit die Aehnlichkeit überschätzten und so aus der Not eine Tugend machten. Je weniger wir von etwas wissen, desto leichter werden wir von Aehnlichkeiten „frappiert“. Wir können, wenn wir nicht Fachleute sind, gleichfarbige Pferde oder Schafe kaum unterscheiden; wir halten Individuen eines asiatischen oder afrikanischen Volksstammes untereinander für weit ähnlicher als uns. So gebrauchen wir überhaupt Aehnlichkeitsbilder oder Worte um so leichter, je unwissender wir sind. So ist also die menschliche Sprache eine Folge davon, dass die menschlichen Sinne nicht scharf sind. Es ist nicht der einzige Fall, wo gerade die Lücken oder Löcher in unserm Wissen ihm dienlich sind; besässe die schützende Haut keine Poren, so wäre sie dem Organismus tödlich. Ein geübter Leser wird zu seinem Behagen von Druckfehlern nicht gestört, weil sein Auge die Zeilen nur à peu près überfliegt und das Gehirn sich die Lücken nach ungefähren Aehnlichkeiten ergänzt; der Korrektor wird um so weniger auf den Inhalt achten, als er die Druckfehler sieht.

*

Digitized by Google

Laura Bridgman.

Wir haben in den letzten Stücken einen Blick auf allerlei psychische Erscheinungen geworfen, welche einerseits das völlig Subjektive an unsrem Weltbilde begreiflich machen, welche anderseits alle auf das Gedächtnis als das einzige Rätsel unsers Denkens oder Sprechens oder Erkennens hinweisen. Das Verhältnis des Tastsinns zu den andern Zufallssinnen, das der Associationen zum Denken oder Sprechen, das der Lokalisationslehre zur gesamten Psychologie (all das musste einer Analyse des Gedächtnisses vorausgehen und wurde leider meist nur zu flüchtig berührt) erhält ein besondres Licht durch den berühmten Fall der blinden, tauben und stummen, dennoch aber denkenden und sprechenden Laura Bridgman. Von ihr muss die Rede sein, bevor wir uns daran wagen, das Gedächtnis nach seinem Geheimnisse zu befragen.

Laura Bridgman, die arme dreisinnige Amerikanerin, wird etwa zwölf Jahre alt gewesen sein als sie erfuhr, dass sie sich von anderen Kindern unterschied und dass sie nur drei Sinne besass, nämlich den Tastsinn und ausserdem ein bischen Geruch und Geschmack. Sie hatte damals schon das Wort denken (think) halb als Verbum, halb als Substantiv kennen gelernt und gebrauchte es auffallend häufig für die Anstrengung des Denkens, die sie lokalisiert in ihrem Kopfe empfand. So sagte sie z. B.: „Mein Denken ist müde.“ Als sie nun erfuhr, sie habe nur drei Sinne, rief sie: „Ich habe vier Sinne: Denken und Nase und Mund und Finger (think and nose and mouth and fingers).“ Ich will kein besonderes Gewicht darauf legen, dass sie für ihre drei Sinne die Sinnesorgane oder doch die gröbsten Sinnesorgane nannte und das Denken abstrakt bezeichnete; ich habe schon bemerkt, dass think ihr etwa ein Substantiv war und dass sie den Kopf gar wohl als das Sinneswerkzeug der Denkarbeit betrachten konnte, wie die Nase als das Sinneswerkzeug der Geruchsarbeit. Was die Lehrer ihr jedoch mit dem Tastzeichen für think beibrachten, das empfand die Selbstbeobachtung des armen Kindes sicherlich als die schwere Arbeit, sich der Associationen ihrer Tastempfindungen zu erinnern, und mochte so den Kopf als das Werk-

Digitized by Google

zeug der Erinnerungsarbeit der Nase, dem Munde und den Fingern gleichstellen.

Lauras Gedächtnis war ausserordentlich gut entwickelt. In ihrem vierzehnten Lebensjahre wurde ihr ein kindliches Lesestück in ihrer Sprache vorgelesen, und Laura musste es am nächsten Tage aus dem Gedächtnisse niederschreiben. Diese Niederschrift hält sich, wenn man von einer gewissen Freude an kleinen Steigerungen absieht, so genau an das Original, dass eine solche Leistung einem vollsinnigen Kinde gleichen Alters nicht immer gelingen würde. Laura ist also ein Beweis dafür, dass ein ausserordentliches Gedächtnis alle oder doch die meisten Associationen, deren Verbindungen unsere Welterkenntnis oder Sprache ausmachen, auch ohne Gesicht und Gehör an den Tastsinn binden kann.

Das furchtbare Experiment, welches die Natur an solchen Dreisinnigen, das heisst an Kindern angestellt hat, die zugleich vollständig blind und taub (und infolge der Taubheit auch stumm sind), kann für die Psychologie der Sprache nur unter Anwendung der schärfsten Kritik brauchbare Ergebnisse liefern. Diese Kritik an dem bekanntesten Falle, eben dem der Laura Bridgman, zu üben, ist uns durch die gewissenhafte Monographie von Jerusalem bequem gemacht. Der Fall ist freilich nicht ganz typisch für die Dreisinnigen. Denn erstens verlor Laura Gesicht und Gehör erst, nachdem sie vollsinnig zwei Jahre alt geworden war und die Anfangsgründe eines normalen Weltbildes und der Sprache schon aufgenommen hatte; von unendlicher Bedeutung wäre es darum gewesen, ihr Gehirn, als sie im Alter von sechzig Jahren gestorben war, nach der Methode von Flechsig zu untersuchen und es mit dem Gehirn dreisinnig Geborener zu vergleichen. Zweitens war Laura offenbar ein ganz ungewöhnlich begabtes, das heisst gedächtnisreiches und wissbegieriges, ehrgeiziges Kind. Der erste Umstand kompliziert ihre Psychologie aufs äusserste; der zweite verführt dazu, die Leistung ihres Lehrers Howe zu überschätzen. Seine Güte gegen das arme Kind kann freilich gar nicht genug hochgeschätzt werden.

Digitized by Google

Hier möchte ich zunächst nur auf eines hinweisen, dass Laura nämlich durch den ihr gewordenen Sprachunterricht ohne Zweifel eine ausserordentliche Wohlthat empfing, dass sie in den Stand gesetzt wurde, mit Kindern und dann mit Erwachsenen zu verkehren, dass jedoch weit mehr die Lust am Schwatzen als die Fähigkeit der Welterkenntnis in ihr ausgebildet wurde. Vom Standpunkte der Menschlichkeit ist dieser Unterricht im Verkehren und Schwatzen nicht genug zu rühmen; Doktor Howe verwandelte das bedauernswerte Geschöpf aus einem geschlagenen und gestossenen Halbtiere in ein fröhliches und verhätscheltes Menschenwesen. Die Psychologie jedoch muss sich hüten, das Geistesleben Lauras wortabergläubisch dem Geistesleben vollsinniger Menschen um deswillen etwa gleich zu setzen, weil Laura abstrakte Sätze und sogar kleine Aufsätze schreiben konnte wie nur irgend eine andre Schülerin. Zu beachten dabei und ihr gutzuschreiben, ist freilich die traurige Thatsache, dass das Experiment der Natur von den Menschen empfindlich gestört wurde. Der wackere Doktor Howe wollte nämlich mit der Unterweisung in religiösen Begriffen und Sätzen warten, bis Laura die Vorstellungen von Ursache und Wirkung aufgenommen hätte. Die angeblichen Gönner jedoch, welche das bischen Geld für die Erziehung Lauras hergegeben hatten, setzten es durch, dass sie von ihrem elften Jahre ab in der „Religion“ ihrer Gönner unterrichtet wurde und da musste sie freilich bald unverstandene Wortfolgen wie „Heiliges Heim (der Himmel) ist von Ewigkeit zu Ewigkeit“ für Eingebungen ihrer dichterischen Phantasie halten.

Zum Vergleiche ladet ein älterer Fall ein, über welchen kein Geringerer als La Mettrie sein Urteil gesprochen hat in einer der Krankengeschichten, die er seinem viel geschmähten Traité de l'âme hinzufügte. Als der Taubstumme von Chartres sprechen gelernt hatte, befragten ihn sogleich „geschickte Theologen“ über seinen vergangenen Geisteszustand aus; ihre wichtigsten Fragen drehten sich um Gott, die Seele, die Güte und das moralisch Schlechte. Es schien

Digitized by Google

nicht, dass er seine Gedanken hätte so weit schweifen lassen. Das sind die Worte des offiziellen Berichts, wie ihn die Pariser Akademie der Wissenschaften von 1703 liefert. In der Geschichte eines operierten Staarblinden, der zunächst eine Kugel und einen Würfel nicht unterscheiden konnte, kommt La Mettrie auf die Dummheit der Fragen zurück und gibt zu verstehen, dass er mit Locke die angeborenen Ideen leugne und im Verstande nichts suche, als was vorher in den Sinnen gewesen ist. „Man hat mehr Gewandtheit darin, Irrtümer zu stützen, als die Wahrheit zu entdecken. Die geschickten Theologen, welche den Taubstummen von Chartres ausfragten, hofften in der Menschennatur Urteile vorzufinden, welche dem ersten Sinneseindruck vorausgingen.“ Sehr beachtenswert ist dabei, dass La Mettrie sich den Fall von Laura Bridgman im voraus konstruiert, wenn er der Bemerkung des offiziellen Berichts, dass der grösste Teil der allgemeinen Vorstellungen aus dem Verkehre der Menschen stamme, die Behauptung entgegenstellt, es gelte das noch allgemeiner. Wäre der Taubstumme auch noch blind gewesen, so wäre er ganz ohne Ideen geblieben, wobei La Mettrie allerdings die Associationsfähigkeit der Tasteindrücke übersieht. Ein Wesen wie Laura Bridgman wäre freilich kaum glaubhaft erschienen, hätte sie nicht wirklich gelebt und gelehrte Zeitgenossen in Erstaunen gesetzt.

Associationen der Dreisinnigen.

Die starke Wahrscheinlichkeit, dass sie mit Vergnügen Worte ohne Sinn gebrauchte, ist nun schon bei ihren Lebzeiten ausgesprochen worden und zwar von dem amerikanischen Psychologen Stanley Hall, der sie in ihrem fünfzigsten Lebensjahre wissenschaftlich beobachtete. Es ist öfter hervorgehoben worden, dass Laura die Farben der meisten Blumen, die Farben des Himmels, des Grases, des Blutes anzugeben wusste. (Dass sie die Farben ihrer eigenen Kleider kannte, gehört nicht hierher.) Stanley Hall meint nun, alle diese Farbenbezeichnungen seien ganz konventionell und sprachlich, ein blosses Wortwissen. „Sie hat sich niemals einen Begriff davon gemacht, womit Farbe Aehnlichkeit habe, wie so viele Blinde thun. In ihrem Geiste ist

Digitized by Google

Farbe nie mit einer anderen Sinnesempfindung identifiziert oder in Analogie gebracht worden."

Offenbar machte ihr das Bilden von Sätzen, wie „Himmel ist blau, Gras ist grün," ein rechtes Vergnügen, wie es spielenden Kindern ein Vergnügen ist, wenn sie sinnlose Abzählverse anwenden gelernt haben, wie es ehrgeizigen Kindern in der Schule ein Vergnügen ist, völlig unverstandene Sätze aus der Glaubenslehre richtig nachzusagen. Einen hübschen Beleg dafür, wie das Sprechenlernen ihr Freude machte, ohne dass es sie im Denken oder im Verkehre förderte, gibt das Folgende. Sie war im achten Jahre aus ihrer Halbtierheit heraus nach Boston in die Anstalt gebracht worden. Als sie nun zwei Jahre später mit ihrer Lehrerin ihr elterliches Haus aufsuchte, erinnerte sie sich der Räume und Gegenstände sehr wohl und liess sich von der Lehrerin alle diese Erinnerungen nachträglich benennen.

Warum bildeten nun Lauras Wortzeichen für Farben keine Associationszentren? Bildeten ihr doch ihre Wortzeichen für Menschen und Dinge, für Handlungen und Gefühle sehr lebhafte Associationszentren. Offenbar darum nicht, weil die Bekanntschaft Lauras mit der Wirklichkeitswelt (abgesehen von den sehr schlecht entwickelten Sinnen für Geschmack und Geruch) ausschliesslich durch den Tastsinn vermittelt wurde und weil die Tastzeichen ihrer Worte nichts anderes sein konnten als die Zwischenstationen zwischen ihrem Denken und ihren unmittelbaren Tastwahrnehmungen, wie denn auch beim normalen Menschen die hörbaren, beim Büchermenschen die sichtbaren Wortzeichen aus praktischen Gründen als Zwischenstationen zwischen dem Denken und allen Sinneswahrnehmungen aufgefasst werden könnten. Nur dass bei Laura die Uebersetzung in die hörbaren oder sichtbaren Zeichen fehlte. Wenn sie nun Worte für menschliche Individuen, für Gegenstände des Hausrats u. s. w. gebrauchen lernte, so associierten sich die Tastzeichen für Worte mit den Tastzeichen für Menschen und Dinge. Tastzeichen für Worte aus dem Gebiete des Hörens konnten immer noch wirkliche Wahrnehmungen associieren, weil

Digitized by Google

Laura ihren Tastsinn für die Vibrationen tönender Gegenstände oder der tönenden Luft in erstaunlicher Weise verfeinert hatte. Hatte sie jedoch Tastzeichen für Farbenworte erlernt, so war beim Lernen dieser Wortgattung eine Association mit unmittelbaren Tastempfindungen ausgeschlossen und es konnten darum beim späteren Gebrauche dieser Worte auch keine Associationen vollzogen werden. Denn es gibt im Verstande auch keine Association, die nicht vorher in den Sinnessphären angebahnt worden ist.

Uns aber ist dieses Schwatzen von Laura Bridgman nebenbei darum so lehrreich, weil es mit dem Schwatzen anderer Menschen, auch mit dem Schwatzen von Gelehrten und Schriftstellern eine auffallende Aehnlichkeit besitzt. Auch vollsinnige Menschen stehen nicht an, mit eitlem Vergnügen Worte in Sätzen zu verbinden, welche sie nur dem Klange nach sprechen gelernt haben, die sich jedoch mit keiner Wahrnehmung aus der Wirklichkeitswelt verbinden, weil keine Mitteilung der Sinne mit dem Erlernen dieser Klänge verknüpft worden ist. Und wie bei Laura Bridgman gibt es auch bei Vollsinnigen ganze Wortgruppen, besonders aus dem Gebiete der Moral und Theologie, der Philosophie und der Aesthetik, die sie zum blossen Schwatzvergnügen eingeübt haben, weil der Schullehrer sie ihnen auf der Schule, dem Gymnasium oder der Universität beibrachte, bevor sie die Begriffe von Ursache und Wirkung entsprechend kritisch genug aufgenommen hatten. Auf allen diesen Gebieten war Laura eine recht gebildete Dame; für die Psychologie des Schwatzvergnügens ist es nebensächlich, ob der Tastsinn oder das Gehör die Associationszentren liefert, ob die Finger oder die Lippen sich beim Sprechen bewegen.

Sprachzentrum.

Für die physiologische Psychologie aber, insofern sie Bewusstseinsvorgänge im Gehirn zu lokalisieren sucht, müsste der Fall der Laura Bridgman sehr lehrreich sein. Den Erforschern des menschlichen Gehirns scheint kaum ein Ergebnis sicherer zu sein als die Existenz von Gehirnprovinzen, den sogenannten Zentren, in denen die hörbaren Zeichen sich bei ihrer Entstehung und bei ihrem Gebrauche mit allen

Digitized by Google

zugehörigen Vorstellungen associieren oder associieren können. So ist wirklich beim normalen Menschen das Gehirn das Denkorgan dort, wo es das innere Sprachorgan ist. Es ist schon oft beobachtet worden, dass der kluge und denkende Hund seine Vorstellungen höchst wahrscheinlich mit Geruchsempfindungen oder vielleicht auch mit Zeichen von oder für Geruchserinnerungen associiert.

Julia Brace, eine Taubstummblinde, die zu alt zu Doktor Howe kam, um noch sprechen lernen zu können, hatte ihren Geruch in Stellvertretung so ausgebildet, dass sie aus einem Haufen Handschuhe ein zusammengehörendes Paar und sogar die Handschuhe zweier Schwestern herausfinden konnte.

Laura Bridgman nun, welche sich in ihrem Geistesleben doch auf menschlicher Höhe hielt, konnte denken oder sprechen, associierte jedoch alle ihre Erfahrungen durch Tastempfindungen. Sie hatte zuerst betastete Gegenstände mit betasteten Wortzeichen associieren gelernt, lernte später eine selbständige Fingersprache, gelangte aber mit alledem über Erinnerungen an Tastempfindungen nicht hinaus; in der Fingersprache sprach sie mit sich selbst, in der Fingersprache träumte sie sogar.

Wenn man nun nicht glauben will, dass das Abstraktum Sprache, das es in der Wirklichkeitswelt nicht gibt, wie eine Gottheit ein besonderes Sprachzentrum des Gehirns beherrsche, wenn man weiter bedenkt, dass alle Untersuchungen des menschlichen Gehirns in dieser Richtung immer nur die Verbindung des Denkens mit den Leitungen der normalen Sprache, den Gehörnerven und den Gesichtsnerven aufsuchen, wenn man die doch naheliegende Hypothese aufstellt, dass die gleiche Gehirnprovinz bei Laura Bridgman zum Zwecke des Denkens eine Verbindung mit den Tastnerven eingehen musste, so scheint mir die physiologische Psychologie unserer Tage einen recht fühlbaren Stoss zu erhalten. Sie muss schon um dieses Falles willen umlernen. Sie muss das Abstraktum Sprache den längst verabschiedeten Seelenvermögen nachschicken.

Die Associationsfähigkeit der Tastempfindungen war bei

Digitized by Google

Laura Bridgman bewundernswert, wenn man allen Berichten glauben darf. „Laura erkannte bei der leisesten Berührung jede Person, die sie einmal kennen gelernt hatte, selbst nach mehreren Jahren wieder. Selbst die Stimmung ihrer Bekannten erriet sie durch Befühlen des Gesichtes.“ Eine sogenannte Erklärung dafür wird man in der Parallelerscheinung finden, dass Laura (nach der bekannten Weberschen Methode gemessen) für Unterscheidung zweier naher Tastempfindungen sowohl an den empfindlichsten wie an den dumpfesten Körperstellen etwa dreimal so genaue Feinheit besass als ein Normalmensch.

Aber diese Associationsfähigkeit oder Denkkraft oder Begabung Lauras — wie immer man die Aeusserungen ihrer Gebärdensprache nennen mag — führen immer auf ihr vorzügliches Gedächtnis als Quelle zurück. Materialistische Psychologen mögen es unter sich ausmachen, wie in ihrem Gehirn das Tastzentrum „vikariierend“ für das Gehörzentrum eintreten konnte, ohne die Lehre von den Lokalisationen über den Haufen zu werfen.

VII.

Gedächtnis.

Hobbes, der mit seinen Freunden Gassendi und Mersenne von der Notwendigkeit einer nominalistischen, das heisst materialistischen Psychologie überzeugt war, hat bei Gelegenheit einer mechanischen Erklärung der Sinnesempfindungen eine Bemerkung von erstaunlicher Tragweite gemacht; er hat entdeckt, dass auch zur einfachsten Sinneswahrnehmung Gedächtnis mithelfen müsse. Ohne Gedächtnis könnte nicht einmal der Tastsinn etwas wahrnehmen. „Das Rauhe und Glatte, wie Grösse und Figur werden nicht durch den Tastsinn allein, sondern auch durch das Gedächtnis empfunden; denn obgleich manche Dinge in einem Punkte getastet werden, kann man doch jene nicht empfinden, ohne den Fluss eines Punktes, das heisst ohne Zeit; Zeit aber zu empfinden, dazu bedarf es des Gedächtnisses.“

Bevor wir die ungeheure Bedeutung der Gedächtnis-

Digitized by Google

erscheinungen für unser Sprachleben wie für unser Naturleben darstellen können, müssen wir auf den Wortaberglauben verzichten, dass es eine „Kraft“ sei.

Es ist dem menschlichen Verstand ganz natürlich, sich die Kräfte als Wirklichkeiten vorzustellen; und selbst den Denkern, die diese anthropomorphische Täuschung des Verstandes durchschauten, ist es immer schwer geworden, sich ganz und gar von dem zu befreien, was an Personifikation im Kraftbegriffe liegt.

Alle Wirklichkeit ist unaufhörliche Thätigkeit oder Wirkung. Unter Kraft verstehen wir eigentlich jede mögliche Thätigkeit, jede mögliche Wirkung. Wären wir Scholastiker, so würden wir Möglichkeit als den Gegensatz der Wirklichkeit erkennen und so eilfertig die Kraft in Gegensatz bringen zur Wirklichkeit, während sie doch die Wirklichkeit selbst ist, nur auf eine gewisse Erklärung oder Beschreibung hin angesehen. Es sind eben da immer nur Worte gesprochen worden, deren Bedeutung sich unaufhörlich durch den Einfluss der Nachbarworte verschiebt. Auf diese Weise kann man im Banne der Sprache entsetzlich tiefsinnig philosophieren, ohne vorwärts zu kommen. Ich gebe ein Beispiel.

Ich sitze an meinem Schreibtisch und schreibe diese Kräfte.
Buchstaben nieder. Dabei blicke ich auf das Papier. Ich nehme nichts wahr als etwas Papier, einige Finger meiner Hand und die Feder. Die übrige Welt existiert gleichzeitig nur in meiner Vorstellung, als Möglichkeit wahrgenommen zu werden. Unzählige unbewusste Experimente haben es mir jedoch zu einer unumstösslichen Gewissheit gemacht, dass diese übrige Welt Wirklichkeitskraft hat; ich brauche nur leise die Augen zu heben und erblicke die Büste Goethes, ich brauche nur ans Fenster zu treten und erblicke die Kiefern meines Gartens; ich brauche nur über den Atlantischen Ozean zu fahren und werde Amerika betreten, von dessen Wirklichkeitskraft ich, ohne es je gesehen zu haben, ebenso überzeugt bin wie von der Anziehungskraft der Erde oder der sogenannten Schwere meines Körpers, wie von der

Digitized by Google

sogenannten Gravitation, die die Erde um die Sonne bewegt. Diese Wirklichkeitskraft der Körper, vermöge deren sie die Möglichkeit besitzen, unter Umständen wahrgenommen zu werden, ist eine so allgemein verbreitete Kraft, dass man sie gar nicht erst mit einem so ehrenvollen Namen benennt. Den Namen Kraft hat man für die Spezialfälle der Wirklichkeitsmöglichkeit reserviert.

Der Name Kraft für diese Gruppe von Vorstellungen mag daher kommen, dass alle unsere Wahrnehmungen, Vorstellungen, Kenntnisse auf Sinnesempfindungen zurückgehen, dass alle unsere Sinnesempfindungen nur veränderte Tastempfindungen sind und dass bei der Tastempfindung jedesmal eine, wenn auch noch so geringe Muskelkraft notwendig ist, wenn wir einen körperlichen Eindruck durch Vergleichung klassifizieren wollen. Unsere eigene Muskelkraft ist die einzige Kraft, von der wir ein Bewusstsein haben. Die Vorstellungen „glatt, rauh", noch besser „weich, hart" werden an dieser einzigen Kraft gemessen. Alle Wirkungen der Natur werden dann ebenfalls an dieser unserer Muskelkraft indirekt gemessen und so als Kräfte beschrieben. Das Urphänomen der Wirklichkeit ist der Widerstand, welchen jeder einzelne Körper unserer Muskelkraft entgegensetzt; die Physik nennt diese Erscheinung die Undurchdringlichkeit der Körper. Alle sogenannten Naturkräfte sind also nur Veränderungen in der Wirklichkeit, deren erfahrene oder erwartete Arbeitsleistung wir (oft sehr indirekt) mit der Muskelkraft messen, die wir dem Widerstande eines festen Körpers entgegensetzen müssen. Die Regelmässigkeit dieser Veränderungen lässt es uns bequem erscheinen, ihre Beziehungen, die wir Ursachen nennen, als einheitliche Naturkräfte zu personifizieren.

Erkennen wir so selbst die sogenannten realen Kräfte als Unbekannte, die wir nur infolge der Armut unseres Bewusstseins mit dem einzigen vergleichen, was wir selbst wirkend in die Aussenwelt tragen können, die wir also in einem eigentlich kühnen Bilde mit unseren Muskelkräften vergleichen und sie darum Kräfte nennen, so wird klar, ein

Digitized by Google

wie unähnliches, ein wie inhaltsloses Bild herauskommen muss, wenn wir nun diesen Kräftebegriff wieder auf Gruppen von Geistesthätigkeiten anwenden und die einzelnen „Seelenvermögen“ geistige Kräfte nennen, wenn wir von der Kraft des Willens, des Verstandes oder des Gedächtnisses reden. Ein Psychologe meint, wenn er solche Worte gebraucht, auch nicht ernsthaft, dass über dem Willen, dem Verstande, dem Gedächtnisse eine Gottheit sitze, die den Willen, den Verstand, das Gedächtnis zu höheren Leistungen sporne. Aber dieser Psychologe meint doch ungefähr, diese „Seelenvermögen“ seien selber eben solche Kräfte wie die Naturkräfte.

Wir haben in diesen Untersuchungen auf hundert Wegen immer wieder erfahren, dass in unseren seelischen Aeusserungen nichts sein kann, was nicht vorher in den Sinnen gewesen ist, und dass es darum in unserem Seelenleben ausser Sinneseindrücken nichts geben könne, als Erinnerungen an diese Sinneseindrücke, unendlich viele Erinnerungen, deren Existenz man eben mit dem Worte Gedächtniskraft oder Gedächtnis zusammenfasst. Und nun gelangen wir zu einem überraschenden Aperçu, das freilich vielleicht nur ein Aperçu der Sprache ist. Es scheint mir nämlich, wie die Undurchdringlichkeit oder das Beharren das Urphänomen der Wirklichkeit ist, das Beharren oder die relative Undurchdringlichkeit der einmal aufgenommenen Sinneseindrücke das Urphänomen aller geistigen Thätigkeit zu sein.

*

Gedächtnis und Sinne.

Die wissenschaftliche Zählung von Formen hat immer etwas Bedenkliches. Wenn die Grammatiker seit zweitausend Jahren darüber streiten, wie viele Fälle die Deklination des Nennworts eigentlich besitze, wenn wir in der Schule fünf solche Fälle auswendig lernen, so ist das um nichts alberner, als wenn von unsern fünf Sinnen die Rede ist. Wir haben zwei Ohren und zehn Finger; aber die zwei Ohren bedienen nur Ein Gehör, und die zehn Finger bedienen die Wahr-

nehmung gründlich verschiedener Sinnesempfindungen, von denen die gegenwärtige Psychologie bereits die Wärmeempfindung und die Druckempfindung unterscheiden kann. Tasten und Wärmefühlen ist voneinander nicht weniger verschieden als Sehen und Riechen.

*

Laura Bridgman hat ihr Gedächtnis oder überhaupt die Kopfarbeit als ihren vierten Sinn empfunden. Und es stünde gar nichts im Wege, so wie Laura das Gedächtnis als einen neuen Sinn, als den Uebersinn meinetwegen, auch psychologisch aufzufassen. Ich kann sehen und tasten, was ich rieche und schmecke und höre; so kann ich wiedererkennen, ins Gedächtnis zurückrufen, was die andern Sinne mir mitgeteilt haben. Dass die modernen Sprachen diese Thatsache ungeschickt ausdrücken, lässt sich eben auf falsche Psychologie zurückführen. Der ungelehrte Mann erinnert das und das. Die gebildete Sprache, die durch die Marterkammer falscher Seelenlehren hindurchgegangen ist, erinnert sich dessen und dessen. Mit demselben Recht müsste dieselbe Sprache sagen: Ich sehe mich einer Sache, wie denn die Griechen es zum Kreuz der Logiker ähnlich ausdrückten. Ribot definiert das Gedächtnis sehr hübsch als ein Sehen in der Zeit. Wir werden die Zeit als die vierte Dimension des Wirklichen kennen lernen. In Anknüpfung daran wird es uns um so schneller einleuchten, dass unser Gedächtnissinn einzelne vergangene Vorstellungen, die sogenannten Erinnerungen, genau ebenso in der Zeit lokalisiert, wie unser Gesichtssinn seine Vorstellungen in den drei Dimensionen des Raumes lokalisiert. Und genau so wie der Schnittpunkt des Koordinatensystems für unsere Augen durch unser Gehirn geht, so ist der Nullpunkt für die Erstreckung der Zeit immer unsere Gegenwart; der Nullpunkt bleibt bei uns, während wir in der Zeit weiterleben, wie das Koordinatensystem des Raumes sich mit uns bewegt. Die begriffliche Schwierigkeit läge nur darin, dass das Gedächtnis uns die Zeit erst erzeugt, in welche es die Daten der übrigen

Digitized by Google

Sinne projiziert. Aber solche Schwierigkeiten stören uns in jeder weiten oder engen Definition.

Wenn Herings Erweiterung des Begriffes „Gedächtnis“ („Ueber das Gedächtnis als allgemeine Funktion der organischen Materie“) — wie ich glaube — richtig ist, dass nämlich nicht nur im Gehirn eine bewusste Reproduktion von Vorstellungen, sondern in allen sensiblen und motorischen Nervenbahnen eine erleichterte unbewusste Reproduktion der Eindrücke und Bewegungsimpulse vorhanden ist, dass also das Nervensystem für Atmung und Ernährung ebenso sein Gedächtnis hat wie das Cerebralsystem, — dann muss man sagen, dass das sympathische Nervensystem und mit ihm alle Leitungsbahnen der sogenannten Instinkthandlungen weit exakter arbeiten als die Ganglien des Gehirns. Wie ein schlechterer Kopf sich schriftliche Notizen machen oder sonst äussere Gedächtnishilfen anwenden muss, um sich im gegebenen Fall bestimmt an das Notwendige zu erinnern, so braucht das Gehirn die Sprachworte als Taschentuchknoten, als Knotenpunkte für den Wirrwarr seiner Vorstellungen. Das sympathische Nervensystem kennt allerdings, nach menschlicher Gehirnvorstellung, nicht eine so grosse Mannigfaltigkeit, dafür aber arbeitet es eleganter, ohne den plumpen Apparat der Sprache.

Es ist also ganz falsch, die Sprache als das höchste Produkt des Geistes hinzustellen, etwa so, wie die Klaviertöne das Ziel und das Erzeugnis des Gedächtnisses seien, welches Uebung in den Fingern des Virtuosen erzeugt hat. Das Gehirngedächtnis haftet freilich an Tönen, wie das Fingergedächtnis an Notenzeichen; nur dass die Noten des Virtuosen von einem überlegenen Musiker, dem Komponisten, hingesetzt sind, die Worte der Sprache jedoch für das Gehirn eben nur so viel sind, wie die Noten für den Komponisten selbst. Für sein eigenes musikalisches Denken eigentlich überflüssig; unentbehrlich nur für den Nachspieler und für den Drehorgelbauer.

*

Digitized by Google

Gedächtnis und Sprache

Meine Ueberzeugung ist, dass die Rätsel der Sprache mit dem Schlüsselworte Gedächtnis zu lösen seien, oder vielmehr dass die Rätsel, welche das Wesen und die Entstehung der Sprache uns aufgibt, zurückzuschieben seien auf das Wesen des menschlichen Gedächtnisses. Ich weiss nicht, ob ich im stande sein werde, diesen Gedanken auf Grundlage der neuesten physiologischen Anschauungen weiter zu verfolgen. Ich will darum nur einige leitende Ideen für den Zusammenhang festlegen.

Man hat seit langer Zeit von einem musterhaften Gedächtnisse verschiedene Eigenschaften verlangt; es soll gross oder umfassend sein, das heisst möglichst viele Vorstellungen aufbewahren, es soll leicht sein oder vielmehr schnell, das heisst es soll die Aufbewahrung schnell vollziehen und auch die Benützung des Vorstellungslagers schnell gestatten, es soll fest sein, das heisst die Aufbewahrung für eine lange Zeit oder gar für die Lebensdauer ermöglichen, und es soll endlich treu sein, das heisst die Vorstellungen unverändert und unverfälscht erhalten. Diesem Ideal entspricht kein einziges Gedächtnis. Kein Gedächtnis ist zugleich gross, leicht, fest und treu. Absolute Grösse, Leichtigkeit, Festigkeit oder gar Treue gibt es überhaupt nicht.

Viel wichtiger ist für unsere Anschauungsweise der Unterschied zwischen Wort- und Sachgedächtnis. Ich meine aber, dass ein blosses Wortgedächtnis ohne Sachgedächtnis, wenn es überhaupt in so radikaler Trennung vorkäme, etwas Papageienhaftes hätte und aus der menschlichen Geistesthätigkeit auszuscheiden wäre; ich meine, dass ein blosses Sachgedächtnis ohne das zugehörige Wortgedächtnis eine krankhafte Erscheinung ist. Bei dem normalen Menschen ist Sach- und Wortgedächtnis aufs engste miteinander verbunden. Ja diese Verbindung ist eine blosse Tautologie, wenn ich mit der Behauptung recht habe, dass die Sprache oder der Wortschatz eines Menschen eben nichts anderes sei als sein individuelles Gedächtnis für seine Erfahrung. Die Sprache ist nichts als Gedächtnis, weil sie gar nichts anderes sein kann. Man hat viel darüber nachgesonnen,

Digitized by Google

an welchen materiellen Veränderungen eigentlich das Gedächtnis des Menschengehirns hafte. Der Satz, dass die Sprache das Gedächtnis sei, gibt die Antwort, soweit eine Antwort sich eben geben lässt. Wir wissen, dass das Gedächtnis in jedem einzelnen Falle, für jede einzelne Vorstellung durch Uebung erworben wird. Diese Uebung, diese Bereitschaft der Nervenbahnen für die Verbindung bestimmter Vorstellungen ist eben an das Wort geknüpft und in den neuerdings beobachteten Bewegungsgefühlen besitzen wir zum erstenmal ein Korrelat zu den unzugänglichen Gehirnvorgängen.

Auch ohne Kenntnis dieser Verbindung von Sprache und Gedächtnis würden wir ja das Wesen der Sprache darin auffinden können, dass es uns (wenn nicht im Gegensatze, so doch in ausserordentlichem Vorteil zu den Tieren) unabhängig macht von der greifbaren Gegenwart der Wirklichkeitswelt, dass wir uns die abwesende Wirklichkeitswelt, also die Welt der Vergangenheit und der Zukunft oder auch nur die örtlich entfernte Welt, mehr oder weniger vorstellen und zu ihr Stellung nehmen können. Darin besteht das Wesen des menschlichen Denkens oder der menschlichen Sprache. Auch die Tiere ergreifen geistigen Besitz von der Aussenwelt, indem sie auf bestimmte Dinge oder Thatsachen ihre Aufmerksamkeit richten. Nur dass der höherstehende Mensch auf unendlich mehr Thatsachen aufmerkt und sie sich für die Dauer unendlich besser merkt.

Man hat endlos darüber gestritten, worin der Unterschied zwischen dem tierischen und menschlichen Denken bestehe. Und alle Psychologen, welche nicht gerade mit Descartes die Tiere für seelenlose Maschinen erklärten, sind schliesslich, wie Katzen um den heissen Brei, um die Erklärung herumgegangen, es fehle den Tieren an Abstraktionsvermögen und infolgedessen an Begriffen. So einschneidend ist der Gegensatz nun freilich nicht, aber natürlich ist etwas Wahres an der Sache, wenn wir nur das mythische Abstraktionsvermögen, das doch wohl nur einer falschen Psychologie und einer falschen Uebersetzung seine Wort-

Digitized by Google

existenz verdankt, beiseite lassen und mit dem Begriffe Begriff unsere Kritik verbinden wollen. Für uns ist ja Begriff und Wort so gut wie identisch und ist nichts weiter als die Erinnerung oder die Bereitschaft einer Nervenbahn, einer ähnlichen Vorstellung zu dienen. Die geistige Inferiorität der Tiere besteht allein darin, dass sie unverhältnismässig viel weniger Begriffe oder Worte oder Erinnerungszeichen für ähnliche Vorstellungen besitzen. Das wäre nun wieder nur eine „Abstraktion" aus Worten, wenn wir uns das Verhältnis nicht näher bringen könnten; und das ist schwer, weil wir eben mit unsern Menschenworten, mit unserm Menschendenken, mit unserm Menschengedächtnis unmöglich in die Geistesthätigkeit der Tiere eindringen können. Wir müssen uns an äussere Beobachtungen halten.

Tiergedächtnis.

Nehmen wir nun da z. B. das Gedächtnis des Hundes. Uns ist es doch offenbar, dass er Gedächtnis besitzt. Sein Gedächtnis ist freilich lange nicht so gross wie das des Menschen, aber sein kleiner Vorstellungsinhalt haftet fest und treu. Der Hund erkennt nach vielen Jahren noch seinen Herrn. Dieser Herr, den der Hund vielleicht am Geruch erkennt, ist aber kein richtiger Begriff; der individuelle Geruch seines Herrn ist kein prädikativer Begriff. Es scheint mir aber kein Zweifel daran möglich, dass der Hund auch Begriffe besitzt: sehen wir auch von den Nahrungsmitteln ab, so unterscheidet der Hund doch offenbar einen Menschen von andern Dingen, eine Katze von andern Tieren, es unterscheidet ein Jagdhund Rebhühner oder Hasen von andrem Wild. Angenommen nun auch, dass der Begriff Mensch, Katze, Rebhuhn sich an Geruchserinnerungen knüpfe, so ist doch ein deutlicher Begriff vorhanden. Es geht uns gar nichts an, welche Hilfe der Hundegeist gebrauche. Auch unsere Chemiker und unsere Köchinnen nehmen oft den Geruch zu Hilfe, um zu dem Begriffe Fäulnis oder Blausäure zu kommen und darauf ein wissenschaftliches Urteil zu begründen. Nun achte man aber einmal darauf, wie sich der Menschenbegriff des Hundes vom Menschenbegriff des Menschen unter dieser Voraussetzung

Digitized by Google

unterscheiden muss. Der Hund hat eine Definition des Menschen, die ungefähr so lauten müsste: Was so und so riecht, ist ein Mensch. Auch die Logik kommt bei dieser Definition und diesem Begriffe nicht zu kurz. Soviel oder so wenig der Mensch schliesst, schliesst auch der Hund: alle Menschen riechen so und so, dieses Individuum hier riecht so und so, also ist dieses Individuum hier ein Mensch. Wir aber wissen vom Menschen so viel mehr. Wir kennen seine äussere Körpergestalt bis ins einzelne, wir kennen seine Anatomie, seine geistigen Fähigkeiten und seine Geschichte. Ich halte es für möglich, dass dem Hunde nicht einmal die äussere Erscheinung des Menschen zum Bewusstsein gekommen ist; der Hund weiss wahrscheinlich nicht einmal, dass der Mensch zwei Beine, zwei Augen, zwei Ohren und eine Nase hat. Er hat auf diese Umstände, die doch auch sein Auge wahrnimmt, nicht aufgemerkt, er hat sie sich nicht gemerkt. Das Gedächtnis des Hundes ist kleiner, und darum allein fehlt ihm in diesem Falle wie in allen andern die Fülle von Vorstellungen und Erinnerungen, welche das Denken oder die Sprache des Menschen ausmacht. Es mag also das Denken oder die Sprache des Hundes im Verhältnis zum Menschendenken und zur Menschensprache um so viel ärmer sein, als sein Gedächtnis kleiner ist.

Es kommt aber noch etwas hinzu, was mir Licht auf die dunkelste Frage zu werfen scheint, mit welcher sich die Sprachphilosophie bisher vergebens geplagt hat. Zum Wesen der Sprache soll es ja gehören, dass sie nicht nur mit Hilfe ihrer Begriffe oder Worte Erinnerungen an einander ähnliche Vorstellungen festhält, sondern dass sie auch durch Mitteilung dieser Erinnerungszeichen in Andern ebenfalls die Erinnerung an dieselben einander ähnlichen Vorstellungen wecken kann. Kurz: der Mensch denkt nicht nur in Begriffen, sondern er spricht auch in ihnen. Kann nun der Hund den Begriff Mensch, den sein Geruch ihm vermittelt hat, mitteilen? Kann er sprechen?

Wir wissen darüber nichts Gewisses. Wir können uns auf unsere Menschenbeobachtungen nicht verlassen. Selbst

Digitized by Google

die berühmte Artikulation der Menschensprache und die Vorstellung von unartikulierten Tierlauten kann eine blosse Selbsttäuschung der Menschen sein. Es ist bekannt, dass wir die Differenzierung in den Zügen sehr fremder Völkerschaften nicht leicht wahrnehmen, dass wir Chinesen oder Neger schwer voneinander unterscheiden können, während sie einander ebenso gut erkennen wie wir einander. Es ist ferner bekannt, dass uns die Laute ganz entlegener, sogenannter barbarischer Völker beim ersten Hören beinahe unartikuliert wie Vogelgezwitscher vorkommen. Um wie viel mehr müssen wir die noch tiefer stehenden Laute der Tiere für unartikuliert halten. Und wir werden später erfahren, dass die Tierlaute mit Unrecht unartikuliert genannt werden. Es ist ganz gut möglich, dass der Hund seinen Mithund besser versteht, dass der Mithund aus dem Bellen eines Hundes deutlich heraushört, ob das Bellen die Nähe eines Menschen, einer Katze, eines Rebhuhns u. s. w. anzeigt. Es ist möglich, aber es steht an Ausbildung jedesfalls tief unter der Menschensprache. Der Gegensatz liegt auf einem andern Gebiete und ist so merkwürdig, dass es unverständlich scheint, wie er bisher der Aufmerksamkeit entgehen konnte.

Geruchsprache ist unmöglich.

Wenn der Hund den Begriff Mensch durch die Erinnerung des Geruchssinns gefunden hat, so ist die Begriffsbildung für das Denken des Hundes vollständig erklärt. Die Erinnerung haftet an einem Sinneseindruck, für welchen die Nervenbahnen des Hundegehirns ebenso gut eingeübt werden können wie unsere Nervenbahnen für Gehöreindrücke. Aber unmöglich kann der Hund den Geruch des Menschen, der Katze, des Rebhuhns u. s. w. reproduzieren, er kann den Geruch dieser Andern nicht aus sich heraus erzeugen. Es ist also der Geruchssinn wohl im stande, Erinnerungsbilder festzuhalten, er ist nicht im stande, zu Mitteilungen benützt zu werden. Die Wichtigkeit dieser Bemerkung springt in die Augen. Derjenige Sinneseindruck, welcher das Gedächtnis befähigen kann, Vorstellungen nicht nur zu merken, sondern auch durch Nachahmung mitzuteilen,

Digitized by Google

kann nur einem Sinne angehören, dessen Daten nachahmungsfähig sind. Gerüche können wir nicht nachahmen, nicht reproduzieren, nicht willkürlich hervorrufen. Um so eine ungeheuerliche Vorstellung ganz klar zu machen, bemerke ich, wie eine auf den Geruch begründete Sprache erfordern würde, dass ein mit der Geruchsprache ausgestattetes Tier nach Belieben die tausenderlei Gerüche und Gestänker der Wirklichkeitswelt mit irgend welchen Organen hervorrufen müsste. Wir können uns ein so organisiertes Tier wohl in der Phantasie vorstellen, aber es ist eigentlich doch ein Unding, weil die Gerüche und Gestänker nur durch Erzeugung riechender und stinkender Stoffe hervorgebracht werden können.

Diejenigen Sinne, welche zugleich innere Gedächtniszeichen abgeben und zugleich ihre freiwillige Nachahmung oder Reproduktion ermöglichen, können einzig und allein das Gesicht und das Gehör sein. Denn Gesichts- und Gehörzeichen lassen sich durch blosse Bewegungen herstellen, und Bewegungen zu machen ist den Tieren wesentlich. Aus diesem Grunde also können sich die Tiere, wenn ihre Erinnerungszeichen an Geruchseindrücke geknüpft sind, ganz besonders nicht zu einer höheren Mitteilungssprache erheben. Es ist eine Frage, die nie beantwortet werden wird, inwieweit das verschiedenartige Bellen des Hundes symbolisch dem Geruchseindrucke des Hundes entspricht.

Wir aber haben wieder einen neuen Anhaltspunkt gewonnen für die Beantwortung der Frage, warum unter den Menschen gerade der Gehörsinn zum Werkzeug der Sprache geworden ist. Der Mensch hatte die Wahl — die er natürlich nicht mit Bewusstsein vollzog — zwischen dem Gesichtssinn und dem Gehörsinn; denn der Tastsinn ist wegen der notwendigen Nähe der Dinge und der Ungefügigkeit der meisten Dinge dafür viel zu unbequem. Der Gesichtssinn ist bei der Ausbildung der Sprache ganz gewiss mitbeteiligt gewesen. Heute noch ist die Geste bei lebhaften Völkern ein Teil der Sprache, und in irgend einer Urzeit war sie sicherlich dem ersten Schrei gleichwertig. Aber auch die Zeichen

Digitized by Google

des Gesichtssinns, die Bewegungen der Hand z. B., erforderten eine weit grössere Anstrengung als das Hervorbringen von Tönen, worin wir es allerdings im Laufe der Jahrtausende zu einer solchen Virtuosität gebracht haben, dass wir Tausende und Tausende von Lautzeichen hintereinander ohne merkliche Anstrengung hervorbringen können.

Es war also für das Gedächtnis der Gehörsinn der weitaus bequemste zu Mitteilungszwecken. Die Schwierigkeit lag nur darin, die Eindrücke der übrigen Sinne durch symbolische Lautnachahmungen in Zeichen des Gehörsinns zu übersetzen. Aus Ueberlegung wäre der Mensch niemals dazu gelangt, diesen entscheidenden Schritt zu thun. Es muss ihm da eine geheime Verbindung des Gehörorgans mit den andern Sinnen zu Hilfe gekommen sein, eine Verbindung, auf die wir schliessen, die aber durch kein Mikroskop aufgezeigt werden kann.

Gedächtnis aktiv.

Ist aber das Gedächtnis, wie wir gleich sehen werden, nichts Ruhendes, ist es aktiv, ist es Thätigkeit, so ist die hörbare Sprache auch sofort die einzig mögliche Sprache, als welche ja selbst zuletzt Bewegung ist. Ist nämlich das Gedächtnis eine Thätigkeit, muss jede Erinnerung vom erinnernden Organismus erst jedesmal neu geschaffen werden, so konnten die Zeichen kaum anders als aus dem Gebiete des Gehörsinns entnommen sein. Gefühle sind überhaupt nicht reproduzierbar. Hunger und Durst lassen sich im Gedächtnisse überhaupt nicht anders wiederholen, als eben durch die entsprechenden Worte, das heisst das Gedächtnis an Gefühle setzt bereits die Sprache voraus. Ich bemerke das nur der Vollständigkeit wegen, denn auch sonst wäre eine Reproduktion von solchen Gefühlen, selbst wenn sie ohne Sprache möglich wäre, ungeeignet zur Mitteilung. Nicht viel anders steht es jedoch um die Eindrücke der sogenannten niedern Sinne. Geruchs- und Geschmackswahrnehmungen sind nicht unmittelbar, sondern erst durch die Sprache reproduzierbar und zu unmittelbaren Mitteilungen sind sie gar nicht geeignet. Tast- und Gesichtsempfindungen sind allerdings mitteilbar und darum können sie aus-

Digitized by Google

hilfsweise die durch den Gehörsinn entstandene Sprache ersetzen. Aber sie sind nicht eigentlich reproduzierbar. Ihre Organe stellen einseitig nur ein Empfangsamt dar, kein Ausgabeamt, sie können z. B. Farben sehen, aber nicht auch in gesundem Zustande Farben schaffen. Nur auf dem Gebiete der Tonempfindungen besitzt der Mensch neben dem Empfangsapparat auch einen erzeugenden Apparat. Er kann sich jedes Tons erinnern, weil er jeden Ton bilden kann.

Bewusstes Gedächtnis.

Das Gedächtnis ist eine Thatsache des Bewusstseins und das Bewusstsein ist für uns nur als Gedächtnis eine Thatsache. Man könnte mit diesen Worten noch weiter jonglieren und würde doch nicht einmal in dem skeptischen Sinne der Sprachkritik zu einer festen Definition der beiden Begriffe gelangen. Wir ahnen jedoch, dass eine durch Selbstbeobachtung ermittelte Thatsache des Bewusstseins nicht das Abstraktum Gedächtnis ist, sondern nur die Reihe einzelner Erinnerungsbilder; wir ahnen, dass das Wort Bewusstsein eigentlich nichts anderes bedeutet als den Zusammenhang der Erinnerungsbilder.

Auch die Bezeichnung Erinnerungsbilder ist für die Wissenschaft schlecht genug gewählt. Sagten wir aber dafür Erinnerungen oder Erinnerungsakte, so würde sich zwischen ihnen als irgend welche Thätigkeit und zwischen uns als forschende Zuschauer sofort irgend ein Faktor hineinschieben, den unsere Phantasie erfunden hätte, entweder ein Götze Gedächtnis, der die Erinnerungsakte vollzieht, oder sonst ein Ich, welches sich erinnert und welches doch wieder nur das Abstraktum Gedächtnis sein könnte. Die Bezeichnung Erinnerungsbilder ist nur insofern besser, als sie unsere scheinbare Passivität bei dem ganzen Vorgang metaphorisch auszudrücken scheint. Wir müssen jedoch festhalten, dass es sich dabei um eine Metapher handelt, dass wir theoretisch zwischen den unmittelbaren Bildern unserer Wahrnehmung und den mittelbaren unserer Erinnerung nicht genau unterscheiden können. Die Menschen haben sich daran gewöhnt, die unmittelbaren und die mittelbaren Bilder als starke und schwache Wahrnehmungen, als Formen von

Digitized by Google

starken und schwachen Reizen zu unterscheiden. Die Reizfrage wie überhaupt die physiologische Seite müssen wir als noch völlig unaufgeklärt ruhen lassen. Es kann uns jedoch die einfachste Besinnung lehren, dass Stärke und Schwäche der Wahrnehmungen, ganz abgesehen von der Relativität dieser Begriffe, uns nicht weiter führt. Bei Hallucinationen nehmen Erinnerungsbilder die volle Stärke von unmittelbaren Wahrnehmungen an; und umgekehrt erkennen wir die leisesten und duftigsten Töne, wie beim Betrachten eines fernen im Nebel verschwindenden Gebirgszuges, als unmittelbare Wahrnehmungen an. Bei Gefühlen gar, wie z. B. beim Zorn, den der Feind meines Lebens in mir erregt, steht Stärke oder Schwäche in gar keinem Zusammenhange mit der Unmittelbarkeit. Die Zeit kann das Gefühl abschwächen, muss es aber nicht thun. Der Anblick des Feindes braucht meinen Zorn nicht so stark zu reizen wie die Erinnerung an ihn. Das hängt sicherlich mit Lebenserscheinungen zusammen, welche neben dem Gehirngedächtnis hergehen; wie denn Gefühle des Hungers, der Liebe u. s. w. in starken oder leichten Graden durch das Gedächtnis, aber meistens ohne jede Erinnerung durch körperliche Zustände erregt werden können. Wir erinnern uns nicht nur unseres Denkens, sondern auch unseres Lebens. Wir erinnern uns nicht nur unserer Wahrnehmungen und ihrer Verbindungen zu Begriffen, Urteilen und Schlüssen, wir erinnern uns — wir das heisst in unserm Bewusstsein — auch unserer Gefühle und unserer Bedürfnisse. Ist aber bei der Erinnerung just an unsere Bedürfnisse das Bewusstsein immer im Spiel? Es scheint mir gewiss, dass uns auch da wieder die Sprache im Stiche lässt. Die Vorstellung Hunger oder Liebe, das heisst die Erinnerung an die entsprechenden Begriffe oder Worte, wird sicherlich sehr oft hervorgerufen durch die natürlichen Bedürfnisse dieser Art, und zwar unabsichtlich, unbewusst; noch häufiger wird, das sollten Pädagogen sich merken, das unabweisbare Bedürfnis hervorgerufen durch die unbewusste Einübung der Befriedigung, also durch Erinnerung. Wer täglich dreimal z. B. zu

Digitized by Google

essen gewohnt ist, wird täglich dreimal an das Bedürfnis erinnert, er hat täglich dreimal Hunger; wer täglich fünfmal zu essen gewohnt ist, hat täglich fünfmal Hunger. Und wer noch gar nicht zu essen gewohnt ist, wie das neugeborene Tier, der kann nur ein Unbehagen empfinden, aber nicht das differenzierte Gefühl des Hungers. Wir brauchen also gar nicht tiefer in die Welt der Organismen hinabzusteigen, um zu erkennen, dass das Gedächtnis ein viel weiter verbreiteter Zustand ist als das sogenannte Bewusstsein. Das Bewusstsein ist nur eine der vielen Erscheinungsformen des Gedächtnisses. Wir haben also zu untersuchen, worin sich das Gedächtnis unseres sogenannten Selbstbewusstseins von dem unbewussten Gedächtnis jeder organisierten Materie, von dem unbewussten Gedächtnis, das auch den Thatsachen der Chemie und der Krystallisation zu Grunde liegen muss, unterscheiden mag.

Jede Erinnerung Aktion.

Um uns dieser Frage ein wenig zu nähern, müssen wir einmal ausmachen, was wir eigentlich thun, wenn wir uns erinnern. So wunderbar es klingt, es ist auf den Hauptpunkt noch niemals hingewiesen worden, darauf nämlich, dass das normale Gehirn gar nicht, wie die landläufige Ansicht behauptet, seine Erfahrungen von selber wiederholt. Es ist nicht wahr, dass wir gesehene Farben abgeschwächt in unserm Gedächtnisse reproduzieren können, es ist nicht wahr, dass wir eine noch so bekannte Melodie im Gedächtnisse *haben*. Eine Disposition zur Wiederholung ist vorhanden, aber dieses Wort Disposition ist nur eine Verdunkelung der Frage, nicht ihre Lösung. Was geht denn in uns vor, wenn aus der Möglichkeit Wirklichkeit wird, wenn wir uns infolge unserer Disposition wirklich erinnern? Das ganze Wesen der Sprache lichtet sich ein wenig und wieder von einer neuen Seite, wenn wir diesen alten Irrtum aufgeben. Das Folgende ist nicht nur das Ergebnis strenger Selbstbeobachtung, es ist auch durch vorsichtige Umfragen bei Hunderten von Menschen, auch bei Künstlern, welche sich lange gegen das Zugeständnis sträubten, kontrolliert.

Wenn ich mich auf eine bekannte Melodie besinnen

Digitized by Google

will, so hilft mir alles passive Besinnen, alles Warten nichts; die Melodie fällt mir nicht ein. Ich muss sie innerlich singen, damit ich mich ihrer erinnere. Ich erinnere mich ihrer im Halse und nicht im Kopfe. Man halte sich gegenwärtig, dass — wie gezeigt — auch das Verstehen der Sprache mit Bewegungsgefühlen im Sprachorgan zusammenhängt. Das geht nicht nur unmusikalischen Menschen so. Eine eminent musikalische und zuverlässige Violinistin hat mir, nachdem die erste Ueberraschung überwunden war, bezeugt, dass auch sie eine Melodie nicht ganz passiv ins Gedächtnis zurückrufen könne, dass sie sie zur Herstellung der Erinnerung innerlich singen müsse, dass sie sich ihrer im Halse und daneben zugleich in den Fingern erinnere, indem sie sie unwillkürlich auf ihrem Instrumente zu greifen glaube. Einer Farbe kann ich mich überhaupt nicht erinnern, wahrscheinlich weil ich Farben nicht wie Töne erzeugen kann. Wohl aber kann ich -- lächerlich schlecht natürlich, aber das thut nichts zur Sache — mit dem Tuschkasten in der Hand eine Landschaft, ein Gesicht nach der Erinnerung reproduzieren. Ein begabter Maler hat mir nach erbittertem Widerspruch zugestanden, dass es auch ihm nicht anders gehe. Er muss eine Zeichnung, er muss ein farbiges Gemälde schaffen, um sich seiner zu erinnern. Der Künstler hat besser gesehen, was ihn interessierte, als der Laie; ein passives Gedächtnis besitzt aber auch er nicht, auch er ist aktiv bei der Erinnerung. Der Alltagsmensch sieht so schlecht, dass er die Form eines Schrankes, der zwanzig Jahre in seinem Zimmer steht, aus dem Gedächtnisse nicht genau beschreiben könnte, dass er, auch wenn er zwanzigmal bewundernd vor der Sixtinischen Madonna gestanden hat, aus dem Gedächtnisse nicht sagen könnte, ob sie den Jesusknaben auf dem rechten oder auf dem linken Arme trägt. Man irrt aber, wenn man das dem Gedächtnisse in die Schuhe schiebt; man hat eben unaufmerksam gesehen. Der aufmerksame Künstler kann den Schrank, kann die Sixtinische Madonna richtig nachzeichnen, aus dem Gedächtnisse, aber er muss thatsächlich oder in der Phantasie nach-

Digitized by Google

zeichnen, wenn er sich erinnern will. Jede Erinnerung ist eine Aktion.

Nun tritt aber in dieser Aktion etwas sehr Merkwürdiges hinzu, und darin steckt ein Geheimnis des Gedächtnisses. Ich singe innerlich eine Melodie und empfinde, dass ich sie falsch singe; ich kann sie nicht richtig singen, aber ich weiss, dass sie anders ist. Der Maler zeichnet aus dem Gedächtnisse den Kopf eines Bekannten; er korrigiert die Fehler aus dem Gedächtnisse, und wenn er fertig ist, so weiss er, ob das Bildnis ähnlich geworden ist oder nicht. Wir besitzen also keine andere Erinnerung, als die wir uns aktiv neu schaffen, und doch sind wir im stande, unser Geschaffenes mit etwas zu vergleichen. Was ist das? Was ist das im Bewusstsein nicht Vorhandene, womit ich die in das Bewusstsein eintretende, von aussen oder von innen eintretende Empfindung vergleiche? Dieses Etwas muss nun ganz allgemein etwas Physiologisches genannt werden; denn physiologisch sind die Nervenzustände, solange sie nicht zum Bewusstsein kommen, solange sie nicht psychologisch werden. Dies deckt sich nun freilich mit der Bezeichnung Disposition, mit welcher die neuere Psychologie versucht hat, eine unklare, aber dafür unwiderlegliche Grundlage für die Gedächtnisthätigkeit zu schaffen. Früher nahm man im Gedächtnis haftende, bleibende Spuren älterer Eindrücke an; da diese Spuren unter dem Mikroskop nicht sichtbar wurden (vielleicht könnte man die von Flechsig beobachteten Gehirnänderungen als die ersten breiten Spuren von Massen-eindrücken auffassen), musste man an ihre Stelle die Hypothese unsichtbarer Spuren setzen, und das ist eben die Disposition. Das Wort hat sich zur rechten Zeit eingestellt.

Das Rätsel ist also zwar nicht gelöst, aber mit einer alltäglichen Erscheinung in Zusammenhang gebracht, wie wir gleich sehen werden. Ich habe eine Melodie gehört. Ich erinnere mich ihrer, das heisst ich singe sie in meinem Innern nach. Es gelingt mir nicht, sie richtig nachzusingen, aber ich empfinde die Gewissheit, dass ich mich ihrer falsch erinnere, das heisst ich vergleiche die Nervenerregung, die

Digitized by Google

mir mein innerliches Falschsingen verursacht, mit der zurückgebliebenen Disposition zur Nervenerregung, welche die richtige Melodie in mir verursachte. Dieser Vorgang ist aber kein anderer als der, auf welchem von Anfang bis zu Ende alle unsere Begriffe oder Worte, all unser Denken oder Sprechen beruhen. Die gesamte Thätigkeit der Klassifikation, welche unsere Menschensprache hervorgebracht hat, ist ja nichts anderes als die Vergleichung von Eindrücken und die Gleichsetzung ähnlicher Eindrücke durch ein gemeinsames Wort. Alles Urteilen ist nichts anderes als die Anwendung einer bestehenden Klassifikation auf einen neuen Eindruck, das heisst die Vergleichung einer gegenwärtigen Nervenerregung mit der Erinnerung an frühere Nervenerregungen. Alles Schliessen und Denken ist eine komplizierte Vergleichung. Spencer schon hat erkannt, dass alles Denken aus dem Erkennen der Beziehungen von Gleichheit und Ungleichheit besteht. Er hat gezeigt, dass jede solche Beziehung nichts ist als eine Veränderung im Bewusstsein und dass jede Veränderung im Bewusstsein mit einer Erregung verbunden ist. Plötzliche Veränderungen im Bewusstsein können lebhafte Erschütterungen erzeugen, wie ein greller Blitz bei Nacht oder der Donner eines einschlagenden Blitzes. Aber auch Erinnerungen, also nicht von aussen kommende plötzliche Veränderungen des Bewusstseins können uns einen Ruck geben, wie wenn es mir zu spät einfällt, dass ich eine Verabredung vergessen habe. Je weniger plötzlich oder je geringer die Veränderung ist, deso weniger leicht tritt sie über die Schwelle des Bewusstseins.

Der Begriff Veränderung hat überdies den grossen Vorteil, dass er auf unser Denken angewandt werden kann, einerlei, ob wir es physiologisch oder psychologisch zu analysieren versuchen. Und er ist, wenn wir vor der letzten Konsequenz nicht zurückschrecken, der Oberbegriff für die Beziehungen der Gleichheit und Ungleichheit. Ich kann an dieser Einsicht nicht ganz schnell vorübergehen, weil sie bei der Reziprozität von Gedächtnis und Vergleichung einerseits, Gedächtnis und Sprache anderseits, also bei der nahezu voll-

Digitized by Google

ständigen Gleichwertigkeit der Begriffe Sprache und Vergleichung wieder einmal ein Licht auf den Glauben wirft, man könnte mit Hilfe der Sprache im Denken fortschreiten.

Haben wir nämlich eingesehen, dass das gesamte Gedächtnis des Menschengeschlechtes, oder das Denken oder die Sprache ein Vergleichen ist (wobei, wie wir sahen, Aehnliches schon gleich genannt wird), so lässt sich alle Denkthätigkeit in zwei ungeheure Gruppen einteilen, welche ich allerdings nur ungenau beschreiben kann, weil ich die entsprechenden Begriffe dem gewohnten Sprachgebrauche gemäss anwenden muss. Die beiden Gruppen sind etwa durch die Worte klassifizieren und wiedererkennen zu kennzeichnen; in der ersten Gruppe werden unmittelbar gegebene Eindrücke oder unmittelbar gegebene und erinnerte Eindrücke so lange verglichen, bis die Dispositionen zu ihrer Erneuerung sich — man kann wohl sagen — vereinigen und eine abgekürzte Formel für alle Dispositionen vorliegt, ein Wort, ein Begriff; in der zweiten Gruppe wird ein unmittelbarer oder ein erinnerter Eindruck oder bereits eine abgekürzte Formel für ein System von Eindrücken mit einer andern Formel verglichen. Jede Klassifikation oder Begriffsbildung ist eine Gleichung, bei welcher wir infolge langer Einübung das Gleichheitszeichen nicht mehr brauchen; jedes Wiedererkennen oder Urteilen ist auch formell eine Gleichung, in welcher wir das Subjekt mit dem Prädikat, den Begriff mit seiner Definition u. s. w. ausdrücklich gleichsetzen. Die unzähligen Fälle, in denen die Kopula „ist“ nicht eigentliche Identität, sondern Unterordnung aussagt, sind keine Ausnahmen, denn sie lassen sich sehr einfach auf eine Gleichung zurückführen. „Das Pferd ist ein Säugetier“ heisst so viel wie „Das Pferd = eines von den Säugetieren“. Auf der gefälligen Annahme der Gleichheit beruht unser ganzes geistiges Leben.

Aehnlichkeit.

Dürfen wir nun nicht von einer objektiven Gleichheit sprechen, sondern nur von dem subjektiven Gefühle der Gleichheit, haben wir erkannt, dass physiologische oder psychologische Veränderung der Begriff ist, unter welchem sich das Gefühl der Gleichheit und der Ungleichheit scheidet,

Digitized by Google

so sehen wir auf den ersten Blick, dass wir die beiden Endzustände einer Bewusstseinsänderung, die uns einen noch so kleinen Ruck gibt, unähnlich oder ungleich nennen, und dass wir je nach der Schärfe unserer Organe die beiden Endzustände einer Bewusstseinsänderung, die uns keinen Ruck gibt, Zustände, die uns ähnlich erscheinen, gleich nennen. Absolute Gleichheit ist eine Abstraktion des mathematischen Denkens. In der Wirklichkeitswelt gibt es nur Aehnlichkeit. Gleichheit ist starke Aehnlichkeit, ist ein relativer Begriff. Von der Schärfe der Sinnesorgane oder weiter des wissenschaftlichen Denkens, in letzter Instanz von der Aufmerksamkeit oder dem Interesse hängt es ab, wie weit z. B. eine Klassifikation getrieben wird, ob wir den Begriff Pferd als tiefste Unterart kennen oder Pferderassen unterscheiden, oder Unterrassen, oder gar jedes einzelne Pferd, wie der Wachtmeister die Pferde seiner Schwadron kennt. Auf Aehnlichkeit, nicht auf Gleichheit ist alles Klassifizieren oder die Sprache aufgebaut, auf Aehnlichkeit, nicht auf Gleichheit all unser Urteilen oder die Anwendung der Sprache. Alle Logik aber, auch die Algebra der Logik, geht von dem mathematischen Begriff der Gleichheit aus und ist darum eine gefährliche Wissenschaft. Um nicht zu weit abzuschweifen, sei nur kurz erwähnt, dass auch der Begriff oder das Gefühl der Kontinuität aus dem Gefühle der Aehnlichkeit allein entsteht. Ich will das nur bildlich ausdrücken. Ein geübtes Ohr wird vom tremolierenden Singen verletzt, von Tönen also, welche durch ein Beben der Stimme unterbrochen werden; ein unmusikalischer Mensch empfindet das Tremolieren vielleicht gar als eine Schönheit. Hier ist die Einheit durchbrochen und doch die Kontinuität gewahrt. In mikroskopischer Wirklichkeit besteht aber jeder Ton aus einzelnen Stössen; es wird immer tremoliert. Und in mikroskopischer Wirklichkeit ist ganz gewiss der eine Stoss nicht genau gleich dem andern, sondern nur ähnlich. Wir hören aber diese Aehnlichkeit so sehr als Gleichheit, dass wir überhaupt nur einen Ton hören. Alles Klassifizieren unserer Begriffsbildung, ja unserer Wahrnehmung leidet an dem „gleichen“ Fehler.

Digitized by Google

Ist somit alle Thätigkeit des Gedächtnisses nur ein Vergleichen, ein geheimnisvolles Vergleichen präsenter Nervenerregungen mit Nervendispositionen, welche freilich wieder in anderem Zusammenhange allein Erinnerungen genannt werden, ist dieses Vergleichen eigentlich nur ein bequemes Gleichnennen ähnlicher Eindrücke, so kann es gar nicht anders sein, als dass das Ergebnis dieses Gedächtnisses, nämlich die Entstehung und die Anwendung des Gesamtgedächtnisses oder der Sprache, sich mit einem à peu près behilft und niemals zu einer mathematisch exakten Grundlage des Weiterdenkens dienen kann. Wir sind aber nach den bisherigen Ergebnissen im stande, die sprachkritische Untersuchung der durcheinanderschwebenden Begriffe Gedächtnis und Bewusstsein um eine kleine Strecke weiter zu verfolgen.

Gedächtnis für Beziehungen

Wir können jetzt sagen, dass jede Erinnerung eine Aktion ist und zwar eine Bewusstseinsänderung, welche zwei Nervenzustände vergleicht. Dies gilt wenigstens für das bewusste Gedächtnis. Und es ist nicht meine Schuld, sondern Schuld der Sprache, wenn ich hier das Bewusstsein, welches nur Gedächtnis von einem andern Gesichtspunkte ist, diesem Gedächtnisse bald zu- bald abspreche. Wenn wir nun vorhin gesehen haben, dass es ein passives Gedächtnis gar nicht gibt, so dämmert vielleicht die Ueberzeugung auf, dass die bisherige Psychologie irrte, wo sie zunächst an eine Reproduktion von Sinneseindrücken glaubte, in letzter Zeit aber nur vorsichtig bemerkte, wie das Gedächtnis für Beziehungen, das heisst für Bewusstseinsänderungen stärker sei als für einzelne Wahrnehmungen. Ich fürchte sehr, dass wir ein solches Gedächtnis für einzelne Wahrnehmungen gar nicht besitzen, sondern nur eines für Beziehungen, dass jede Erinnerung eine Thätigkeit ist, eine Bewegung, durch welche wir eben von einem Bewusstseinszustand zum andern übergehen. Kehren wir zu unserm Beispiel von der Melodie zurück. Auch guten Musikern ist es unmöglich, einen bestimmten einzelnen Ton passiv in ihrem Gedächtnisse zu haben; es ist ihnen aber sogar auch schwer oder un-

Digitized by Google

möglich, den bestimmten einzelnen Ton mit absoluter Sicherheit in ihrer Kehle oder auf der Violine zu bilden. Sie lassen sich den ersten Ton auf einem gut gestimmten Klaviere anschlagen. Sodann aber bilden sie die Melodie, also die Bewegung zu den weitern Tönen mit voller Sicherheit. Wir können diese bekannte Erscheinung allgemein so ausdrücken, dass das Wesen des Gedächtnisses in der Association besteht, das heisst doch wohl in der Bewegung auf einem bereits zurückgelegten Wege. Gehörveränderungen und die mit ihnen aufs innigste verwandten Zeitvergleichungen sind ganz besonders stark associierbar und reproduzierbar.

Dieser Umstand allein würde nun wieder begreiflich machen, warum das Gedächtnis der Menschheit oder die Sprache sich überall hörbare Zeichen, unsere Worte, für ihre Zwecke gewählt hat. Wir haben eben gezeigt, welche Bedeutung die Aktivität des Gedächtnisses für den Menschen und seine Sprache habe. Sprachmittel konnte nur ein Sinneseindruck sein, den wir beliebig erzeugen können. Wir können uns in Tönen erinnern, weil wir Töne bilden können.

Gedächtnis und Bewusstsein.

Emanzipieren wir uns also für einen Augenblick von unserm Sprachgebrauch, auch dem sogenannten wissenschaftlichen Sprachgebrauch, wie man sich jedesmal vom Sprachgebrauche der Gegenwart emanzipieren muss, wenn man auch nur um Haaresbreite über das Begreifen der Gegenwart hinausgelangen will. Wir haben dann meines Erachtens die Stellung entdeckt, welche die Sprache als Mittelglied zwischen dem Gedächtnis und dem Bewusstsein einnimmt. Die beiden Abstraktionen Gedächtnis und Bewusstsein bezeichnen für unsern kritischen Standpunkt ein und dieselbe Thatsache; Erinnerungen sind nur Thatsachen des Bewusstseins, Bewusstseinszustände sind nur Thatsachen des Gedächtnisses. Was wir als ein Ich kennen, dürfen wir mit gleichem Rechte die Kontinuität des Gedächtnisses, wie die Kontinuität des Bewusstseins nennen. Aber je nachdem wir unsere Aufmerksamkeit mehr auf das Zurückerinnern oder mehr auf den augenblicklichen Bewusstseinsinhalt lenken,

Digitized by Google

erscheint uns bald das Gedächtnis, bald das Bewusstsein als der höhere Begriff, der den andern mit umfasst. Bald ist das Gedächtnis der höhere Begriff, der einerseits das gesamte bewusste Denken, anderseits alles unbewusste Seelenleben mit seinen Instinkten und automatischen Gewohnheiten bezeichnet; bald ist das Bewusstsein der höhere Begriff, der einerseits alles noch irgend bewusste Gedächtniswerk umfasst, anderseits alle die täglich neuen Erfahrungen, welche noch nicht in das Gedächtnis eingetreten sind. Wobei nicht zu übersehen ist, dass nur derjenige Inhalt unseres Bewusstseins, der vom Gedächtnisse apperzipiert wird, für unser geistiges Leben Bedeutung hat. Es scheint mir nun gewiss zu sein, dass diese beiden schwebenden Begriffe in der Sprache allein ihren Halt haben. Alles ganz oder halb bewusste Gedächtnis des Menschengeschlechts bis herab zum letzten Individuum ist in der Individualsprache jedes einzelnen Menschen niedergelegt, und zum Bewusstsein kommt jedem Einzelmenschen, in den hellen Blickpunkt des Bewusstseins tritt nur, was sich mit Worten ausdrücken lässt. Und in der menschlichen Sprache liegt zugleich das ewige Bestreben, Gedächtnis und Bewusstsein zu versöhnen. Nämlich so: wenn man auf der höchsten Stufe des uns bis jetzt möglichen Vorstellens unterscheiden will zwischen Gedächtnis und Bewusstsein, so muss man sagen, dass das Bewusstsein die martervollsten und übermenschlichsten Anstrengungen macht, sich von der Herrschaft der Instinkte zu befreien und jedem neuen Eindrucke gegenüber frei, das heisst von der Entwickelungsgeschichte unabhängig die Ueberlegenheit des Individuums zu behaupten, das Ich der zwingenden Welt stolz gegenüber zu setzen; dass das Gedächtnis die unabweisbare Tendenz hat, durch Einübung der Aktionen, in welchen alle Erinnerungen bestehen, automatisch, das heisst instinktiv zu werden. Gedächtnis und Bewusstsein aber müssen sich an die Sprache klammern. Die Sprache nun ist der instinktive Teil unseres Denkens oder Gedächtnisses und der unbewusste instinktive Teil des Bewusstseins. Das Denken muss entarten, muss sich vom jeweiligen Sprach-

Digitized by Google

gebrauch emanzipieren, wenn es als stolzes Selbstbewusstsein über das Gedächtnis hinausgelangen will.

Automatisches Gedächtnis.

Ist dem wirklich so, so verlieren die beiden Begriffe Bewusstsein und Gedächtnis, die uns abwechselnd mit ihrer Gleichheit und ihrer Ungleichheit genarrt haben, zugleich ihre Schärfe und ihren Wert. Wir bemerken dann nur noch in der Geschichte des menschlichen Geistes sowohl, wie in den unbedeutendsten Vorkommnissen dieser Geschichte, z. B. in unsern täglichen Geistesgewohnheiten, eine Tendenz, die immer auf Arbeitsersparnis hinausläuft und die wir je nach unserm Interesse bald Bewusstsein, bald Gedächtnis nennen. Das Gedächtnis hat überall die Tendenz, ein automatisches Gedächtnis, also eine Art Instinkt zu werden. Wer von Noten spielen lernt, muss zunächst die einzelnen Notenzeichen und ihre Gruppierungen dem Gedächtnisse einprägen. Wir übersehen dabei gern, dass der Anfang dieses Auswendiglernens da ist, wenn das Notenzeichen in unser Bewusstsein eintritt, was ein sehr komplizierter Vorgang ist. Hat ein Schüler sich die Notenzeichen schnell gemerkt, so loben wir sein gutes Gedächtnis. Ist der Schüler später ein Virtuose geworden, so hören wir auf, seine Kenntnis der Notenzeichen unter den Begriff des Gedächtnisses zu fassen. Er verbindet das sichtbare Zeichen mit dem entsprechenden Tone und dann wieder mit der entsprechenden Fingerbewegung so automatisch, wie beim normalen Menschen die komplizierten Bewegungen des Gehens oder des Essens automatisch geworden sind. Das Gehen und das Essen sollten wir unter die Instinkte rechnen; auch das Notenlesen würde instinktmässig genannt werden, wenn es allgemein ererbt und nicht von einzelnen Menschen mühselig erworben würde. Automatisch ist es beim guten Klavierspieler sicherlich. Automatisch wird bei ihm jedoch auch unter Umständen das Auswendigspielen eines langen Stückes. Auch da neigt die Sprache dazu, von einem gedankenlosen Spielen zu reden, das heisst doch wohl von einem Spielen ohne Bewusstsein, ohne Besinnung, ohne bewusste Gedächtnisarbeit. In solchen Fällen hat das Gedächtnis sein Ziel erreicht, es hat sich

Digitized by Google

selbst überflüssig gemacht, wie man das von einer guten Regierung verlangt. Noch auffallender ist dieser Weg bei solchen Uebungen, die von grössern Menschengruppen oder die von allen Menschen angestellt werden. Das Bücherlesen geschieht heutzutage von allen gebildeten Menschen ohne Besinnung, ohne Gedächtnisarbeit. Das Wort Gedächtnis wenden wir dabei nur noch auf das besondere Auswendiglernen ganzer Stellen an. Das Gehen geschieht instinktiv, nachdem das Gehenlernen überwunden worden ist; wer später tanzen lernt, muss wieder Gedächtnisarbeit verrichten, bis auch das Tanzen automatisch wird. Das Essen geschieht instinktiv; wer aber später einen Fisch, eine Auster nach der jeweiligen Sitte essen lernen will, muss sein Gedächtnis anstrengen, bis ihm das Fischessen, das Austernessen zur leichten Gewohnheit, bis es automatisch wird.

Man wird wohl einsehen, dass wir da überall mit dem abstrakten Worte Gedächtnis nicht auskommen können. Unter Gedächtnis stellt man sich immer noch etwas wie eine Kraft vor, die Vorstellungen wiederholt, die mühsam einübt. Und doch erkennen wir jetzt die Mühelosigkeit, das automatische Wiederholen als dasjenige, was erst Gedächtnisarbeit heisst. Und wieder vergisst die Sprache das Wort Gedächtnis anzuwenden, sobald das Ziel erreicht ist und das Gedächtnis gut funktioniert. Der Grund liegt darin, dass jeder Anfang der Einübung mühsam, also bewusst vor sich geht und dass wir, auf diese Mühsamkeit oder Bewusstheit aufmerksam geworden, die Arbeit von der Mühelosigkeit, das Bewusstsein vom Gedächtnisse trennen. Ich muss freilich gestehen, dass eine solche sprachkritische Betrachtung nahe an den sprachlichen Nihilismus hinführt, weil wir von den einzig wirklichen physiologischen Vorgängen dabei nichts wissen und alle Begriffe für die psychologischen Vorgänge schwanken, was dann allerdings natürlich ist. Wir haben vorhin gesehen, dass alles Gedächtniswerk oder Denken ein Vergleichen ist, jedes Vergleichen eine Bewusstseinsänderung, bei welcher wir eine Art von Ruck als Beziehung der Ungleichheit und das Ausbleiben des Rucks als eine

Digitized by Google

Beziehung der Aehnlichkeit oder Gleichheit empfinden. Der Ruck weckt unser Bewusstsein oder vielmehr er ist ein Zustand, den wir einen Bewusstseinszustand nennen. Vielleicht ist alle Thätigkeit des Gedächtnisses ein Bemühen unseres egoistischen Organismus, diesen Ruck abzuschwächen. Alles Wachstum des menschlichen Geistes, welches doch real nur im Wachstum der Individualgeister bestehen kann, vollzieht sich also in einer ewigen Gegenbewegung: jede ungewöhnliche oder uneingeübte Wahrnehmung wird mit einer Anstrengung oder mit Bewusstsein apperzipiert und behufs Klassifikation dem Gehirnschatze übergeben, welcher, insofern er ein lebendiges Ganzes ist, Gedächtnis heisst; und dieses lebendige Ganze macht sich sofort an die Arbeit, die Benützung der neuen Wahrnehmung unbewusst oder automatisch zu machen, Arbeit zu ersparen.

Ist schon das Lesen für uns Büchermenschen eine automatische Thätigkeit, so ist das Sprechen fast völlig so automatisch und instinktiv wie das Essen. Stumme Menschen rechnet man in das Gebiet der Pathologie, wie man Menschen ohne Speiseröhre dahin rechnen würde; dass solche Menschen aus Mangel an Nahrung zu Grunde gehen müssten, ist ein relativer Zufall, der die Aehnlichkeit nicht aufhebt. Dass die Sprache nur innerhalb einer Volksgenossenschaft brauchbar ist, dürfte denn doch auch in der Kunst des Essens eine Analogie haben; man denke sich einen städtischen Robinson, ohne Robinsons romanhaften Scharfsinn, auf eine kleine Insel verschlagen, die ihm weder Vogeleier noch Muscheln, noch Lamamilch zur Nahrung böte und deren nahrhafte Wurzeln und anderes dergleichen er nicht kännte; er würde sich mit der Natur nicht verstehen und so wenig essen können als ein Deutscher in China sprechen kann. In normalen Fällen jedoch übt der Mensch die Kunst seiner Muttersprache so automatisch wie die Kunst des Essens. Er hat jedes Wort mit einer gewissen Arbeit, mit einem gewissen Bewusstsein lernen müssen, um es nachher unbewusst zu gebrauchen; wir können wohl nicht daran zweifeln, dass ihm dieses Lernen durch eine ererbte Anlage erleichtert

Digitized by Google

worden ist, durch ererbte Instinkte in den Nervenbahnen. Zwischen dem Sprachgebrauche der italienischen Bäuerin, welche etwa das Vaterunser als Strafpensum zum hundertstenmal hundertmal aufsagt, und dem Gebrauch der Sprache bei einem Philosophen, der ein altes Wort neu definiert oder zu einem neugefundenen Begriffe ein passendes Wort findet, liegen unendlich viele Gradunterschiede der Intelligenz, der geistigen Arbeit. Wir haben ja eben erfahren, dass es auch in der Kunst des Essens solche Gradunterschiede gibt; wer die Austergabel erfunden hat, hat die Technik des Essens bereichert. Aber alle Gradunterschiede zwischen der Bäuerin und dem Philosophen lassen sich auf den einen Unterschied zurückführen, dass die Bäuerin und mit ihr bis hoch hinauf alle studierten Geschäftsleute, Pfarrer, Lehrer, Richter, Aerzte, wenn sie sich nicht freiwillig anstrengen wollen, die Sprache oder das Gedächtnis der Menschheit aus Arbeitsscheu oder im unbewussten Dienste der nach Arbeitsersparnis drängenden sogenannten Kultur, automatisch gebrauchen, — dass dagegen der Philosoph, und mit ihm jeder intelligente Arbeiter, der das Besondere seiner gegenwärtigen Arbeit beachtet, die Mühe des Apperzipierens nicht scheut, seiner Sprache oder dem Gedächtnisse der Menschheit eine neue Wahrnehmung anklassifiziert und so an seiner Stelle das Gedächtnis der Menschheit um einen Zug vermehrt.

*

Association und Sprache.

Die fundamentale Bedeutung des Gedächtnisses für die Erscheinungen, die wir als unser Seelenleben oder als unsere Gehirnthätigkeit zusammenfassen, ist klar; und wir wissen auch bereits, dass das Gedächtnis der organischen Materie ebenso Bedingung ist für die vegetativen Funktionen des menschlichen Körpers. Klar ist uns auch die ausserordentliche Schwierigkeit, uns über die letzten Ursachen psychischer Vorgänge mit den Mitteln der Sprache auseinanderzusetzen. Es heisst z. B., das Gedächtnis werde durch Aufmerksamkeit und durch Uebung verstärkt. Da wäre denn einmal Aufmerksamkeit, das andere Mal Uebung etwas, was

Digitized by Google

der jeweiligen Gedächtnisarbeit vorausgeht. Und doch wird Aufmerksamkeit in den weitaus meisten Fällen erst durch eine Erinnerung, also durch Gedächtnisarbeit erregt, und doch ist Einübung ohne eine jedesmal vorausgehende oder mitgehende Erinnerung unmöglich. Unsere Untersuchung, welche zuletzt auf den Wert der Begriffe oder Worte angelegt ist und auf die Realität dessen, was die Begriffe oder Worte uns vorstellen lassen, — unsere Untersuchung führt uns nun zu der naheliegenden Frage, welcher von den eben gebrauchten Begriffen eigentlich etwas Wirkliches darstelle: Uebung, Aufmerksamkeit oder Gedächtnis? Es können doch unmöglich in der Seele des Menschen diese drei Begriffe als leibhaftige Seelenvermögen beisammen sitzen und einander, wie die drei Nornen in der schemenhaften Vorstellung Wagners, das Seil zuwerfen. Es können auch unmöglich leibhaftige Seelenvermögen zu zweien oder zu dreien an unseren Gedanken weben. Unmöglich nach unserer Psychologie, weil nach unserer Psychologie das Wirklichste auch das Einfachste sein muss, und Aufmerksamkeit, Uebung und Gedächtnis äusserst komplizierte Begriffe sind. Aber auch die einzelnen Akte der Aufmerksamkeit, der Uebung und des Gedächtnisses können nicht das Wirkliche in unserer Seele sein, weil auch der minimalste Akt der Aufmerksamkeit nur Uebung oder Vererbung und Gedächtnis, der minimalste Akt der Uebung Gedächtnis (und bei bewusster Uebung auch Aufmerksamkeit) voraussetzt, und der minimalste Akt des Gedächtnisses sich beinahe gar nicht von einem Akte der Aufmerksamkeit und von einem Akte der Uebung oder der Vererbung unterscheiden lässt. Ich beneide jeden Psychologen, der in seinem Seelenleben so genau Bescheid zu wissen glaubt wie in seiner Wohnung und selbstsicher vorträgt, wie man aus der einen Stube in die andere Stube gelangt.

Die Schwierigkeiten wachsen noch, wenn wir beachten, dass das Denken im höheren Sinne an die Sprache gebunden ist, dass das Gedächtnis der Menschheit, wie es dem Individuum als ererbtes und erworbenes Wissen zur Verfügung steht, identisch ist mit der Individualsprache dieses

Digitized by Google

Individuums. Wir sind voreilig bereit, das Gedächtnis als eine Abstraktion fallen zu lassen, die Einzelakte der Aufmerksamkeit und der Einübung als Handlungen, die ja ihrem Wesen nach nicht wirklich sind, der Physiologie zu überlassen, und in der Sprache oder vielmehr in der Bereitschaft zum Gebrauche unserer Begriffe oder Worte das einzig Wirkliche in unserem Seelenleben zu erblicken. Es ist eine Ansicht wie eine andere und auch sie liesse sich systematisch darstellen. Unsere Einsicht wäre aber keineswegs dadurch gefördert. Erklären wir das Gedächtnis durch die Sprache, so müssen wir nachher die Sprache wieder durch das Gedächtnis erklären. Zu einer unerhörten Entdeckung werden wir auf diesem Wege offenbar nicht gelangen; aber einige kleine Korrekturen der bisherigen Begriffsdefinitionen werden wir dennoch finden, wenn wir trotzdem Gedächtnis und Sprache miteinander vergleichen und zu diesem Zwecke zunächst aus den Begriffen, die sich um das Gedächtnis herum associieren, dasjenige auszuscheiden suchen, was ganz gewiss nicht Sprache ist.

Dahin gehört vor allem das alte abenteuerliche Gedächtnis selbst, wenn man es personifiziert als ein Seelenvermögen auffasst. So sollte das Wort „Gedächtnis“ nicht länger in der Sprache geduldet werden. Dieses Gedächtnis ist ebenso unwirklich wie — die Sprache, die ja nicht einmal als Individualsprache Wirklichkeit hat, sondern nur eine Abstraktion ist von jeder wirklichen Sprachthätigkeit. Diese Thätigkeit nun wieder ist gewiss nicht identisch mit einem einzelnen Akte des Gedächtnisses, weil beim Aussprechen eines Wortes Erinnerungen an Wahrnehmungen und Erinnerungen an lautliche Zeichen gemeinsam auftreten. Jeder einzelne Akt des Gedächtnisses oder jede einzelne Erinnerung ist also von dem einzelnen Sprechakte unterschieden. Erinnere ich mich z. B. an eine Palme, so steht das Wort Palme auf der Schwelle des Bewusstseins so unmittelbar bereit, dass ein Nichts das Wort mit der Erinnerung verbinden kann; es kann sogar die Einübung weit genug gehen, um die Erinnerung unlöslich vom Worte zu

Digitized by Google

machen, aber wir haben dennoch die Gewissheit, dass es sprachfreie Erinnerungen gibt. Das Tier und manche Geisteskranke haben Erinnerungen ohne Worte. Die Einzelerinnerung ist also weniger als ihr lautliches Zeichen.

Das Zeitmoment.

Die Einzelerinnerung enthält aber sehr häufig wieder mehr als ihr lautliches Zeichen, den Zeitumstand, welcher dem Worte fehlt. Erinnere ich mich nämlich an die Palme, so führt mir die sogenannte Ideenassociation blitzschnell zunächst die blühende Palme im Giardino Winter von Bordighera vor das innere Auge, und je nach dem Grade meiner Aufmerksamkeit erinnere ich mich, dass ich diese Wahrnehmung einmal, vor Jahren, damals gemacht habe, richtig, im Februar 1883. Und blitzschnell sehe ich die mit Früchten beladene Palme im botanischen Garten von Algier vor mir und erinnere mich, dass es einmal war, vor Jahren, damals, ach ja, ich holte einen Brief von der Post, es war im März 1895. Ob ich will oder nicht, zum mindesten ein ungenaues Zeitmoment ist an die Einzelerinnerung geknüpft, während der Begriff oder das Wort seinem Wesen nach zeitlos ist.

Das Vorstellungsmoment und das Zeitmoment in einer Erinnerung ist in unserem wirklichen Denken selten so geschieden, wie wir sie hier begrifflich zu scheiden im stande waren. Die leiseste Anregung kann unsere Aufmerksamkeit von der Vorstellung auf die Zeit lenken. Ein ähnliches Verhältnis findet statt bei einer Art unmittelbarer Wahrnehmung, die uns jetzt helfen wird, diese Mischung in der Thätigkeit des Gedächtnisses zu erklären oder wenigstens durch Analogie zu begreifen. Das neugeborene Kind lernt sicherlich das Sehen früher als das Raumschätzen. Der operierte Blindgeborene erblickt zunächst alle Gegenstände auf einer Fläche, und diese Fläche ist hart vor den Augen. Unser Raumsehen aber vollführen wir blitzschnell, indem wir instinktiv, das heisst in diesem Falle automatisch nach jahrelanger, millionenfacher Einübung, aus der Stellung unserer Augen, aus dem Unterschiede in der Stellung beider Augen und aus zahlreichen Daten der Perspektive die

Digitized by Google

gesehenen Gegenstände im Raume verteilen. Wollen wir den Unterschied in den Ursachen des Flachsehens und des Raumsehens auf den kürzesten Ausdruck bringen, so können wir sagen: das absolut ruhende eine Auge, wenn es eine so absolute Ruhe im Blicken gäbe, würde flach sehen, das Raumsehen wird verstandesmässig erschlossen aus den Bewegungen der Augen oder vielmehr aus unseren Bewegungsgefühlen beim Blicken. Ohne nun irgend einen experimentellen Anhalt dafür zu haben, dass das Zeitmoment in der Erinnerung ebenfalls durch eine Bewegung im Gehirn, das heisst durch eine relativ lebhaftere Bewegung der Associationen, hergestellt wird, können wir uns doch vortrefflich ausmalen, wie eine verhältnismässig ruhige Anregung einer Gehirnzelle die Disposition zu einem Bilde wieder belebt, also eine zeitlose, rein begriffliche Vorstellung schafft, während ein blitzschnelles Ueberblicken der mitassociierten Ideen uns dazu verhilft, diese Vorstellung in der Vergangenheit zu lokalisieren. Ich bemerke dazu, dass die Gesichtswahrnehmungen, seien sie nun im Raume lokalisiert oder nicht, sehr wohl ohne Sprache vor sich gehen können, dass hingegen Erinnerungen immer das Bestreben haben, sich mit Worten zu verbinden. Auf die Gefahr hin, die Bedeutung des Gesagten wieder ins Schwanken zu bringen, muss ich weiter bemerken, dass in der Einzelerinnerung sowohl die Vorstellung als das Zeitmoment hungrig nach Worten ist. Der Sprache nahe verwandt ist freilich nur die Vorstellung selbst; ich weiss nicht einmal, ob ich mir z. B. die blühende Palme in Bordighera und die fruchttragende Palme in Algier mehr begrifflich in Worten oder mehr bildlich in der Phantasie deutlich machen kann. Es mag das von der grösseren oder geringeren Uebung der malerischen Phantasie abhängen. Aber auch das Zeitmoment der Vergangenheit bleibt ohne Worte undeutlich; ich muss wahrhaftig die Jahreszeit und die Jahreszahl aussprechen oder inwendig denken, will ich mir das Zeitmoment recht zum Bewusstsein bringen.

Ich knüpfe daran einen vorläufig ganz wertlosen Ein-

Digitized by Google

fall, eine Begriffsspielerei, wenn man will, oder eine Hypothese, wenn man anders will. Man hat gegenüber dem Gesichtssinne, der nicht nur Farben und Formen liefert, sondern zugleich auch nach allen Richtungen im Raume orientiert, also dem Raumsinne gegenüber, das Gehör den Zeitsinn genannt, weil nichts so geeignet ist, uns die Zeit ohne Werkzeuge messen zu lassen, wie die Vergleichung rhythmisch wiederkehrender Töne. Aber diese Orientierung in der Zeit durch das Gehör ist nur auf eine Gegenwart, auf eine dauernde Gegenwart beschränkt; das Gedächtnis spielt ein wenig mit, aber was wir eigentlich hören, ist nicht Vergangenheit oder Zukunft, sondern die gewissermassen gegenwärtige, rhythmisch vorüberrauschende Zeit selbst. Da scheint es mir denn sehr bemerkenswert, dass die Orientierung in der eigentlichen Vergangenheit und Zukunft erst durch Begriffe oder Worte erfolgt und dass diese Worte hörbare Zeichen sind. Es hätte vielleicht auch anders kommen können; die Sprache oder das Gesamtgedächtnis unserer Zufallssinne hätte vielleicht auch an andere als hörbare Zeichen geknüpft sein können. Aber es gehört zu den vielen schon beobachteten Zügen unserer Sprache nun auch der, dass sie durch ihre Hörbarkeit die Orientierung in der Zeit erleichtern mag und so besser als jede andere Sprache dem einzigen Nutzen dienen kann, den uns das Denken gewährt: Verstehen der Vergangenheit und Erwarten der Zukunft. Wie dem auch sei, das Zeitmoment wird einerseits sehr leicht zu einem Nebenobjekt der Einzelerinnerung und wird anderseits im bewussten Denken ein Ergebnis aus Worten, in denen sich die Erinnerungen an sich zeitlos als Begriffe gesammelt haben.

Associationsgesetze.

Nun folgen aber die Einzelerinnerungen nicht nur so in der Zeit aufeinander, wie sie durch aufeinanderfolgende Wahrnehmungen angeregt werden (wenn ich z. B. durch meine Vaterstadt wandere und dieses und jenes Haus alte Erlebnisse ins Gedächtnis zurückruft), sondern es ist auch eine Thatsache, dass eine einzige Anregung genügt, um automatisch eine unendliche Reihe von Erinnerungen wach

Digitized by Google

zu rufen, die dann natürlich in der Zeit aufeinanderfolgen. Ein lebhafter Kopf kann während der Dauer einer Stunde eine Kette von Erinnerungen durchlaufen, die sich durch Himmel und Erde, durch alle Wissensgebiete, durch Lust und Schmerz, durch Vergangenheit und Zukunft hindurchzieht, das letzte insofern, als auch Erwartungen schliesslich doch nur Endglieder von Erinnerungen sind. Spricht man in der Psychologie von der Zeitfolge der Erinnerungen, so nennt man diese gewöhnlich nicht Erinnerungen, sondern Gedanken oder Ideen, und nennt die seelische Erscheinung selbst seit der Zeit der Scholastiker, mit einem technischen Ausdrucke allerdings erst seit Locke Ideenassociation. Neuerdings hat Haeckel, der neue Worte fast noch lieber hat als neue Thatsachen, das schwierige Wort durch „Assozion" mundgerechter zu machen gesucht. Die Engländer waren die ersten, welche die Associationspsychologie fein ausgebildet haben. Nach ihnen haben dann die Deutschen die sogenannten Associationsgesetze aufgestellt und einerseits die Assimilation als die Verschmelzung sehr ähnlicher, die Komplikation als die Verschmelzung unähnlicher Gebilde zur Grundlage der Association gemacht, anderseits das Gesetz der Zeitfolge von Associationen systematisch durchzuführen gesucht. Ueber die Andeutungen des Aristoteles, nach dem Associationen namentlich durch Aehnlichkeit und Gegensatz und durch zeitliche oder räumliche Nachbarschaft der Erinnerungsbilder hervorgerufen werden, ist man freilich nicht wesentlich hinausgekommen, obgleich nach Hume Schopenhauer, der übrigens die Analogie neben die Aehnlichkeit setzte, bedeutungsvoll auf das Verhältnis von Grund und Folge als eine wichtige Quelle der Associationen hinwies und das Bedürfnis fühlte, eine Seelenkraft aufzustellen, welche als tiefere Ursache unter allen möglichen Associationen die letzte Wahl traf. Selbstverständlich sah der Willensphilosoph diese Kraft im menschlichen Willen. Trotz aller Dunkelheiten wollten die Associationsphilosophen in ihren Associationsgesetzen etwas entdeckt haben, was dem Gravitationsgesetze an Wert gleichkam. So John Stuart Mill. Ist

Digitized by Google

aber schon die Gravitation trotz ihrer unverrückbaren Gültigkeit nur eine Hypothese, nur eine Metapher, welche die beschriebene Erscheinung zu erklären glaubt, so sind die Associationsgesetze trotz ihrer ungefähren Gültigkeit doch zur wissenschaftlichen That, zur Bestimmung der Zukunft unbrauchbar, weil wir nicht aus diesen Gesetzen, sondern höchstens und unsicher aus dem Charakter und der Gewohnheit des Einzelmenschen die Erwartung erschliessen können, welche unter den möglichen Associationen der nächste Augenblick bringen werde. Wie das Gedächtnis sich zur Aufmerksamkeit und zur Uebung verhält, so auch zur Association. Die Associationsphilosophen sind in ewiger Verlegenheit, ob sie das Gedächtnis zur Grundlage der Associationen machen sollen oder umgekehrt.

Spinoza hat schärfer gesehen als seine Vorgänger und Nachfolger. Unbeirrt von der mangelhaften Physiologie und Psychologie seiner Zeit, hat er an einer beachtenswerten Stelle (Ethik II, 18) das Gedächtnis und die sogenannte Ideenassociation identifiziert. Er sagt: „Hinc clare intelligimus, quid sit memoria. Est enim nihil aliud, quam quaedam concatenatio idearum, naturam rerum, quae extra corpus humanum sunt, involventium, quae in mente fit secundum ordinem et concatenationem affectionum corporis humani.“ Zu Deutsch: „Hieraus (nämlich aus cartesianischen Vorstellungen, bei deren Prüfung wir uns hier nicht aufhalten wollen) ersehen wir deutlich, was das Gedächtnis ist. Es ist nämlich nichts anderes, als eine gewisse Verkettung von Ideen, welche die Natur der Aussendinge begreifen, und welche (die Verkettung) im Geiste entsteht nach der Ordnung und der Verkettung der menschlichen Sinneseindrücke.“

Wer diese schöne und merkwürdige Definition Spinozas zu Ende denkt, der muss meines Erachtens zu einer Einsicht gelangen, welche die Erscheinung der Association an noch viel einfacheren Seelenthätigkeiten wiedererkennt. Spinoza geht an der citierten Stelle von dem wohlbekannten Falle aus, dass ein Mensch zwei Dinge zugleich wahr-

Digitized by Google

genommen hat und nachher nach dem Untergesetze von der zeitlichen Berührung durch das eine Ding an das andere erinnert wird. Unterscheidet sich nun die gleichzeitige Erregung der Seele durch zwei Dinge gar so sehr von der gleichzeitigen Erregung der Seele durch zwei verschiedene Sinneseindrücke eines und desselben Dings? Wenn ich durch den Anblick eines Bergwaldes an mein Vaterhaus, durch den Geruch von Nelken an eine bestimmte schöne Frau erinnert werde, so wird mir das durch Gedankenassociationen erklärt. Wie aber, wenn ich die Komplikation von Sinneseindrücken, welche ich unter dem Worte Apfel zusammenfasse, den Geruch, den Geschmack, die Form, die Farbe, das Gewicht, die Konsistenz u. s. w. in meiner Erinnerung so beisammen habe, dass eine einzige dieser Wahrnehmungen mich an alle anderen erinnert, wenn ich also durch den Geruch oder durch den Geschmack oder durch den Anblick zu dem Urteil geführt werde: „das ist ein Apfel", wenn ich demnach die simpelste Anwendung von der menschlichen Sprache mache, liegt da nicht die gleiche Ideenassociation zu Grunde? Gewiss. Und Worte sind ja auch nichts anderes als das Gedächtnis assimilierter Wahrnehmungen. Wir werden uns nun nicht mehr wundern, wenn wir plötzlich die Hauptquelle all unserer Associationen in den Worten unserer Sprache erblicken werden. Diese Beobachtung ist, wenn sie richtig ist, von so entscheidender Wichtigkeit für das Wesen der Sprache, dass ich nicht umhin kann, den aufgestellten Satz genauer zu prüfen. Und die Sprache wird sich dabei wieder als so unzulänglich erweisen, wie wenn ich einem Stadtkinde den Unterschied zwischen Tanne und Fichte erklären wollte, ohne die beiden Bäume in Wirklichkeit oder in guten Bildern zeigen zu können. Jedenfalls wollen wir von Anfang an und für das Ende festhalten, dass Ideenassociation dasselbe ist wie Gedächtnis, dass es ein abstraktes Gedächtnis nicht gibt, sondern nur die Handlungen der Erinnerung, und dass jede Einzelerinnerung zuletzt Vergleichung ist, die sich entweder bei einer Aehnlichkeit beruhigt und zu dem Satze führt: das ist dasselbe,

Worte.

Digitized by Google

oder den Grad der Unähnlichkeit für ausreichend hält, um zu sagen: das ist etwas anderes.

Dass die Worte die Hauptquelle der Ideenassociationen seien, ist natürlich nur ein bildlicher Ausdruck für die Behauptung, es seien die Worte der Sprache die Hauptursache der Associationen. Dies kann nur von einer Seite gesehen richtig sein. Versetzen wir uns in den Geist eines gewöhnlichen Redners oder Schriftstellers, der Worte zu Markte trägt, in den Geist seines Zuhörers oder Lesers, so werden alle Ideenassociationen ausschliesslich durch Worte hervorgerufen. Man kann da sagen, dass für den gebildeten Durchschnittsmenschen das Wort die Ursache aller Gedankenketten ist, die alleinige Ursache. Anderseits sind, wie wir eben gesehen haben, die Worte der Sprache erst durch Ideenassociationen entstanden und entstehen noch heute im schöpferischen Kopfe des genialen Menschen neue Begriffe durch neue Ideenassociationen. Wenn es nämlich wahr ist, dass der Begriff Apfel, das heisst die Verknüpfung eines besondern Geruchs, Geschmacks u. s. w., zu einer unlöslichen Gesamtvorstellung ein Werk der Ideenassociation ist, genau so wie die Verknüpfung der Begriffe Apfel, Apfelbaum, Sommer, meine Heimat, meine Jugend, dann ist wirklich die Association die alleinige Ursache der Worte. Ebenso war es eine neue Gedankenassociation, als z. B. Schopenhauer in dem Herunterfallen eines Apfels und in dem Niederschlagen der Faust eine Aehnlichkeit erblickte und daraus seinen Willensbegriff formte. Da es Wechselwirkungen, da es eine Ursache ihrer selbst nicht geben kann, so ist es klar, dass wir die Ideenassociation schon wieder in zwei verschiedenen Bedeutungen nehmen. Aber dieser Zwiespalt geht in viel höherem Masse, als man glauben sollte, durch alle Naturbetrachtung. Wir können uns von dem obersten der modernen Begriffe, von der Entwickelung, nur darum kein deutliches Bild machen, weil jeder Anpassung eine Vererbung und jeder Vererbung eine Anpassung vorausgehen muss, und weil wir demnach niemals zu einem Anfangspunkte der Entwickelung gelangen können. Das ge-

Digitized by Google

wählte Beispiel ist für unsere Frage nicht ganz gleichgültig, weil Anpassung und Vererbung eigentlich wieder erworbenes und organisch gewordenes Gedächtnis ist, also vielleicht der Ideenassociation als Ursache der Worte und der Ideenassociation als Wirkung der Worte verwandt ist. Nicht meine Schuld ist es, wenn alle Begriffe wieder einmal gegeneinander streiten; es ist Schuld unserer psychologischen Terminologie, die so unfertig ist, wie etwa die Gemeinsprache gewesen sein mag, als man noch nicht einig darüber war, die Vierfüssler und die Vögel in besonderen Klassen zu trennen.

Einübung.

Wir wollen diesen Fehler unserer wissenschaftlichen Sprache noch an einem anderen Beispiele aufzeigen, an dem Verhältnisse zwischen der Ideenassociation und der Einübung. Jedes Schulkind kennt die Erscheinung und jede Amme wendet das Gesetz an, dass oft wiederholte Einübung bestimmte Ideenassociationen fest macht, wobei dann der Begriffsunterschied zwischen Gedächtnis und Ideenassociation ganz aufhört. Mag ein Schulkind das aufgegebene Gedicht noch so mechanisch lesen, liest es die Verse nur oft genug, so wird es die Reihenfolge der Worte für Jahre hinaus, vielleicht bis an sein Lebensende unverrückbar behalten. Noch passiver vollzieht das Kind zwischen ein und zwei Jahren durch wiederholtes Anhören die Ideenassociation zwischen einem Worte und einer Sache. Es kann keine Frage sein, dass da die Einübung die Ursache der Association ist. Richtet aber der Schulknabe seine Aufmerksamkeit auf sein Pensum, so wird er beim Lernen von Gedichten, von mathematischen Sätzen, von historischen Daten die Einübung um so schneller bewirken, je mehr Associationen er zwischen den aufeinanderfolgenden Worten, mathematischen Formeln, historischen Thatsachen findet. Es wird also hier die Association zur Ursache der Einübung werden. Und damit auch die dritte Möglichkeit im Verhältnisse zwischen Association und Einübung nicht fehle, kann man auch die Association oder Vergesellschaftung als ein geistiges Handeln, als eine Thätigkeit auffassen und sie der Thätig-

Digitized by Google

keit der Einübung ganz gleich setzen. So viel scheint aber aus dem Gesagten hervorzugehen, dass der Sprachgebrauch dazu neigt, die Association im Anfange der Entwickelung mehr als Ursache, im Verlaufe der Entwickelung mehr als Wirkung aufzufassen. So mag man auch das Verhältnis zwischen Association und Sprache verstehen; ohne dem Sprachgebrauche Gewalt anzuthun, könnte man etwa sagen, dass die Worte im Anfange der Entwickelung durch Associationen entstanden, dass auf unserer mittleren Entwickelung die Associationen durch Worte entstehen.

An diesem Punkte der Untersuchung kann ich schon auf einen Dienst von besondrer Tragweite hinweisen, den unser Denken dadurch erhält, dass es Sprache ist und dass die Worte der Sprache Associationen sind, und ich kümmere mich dabei nicht im mindesten darum, dass vor einer konsequenten Sprachkritik keines der eben ausgesprochenen Worte bestehen könnte, dass insbesondere das Wort „Dienst“ einen teleologischen und beinahe theologischen Beigeschmack hat. Ist doch unsere Sprache durch und durch vergottet, und verstummen müsste, wer sich vor dieser Flamme scheute. Dieser Dienst aber besteht darin, dass die Einübung unseres Wissens unaufhörlich und in ungeahntem Masse unbewusst durch den Gebrauch der Sprachzeichen vor sich geht. Es ist dabei einerlei, ob einer wie Shakespeare oder Bismarck zehn- bis zwanzigtausend Worte in seinem Sprachschatze besitzt oder ob einer nur über ein Vermögen von zwei- bis fünfhundert Worten verfügt; es ist ferner einerlei, ob diese Worte von ihrem Besitzer sprechend oder schreibend ausgegeben werden oder ob sie ihm nur so durch die Gedanken fahren. Je nach der Lebhaftigkeit seiner Phantasie erregt jeder innere oder äussere Gebrauch jedes Wortes jedesmal eine kürzere oder längere Reihe von Gedankenassociationen, und durch diese kaum auszudenkende Thätigkeit des Gehirns wird das gesamte Wissen des Menschen täglich mit einem Eifer eingeübt, für welchen keine bewusste Geistesarbeit ausreichen würde. Nur so ist es verständlich, dass einem Mommsen schliess-

Digitized by Google

lich sein stupendes Wissen jeden Augenblick bereitsteht: nur so ist es verständlich, dass dem Geiste des ärmsten Bauern seine kleinen Kenntnisse vom Wetter und von seinem Geschäfte mühelos zur Verfügung stehen. Bei der bekannten Enge des Bewusstseins wäre menschliches Denken überhaupt unmöglich, wenn die blitzschnellen Gedankenassociationen nicht wären; diese Blitzesschnelle wird durch die unbewusste Einübung, welche ebenfalls ohne die Zeichen der Sprache unmöglich wäre, hervorgebracht. Die Enge des Bewusstseins wird durch die unbewusste Einübung der Sprache überwunden. Auch hier wieder steht die Uebung als Wirkung der Ideenassociationen am Eingang der Entwickelung, um in der oft beschriebenen Erscheinung, dass das Gedächtnis durch systematische Uebung gestärkt werden kann, am Ende als Ursache zu erscheinen. Ich halte es für möglich, dass der Ursachbegriff, nachdem er durch ungezählte Jahrtausende die älteste und sicherste Hypothese des Menschengeistes gewesen war, nachdem er seit Hume rein begrifflich kritisiert worden ist, einmal durch die Entwickelung des Entwickelungsbegriffs in seinem Werte verändert werden wird. Und eine Korrektur des Ursachbegriffs wäre wohl die grösste Revolution, dessen der kleine Menschengeist fähig ist.

Betrachten wir nun als die Grenzen der Menschheit nicht den Besitzer von zwanzigtausend und von fünfhundert Worten, nicht einen Schöpfer wie Shakespeare oder Bismarck und einen deutschen Bauer, betrachten wir als die Grenzen lieber einen Durchschnittsgebildeten mit seinem alltäglichen Schwatzbedürfnis und einen sogenannten Wilden mit seiner geringen Zahl konkreter Begriffe, so ist auf den ersten Blick das Verhältnis zwischen Ideenassociation und Sprache bei beiden sehr verschieden. Beim Durchschnittsgebildeten, und nicht viel anders beim Durchschnittsphilosophen und Durchschnittsgelehrten ist wirklich die Sprache die Hauptquelle aller Associationen. Wir bemerken es im Parlament, im Hörsaal, im Salon, wie das eine Wort das andere hervorruft und die Sprache für den Redner, den

Digitized by Google

Gelehrten, den Schwätzer genau so Brücken schlägt von einem Gedanken zum anderen, wie sie nach Schillers Wort für den Durchschnittsdichter dichtet und denkt. Man nennt das auch die Logik. Was wir an diesen Stätten der Durchschnittsbildung bemerken, was wir im Salon experimentell nachweisen können (ich kenne Einen, der mehr als einmal durch ein absichtlich gesprochenes Wort bestimmte, vorhergesagte Gedankenassociationen, Gespräche und Behauptungen aus scheinbar ganz selbständigen Menschen herauszog), das ist auch theoretisch aus den Gesetzen der Association zu begründen. Die Fälle, in denen Aehnlichkeit und Gegensatz, ferner die Nachbarschaft in Zeit und Raum bei sinnlichen Wahrnehmungen Associationen erzeugen, müssen nämlich verschwindend selten sein gegen die Fälle, in denen Aehnlichkeit und Gegensatz, ferner die Nachbarschaft in der Zeit (aber auch im Raume) im Gebrauche der Worte Associationen erzeugen. Denn der provisorische Weltkatalog, welcher nach dem jeweiligen Stande der Weltkenntnis den Vorrat unserer Sprache ausmacht, ist langsam unter den Gesetzen der Association entstanden.

Associationsgesetze.

Sind nun alle diese Beobachtungen und Begriffserklärungen richtig, ist die Sprache wirklich die Hauptquelle aller Associationen, wie umgekehrt die Sprache aus Associationen entstand, so erkennen wir auch, warum die Psychologie mit ihren starren Begriffen von Gedächtnis, Ideenassociation und Sprache alle diese Verhältnisse nicht einmal auszudrücken vermochte. Wir sehen jetzt, dass wir Gedankenassociationen und Gedächtnisthätigkeiten als die gleichen Erscheinungen auffassen müssen, höchstens etwa mit der Unterscheidung, dass Associationen ungefähr Erinnerungen im Zustande der Entstehung sind, so wie die neuere Chemie besondere Eigenschaften an aktiven, im Augenblicke der Trennung von anderen Körpern gegen ihre starre Erscheinung veränderten Stoffen nachgewiesen hat. Nur dass die aktiven Associationen an den Erinnerungen durch jede Erregung wieder belebt, reaktiviert werden können. Und noch einmal erinnere ich daran, dass solche Erregungen

Digitized by Google

unaufhörlich und nach allen Richtungen sich wiederholen, weil die Erinnerungen an Wortzeichen geknüpft sind, welche durch unzählige Fäden miteinander in Korrespondenz stehen. Behalten wir uns eine Differenzierung im Sprachgebrauche für bestimmte Untersuchungen vor, so können wir dennoch für die Entwickelungsgeschichte des menschlichen Verstandes Gedächtnis, Ideenassociation und Sprache als identisch setzen. Weil nun die Psychologie diese Gleichung bis zur Stunde nicht vollziehen konnte, darum musste sie sich auch vergebens mit der Entdeckung vollständiger Associationsgesetze abquälen. Freilich war es der Psychologie unmöglich, die Thatsachen des unwillkürlichen Gedankenganges zu übersehen; so konnte sie schon in sehr früher Zeit einige weite Allgemeinheiten wie Aehnlichkeit und Nähe von Zeit und Raum als Associationsgesetze aufstellen. Und sie ahnte gar nicht, dass sie dabei einige Entstehungsweisen der Begriffe (ich könnte auch Gesetze der Sprachentstehung sagen) erraten hatte, dass Begriffe wie Apfel, Kernobst, Frucht, Pflanzennahrung, dass andere Begriffe wie Haus, Strasse, Berlin, Preussen u. s. w., dass der 23. Juni, das Jahr 1899 u. s. w. genau durch die gleichen Associationsgesetze allein entstehen konnten. Zwei Jahrtausende später erst entdeckte man, dass z. B. das Verhältnis von Ursache und Wirkung ebenfalls Associationen zu stande bringe, und bemüht sich seitdem um eine systematische Associationspsychologie. Diese kann aber keine andere sein als die Psychologie der Sprache selbst. So viele Beziehungen in den Erscheinungen der Wirklichkeitswelt beobachtet worden sind, so viele Beziehungen infolgedessen in Grammatik und Logik der Sprache, das heisst in unseren Vorstellungen von der Wirklichkeitswelt ihren Ausdruck finden, so viele Beziehungen können Gedankenassociationen erzeugen. Und weil anderseits unsere Sprache zu arm und zu unwissend ist, um irgend welche geistigere Beziehungen als die brutalen der Aehnlichkeit und des Gegensatzes oder der Nähe von Zeit und Raum klar auszudrücken, weil in unserer Sprache nur ungefähre Analogien durcheinanderfliessen, und der Sinn

Digitized by Google

der Worte, der Wortfolgen und der Satzfolgen sich erst hinterher aus unserer Kenntnis der Wirklichkeitswelt à peu près ergibt, darum erscheinen uns unsere unwillkürlichen Gedankengänge, unsere Ideenassociationen so unzuverlässig, so leise über unsere Erinnerungen hintastend. In unseren Gedankenassociationen, die wie ein Mückenschwarm im Sonnenlichte tanzen, erscheint unser stolzes Denken in seiner wahren Gestalt. Die Selbsttäuschung beginnt da, wo wir unsere Aufmerksamkeit auf eine Mücke aus diesem Schwarme richten und in der Hypnose der Aufmerksamkeit etwas zu erkennen glauben, solange wir alles andere Wirkliche übersehen.

Niemand wird leugnen wollen, dass die Lebhaftigkeit der Associationen und die Sicherheit im Sprachgebrauche beim Schriftsteller in hohem Grade vereinigt sind, wir wollen darum die Erscheinung einmal beim Dichter, beim Redner und beim Gelehrten genauer ansehen. Und darüber wird wohl kein Streit mehr herrschen, dass die Phantasie des Dichters nicht etwa ein besonderes Seelenvermögen ist, sondern dass diese Phantasie nur die Erinnerungen in freier Weise verbindet, also eigentlich dieselbe Gedankenassociation ist, die wir aus unseren Traumzuständen kennen.

Association beim Dichter.

Keine psychologische Beobachtung der dichterischen Thätigkeit kann uns im Zweifel lassen über die wenn man will melancholische Thatsache, dass die Wortfolge, welche ein Gedicht ausmacht, durch Ideenassociation zu stande kommt und dass diese Ideenassociation in jedem besonderen Falle durch Aeusserlichkeiten beeinflusst werden kann. Ob der Dichter ein Goethe ist oder der letzte Skribler, so wichtig es für den Wert des gewordenen Gedichts sein wird, es ist gleichgültig für die psychologische Thatsache. Man stelle sich einmal vor, der Dichtersmann gehe von der Stimmung oder von der Absicht aus, den Eindruck des Frühlings in Versen auszusprechen. Er hat z. B. die Vorstellung vom blühenden Thal bereits gefasst. Nun ist es doch ganz klar, dass ihm — unbewusst oder bewusst — die weiteren Vorstellungen sehr verschieden zuströmen werden, je nachdem ihm

Digitized by Google

das werdende Gedicht als eine Reihe von Hexametern, als Reimstrophe oder als eine Kette von Stabreimen vorschwebt. Einem Goethe entsteht vielleicht das ganze Frühlingslied mit scheinbarer Plötzlichkeit so, dass der Dichter selbst nicht sagen könnte, wie er die Worte gefunden hat. Ein elender Reimschmied wird sich bewusst sein, dass er unter den möglichen Reimen nach einem suchte, dessen Begriff halbwegs zum Frühlingsliede passte. Heinrich Heine wird das Frühlingslied wie ein Genie finden und einen besonderen Wohllaut wie ein Reimschmied hinzu erfinden. Bei allen dreien jedoch wird die Aufmerksamkeit, je nachdem sie auf den Rhythmus des Hexameters oder auf den Reim oder auf die Allitteration gelenkt ist, durch Ideenassociation brauchbare Worte über die Schwelle des Bewusstseins bringen. Ich meine dabei nicht die Fälle, die beim Skribler die Regel sind und bei Goethe die seltenste Ausnahme, die Fälle nämlich, wo ein Flickreim dasteht, wo also die durch die Reimform erregte Ideenassociation falsche Wege eingeschlagen hat; nein, auch das herrlichste Gedicht entsteht im Geiste des gewaltigsten Dichters, so wie es entsteht, nur dadurch, dass die vorschwebende Form oder die Richtung der Aufmerksamkeit die Gedankenassociation lenkt. Man vergleiche einmal Verse aus Goethes schönsten Liedern mit den Knittelversen des Faust, mit den antiken Zeilen der römischen Elegien und etwa noch mit gewissen Spielereien aus dem Westöstlichen Divan, und man wird entdecken, dass dem Dichter nicht allein die Worte nach der Richtung seiner Ideenassociation eigen zuströmen, sondern dass sogar ich möchte sagen die Sprachprovinzen, aus denen die Worte kommen, andere sind. Der boshafte Butler, der Dichter des Hudibras, hat ganz recht, wenn er einmal sagt: „Der Reim ist das Ruder der Verse, mit dessen Hilfe sie wie Schiffe ihren Lauf richten."

beim Redner.

Aehnlich wie um Rhythmus, Reim und Allitteration beim Dichter steht es um den Witz beim Redner, und überhaupt bei dem Schriftsteller, der nicht gerade ein Dichter ist; wobei freilich zu bemerken wäre, dass im Geschmacke

Digitized by Google

mancher Zeit Poesie und Witz sich nicht wesentlich voneinander unterschieden. Ueberall, wo Witz ins Spiel kommt, nicht nur bei den gemeinen Wortspielen, ist es die Sprache, welche die Ideenassociation beherrscht. Und wenn mir in diesem Augenblicke einfällt zu sagen, dass Association durch alle Arten von Assonanz hervorgerufen werde (was freilich nur ein mässiger Witz ist und kaum das), so bin ich mir bewusst, dass die Gedankenverbindung durch die Allitteration veranlasst worden ist.

Witz. Das Wort Witz hiess im älteren Sprachgebrauche „die Witze" und bedeutete nicht viel anderes als die Weisheit oder vielleicht die Gabe, sein Wissen mit Schnelligkeit und Sicherheit anzuwenden. Gegenwärtig verstehen wir unter Witz die besondere Anlage eines Kopfes, spielende, verblüffende und dadurch belustigende Associationen zu knüpfen, schliesslich sogar (was meinem eigenen Sprachgefühle immer noch widerstrebt) die Einzeläusserung dieser Anlage, einen Witz. Zwischen diesen beiden Wortbedeutungen liegt der Sprachgebrauch gegen die Mitte des 18. Jahrhunderts, wo das Femininum „die Witze" bereits der Witz geworden war, und wohl als Uebersetzung des französischen esprit das ausdrückte, was wir heute wieder lieber durch Geist bezeichnen. In allen diesen Begriffswandlungen sagt aber Witz nichts anderes als dass derjenige, dem man Witz zuschreibt, in einer bestimmten Richtung seiner Gedankenassociationen den Durchschnitt der Menschen an Reichtum übertrifft. Beim Witze nach dem neuern Sprachgebrauche ist es offenbar, dass die Sprache ebenso die Quelle aller seiner Associationen ist wie beim Reime und der Allitteration. Bringt man einen von Natur witzigen Franzosen als Kind nach Deutschland, so dass er gar nicht Französisch lernt und das Deutsche seine Muttersprache wird, so wird er später als witziger Schriftsteller wohl in seinem ganzen Charakter manche ererbte französische Neigung bewahren können, es wird ihm aber auch nicht ein einziger Begriff in allen seinen Schriften so einfallen wie er ihm, auch abgesehen vom lautlichen Zeichen, eingefallen wäre, wäre er Franzose geblieben.

Digitized by Google

Was für denjenigen gilt, der ein Schöpfer von Poesie oder von Witz ist, das gilt ebenso für die Leute, welche die Poesie oder den Witz als Zuhörer oder Leser bloss geniessen wollen. Sie haben es leichter oder schwerer, aber auch bei ihnen werden alle Zauber der schnellen Ideenassociation nur mit Hilfe der Sprache ausgelöst. Wer die Worte oder Begriffe des Dichters, des witzigen Schriftstellers nicht zu seiner Verfügung hat, der wird die Poesie, der wird den Witz nicht verstehen können.

beim Gelehrten.

Nehmen wir den Witz oder die Witze (Fem.) nach dem Sprachgebrauche der älteren Zeit, so haben wir die Fähigkeit, die den Gelehrten ausmacht. Es bedarf nach allem Gesagten keiner weiteren Begründung, dass auch die Arbeiten des Durchschnittsgelehrten nichts anderes sind als geordnete Gedankenassociationen, geordnet und veranlasst durch die wissenschaftliche Sprache seiner Zeit. Wer daran zweifeln wollte, brauchte nur verschiedene Bücher eines vergangenen Zeitabschnitts zu lesen, und er wird erkennen, wie überall dasselbe steht. Es ist der sogenannte Geist der Zeit, welcher die Bücher einer Zeit diktiert. Und wenn die Kinder einer gleichen Zeit nicht wörtlich die gleichen Bücher schreiben, wenn unsere werten Zeitgenossen nicht auf die gleiche äussere Anregung alle die wörtlich gleiche Bemerkung machen — was doch bei der Identität der Anregung und der Muttersprache nach unserer Theorie wahrscheinlich wäre —, so liegt das bloss daran, dass die Individualsprachen der einzelnen Menschen durch Erziehung und Bildungsgang verschieden ausgefallen sind, und dass schliesslich die Richtung der Aufmerksamkeit nicht durch die Sprache, sondern durch den Charakter und folglich durch die Interessen des Sprechenden entschieden wird. Es ist ein bekannter Scherz, dass man Charakter und Lebensberuf seiner Coupémitinsassen erraten kann, wenn man plötzlich eine Bemerkung macht über das Wetter, über die Landschaft u. s. w. und auf die Ideenassociationen achtet, durch welche die Antworten hervorgerufen werden.

Dass die Ideenassociation und das Gedächtnis und die

Digitized by Google

Sprache mit dem Denken des Menschen identisch sei, mag in so knapper Ausdrucksweise wie ein verwegener Satz erscheinen. Dennoch richtet der Salonmensch und der Schmeichler sein Benehmen so ein, als ob er von der Wahrheit dieses Satzes überzeugt wäre. Er wirft, wenn er geschickt ist, ein scheinbar gleichgültiges Wort hin, welches durch Ideenassociation beim Zuhörer je nachdem zurechtweisende oder schmeichelnde Vorstellungen erweckt. Selbst der einfache Takt des Herzens bedient sich unaufhörlich der Ideenassociation anstatt der direkten Sprache. „Im Hause des Gehängten soll man von keinem Stricke reden," natürlich darum nicht, weil die betrübte Familie durch das Wort Strick an die Schande erinnert würde.

Abstraktion.

Die Sprache ist also die Hauptquelle aller Associationen; und sie ist die Quelle aller Associationen, also des Gedächtnisses oder des Denkens um so ausschliesslicher, je gebildeter das Denken ist, das heisst leider, je allgemeiner, umfassender, abstrakter es ist. Das Kind mag noch mit dem Worte Apfel die spezielle Vorstellung eines Himbeerapfels oder eines Borsdorfer Apfels verbinden, und mag darum mit dieser etwas konkreteren Vorstellung den Apfelbaum des Onkels associieren und den Tag, an welchem es den Apfel gestohlen hat. Der erwachsene und gebildete Mensch denkt bei Apfel nicht mehr an eine bestimmte Sorte, er wird viel eher geneigt sein, mit dem Worte Apfel den Begriff Obst oder Nachtisch zu associieren. Man sieht, die Association des Kindes geht ins Enge, die des gebildeten und wohlhabenden Herrn ins Weite. Das wäre natürlich nur ein geringer Unterschied der Associationsrichtung. Dazu kommt nun aber, dass der Himbeerapfel oder der Borsdorfer Apfel beim Kinde ein starkes Associationszentrum ist, beim erwachsenen gebildeten Herrn ein minimaler Punkt, auf welchen sich nur selten die Aufmerksamkeit richtet. Der gebildete Mann hat es eher mit dem Begriffe Frucht als mit dem Begriffe Apfel zu thun; und je nach seinem Berufe werden noch weit abstraktere Begriffe als Frucht die Zentralstellen seines Denkens sein. Nun ver-

Digitized by Google

langt es aber schon beim Gebrauche des Wortes Frucht eine besondere Ursache, um mit diesem Worte die intensive Vorstellung einer besonderen Fruchtsorte oder gar eines besonderen Fruchtkörpers zu associieren. In den allermeisten Fällen wird das Wort Frucht so verwandt werden, wie wir die Sprache überhaupt gebrauchen; wir geben Worte wie Banknoten aus und stellen uns dabei gar nicht die Frage, ob dem Werte der Note im Schatze ein materielles greifbares Unterpfand entspricht. Ich habe dieses alte Bild wohl schon öfter gebraucht. Hier sehen wir jedoch den Leichtsinn des Sprachgebrauchs noch heller beleuchtet. Man sollte glauben, es wäre schon Oberflächlichkeit genug, wenn die Worte flüchtig an die ihnen zu Grunde liegenden Wahrnehmungen erinnerten. Jetzt aber sehen wir, wie die Worte ohne besondere Ursache nicht einmal dies thun, wie die Ideenassociationen gerade beim erwachsenen Berufsmenschen das Gebiet der Abstraktionen gar nicht verlassen. Achten wir auf ein Gespräch, dessen Mittelpunkt der Fruchtbegriff ist, so ist hundert gegen eins zu wetten, dass die Ideenassociationen eher zu Fruchtpreisen, zu Fruchtreichtum, zu Fruchteinfuhr und -ausfuhr, zu Fruchtsaft u. s. w. führen werden als zu der Vorstellung eines individuellen Apfels; und dabei gehört Frucht immer noch zu den Begriffen, welche ein Schüler konkret nennen wird. Je höher das Gedankenleben eines Menschen sich erhebt, je geistiger sein Beruf ist, je abstrakter die Gegend, aus welcher er seinen Wortvorrat holt, desto seltener wird er nach der Gewohnheit menschlichen Denkens auf die unmittelbaren Sinneseindrücke als die letzten Ursachen seiner Begriffe reflektieren, desto sicherer und unbewusster wird er den Luftsprung von Wort zu Wort ausführen, desto ausschliesslicher wird seine Gedankenassociation oder sein Denken von seiner Sprache beherrscht werden. Es ist das freilich nur ein anderer Ausdruck für unsere Ueberzeugung, dass das menschliche Denken so arm ist wie die menschliche Sprache, nicht arm an Zeichen, doch arm an Wert. In diesem Zusammenhange, hier, wo wir die Erscheinung der Ideenasso-

Digitized by Google

ciationen als die Grundlage dessen erkannt haben, was wir je nach unserem Standpunkte bald das Denken, bald die Sprache zu nennen gewöhnt sind, — in diesem Zusammenhange ahnen wir, wie unser Denken oder Sprechen uns, die wir in jedem Augenblicke von unserer engen Aufmerksamkeit getäuscht werden, nicht mehr ist als das Spielen des Sonnenlichtes über den unzähligen Wassertropfen, die vor uns aus einer Regenwolke niederfallen. Jedem Betrachter ordnen sich Millionen Lichtpunkte zu einem anderen schönen und farbigen Regenbogen. Wir können den Regenbogen physikalisch verstehen. Wir können uns des Regenbogens erfreuen. Aber der Regenbogen gehört nicht zur Wirklichkeitswelt.

Es kamen ihrer drei gezogen,
Erblickten einen Regenbogen.
Der erste sprach: „Es hat geregnet,
Ja, meine Felder sind gesegnet." —
Der zweite rief: „Wie wonniglich!
Nichts gibt es schöner und nichts bunter!" —
Der dritte aber baute sich
Darauf ein Haus und fiel herunter.

Traum. Dem Spiel des Lichts auf unzähligen Wassertropfen gleichen die Ideenassociationen im wachen Zustande wie die im Traume. Im Traume wie im Wachen springt unsere Phantasie von einem Lichtpunkte zum anderen und baut die luftige Brücke des Regenbogens auf goldenen Schüsselchen, die nirgendwo stehen. Von Platon bis Schopenhauer ist das menschliche Denken oft und oft mit den Träumen der Schlafenden verglichen worden. Ein Unterschied ist da nur für die gemeine Bedürftigkeit des wachen Menschen. Der Träumende hat recht, wenn er einen Unterschied nicht wahrnimmt. Denn die Ideenassociation des Traumes unterscheidet sich vom wachen Denken nur dadurch, dass die brutalen Sinne nicht immer wieder die Aufmerksamkeit auf irgend eine Notdurft des Lebens richten, dass die Träume, unter sich zusammenhängend, mit der Wirklich-

Digitized by Google

keit nur noch durch einen dünnen Faden verknüpft sind und höchstens ab und zu durch leise Mitteilungen der schlafenden Sinne neue Anregungen erfahren. Das ist wichtig für die Geschäfte des Gehens und des Essens und des Geldverdienens. Im Traume können wir fliegen, im Traume finden wir goldene Berge. Im Wachen nur stösst uns die Wirklichkeit den rauhen Weg der Notdurft. Was wir jedoch über die Notdurft des Lebens hinaus unser Denken nennen, das ist wie der Regenbogen ein Spiel des Lichts, ein anderes für jeden Menschen, das ist wie der bunte Teppich der Träume ein Spiel. So fest und sicher die Kreisform des Regenbogens subjektiv entsteht, ein anderer Kreisbogen für jeden Betrachter, so fest und sicher associieren wir in unserem stolzen Denken die Farbe und die Raumform an den Gegenständen der Wirklichkeitswelt, die Raumform mit der Zeit, und niemand weiss zu sagen, ob die Verbindung des Raums mit der Farbe oder mit der Zeit mehr sei als der ewig wiederkehrende wache Traum der Menschheit. Wohl träumen wir unsere Bilder ohne Worte. Wenn wir Worte träumen, so träumen wir wieder Gehörbilder, so träumen wir Dialoge. Wir träumen wortlos, weil im Traume kein Wollen, kein Interesse, also keine Aufmerksamkeit uns an die Notdurft des Lebens kettet. Wenn wir wachen, so orientieren wir uns an unseren Worten innerhalb unserer gemeinen Interessen. Jenseits dieser Interessen sind die Worte nicht mehr als Träume, weil die Worte allesamt Metaphern sind, Bilder, in denen unsere Vorstellungen wie Mücken durcheinander schwärmen. Wenn wir einen Ton hoch nennen, so ist uns das Bild so geläufig, dass wir glauben, uns etwas dabei zu denken; aber im Altertum hat man die hohen Töne tief genannt und auch geglaubt, sich etwas dabei zu denken. Die Sprache ist Ideenassociation und die Sprache ist metaphorisch. Der Traum ist Ideenassociation und der Traum schenkt uns eitel Bilder. So ist die Sprache der ewige Traum der Menschheit, den wir für bedeutungsvoll halten, weil er bei jedem Erwachen wiederkehrt und die gleichen Bilder vor-

Digitized by Google

führt. Wir müssen uns befreien vom Aberglauben an die Sprache, wie wir uns befreit haben vom Glauben an die Bedeutung der Träume.

Es gibt Traumbücher für abergläubische Bettler, und der Verfasser eines philosophischen Werkes ist geneigt, in einem Traumbuche etwas zu sehen, was mit seinem eigenen Werke so wenig zu schaffen hat wie eine Seifenblase mit einer Pyramide. Ich aber fürchte: wenn man absieht von den Diensten, welche die Sprache der Notdurft erweist, ist die Sprache das Traumbuch der armen wortgläubigen Menschheit. Wir haben uns gewöhnt, die Ideenassociationen des ewig wiederkehrenden Tagestraums in Worten zu ordnen, weil wir sie im Gedächtnisse behalten wollten. Wir haben unser Gedächtnis durch den Gebrauch der Worte bis zum vermeintlichen Denken gesteigert; und weil wir Worte haben, so glauben wir an sie. Aber nur gebunden an die Worte sind die Associationen, nur noch unfreier sind sie geworden durch das Gebundensein. Dann hat man gar die Sprache durch Schrift und Druck noch fester gebunden als durch den Sprachgebrauch und hat geglaubt, noch weiter gekommen zu sein im Denken. Jawohl, bis an die Sterne weit. Wie viel Menschen in Berlin wohnen und wie viel Häuser da stehen, und wie viel Zentner Mehl und Fleisch es im Jahre verbraucht, nur das wissen wir besser durch Schrift und Druck, als es möglich wäre durch die Sprache von Mund zu Mund. Vollends unfrei aber ist durch Schrift und Druck geworden, was von den Associationen unserer Vorstellungen schon durch die Bindung an das Wort unfrei geworden war. So belasten alle künstlichen Mittel unseres Gedächtnisses diese Fähigkeit nur, anstatt sie zu bereichern. Eine Befreiung aus dieser Unfreiheit gibt es nicht. Und selbst diese unsere Einsicht in die ernstliche Traumhaftigkeit unseres Denkens ist keine Rettung aus der Nacht in den Tag oder aber aus dem Tagestraum in die nachtwandlerische Sicherheit des Schlaftraums, sondern nur eine vorübergehende Erlösung von dem Alp des Denkens, wie wohl auch mancher Träumer, inmitten der Angst eines ge-

Digitized by Google

träumten Schreckens, plötzlich in halbem Erwachen zu sich selber spricht: sei ruhig, es ist alles nicht wirklich.

*

Telephongedächtnis.

Man würde die Sprache nicht so überschätzt haben, wenn man diese menschliche Aeusserung nicht für ein untergeordnetes Werkzeug eines unendlich höheren Organs gehalten hätte, des Denkens, und wenn nicht das Denken wieder für eine Erscheinungsform einer unendlich höheren Seifenblase genommen worden wäre, der man darum gerade zu göttliche Ehren erweisen musste. Diese höhere Blase ist das sogenannte Bewusstsein. Sieht man sich dieses Bewusstsein genau daraufhin an, so bleibt nichts übrig als die Thatsache der Erinnerung. Mensch und Tier, ganz gewiss auch die Pflanze, da sie sonst nicht entwickelungsfähig gewesen wäre, haben ein Organ der Erinnerung. Diese Erinnerung kann gar nichts anderes sein als die verhältnismässig dauernde Wirkung der momentanen Sinneseindrücke. Diese Wirkung müsste für bessere Apparate, als wir sie haben, materiell nachweisbar sein. Das Denken, das Bewusstsein, die Sprache, das Gedächtnis oder wie man sonst die Funktion des Gehirns nennen mag, ist der ungeheure Speicher der Erinnerung. Nur dass dieser Speicher die einzelnen Beiträge nicht mechanisch unterbringen kann, sondern wie in der Buchhaltung eines Weltspeichergeschäfts sich mit einer Art von Giro- und Checkverkehr begnügt. Die unzähligen Sinneseindrücke werden auf eine beschränkte Anzahl von Namen gebucht, von Firmen, die miteinander in Verkehr stehen, von Worten. Etwas näher kommt man diesem komplizierten Institut eines Erinnerungsspeichers vielleicht durch einen andern Vergleich. An das Berliner Telephonnetz sind ungefähr so viele Firmen angeschlossen, als der weiteste Weltkopf Wörter zur Verfügung hat. Bei der gegenwärtigen Einrichtung muss freilich das Fräulein im Amte das Beste thun, wie der alte liebe Gott bei der prästabilierten Harmonie. Nun wäre aber eine Reihe unendlich empfindlicher Apparate denkbar, die automatisch die

Digitized by Google

Blase Selbstbewusstsein im Telephonnetz herstellt. Ich denke mir das so. In Amt I wohnt mein einziger Drucker, mit dem ich immer Aerger habe. Drücke ich nun, unbewusst vor Zorn heftig, auf den Knopf, so wird automatisch Herr A in Amt I gerufen. Bei Amt II ist der einzige Onkel B angeschlossen, bei dem ich schläfrig nach seinem Befinden anfragen will. Der schläfrige Druck löst Amt II aus und verbindet mich dort mit meinem Korrespondenten Herrn B u. s. w. Bei Amt VI suche ich jedesmal nur den einzigen Freund C und berühre ungeduldig den Knopf zweimal, was wieder durch Gewöhnung des Apparats an diesen feinen Unterschied automatisch Amt VI bei C auslöst. Wiederholen sich solche Nüancen bei allen 20000 Teilnehmern, so können im ganzen Telephonnetz hunderttausend von Kombinationen entstehen, die ohne Mithilfe des lieben Gottes, der Seele oder des Telephonfräuleins arbeiten. Die gelehrte Psychologie würde es Gedankenassociation nennen.

Mein geschickter Mechaniker, dem diese automatischen Kunststücke gelungen sind, würde nun noch weiter gehen. Ich müsste gar nicht an den Apparat herantreten. Ein lautes Diktieren wird meinen Drucker in Amt I, ein heftiges Gähnen meinen Onkel in Amt II und ein tiefer Seufzer meinen Freund in Amt VI rufen und ihn zu einer Reaktion veranlassen. Z. B. wird beim Drucker eine neue Druckmaschine das laut Diktierte automatisch setzen, der Onkel wird zurückgähnen und der Freund wird sich über meinen Seufzer ärgern. Tritt zu dieser selbstthätigen Gedankenbewegung nun noch ein Kontrollapparat, der alle Schwingungen der elektrischen Leitungen, die im lebendigen Körper Nerven heissen, phonographisch so registriert, dass die Kurbel des Phonographen sich auf einen Reiz hin in Bewegung setzt, und alles so lange herunterleiert, bis ich ihm befriedigt einen Stoss gebe, dann besitzt das Telephonnetz in der That einen selbstthätigen Denkprozess, die dazu nötige Sprache, die Erinnerung in der üblichen Form der Schrift, und man kann ihm ehrlicher Weise auch Selbstbewusstsein nicht absprechen.

Digitized by Google

Das Merkwürdige ist nur, dass dieses Wunder der Technik von unseren unerhört klugen Ingenieuren noch nicht erfunden worden ist, während die dumme Natur es in jedem lebendigen Organismus geschaffen hat. Wer daraus schliessen wollte, der Organismus der Sprache sei ein rein mechanisches Kunstwerk, der wäre ein abergläubiger Materialist und würde immer wieder da enden, wo der moderne liebe Gott als Musterschüler eines Polytechnikums zu finden ist. Bell und Edison sind keine Götter und die Telephonfräulein sind keine immateriellen Seelen. Wir verstehen das Geheimnis der Erinnerung oder des Denkens oder der Sprache eben nur nicht, wie wir auch andere Geheimnisse der Organismen nicht verstehen. Was wir mit den groben Zangen der Sprache nicht fassen können, das bleibt für uns unfassbar.

*

Unbewusstes Gedächtnis.

Seit Jahren, und lange vor E. v. Hartmann, ist gesagt worden, dass das Gedächtnis von unbewussten Vorstellungen geleitet werde. Die einfache Thatsache, dass der Schläfer von selbst in der Stunde aufwacht, zu der er aufstehen wollte, musste auf die Beobachtung eines Vorganges führen, welcher übrigens nicht die Ausnahme, sondern die Regel ist.

Hier, wo das Bewusstsein nur ein flausenhafter anderer Ausdruck für Gedächtnis ist, braucht das „Unbewusste“ gar nicht besonders genannt zu werden. Was augenblicklich nicht im Blickfeld des Gedächtnisses ist, ist eben zur selben Zeit nicht im Bewusstsein; also von allen unseren unzähligen Vorstellungen ist immer nur eine oder eine Gruppe bewusst, alle anderen schweben im „Unbewussten“; was aber ebensowenig merkwürdig ist, als dass ein Esser immer nur einen Bissen auf einmal im Munde hat. Ein zweiter Bissen ist bereits im Magen, ein dritter auf der Gabel, ein vierter wird beliebäugelt und die Hauptmasse liegt in der Schüssel.

Viel merkwürdiger ist es aber, und doch auch eine ganz alltägliche Thatsache, dass unsere Gabel des Gedächt-

Digitized by Google

nisses auf eine bestimmte Zeit, wie durch ein Uhrwerk, eingestellt werden kann. Die Beispiele lassen sich hundertfältig aufzählen.

Ich schliesse ein Buch und merke mir die Seitenzahl, da ich kein Eselsohr machen will; bis zum nächsten Oeffnen des Buches, also ein paar Stunden oder Tage, merke ich mir die Ziffer durch alle Ablenkungen des Lebens hindurch; habe ich aber die Seite wieder aufgeschlagen, ist die Ziffer bald für immer vergessen.

Ich gehe baden und merke mir ganz ohne Anstrengung die Nummer meiner Kabine; ich finde sie gedankenlos wieder und habe sofort die Nummer vergessen, nachdem das Gedächtnis seinen Dienst gethan hat.

Ich bin auf der Strassenbahn abonniert und weiss meine Nummer, eine vier- oder fünfstellige Zahl. Im nächsten Vierteljahr erhalte ich meine neue Nummer; nach kurzer Zeit ist die alte vergessen, die ich ein Vierteljahr mechanisch eingeübt hatte.

Dahin gehört auch der häufige Fall, dass ein Kind für eine Schulprüfung sehr rasch ein Gedicht auswendig lernt, die Sache auch zur Stunde gut aufzusagen weiss, sie aber nachher sofort wieder vergisst.

Wollte ich nicht ganz ehrlich sein, würde ich zur Erklärung von der hygieinischen Notwendigkeit des Vergessens und von der Macht des Bedürfnisses über die Seele reden. Davon später. Die Frage liegt hier etwas anders: Da es ausser dem Gedächtnisse keine Seele, kein Bewusstsein gibt, da das Gedächtnis auch nichts ist als ein Wortzeichen eben für die Fülle von Wortzeichen, so möchten wir wissen, wer oder was unser Gedächtnis in solchen Fällen so lange und nur gerade so lange in Spannung hält, als wir es brauchen.

Vor allem ist da auf kleine Selbsttäuschungen aufmerksam zu machen. Erstens geschieht das Merken für kurze Zeit nicht so plötzlich, wie es scheint. Wie der Knabe vor der Prüfung sein Gedicht (oder der Schauspieler seine allzu rasch gelernte Rolle) immer wieder halb bewusst wieder-

Digitized by Google

holt, so mögen wir auch — je nach der Wichtigkeit der Sache — die Nummern oder Ziffern öfter wiederholen und so gewissermassen nicht auswendig lernen, sondern uns gegenwärtig halten. So dass sie eben nicht mehr gemerkt wird, wenn das Unbewusst-gegenwärtig-halten aufhört. Ich habe mich öfter darauf ertappt, solche erledigten Zifferworte noch festgehalten zu haben, aus Zerstreutheit. Bemerkt man es, so wirft man das Wort aus seinem Gedächtnisse (es sind ausser Ziffern sehr häufig Namen, Strassennummern, die Adressen seiner Bekannten), wie man ein benutztes Pferdebahnbillet fortwirft. Oder noch besser: wie man in der Theatergarderobe die Nummer gegen seinen Ueberrock austauscht.

Zweitens aber glauben wir das Wort nach der Benutzungsfrist sofort zu vergessen, weil wir niemals mehr darauf zurückkommen, weil wir aufhören, es täglich oder stündlich einzuüben. Mit der Zeit entschwindet es auch für immer. Ich weiss heute nicht einmal mehr, welche Zimmernummer ich vor Jahren in Fonterossa hatte. Aber wenn ein Zufall uns z. B. zum Umkehren in die Badekabine zwingen würde, so fänden wir die Nummer wohl nach einiger Zeit im Gedächtnisse vor. Ich liess einmal eine Droschke am Bahnhof warten; halb bewusst merkte ich mir (für wenige Minuten) die (vierstellige) Nummer. Einige Stunden darauf hiess es: die Droschke wiederfinden. Es war etwas darin vergessen worden. Ich hielt es zuerst für unmöglich, mich auf die Ziffer zu besinnen, endlich aber gelang es doch.

Zieht man also diese Selbsttäuschungen ab, so bleibt keine andere Schwierigkeit übrig als die alles Lebens: wie ist es möglich, dass ein Organismus existiert, dass so ein Automat sich selbst bildet und gewöhnlich seinem Nutzen gemäss arbeitet? Wie der Magen und das Herz und die Galle, so arbeitet auch das Gehirn „zweckmässig“ für den Nutzen des Ganzen. Das ist das Geheimnis des Bewusstseins und wir erschweren es uns dadurch, dass wir in der Sucht nach Personifikationen das Produkt des Gehirnes mit

Digitized by Google

dem Götternamen Gedächtnis belegt haben, dass wir für die Einheit und den Zusammenhang der Vorstellungen den anderen Götternamen Seele haben, und nun — anstatt uns über das Phänomen des Lebens ein für allemal satt zu wundern — über jede Verwandtschaft zwischen Seele und Gedächtnis aufs neue in Verwunderung geraten. Nicht dass „Hand" auf französisch „main" heisst, ist merkwürdig, sondern die wirkliche Hand ist es.

*

Bewusstes Denken.

Der gelehrte Logiker unterscheidet gern das laienhafte natürliche Denken vom eigentlichen, vom bewussten Denken. Für mich ist auch Selbstbewusstsein identisch mit Erinnerung, einer unerklärten Thatsache, die Hering eine Funktion der organischen Materie genannt hat, ohne sie dadurch besser zu erklären. Erinnerung ist in jedem Organismus. Wenn ich kaum geboren zu atmen beginne, so ist diese ganze Bewegungskomplikation ererbte Erinnerung der Muskeln und Nerven. Wenn der Klavierspieler mit Sicherheit ein Stück zu Gehör bringt, so arbeitet der ganze Mechanismus vom Gehörzentrum (mitunter auch ohne Gehörzentrum) bis zu den Fingerspitzen nach geübter Erinnerung. Diese beiden Erinnerungsarten, die Erinnerung der Gattung oder der Instinkt, und die Erinnerung der Uebung oder die Fertigkeit, sind nicht bewusste Erinnerungen, mögen sie nun vom Rückenmark oder von einer Gehirnprovinz ressortieren.

Das bewusste Denken, soweit es eines gibt, hat nun die Eigentümlichkeit, dass das Gehirn sich an sein Erinnern erinnert. Die Muskeln und Nerven, die das Atmen und das Klavierspielen machen, sind offenbar autonom. Sie wechseln mit der Zentrale keine Schriftstücke. Wie sie das anfangen, um dennoch nicht anarchisch zu werden, und wie sie in ihrer engeren Verwaltung ohne Sprache fertig werden, das ist ihre Sache. Das Wesen der Zentrale liegt darin, dass es von allen Vorgängen der Dezentralisation dennoch Kenntnis hat, und seiner eigenen Denkthätigkeit zuschauen,

Digitized by Google

sich selbst über die Achsel schauen kann, wozu oder wovon der Kopf bedenklich verdreht werden muss.

Bewusstes Denken ist also wahrnehmbare Erinnerung. Das Unfassbare dieses Vorgangs wird vielleicht heller, wenn wir beachten, dass auch beim Sehen eine Bewegung vorausgeht, die doch eigentlich das Sehen voraussetzt. Wir bewegen unsere Augäpfel so lange hin und her, bis das Bild des Gegenstandes, den wir zu unserm Vorteil prüfen wollen, auf die Netzhautstelle des deutlichsten Sehens fällt. Wir fangen also die Beute in der Sehgrube ein, und wir lassen sie wieder laufen, wenn sie uns nicht wertvoll scheint. Dem deutlichen Sehen geht ein nebelhaftes Bemerken voraus. Was demnach unsere Augäpfel in Bewegung setzt, kann also noch gar nicht eine der Nebenmaschinen des Sehzentrums sein, sondern unser Interesse, welches das Instrument regiert. So mag es auch unser Interesse sein, der Hund Vorteil, welcher unser Gehirn bei seiner Erinnerungsjagd bewacht und den Schein erweckt, als könnten wir uns selbst über die Achsel schauen. Der Wachtdienst unseres hungrigen Interesses mag auch das tiefste Rätsel des Denkens, wenn nicht erklären, so doch zu Wort bringen, was ja bei Rätseln für uns Kinder genügt.

Es ist seit mehr als hundert Jahren für die Schüler der ältern Engländer und Kants ausgemacht, dass es keine Brücke gibt von unserm Denken zur Wirklichkeit, vom Subjekt zum Objekt, vom Ich zur Welt. Was wir immer von der Wirklichkeit wissen, die Bewegung der Sterne und das Gewicht eines Mehlsacks, die Geschichte Persiens und die Nässe dieses Wassertropfens, alles wissen wir gleich indirekt nur durch unser Denken. Ob dieser Wassertropfen oder dieser Mehlsack in der Welt an sich, das heisst ausserhalb unseres Kopfes mit unsern Vorstellungen identisch oder irgendwie ähnlich sei, das zu wissen haben wir niemals ein anderes Mittel als unser Denken. Denn selbst den verhältnismässig unmittelbarsten Eindruck lernen wir erst als Nervenerregungen kennen. So musste die Metaphysik einmal zu der verzweifelten Anschauung Berkeleys kommen,

Digitized by Google

welcher in all seiner Gottgläubigkeit an die Existenz der Welt nicht mehr glaubte. Das Denken konnte ihn nicht belehren, denn es liefert keine Kontrolle der Wirklichkeit. Wohl aber besitzen wir eine solche in unserm hungrigen Interesse. Wenn wir das Bild einer Sache wahrnehmen und dieses Bild auf dem Umwege des Wortdenkens unsern Willen beeinflusst, so dass unser Wille thätig nach diesem Ding reflektiert und der Wille danach befriedigt ist, so wird wohl das Ding irgendwie wirklich gewesen sein. Deutsch gesprochen: Wenn wir ein Brot sehen, danach langen, es fressen und dadurch unsern Hunger stillen, so wird es wohl Nahrung gewesen sein. Die Befriedigung unseres Interesses garantiert für die Wirklichkeit. Und der Fabelhund, der das wirkliche Stück Fleisch fallen liess, um nach dem Spiegelbilde zu schnappen, war nicht der gesunde Hund des wachthabenden Interesses, sondern ein idealistischer Hundephilosoph.

*

Sprache Bewegungserinnerung.

Es ist einer der Ausgangspunkte dieser Schrift, dass es kein Denken gebe ausser dem Sprechen, dass das Denken ein totes Symbol sei für eine angebliche, falsch gesehene Eigenschaft der Sprache: ihre eingebildete (von ihr selbst uns eingebildete) Fähigkeit, die Erkenntnis zu fördern. Ich weiss wohl, dass diese rein negative Behauptung eben auch die Erkenntnis nur negativ fördert; aber es ist endlich Zeit, dass die Menschheit ihre Sprache, das heisst ihr Gedächtnis entfetische, nachdem sie durch ungezählte Jahrtausende Abstraktionen oder Fetische gehäuft, und ihren Müllkasten die Schatzkammer ihres Geistes genannt hat.

Abgesehen von diesem Zerstörungsverdienst — vielleicht hat Herostratos auf der Folter etwas Falsches ausgesagt, vielleicht hat er den Artemistempel von Ephesos aus Freigeisterei angezündet — hat die Annahme, dass es neben dem Sprechen kein besonderes Denken gebe, noch den Vorteil, einige Hauptfragen zu vereinfachen.

Die alte Frage: „Wie können Geist und Körper, Denken

Digitized by Google

und Räumliches aufeinander wirken?" — ist trotz Descartes und Spinoza, trotz unseren Materialisten und ihrer Physiologie noch heute unbeantwortet. Nimmt man eine denkende Seele an, so ist die Schwierigkeit eine doppelte; man weiss nicht, wie die Schallerregung durch einen andern Menschen (bei Entstehung der Sprache und bei ihrer Neuentstehung in jedem Kinde) bestimmte Gedanken in der Seele wecken könne, und ebensowenig, wie ein Gedanke der Seele die Sprechorgane zu einem verständlichen Schalle innervieren könne. Man müsste geradezu sowohl für die sensiblen wie für die motorischen Nervenbahnen eine Art Dirigenten, einen Umschalter, eine Ueberseele annehmen, und auch dann wäre das eigentliche Rätsel nur zurückgeschoben. Doch auch die gemeine materialistische Redensart, dass das Gehirn denke, Gedanken fabriziere (wie die Niere Harn), bietet die gleiche Doppelschwierigkeit für den gewöhnlichen Gebrauch, aber auch für die Entstehung der Sprache. Denn — abgesehen davon, dass ein Fortschritt der Erkenntnis durch diese Hirnsekretion eine abenteuerliche Vorstellung sein müsste — das Verständnis des Schalls ist ebenso unerklärbar wie die Rückverwandlung des Verstandenen in einen Schall. Hören und Sprechen sind zwei Rätsel, und zwar verschiedene Rätsel.

Nun hätte das Bedürfnis der Vereinfachung längst dazu führen sollen, diese beiden — offenbar reziproken — Rätsel auf eins zurückzuführen, Hören und Sprechen gewissermassen auf eine Formel zu bringen.

Etwas Aehnliches — das hätte man bemerken müssen — scheint vorzuliegen, wenn wir einen Gegenstand zugleich sehen und greifen können.

Was ist denn ein „Gegenstand"? Doch immer nur eine (mechanische oder organische) Einheit von bewegten Molekülen oder Molekularbewegungen (unser Wissen hat eben keine klareren Worte, ich muss sie brauchen). Es ist ein unerklärtes Wunder, dass diese Molekularbewegungen sich durch unsere natürlichen Augengläser, dann durch den Sehnerv u. s. w. bis zu einem „Zentrum" fortpflanzen, dass das

Digitized by Google

Zentrum eine Ursache seiner Gereiztheit als „Gegenstand" nach aussen projiziert; es ist ein zweites Wunder, dass dasselbe oder ein benachbartes, einverstandenes Zentrum die Beine und Arme nach dem Gegenstande hinbewegt und durch Fingerbewegungen, tastend, dieselben Molekularbewegungen, das ist denselben „Gegenstand" wahrnimmt, den die Augen „gesehen" haben. Das Wunder ist damit nicht erklärt; aber es ist doch schon etwas, zwei Wunder auf ein und dasselbe Bekannte, hier die Bewegung, zurückgeführt zu haben. Freilich wird dadurch die altbekannte Bewegung ihrerseits wieder zum Wunder.

Wie Sehen und Greifen, so mögen auch Hören und Sprechen nur die beiden Richtungen eines und desselben Bewegungswunders sein. Es sind ja doch nur die beiden Richtungen der Sprache, die wir als das Gedächtnis oder Bewusstsein (nicht als ein Produkt des Bewusstseins oder Gedächtnisses) erkannt haben. Und da die Sprache oder die Wortmasse nichts ist, als eben das Gedächtnis oder die Masse, oder die Summe, oder das System von Erinnerungszeichen, und da die Erinnerungszeichen oder Nervengleise gar nichts anderes sein können als die Bewegungen in den Nerven, welche zu diesen Nervengleisen werden, so ist es wieder einmal ein tautologischer Satz, zu sagen: Die Worte der Sprache sind Bewegungserinnerungen.

Und wieder: so logisch, das heisst ja eben tautologisch dieser Satz aus dem Bekannten hervorging, er konnte dennoch nicht erschlossen oder ausgesprochen werden, bevor er nicht als eine Beobachtung oder Selbstbeobachtung vorlag. Stricker (Studien über die Sprachvorstellungen) hat solche Selbstbeobachtungen darüber, dass Sprachvorstellungen immer motorische Vorstellungen sind, gesammelt, und ich will hier vereinigen, nicht was er lehrt, sondern was ich aus seinem Buche gelernt habe. Ich werde auch seine Ausdrucksweise verlassen müssen, weil ich manche eigene Beobachtung hinzufügen will und das Beobachtete anders nennen möchte.

Man sagt gewöhnlich, man könne denken, ohne zu

Digitized by Google

sprechen. Versteht man darunter, man könne denken, ohne laut zu sprechen, so ist der Fehler geringer, als wenn man glaubt, ganz und gar ohne Worte denken zu können. Genauere Selbstbeobachtung zeigt jedoch, dass man auch das stille Denken nicht ohne wahrnehmbare, fühlbare Wortartikulationen vollziehen kann. Stilles Denken.

Wenn wir bei gespannter Aufmerksamkeit — in ruhender Lage und mit geschlossenen Augen — eine Melodie ohne Worte deutlich vorstellen, so empfinden wir begleitende Bewegungen im Kehlkopf; wenn wir ebenso einen bekannten Vers oder einen eben neu gebildeten Satz deutlich (tonlos) vorstellen, so empfinden wir begleitende Bewegungen genau in denjenigen Teilen unserer Artikulationsorgane, die sich beim lauten Sprechen sichtbarlich bewegen.

Ich bemerke sogleich, dass diese Bewegungen stark genug sind, um unter Umständen auch an Anderen wahrgenommen werden zu können, sowie auch vom Experimentator an sich selbst durch den Tastsinn. Zwischen dem lauten Sprechen und dem ganz unfühlbaren stummen Denken gibt es viele Abstufungen.

Mein beweisendes Experiment ist sehr einfach. Wenn ich meine Finger fest an die Knorpeln über dem Kehlkopf lege (mir oder einem Andern) und der Kopf, der zu dem Kehlkopf gehört, sehr distinkt Worte oder einzelne Laute vorstellt, so kann ich mit den Fingerspitzen die Bewegungen einzelner Konsonanten unterscheiden. Besonders ausgezeichnet sind G und R. Ich glaube, dass sehr feinfühlige Menschen mit den Fingerspitzen wirklich Gedanken lesen könnten, so wie doch auch Taube von den Lippen die Worte lesen, trotzdem nur wenige Laute mit den Lippen hervorgebracht werden.

Es gibt, wie gesagt, Abstufungen in der Stärke des Lautvorstellens, wie in der Stärke des Sprechens. Der Uebergang vom stärksten stillen Denken zum noch so leisen Sprechen ist allerdings ein plötzlicher, aber doch nur durch den Hinzutritt des Atems, des Schallerzeugers. Die Bewe-

Digitized by Google

gungen der Artikulationsorgane werden unmerklich stärker, wie man sehr gut bei den Vokalen O und I beobachten kann.

Wenn nun das Denken der Laute so schwach wird, dass es mit dem tastenden Finger nicht mehr wahrzunehmen ist, dann fühlt die Selbstbeobachtung immer noch die Innervation der Sprachorgane.

Es scheint nicht zu kühn, aus diesen Abstufungen zu schliessen (nicht logisch, deduktiv, sondern induktiv, als wahrscheinlich zu schliessen), dass auch die ganz leisen Lautvorstellungen von ebenso leisen, unbewussten Bewegungserscheinungen begleitet werden.

Solange also das stumme Denken nicht bis zu dieser Unmerkbarkeit herabgesunken ist, so lange fühlen wir bei der nötigen Aufmerksamkeit und Uebung jeden Laut an sein bestimmtes Bewegungsgefühl in den Sprachwerkzeugen gebunden, und zwar sowohl die Konsonanten als die Vokale. Wir haben dieses Gefühl bei B in den Lippen, in beiden, bei M oder P ebenfalls in den Lippen, aber anders, immer genau so wie beim lauten Aussprechen. Bei G und K haben wir dieses Gefühl in der Zunge, nicht zugleich im Gaumen, in den Zähnen. Wir fühlen die Laute eben immer in den beweglichen Teilen, in den Muskeln, mit denen wir die Laute hervorbringen.

Wir knüpfen also beim Denken unsere Wortvorstellungen nicht, wie die Volksmeinung sagt, an den Schall der Stimme, sondern an die Bewegungen unserer Sprachmuskeln. Dafür spricht auch der Umstand, dass wir uns gewöhnlich nicht an die Stimme erinnern, die einen Satz gesprochen hat, sondern an den Satz selbst; an die Stimme nur dann, wie ich beobachtet habe, wenn sie ungewöhnlich genug war, um unsere Werkzeuge zur Nachahmung zu reizen. Da auch mit Schriftzügen (Gesichtsvorstellungen) das Denken nur ganz ausnahmsweise associiert ist, so darf man allgemein aussprechen, das Denken sei nicht an Wahrnehmungen der Sinne geknüpft, sondern an Bewegungsgefühle.

Wenn nun auch die Befunde an Leichen von Sprachkranken (an Aphasie Leidenden), ebenso die Vivisektionen

Digitized by Google

an Affen u. s. w. nur mit äusserster Vorsicht zur Beurteilung gesunder Menschengehirne zu verwerten sind, so scheint doch aus den Forschungen von Broca, Hitzig, Ferrier und Munk hervorzugehen, dass die Lähmungen, welche Aphasie erzeugen, nicht Zerstörungen der Sinnesorgane, sondern solche des sogenannten Willens oder eines Bewegungszentrums sind, dass also die Fähigkeit der Sprache durch Bewegungsstörungen vernichtet wird, dass also Sprache oder Denken nichts anderes ist als Bewegungsbewusstsein, das heisst für mich Bewegungserinnerung. Dafür spricht nebenher auch die Thatsache, dass wir einen Laut nicht dauernd (in der Vorstellung) festhalten können, so wenig als laut sprechend; hier muss der Atem, dort die Bewegungsvorstellung immer aufs neue einsetzen. Es steht das in beachtenswertem Zusammenhang mit der Frage des Bewusstseins.

Das Verständnis der ungeheuer komplizierten Arbeit, welche das Gehirn beim Denken oder Sprechen zu leisten hat, wird durch die Lehre, dass Worte Bewegungserinnerungen sind, nicht erschwert. Bei der Bewegung, die zu einem einzigen Laute gehört, sind viele tausend mikroskopische Muskelfasern in Thätigkeit, also (nach neuern Untersuchungen) wahrscheinlich ebensoviele Nervenfasern. Es lässt sich nun eher denken, dass jeder Laut sein Erinnerungszentrum im Gehirn hat, als dass jedes Wort eines habe. Die Worte entstehen erst beim Sprechen; die Laute sind vorgebildet. Noch genauer betrachtet, ist das nur ein geringer Unterschied; denn wie die Laute durch Uebung, also durch Nervengleise, ausgelöst werden, so mögen auch sehr viele Lautgruppen oder Worte ihre ausgefahrenen Gleise haben, und so schliesslich auch Wortgruppen oder Sätze oder Urteile. Man mag darum das Gehirn als Sprachmaschine immerhin mit dem Tastapparat einer Schreibmaschine vergleichen, nur dass (wie immer im Organismus) Schreiber (Spieler) und Maschine eins sind und der Mensch darum also doch keine Maschine ist.

Darum vergessen wir auch Worte, die wir selten gehört oder gesprochen haben; darum verlieren vielleicht

Digitized by Google

Sprachkranke die Fähigkeit, Worte zu bilden, aber nicht die Fähigkeit, deren Laute zu bilden.

Wir stellen uns also jedes Wort, bevor wir es laut sprechen, still (denkend) durch die gleichen Bewegungen vor und geben diesen immer noch den Ruck der ausgeatmeten Luft (mitunter der eingeatmeten), um sie zum Tönen zu bringen.

Beim Lesen werden wir durch die gesehenen Lautzeichen zum stillen Denken angeregt; das stille Denken erzeugt dann die Bewegungserinnerungen. Auch die Physiologie fängt zu erkennen an, dass das Sehzentrum der Hirnrinde erst durch seine Verflechtung mit dem (motorischen) Sprachzentrum das Gelesene verstehen lehrt, mag man dabei unter den Zentren was immer verstehen. Diese Verflechtungsbahnen werden vom Kinde beim Lesenlernen mühsam erzeugt und dann eingeübt. Sie sind niemals so glatt wie die geraden Wege. Der Bauer muss beim Lesen hörbar buchstabieren. Auch ich muss es mitunter thun, wenn ich eine besonders schwierige Stelle lese oder eine Ablenkung zu überwinden habe. Man sagt gewöhnlich, dass ein ungeübter Leser „die Lippen bewege". Das ist nicht ganz richtig. Er bewegt (etwas stärker als beim Denken) alle Sprachmuskeln; die Lippen aber sind die äussersten und sichtbarsten Sprachmuskeln, nach den vordern Mundpartien hat sich aus den hintern Partien des Schlundes die Sprache gewöhnt, als sie nach einem glücklichen Ausdrucke Baudouin de Courtenays vermenschlicht wurde; darum allein wird das Denken oder Flüstern der Lippenlaute am ehesten wahrgenommen.

Dass die Artikulationsbewegungen das eigentliche Denken ausmachen, wird auch dadurch wahrscheinlich, dass wir beim Lesen (trotzdem wir bekanntlich viele Worte auf einmal überblicken) doch Wort für Wort durch unsere Aufmerksamkeit ziehen lassen müssen, um den Sinn zu verstehen. Genügten unsere Augen, so könnten wir eine Seite ebenso zusammenfassend begreifen, wie wir mit den Augen ein ebenso grosses Bild zusammenfassend im Augenblick wahr-

Digitized by Google

nehmen. Auch bleibt das Gelesene nicht durch Schriftzeichen, sondern durch Worte in der Erinnerung haften.

Wie beim Lesen das Verstehen durch Artikulationsvorstellungen allein ermöglicht wird, ebenso beim Hören.

Es gibt Menschen, die die Artikulationsbewegungen, die wir beim stillen Denken wahrgenommen haben, auch beim Anhören einer scharf betonten Vorlesung empfinden. Sprechkünstler unter den Schauspielern wollen nach langem Hören das Gefühl der Heiserkeit empfunden haben.

Worte Bewegungserinnerungen.

Das Verstehen der eigenen Worte wird durch die Lehre, dass sie immer Bewegungserinnerungen seien, nicht gefördert. Was Stricker darüber sagt, ist falsch. Es scheint mir einerlei, ob die Erinnerungen an Sinneseindrücke, an Schallbilder oder an Artikulationsbewegungen associiert sind. Das aber ist mir gewiss, dass das Schemenhafte unserer abstrakten Worte noch drastischer wird, wenn wir bedenken, dass eine Bewegung ihr Kern ist. Es ist nicht wahr, dass bei dem Wort „Pferd“ immer eine Vorstellung dieses Tieres vor uns tritt. Wir gebrauchen die Worte für gewöhnlich ohne diese Kontrolle, auf Treu und Glauben, wirklich wie die landesübliche Währung. Aber wohl können wir bei konkreten Worten jedesmal die Barzahlung der Vorstellung verlangen und erlangen. Abstrakte Worte spotten der Kontrolle; sie sind die grossen Papiernoten eines bankerotten Staates. „Pferd“ sage ich erst, wenn ich sprechen will; in der Wirklichkeitswelt kann ich schon darauf reiten, ohne zu denken, ohne „Pferd“ zu sagen.

Auch die Gesten sind Bewegungserinnerungen. Sie fallen nach dieser Lehre gar nicht so sehr aus der Sprache heraus.

Es ist nach dieser Lehre leicht begreiflich, dass Associationen von Wörtern am leichtesten durch das Gehör (und seine Uebung), weniger leicht durch das Gesicht, am schwierigsten durch die eigentlich sogenannten Associationen, durch innere Anregungen ausgelöst werden. Für das Wesen der Association ist freilich nicht viel damit gewonnen; aber vielleicht dadurch, dass ich bemerke, jedes Denken oder

Digitized by Google

Sprechen sei immer etwas modifiziertes, lautes oder stilles Recitieren.

Wenn wir durch Aufmerksamkeit dazu gebracht werden, unsere Lautvorstellungen in die Artikulationsmuskeln zu lokalisieren, so hören wir darum nicht auf, unsere Worte oder Begriffe im Kopf zu lokalisieren, und zwar instinktiv ungefähr gerade da, wo die Leichenuntersuchungen Sprachkranker (erst seit Broca) an der linken Stirnseite ein sogenanntes Sprachzentrum haben vermuten lassen. Damit ist die Lehre, dass Worte Bewegungserinnerungen seien, durchaus nicht beiseite geschoben. Denn auch unsere Gesichtsvorstellungen, unsere Schallbilder entstehen am Ende aller Enden in ihrem angeblichen Gehirnzentrum, ohne dass wir deshalb neben dem Sehen und Hören ein besonderes Denken des Sehens oder Hörens statuieren. Nehmen wir ein „Denken" an, dann fällt das Sprechen als überflüssiger Begriff fort, mit ihm das Sehen, Hören, Schmecken u. s. w. Das Sprechen ist dann nur eine Unterart des Denkens. Nehmen wir ein selbständiges Sehen, Hören, Sprechen u. s. w. an, so erübrigt das Denken.

Und damit sind wir bei dem Wichtigsten, was wir aus der Lehre, dass nämlich unsere Sprache nicht aus Schall-, sondern aus Bewegungsempfindungen bestehe, lernen können. Wir haben nun etwas, was die beiden Gegensätze: Denken und Räumliches, Geist und Körper — vereinigt. Wir können den grössten und schrecklichsten Gegensatz, den zwischen der Wirklichkeitswelt und Erkenntniswelt, auf eine Einheit zurückführen, auf eine bekannte Grösse, auf ein bekanntes — Wort.

(Der Leser hat kein Recht, über diese skeptische letzte Silbe ärgerlich zu werden. Es soll nur der unter der Folter der Gedankenqual ausgestossene Seufzer sein: ich weiss, ich kann nichts wissen! Das Kind will den Mutterleib verlassen und kann es nicht, ohne dass die Zange angelegt wird! Doch grässliche Tragikomödie! Das Kind hält selbst die Zange in der Hand! Kind und Zange, beides ist Sprache! Wer darüber lachen kann, der lache. Es gehört grosse Weisheit oder gemeine Dummheit zu diesem Lachen.)

Digitized by Google

Geist und Körper ist Bewegung.

Ich sage also, dass die Zurückführung der Sprache auf Bewegungserinnerung den Gegensatz zwischen Körper und Geist, Ausdehnung und Denken, Wirklichkeit und Erkenntnis, Wille und Vorstellung überbrücken helfen muss. Denn wenn Geist, Denken, Erkenntnis (also die Welt als Vorstellung) für uns nichts ist als Sprache, die Sprache aber nichts als die Summe unserer Bewegungsgleise oder -erinnerungen, so ist auch die Erkenntnis, das Denken, die Welt als Vorstellung nichts als Wille, weil doch unsere Bewegungsvorstellungen als motorische Vorstellungen von unserm Willen ressortieren. Doch lassen wir die Schlagworte Schopenhauers; sie könnten hier verwirren.

In der Wissenschaft, wie in der volkstümlichen Anschauung gibt es die grossen Gegensätze: Wahrnehmen und Handeln, Erkennen und Leben, passiv auf sich wirken lassen und aktiv nach aussen wirken, kurz die Leistungen der sensiblen und motorischen Nerven und die Folgen dieser Leistungen. Der Gegensatz hört auf, wenn das Wahrnehmen und Erkennen auch eine Leistung der motorischen Nerven ist. Ein Systematiker mag fragen, was dabei aus den sensiblen Nerven werde, was aus der schönen, fast architektonischen Vorstellung von den zentripetalen, sensiblen und zentrifugalen, motorischen Nerven und der Seele zwischen ihnen? Mir genügt es, neben den sensiblen Nerven, welche die Aussenbewegung heranmetamorphosieren, und den motorischen, welche die Reaktion wieder heraussenden, auch in Sprache oder Denken Bewegung gefunden zu haben.

Sprechen oder Denken ist Handeln.

Und wie die Sprache danach die aktive Reaktion ist auf die Wirkung, die die Wirklichkeitswelt auf unsere Sinne übt, die Handlung ist, welche festhält, welche darum identisch ist mit der Erbhandlung, die Gedächtnis heisst, wie die Sprache so der See ist, in welchen die Ströme münden, die durch die Pforten unserer Sinne von aussen hereinströmen . . . so möchte die Sprache auch gar zu gern — nachdem all das Wasser gereinigt und in verschiedene Wissenschaften eingeteilt ist — abermals ein Meer werden

Digitized by Google

und sich aus Gedächtnis in wahre Erkenntnis verwandeln. Sie möchte Philosophie werden. Aber sie kann sich nicht selbst aus dem Mutterleibe ziehen.

Wer nun aber glaubte, ich hätte durch diesen Versuch, zwischen der Wirklichkeitswelt, welche gegenwärtig als Atombewegung aufgefasst wird, und der Erkenntnis, welche sich uns als der menschliche Schatz von Bewegungserinnerungen enthüllt hat, eine Brücke zu schlagen, materialistischen Tendenzen nachgegeben, der hätte diese Ausführung gröblich missverstanden. Habe ich doch vorhin resigniert genug den Oberbegriff Bewegung als ein Wort an den Pranger gestellt. Durch Zurückführung beider Welten auf ein Gemeinsames ist der Unterschied zwischen Natur und Geist — oder wie man ihn sonst ausdrücken will — natürlich nicht vernichtet. Liegt doch eine zweifache Bedeutung in dem Worte Bewegung verborgen; jahrtausendlange Gedankenarbeit hat uns nicht völlig von den Sophismen der Griechen befreit, welche bald alles fliessen sahen (Heraklit), bald alles Seiende für unbewegt erklärten (die Eleaten). Will man die Rätsel der Bewegung auflösen, so kann man es nur mit den weitern Rätselworten Raum und Zeit. Es gibt keine Bewegung ohne Aenderungen in Raum und Zeit. Alle diese Erscheinungen haben ihre innere und ihre äussere Seite; die Bewegung, welche das Tier auszeichnen soll, unterscheidet sich von der mechanischen Bewegung nur durch ein inneres Korrelat. Stellen wir uns aber auch für die Bewegungen der Physik und Chemie ein inneres Korrelat vor, so ist allerdings durch den Oberbegriff Bewegung für Wirklichkeit und Denken eine Brücke gebildet, die vielleicht mehr ist als ein blosses Wort. Vorsichtig will ich nur auf die gesicherte Etymologie hinweisen, nach welcher unser bewegen mit Wage und Gewicht zusammenhängt, nach welcher dem französischen mouvement das Moment zu Grunde liegt.

*

Gedächtnisfehler

Man hat die besonderen Arten der Gedächtnisfehler beobachtet und klassifiziert und daraus Schlüsse gezogen auf

Digitized by Google

das Seelenleben, wie man aus Gehirnkrankheiten Schlüsse auf die Thätigkeit des gesunden Gehirns gezogen hat.

Aber die Wichtigkeit desjenigen Fehlers hat man noch nicht erkannt, der auch dem besten Gedächtnis untilgbar anhaftet. Eines Fehlers, den man richtiger eine Eigenschaft des Gedächtnisses nennen sollte. Denn man kann es doch auch nicht wohl einen Fehler des menschlichen Auges nennen, dass es für die geringere Anzahl von Schwingungen, welche dann wieder das Ohr hört, unempfindlich ist. Es ist das die wesentliche Eigenschaft des menschlichen Auges. Und so scheint mir der verhängnisvolle Mangel, auf welchen ich hinweisen will und der mich wieder einmal zu dem steilsten Rande dieses Gedankenweges hingeleiten soll, ein wesentliches Kennzeichen des Gedächtnisses zu sein, ja recht eigentlich sein Anfang und sein Ende.

Die Thatsache selbst ist jedermann bekannt, dem aufmerksamen Laien beinahe noch besser als dem Psychologen. Es ist die Thatsache, dass der Mensch im Laufe seiner Entwickelung diejenigen Erfahrungen leicht vergisst, welche seinem Glauben, seiner einmal bestehenden Meinung, seinem einstweiligen Urteile, das heisst also seinem Vorurteile widersprechen, dass er diejenigen Erfahrungen oder Fälle jedoch, die seinem Vorurteil entsprechen, fester und fester dem Gedächtnisse einprägt. Das deutlichste Beispiel hierfür scheint mir zu sein, wie sonst klare und vernünftige Menschen denjenigen Aberglauben, der ihnen lieb geworden ist, zu verteidigen pflegen. Wer den Freitag für einen Unglückstag hält, der merkt sich nicht die tausend und abertausend Freitage, an denen ihm nichts Unangenehmes passiert ist; er merkt sich aber den einen Freitag, an dem er sich sein Bein verstauchte, und fügt durch diesen einen Fall seinem Begriff vom Freitag als einem Unglückstag eine wichtige Erinnerung mehr hinzu. Aller Spott und alle Ueberlegung der übrigen vermag nichts gegen seinen Aberglauben, weil er auf alle Gegengründe mit seinem Gedächtnis antworten zu können glaubt. Es wäre müssig, zahlreiche andere Aberglauben anzuführen. Was bei bestimmten Krankheiten ge-

Digitized by Google

Falsches Gedächtnis.

holfen hat, was man über irgend ein Land oder irgend ein Volk sicher zu wissen glaubt, das alles beruft sich auf ein falsches Gedächtnis. Das falsche Gedächtnis weiss, dass an den Tagen grosser Paraden in Berlin schönes Wetter ist, das Kaiserwetter. Das falsche Gedächtnis ist gerade auf diesem Gebiete entscheidend, auf dem der Meteorologie nämlich, weil es da scheinbar vorläufig die Wissenschaft vertritt. Fast alle Menschen behaupten und glauben zu wissen, dass der Mondwechsel gutes Wetter bringe, das heisst nämlich, dass der Vollmond bei klarem Wetter eintrete. In Wahrheit ist eben der Vollmond bei klarem Wetter zu sehen, sonst aber nicht; die Fälle seiner Sichtbarkeit aber prägen sich dem Gedächtnis, weil sie den alten Aberglauben unterstützen, fester ein und verstärken so den Begriff, den wir uns vom Vollmonde machen. Denn — wohlgemerkt — der Einfluss auf das Wetter gehört zu dem Begriffe oder dem Worte Vollmond.

In allen Fällen notorischen Aberglaubens — wie dem vom Freitag und dem von der Unglückszahl dreizehn — mag es leicht sein, den Leser von diesem Fehler des Gedächtnisses zu überzeugen. Schon bei der Wettermacherei des Vollmonds wird aber manch einer sich dagegen empören, dass das ein Aberglaube heissen solle; und ich muss schon mit wissenschaftlichen Gegengründen kommen, hier mit zuverlässigen Beobachtungen von Fachleuten, welche bewiesen haben, dass der entscheidende Einfluss der Mondphasen auf das Wetter eine Illusion sei.

Nun bemerke man, dass mancher ganz handgreifliche Aberglaube in früheren Zeiten ein Satz der Wissenschaft war. Die gesamte Astrologie, die gesamte Alchimie hiess einmal Wissenschaft. Ich erinnere mich aus meiner Jugend, dass der Prager Erzbischof an der Thüre der Kirche, in welcher Tycho de Brahe begraben liegt, wie an andern Kirchenthüren Plakate anbringen liess mit der Ansprache: „Fürchtet euch nicht vor dem Kometen“. Es war also damals das Volk noch der Meinung, ein Komet am Himmel bedeute Krieg oder Pest oder das Ende der Welt. Drei-

Digitized by Google

hundert Jahre früher war noch der grosse Astronom Tycho selbst ein Astrologe gewesen. Den Kampf zwischen beiden Weltanschauungen können wir bei Shakespeare noch beobachten. Wohl antwortet Julius Cäsar auf die abergläubischen Gesichte seiner Gattin:

> Ich gehe dennoch aus, denn diese Zeichen,
> So gut wie Cäsarn, gelten sie der Welt.

Calpurnia aber antwortet:

> Kometen sieht man nicht, wann Bettler sterben ...

und Cäsar sowohl wie Shakespeare scheinen ihr heimlich recht zu geben.

Denken wir noch weiter zurück, so finden wir bei den Griechen angeblich wissenschaftliche Vorstellungen, die Aberglaube sind. Nicht nur der durch und durch in Aberglauben, das heisst in Vorurteilen befangene Aristoteles stellt physiologische Sätze auf, welche der fühlbaren Wirklichkeit widersprechen (wie, dass die eine Körperhälfte wärmer sei als die andere), auch Mathematiker und Mechaniker glauben, was nicht ist. Noch der Meister Archimedes glaubte, dass die fallenden Körper in gleichen Zeiten gleiche Räume zurücklegen. Ueberall mag hier das Vorurteil die Beobachtung selbst gefälscht haben, vor allem aber wurde jede auch nur scheinbare Bestätigung der vorgefassten Meinung dem Gedächtnis fester und fester eingeprägt und so dem Aberglauben Dauer verliehen.

Läge der Fehler nicht tiefer, so könnten wir uns damit trösten, dass von Geschlecht zu Geschlecht alte Aberglauben und Vorurteile überwunden werden, dass trotz dieser Eigenschaft des Gedächtnisses die Erkenntnis der Menschheit fortschreite, dass am Ende jeder Aberglaube durch Wissenschaft vernichtet werde. Und weil wir durch unsere Kritik der Logik erfahren werden, dass unsere arme Kenntnis von der Wirklichkeitswelt nicht erst in den Urteilen und Schlüssen, sondern bereits in den Begriffen oder Worten steckt, so könnten wir das auch so ausdrücken: es werde dieser Fehler des

Digitized by Google

Gedächtnisses uns nicht verhindern, am Ende zu richtigen Begriffen von der Wirklichkeitswelt zu gelangen. Ich habe darum vorhin schon darauf hingewiesen, dass ein Aberglaube schon im Begriffe oder Worte Freitag, schon im Begriffe oder Worte Vollmond mit enthalten sei. Nun ist es aber eine ganz figürliche und uneigentliche Ausdrucksweise, wenn wir von der Sprache als von einem Hilfsmittel des Gedächtnisses reden. Wir können unser Gedächtnis an ähnliche Dinge so wenig von den Begriffen oder Worten trennen, dass wir vielleicht recht daran thäten, anstatt Gedächtnis einfach Sprache zu sagen, anstatt Erinnerungen Worte. Denn so lange eine Erinnerung nicht zu Worte gekommen ist, ist sie auch noch nicht mitteilbar, ist sie noch nicht etwas zwischen den Menschen, gehört sie noch nicht der menschlichen Erkenntnis an. Heft und Klinge ist bei diesem Werkzeug so sehr eins, dass ein Gedächtnis ohne Worte ein Messer ohne Heft ist, dem die Klinge fehlt.

Auf diesem Punkte der Untersuchung muss ich darauf zurückweisen, was vorhin (S. 437 u. f.) über das Verhältnis der Worte und der Associationen gesagt worden ist. Associationen von Wahrnehmungen sind die Ursache aller Worte oder Begriffe; und Worte oder Begriffe sind unaufhörlich die Ursache neuer Associationen. Jetzt werden wir vielleicht erkennen, dass dieser widerspruchsvolle Zustand nur darum möglich ist, weil unsere Sprache gar nichts anderes ist als unser Gedächtnis, weil unser wesenhaft falsches Gedächtnis für eine richtige Welterkenntnis also ebenso ungeeignet sein muss wie unsere Sprache. Und wir werden bald sehen, dass unser Gedächtnis oder unsere Sprache gar nicht benützt werden könnte ohne eine ununterbrochene Ausschaltung durch das Vergessen. Könnten wir uns jedoch nur eine kleine Stufe über das Menschliche hinaus erheben, so würden wir wahrscheinlich weiter erkennen, dass unsere Worte weder die Endglieder, noch die Anfangsglieder von Associationen sind, dass die Worte vielmehr gleichgültige Stellen in dem ewigen Zirkeltanze der Associationen bilden.

Digitized by Google

Das blitzt und flitzt in unserem Gehirn zwischen hundert verschiedenartigen Erinnerungen hin und her, unfassbar, ungenau und unentwirrbar; wir halten uns verzweifelt an die Worte, weil das Gedächtnis der Menschheit in ihnen wenigstens eine provisorische Ordnung des alten Chaos niedergelegt hat.

*

Wortbildung.

Wir haben bisher gesehen, dass die Eigenschaft des Gedächtnisses, immer nur das dem Vorurteil Entsprechende zu merken, das Ende der jeweiligen Erkenntnis bewirkt. Darum ist jede Besiegung eines Vorurteils auch eine so achtunggebietende That, weil sie dem naiven Menschengeiste widerspricht, weil der Entdecker der neuen Beobachtung dazu aus seiner Weltanschauung heraustreten, weil er jedesmal die Grenzen seiner Sprache überspringen muss. Jetzt aber werden wir sehen, dass auch der Anfang der Erkenntnis, die Wortbildung nämlich, auf dieser Eigenschaft des Gedächtnisses beruht, nämlich so, dass nicht etwa bloss dieser Mangel des Gedächtnisses die Wortbildung begleitet, dass er vielmehr die Wortbildung erst möglich macht, dass also die Entstehung der menschlichen Sprache auf der Eigenschaft des Gedächtnisses beruht, die sein Grundfehler ist. Man halte dabei nur fest, was oben (S. 421) über die Aehnlichkeit gesagt worden ist: dass sie überall für die Gleichheit eintritt und sogar schon bei den klassifizierenden Wahrnehmungen der Sinne ihre Rolle spielt. Dasselbe gilt für die Erinnerungen.

Wenn nämlich das Gedächtnis des Menschen nur solche Sinneseindrücke zu einer gemeinsamen Vorstellung verschmelzen könnte, die vollkommen gleich oder identisch sind, so könnte es überhaupt zu keiner Erinnerung, zu keinem Vorstellungsbilde, zu keinem Begriffe kommen. Die Geschichte aller Naturwissenschaft gibt Belege dafür, dass die Menschen die Arten der Tiere und Pflanzen immer provisorisch nach ungefähren Aehnlichkeiten unter einem Namen zusammenfassten, und dass dann die fortschreitende

Digitized by Google

Beobachtung die Begriffe je nach Bedarf entweder einschränkte oder ausdehnte, um sie mit den bessern und neuern Beobachtungen in Uebereinstimmung zu bringen. In vorhistorischen Zeiten mögen gar die Menschen — wie die Sprachwissenschaft wenigstens lehrt — z. B. die Bäume mit essbaren Früchten gemeinsam benannt haben, während Eichenvarietäten, wenn die eine essbare Früchte trug und die andere nicht, verschieden benannt wurden. Treiben wir die Sache weiter, so kommen wir schliesslich dazu, was wir nach der Kritik der Logik genauer sehen werden, dass nämlich jedes Wort nur à peu près ein Ausdruck für gleichartige Dinge ist, dass den unzähligen und unendlich verschiedenen Individuen der Wirklichkeit keine sprachliche Zusammenfassung gegenüber steht. Wir haben Worte gebildet, nicht weil wir ein gutes, sondern weil wir ein schlechtes Gedächtnis besitzen. In der Wirklichkeit gibt es nur Individuen, gibt es keine Arten, keine Ideen, keine substantiellen Formen; in der Sprache gibt es nur Arten, nur Ideen, nur substantielle Formen. In unseren Köpfen ist die Wirklichkeit nur als Naturerklärung, das heisst als Naturbeschreibung vorhanden. Wenn wir die Karte eines Landes mit dem Lande selbst ähnlich finden, so hat das eine Berechtigung, weil wir von der Karte wie vom Lande Sinneseindrücke haben, die einen Vergleichungspunkt darbieten; unsere Naturerklärung aber ist die unsichtbare Karte einer sichtbaren Wirklichkeitswelt, wir können Bild und Original nicht vergleichen. So sehen wir auch hier, dass die Sprache nichts bieten kann als unvergleichbare Bilder, und begreifen schon hier, warum die Entwickelung der Sprache allein auf dem Wege der Metapher vor sich gehen konnte.

Ich verbinde also wieder einmal zwei Anschauungen, welche zu einem unlösbaren Widerspruch führen müssen. Einerseits führe ich alles geistige Leben des Menschen, all sein Denken oder Sprechen, sein Selbstbewusstsein, sein Bewusstsein u. s. w. u. s. w. auf das Gedächtnis zurück als auf die einzige uns noch halbwegs zugängliche und wirklich beobachtete Thätigkeit seines Gehirns, anderseits be-

Digitized by Google

haupte ich, dass es dieser Thätigkeit durchaus wesentlich sei, unzuverlässig zu sein, Fehler zu machen, Ungleiches gleich zu setzen. Es ist klar, dass infolgedessen allein schon unsere Gedankenwelt der Wirklichkeitswelt niemals entsprechen kann. Darin aber liegt noch nicht der unlösbare Widerspruch, den ich meine. Denn die Unrichtigkeit unserer Vorstellungswelt ist dann eben eine Thatsache mehr, mit der wir uns abzufinden haben. Nicht das ist so schrecklich, dass unser Gedächtnis lügt, sondern vielmehr das, dass unser Gedächtnis bisher für unseren treuesten Begleiter galt und dass wir nicht mehr wissen, was das Gedächtnis irgend noch sein kann, wenn es nicht treu ist.

Ich masse mir nicht an, zur Lösung dieses entsetzlichen Widerspruchs etwas beitragen zu können; aber ich möchte darauf aufmerksam machen, dass uns ganz genau der gleiche Widerspruch auf einem scheinbar entlegenen Gebiete begegnet.

Gedächtnis und Erblichkeit.

Man hat nämlich, wie erwähnt, von einem Gedächtnis der organisierten Materie gesprochen, damit nichts erklärt, aber dennoch ganz richtig die biologische Erblichkeit mit dem Gedächtnis verglichen. Beruht nun die Thätigkeit unseres Gedächtnisses in ihrer tiefsten Grundlage auf dem falschen Gedächtnis, das heisst auf dem unabwendbaren Schicksal des Gedächtnisses, Ungleiches gleich zu setzen und zwar — um die Worte des Ausgangs zu wiederholen — zumeist nur diejenigen Fälle zu merken, welche die vorgefasste Meinung bestätigen: so liegt der Entwickelung des organischen Lebens auf der Erde ein ähnlicher Vorgang zu Grunde. Dem von der bisherigen Psychologie angenommenen, zuverlässigen, treuen, schematischen Gedächtnis entspricht die Erblichkeit der Eigenschaften bei Pflanzen und Tieren. Der organische Keim enthält etwas wie ein Gedächtnis für die Geschichte und für die Form des Mutterorganismus beziehungsweise der beiden Formen und Organismen von Vater und Mutter. Wäre dieses Gedächtnis treu, so gäbe es keine Entwickelung. Da tritt aber dieser bloss angenommenen, niemals rein vorhandenen Erblichkeit die Anpassung zur Seite,

Digitized by Google

welche ich in diesem Zusammenhange nicht anders als den Grundfehler der Erblichkeit nennen möchte, die falsche Erblichkeit, auf der aber wiederum erst die Möglichkeit des Fortschritts beruht, die Entwickelung. Wie das Gedächtnis neue, niemals ganz gleichartige Fälle so assimiliert, dass die vorgefasste Meinung dadurch bestätigt, der vorhandene Begriff dadurch mit bestimmt und nur unbewusst erweitert wird, genau so assimiliert das Leben im neuen Organismus (was wir dann in unserer Sprache in Erblichkeit und Anpassung auseinanderspalten) die neuen Eindrücke aus Klima, Nahrung, Kampf ums Dasein u. s. w. zu einer scheinbaren Fortsetzung des Mutterorganismus, welche Fortsetzung jedoch immer ein winziges Teilchen zur Entwickelung hinzufügt. Der neue Organismus glaubt ehrlich, dass er die Art fortsetze; so glaubt das Gedächtnis ehrlich, dass es gleiche Vorstellungen zu einem Begriffe verbinde; es gibt aber keine unveränderliche Art und es gibt keinen Begriff aus identischen Vorstellungen. Die Sache wird vielleicht durch ein Beispiel klarer. Die Entwickelung der Sprache, wie sie seit jeher vor sich ging und wie sie noch vor unseren Augen vor sich geht, beruht in tausenden von Fällen darauf, dass ein Sprachfehler allgemach zu einem neuen Sprachgebrauche wird. Als zum erstenmal jemand die vergangene Zeit des starken Verbums backen so bildete, dass er anstatt „buk“ „backte“ sagte, da machte er denselben Sprachfehler, wie wenn ein dreijähriges Kind „ich trinkte“ sagt anstatt „ich trank“. Aber der ursprüngliche Sprachfehler wurde vom Sprachgebrauch angenommen, und es war gar nicht so übel, als diese Art von Formwandel mit dem Worte „falsche Analogie“ bezeichnet wurde. Der ganze hier behandelte Grundfehler des Gedächtnisses besteht in solcher falschen Analogie. Die Sprachwissenschaft bietet zahllose Beispiele für diese Entwickelung. Nun aber ist der neuern Naturwissenschaft der Gedanke auch nicht mehr fremd, dass diejenigen Varietäten, welche relativ konstant werden und so zur Bildung neuer Arten führen, ursprünglich als Fehler, als eine Art von

Digitized by Google

Krankheit angesehen werden können. Einer der schönsten Zierbäume unserer Gärten, der weissblätterige Ahorn, ist so ein Sprachfehler der Natur, der Sprachgebrauch geworden ist, eine Entartung, welche zu einer neuen Art führte; wie denn vielleicht auch die entsetzliche Unruhe unserer Generation, die man Nervosität, Entartung, Décadence oder wie immer nennt, eine gewisse Entwickelungskrankheit ist, die möglicherweise in der Zukunft zu einer sogenannten höheren Differenzierung der Rasse werden kann. Ich will diesen Gedanken hier nicht verfolgen. Ich wollte nur festhalten und darauf hinweisen, dass der Grundfehler unseres Gedächtnisses, seine Unfähigkeit zwischen Gleichem und Ungleichem zu unterscheiden, sein wesentlichster Fehler, der aber zugleich der Anfang und das Ende unseres bewussten Geisteslebens ist, ebenso auch der wesentliche Grundfehler oder vielmehr (da der Gebrauch des Wortes Fehler eine menschliche Anmassung ist) das Wesen des unbewussten Gedächtnisses, das Wesen aller Entwickelung ist.

Differentialrechnung des Gehirns

Ganz von ferne möchte ich es nun doch wagen, auf einen Zusammenhang hinzuweisen, der vielleicht einmal in bessern Köpfen auf den Weg zu einer Lösung des Widerspruchs leiten könnte. Die Anschauung der neuern Naturwissenschaft, die sich die Entwickelung durch unendlich kleine Differenzen und durch unendlich grosse Zeiträume als möglich vorstellt, sollte auch auf die Physiologie des Gehirns übertragen werden. Denken wir uns die Lücken zwischen den ungleichen Sinneseindrücken, die das Gedächtnis zu einer Vorstellung verbindet, ausgefüllt durch eine unendliche Reihe unendlich wenig verschiedener Vorstellungen, so wird es offenbar, wie vermessen es war, das Menschenwort Fehler auf einen Naturvorgang anzuwenden. Auch diejenige Bahn eines Körpers, die wir eine Ellipse nennen, schien unregelmässig zu sein, bevor man die Ellipse als eine gesetzmässige Linie erkannt hatte. Und auch jetzt noch ist es doch nur eine plumpe Ausdrucksweise der Mathematik, wenn sie die elliptische Bahn als die Resul-

Digitized by Google

tierende zweier ungleichen Kräfte (als die Funktion zweier Variablen) auffasst, beschreibt und erklärt. Die mathematische Mechanik arbeitet ja nur aus Bequemlichkeit so gern mit geraden Richtungen. In der Natur ist auch die elliptische Bahn eine Richtung, sie ist es auch in jedem ihrer unendlich kleinen Teile, wie sich darum auch ihre Richtung aus einem unendlich kleinen Teile erkennen und bestimmen liesse. So ist es auch vielleicht nur ein plumper Ausdruck unserer Sprache, wenn wir dem Gedächtnis vorwerfen, dass es die Resultierende ziehe aus ungleichen Sinneseindrücken. Vielleicht ist der Weg des Gedächtnisses der beste und richtigste Weg, nur dass wir seine Gesetze nicht kennen. Wie sollten wir aber auch die Differentialrechnung des Gehirns verstehen, die mikroskopischen Wege des Gedächtnisses, wo wir von seinen Wegen selbst makroskopisch noch kaum mehr als dunkle Ahnungen haben? Und wie sollen wir verstehen, dass die Natur praktisch integrieren kann, ohne Mathematik zu treiben, ja ohne rechnen zu können?

Das Ende

Noch in einem andern Punkte, im Endpunkte, liesse sich die Thätigkeit des Gehirns oder das Gedächtnis mit der physiologischen Thätigkeit des Gesamtorganismus oder mit dem Leben vergleichen; nur dass dieser Gedanke auch solchen Lesern zu melancholisch erscheinen dürfte, welche diesen Betrachtungen bisher willig gefolgt sind. Es konnte nämlich bisher scheinen, als ob der Fortschritt in Leben und Denken, das, was man mit dem Modeworte die Entwickelung nennt, ungemessen sei, weil ja doch der Grundfehler des Gedächtnisses und der Vererbung, den wir mit einem gemeinsamen Worte die Anpassung genannt haben, mit Hilfe der unendlich kleinen Zwischenglieder in unendlich kleinen Zeiträumen sich als das weltbesiegende Wesen von Gedächtnis und Leben enthüllt hat. Immer vollkommenere Geschöpfe müsste die Erde tragen, immer vollkommeneres Denken müsste ihnen möglich sein. Diesem Glauben steht aber das Schreckbild gegenüber, das uns bei der Betrachtung der Ethnographie in der Thatsache periodischer

Digitized by Google

Eiszeiten vor Augen treten wird. Wie der alljährliche, wenige Monate dauernde Erdenwinter zur Katastrophe wird für Billionen organisierter Individuen, so sehen wir in den periodischen Eiszeiten mit ihrer Dauer von 10000 Jahren, in diesen Weltwintern, wie man diese Schreckensgespenster einer sehr einleuchtenden Hypothese nennen könnte, die rhythmisch wiederkehrende Katastrophe für die Kultur der Völker. Wenn mit dem Umsichgreifen solcher Weltwinter ganze Kontinente ihre Lebensbedingungen verlieren, wenn durch die verheerende Not von Klima und Nahrung unser stolzes Geschlecht herabsinken kann zu den leiblichen und geistigen Gewohnheiten der Eskimos und der Feuerländer, wenn erst in einem neuen Weltsommer eine neue Kultur erstehen muss, die nur mit dünnen Fäden an die vorangegangene Kultur geknüpft ist, so blicken wir in eine Weltordnung, für deren schauerlichen Zerstörungstrieb wir keine Worte mehr haben. Nur ein Wahnsinniger auf dem Throne könnte mit den Kulturschätzen seines Volkes ein solches Wüsten und Verwüsten treiben. Es scheint dafür gesorgt, dass auch die Bäume des Menschengeistes nicht in den Himmel wachsen.

Aber auch wenn diese Hypothese von 10000jährigen Weltwintern und Weltsommern unrichtig wäre, auch dann hätten wir keine Ursache, die Hoffnungen auf eine ungemessene Entwickelung des Menschengeistes zu übertreiben. Denn auch die Begriffe Kultur und Volk und Menschlichkeit sind ja doch nur Abstraktionen. Was lebt und was denkt, lebt und denkt nur im Individuum. Der individuellen Persönlichkeit aber sind doch noch ganz andere Grenzen gesetzt, als der Weltwinter sie dem Fortschritte der Menschheit auferlegt. Das Grauen vor dem Aufhören mag dem alten Goethe die glückliche Phantasie geschenkt haben, es müsse eine individuelle Unsterblichkeit geben, weil es zu dumm wäre, wenn Goethes Geist nach armseligen 80 Jahren sich nicht mehr weiter entwickeln dürfte. Doch es ist vieles wirklich, was dem Menschen zu dumm scheint. Alle Anpassung an die wechselnden Eindrücke

Digitized by Google

der Umgebung, alle Anstrengung des Gehirns, durch provisorische Gleichsetzung des Ungleichen zum Begreifen der Welt zu gelangen, alle Sehnsucht, durch die Funktion des unendlich Kleinen den Grundfehler des Gedächtnisses zu seiner weltumfassenden Urkraft zu machen, der todesmutige Sprung des Menschengeistes hinein in die Welterklärung endet doch nur nach den wenigen Erdenjahren des individuellen Menschenlebens mit dem Bankerott des Geistes, mit der Unmündigkeitserklärung, mit dem Geständnis, dass der Uebergriff vom Wort zur Wirklichkeit nicht gemacht werden könne, dass dieser Glaube nur vom geistigen Tode gefasst werden könne oder zum geistigen Tode führe. Und genau ebenso steht es um die leibliche Anpassung des Organismus an die umgebende Welt. Unaufhörlich und unter all den Qualen, welche bald Wachstum bald Krankheit heissen, versteht der individuelle Organismus sich verändertem Klima und veränderter Nahrung, ja eigentlich auch sich den veränderten Geweben des eigenen Körpers anzupassen. Alle diese Veränderungen vollziehen sich in der Zeit von einigen Dutzenden unserer Erdensommer und Erdenwinter. Und wenn man ernsthaft von einer Eigenschaft der Anpassungsfähigkeit reden könnte, so müsste der individuelle Mensch schon auf Erden unsterblich sein und würde mit verknöcherten Blutgefässen, mit versteinertem Herzen weiter atmen und weiter denken. Nach einigen Dutzend Jahren aber beginnt der Organismus zu keuchen und zu stocken und steht endlich still. Man nennt das den Tod. Und die Sprache der Menschen ist so hilflos dem Tode gegenüber wie dem Leben. Denn man könnte ebenso gut sagen, der Tod trete ein, wenn die Anpassungsfähigkeit des Individuums aufhört; als man auch sagen könnte: der Tod ist die letzte Anpassung des Individuums an die umgebende Welt.

*

Das Vergessen.

Was wir also recht menschlich den Grundfehler des Gedächtnisses genannt haben, das ist sein Wesen. Es über-

Digitized by Google

sieht den Unterschied zwischen Gleichheit und Aehnlichkeit. Es merkt fehlerhaft, es merkt falsch. Und ohne diesen wesenhaften Fehler gäbe es in der organischen Welt keine Entwickelung, in der Geisteswelt keine Begriffe oder Worte. Aber das Gedächtnis ist auch wesentlich untreu. Das Gedächtnis wäre unerträglich, wenn wir nicht vergessen könnten. Und die Worte oder Begriffe, die erst durch das falsche Gedächtnis entstanden sind, wären für den Alltagsgebrauch ungeeignet, ohne die Eigenschaft des Gedächtnisses untreu zu sein. Es trifft sich nur gut, dass alle diese (menschlich gesprochen) Fehler des Gedächtnisses im Interesse des menschlichen Organismus liegen. Wir könnten weder leben noch denken, wenn wir nicht vergessen könnten.

Man vergisst, was einen nicht interessiert. „Darum ist auch die ganze Gedächtniskunst eigentlich in der einen Regel enthalten: Interessiere dich! und soweit mnemotechnische Anweisungen einen Erfolg haben, kommen sie alle darauf hinaus, dass, wogegen wir gleichgültig sind, mit solchem vertauscht oder verbunden werde, was uns mehr am Herzen liegt.“ J. E. Erdmann, dessen Rede über das Vergessen hier citiert wird, hat auch hübsch darauf aufmerksam gemacht, dass wir uns nur darum schämen, wenn wir einen alten Bekannten nicht wieder erkannt haben; es muss ihn verletzen, dass wir so wenig Interesse für ihn hatten, dass er durch lebhaftere Interessen aus unserem Gedächtnisse verdrängt werden konnte. Ebenso fühlen wir uns verletzt, wenn eine geliebte Person einen unserer Wünsche vergessen, also geringes Interesse für uns bewiesen hat.

Der sprachliche Ausdruck vergessen, ist ungenügend, weil er die verschiedenen Arten des Vergessens nicht unterscheiden lässt und weil er einen negativen Charakter trägt. Erinnern deutet auf ein Behalten hin, vergessen auf ein Verlieren; das ist schon etymologisch begründet, wie denn get noch heute im Englischen so viel wie erlangen heisst. Wie es jedoch eine Mechanik des Gedächtnisses gibt, wenn wir sie auch nicht beschreiben können, so muss es auch eine Mechanik des Vergessens geben; denn das

Digitized by Google

Vergessen ist in der Wirklichkeit, kann also keine bloese Negation sein. Dass es eine Thätigkeit ist, wird uns bewusst, wenn wir etwas vergessen wollen und uns die Ausführung unserer Absicht mühevoll oder unmöglich wird. Hat uns eigene Schuld oder Verrat des Liebsten die Lebensfreude genommen, so kann es eine Angelegenheit von der äussersten Wichtigkeit für uns werden, ob wir die eigene, die fremde Schuld vergessen können oder nicht. Gelingt es zu vergessen, so liegt darin eine Wollust, die sicherlich nicht von etwas Negativem ausgehen konnte. Der fromme Katholik mag so etwas empfinden, wenn er absolviert wird. Und sehr schön hat Jacob Böhme die absolvierte Schuld mit dem Holzscheite im Kamin verglichen, weil beide unser Wohlsein steigern, indem sie zerstört und verzehrt werden. Auch das Verbrennen des Holzscheits ist dem sprachlichen Ausdrucke nach eine Negation; wir wissen aber seit hundert Jahren, dass das Verbrennen ein sehr positiver Vorgang ist, an welchem sich die Erhaltung der Energie am allerbesten nachweisen lässt. Gäbe es ein Vergessen als reine Negation, so wäre das Gesetz der Erhaltung der Energie für unser geistiges Leben nicht vorhanden.

Die aufbewahrende und die entfernende Thätigkeit des Gedächtnisses, das Behalten und das Vergessen, insbesondere der aktive Charakter des Vergessens wird uns verständlicher werden, wenn wir alle diese geistige Arbeit mit einer sehr bekannten vegetativen Arbeit des Leibes vergleichen. Hat doch auch die Ernährung der Tiere eine aufnehmende Seite und eine entfernende, wenn schon die letzte freilich nicht mit einem negativen Worte ausgedrückt wird. Das sehr positive Wort für die entfernende Thätigkeit associiert sich mit so unangenehmen Nebeneindrücken, dass es darüber in Verruf gekommen ist, „in Verschiss", wie die Studenten sagen. Der Arzt sogar, wenn er Bescheid haben will über die Entfernung der Nahrungsreste, fragt euphemistisch nach der Verdauung. Verdauung bezeichnet aber gerade diejenige Thätigkeit der Organe, bei welcher zwischen den aufzunehmenden und den zu entfernenden Stoffen unter-

Digitized by Google

schieden wird („Scheissen" etym. wohl aus „scheiden"). Was der Verdauung, zeitlich und räumlich, vorhergeht, ist chemische Aufbereitung des Stoffes; was der Verdauung folgt, ist fast mechanisch. Die Thätigkeit der eigentlichen Organe der Verdauung ist wie beim Auslesen von Erbsen oder Linsen immer Thätigkeit, ob nun die guten Körperchen herangeschoben oder die schlechten Körperchen fortgeschoben werden.

Und wie der tierische Organismus zu Grunde gehen müsste, wenn er keine gesunde Verdauung hätte, wenn er nicht den grössten Teil der Nahrungsmittel wieder entfernen könnte, so müsste das menschliche Denken oder das Gedächtnis zu Grunde gehen, wenn es nicht vergessen könnte. Für die Sprache, deren Identität mit dem Gedächtnis er freilich trotzdem nicht erfasst hat, spricht das Karl Otto Erdmann sehr hübsch aus am Ende seiner lesenswerten Schrift über „Die Bedeutung des Wortes". Er sagt da, nachdem er ganz richtig den gedankenlosen Wortgebrauch als den normalen hingestellt hat: „Dass wir die Kunst des Vergessens auf sprachlichem Gebiete so gewandt betreiben, dass es uns so leicht fällt, vom ursprünglichen Wortsinn abzusehen und einen ‚gedankenlosen' Sprachgebrauch zu üben, das ist nichts weniger als ein Mangel des menschlichen Geistes; es ist vielmehr eine wertvolle Eigenschaft, auf der die Möglichkeit der Sprachentwickelung beruht."

Nicht nur die Möglichkeit der Sprachentwickelung. Der Satz gilt für die Psychologie des Einzelnen wie für die Völkerpsychologie. Der Einzelne könnte seine Muttersprache gar nicht fliessend sprechen, er müsste stocken und verstummen, wenn ihm der Bedeutungswandel jedes Wortes in jedem Augenblicke voll zum Bewusstsein käme. Der Einzelne ist schon ein Sprachgewaltiger oder ein Dichter, wenn ihm nur die Gefühlswerte der Worte, die aus ihrer Geschichte stammen, immer gegenwärtig sind. Wer als Redner oder Improvisator glänzen will, der darf sich nicht um die Prägnanz der Worte und nicht um ihre Gefühlswerte kümmern, er muss sie gedankenlos verwenden. Wenn ich einen Vortrag über den Darwinismus halten wollte und darüber, dass

Digitized by Google

Darwin angeblich die Teleologie oder die Zwecklehre aus der Welt geschafft habe, so würde ich beim ersten Vorkommen des Wortes „Zweck“ (um ein treffliches Beispiel Karl Otto Erdmanns fortzuführen) durch die Ueberfülle der Beziehungen zum Stocken gebracht werden. „Zweck“ als Endursache einer Handlung, und „Zweck“ als Stiefelnagel oder Schuhzweck ist nicht nur dem Klange nach dasselbe Wort. „Zweck“ bedeutet ursprünglich einen Holznagel oder einen Holzpflock, also auch den Holzpflock in der Mitte der Zielscheibe. So noch im Mittelhochdeutschen. τελος in Teleologie ist durch einen andern Zufall des Bedeutungswandels aus einer konkretern Bedeutung zu der des Zieles und der Vollendung, des Erfolges, des Sieges gekommen. Zweck und τελος, Zwecklehre und Teleologie werden also zwar als synonyme Ausdrücke gebraucht, decken einander aber nicht genau. Im deutschen Worte liegt mehr Absichtlichkeit eines handelnden Menschen als im griechischen. Und beide Worte haben den Nebensinn nicht immer gehabt, den wir verächtlich in sie hineinlegen, seitdem wir diesen Nebensinn bekämpfen. Darwin selbst gebraucht die gleichen Begriffe mitunter und glaubt dabei den Nebensinn vermeiden zu können. Müsste ich nicht erst Darwins Sprachgebrauch in diesem Falle analysieren, den gemeinen Sprachgebrauch definieren und meinen eigenen Sprachgebrauch erklären, bevor ich ein Recht hätte, das Wort Zweck in diesem Zusammenhange zu gebrauchen? Das wäre ein langes Nachdenken bis zum nächsten Worte.

Wie in diesem Falle, so müsste in unzähligen andern gerade der kenntnisreiche und denkende Mensch auf die Rede verzichten, weil er den Wald vor lauter Bäumen nicht sähe und den Baum nicht vor lauter Pflanzenphysiologie. Und wie der Einzelne beim Gebrauche der Sprachworte von allen Thätigkeiten seines Gedächtnisses keine so sehr eingeübt hat wie die des Vergessens, so war auf dem Felde der Völkerpsychologie die Entwickelung der Sprache nur dadurch möglich, dass auch zwischen den Menschen die alte Bedeutung des Wortes der neuen Platz machte, also in un-

Digitized by Google

zähligen Fällen einfach vergessen wurde. Der kenntnisreiche und denkende Mensch hat jetzt wieder die Geschichte des Wortes Zweck beisammen in seinem Einzelgehirn und muss diese Geschichte beim banalen Gebrauch des Wortes individuell vergessen; entstanden ist aber diese Wortgeschichte der Gemeinsprache zwischen den Menschen durch etappenweises Vergessen jedes einzelnen Entwickelungsgliedes. Das gilt für die konkretesten Ausdrücke wie für die abstraktesten. Bei den abstrakten Ausdrücken ist es aber fast lustig, dass die oft angestaunte Thätigkeit der Vernunft, eben die Abstraktion, nichts weiter ist als Vergessen, als ein Ausscheiden oder Entfernen von verdauten Empfindungen.

*

Unbewusste Apperzeption.

Ich habe schon gesagt, dass das Gedächtnis an den Knotenpunkten seiner Gleise, dort, wo es einen Stoss bekommt, wo eine „Hemmung" eintritt, zur Sprache, zum Bewusstsein wird. Das Geheimnis des Gedächtnisses wäre damit sogar schon enthüllt, — wenn es eben möglich wäre, diesen furchtbaren Gedanken ohne Rückstand in Worte zu kleiden. Das geht aber ja darum gerade nicht, weil das Bewusstsein sich nicht einstellt auf glatter Bahn. Es geht mir bei diesen schlimmen Ahnungen beinahe wie dem Pferde, dem das Fressen abgewöhnt werden sollte. Es stirbt gerade in der Zeit, wo es sich das Fressen beinahe abgewöhnt hatte. Ich weiss, warum die Sprache ihren Dienst versagt; aber sie versagt ihn trotzdem.

Diese Eigenschaft des Gedächtnisses, dass es — um es annährend auszudrücken — auf glatten Gleisen schläft (wie der Müller beim Klappern der Mühle), bei jeder Entgleisung jedoch zu sich, zum Bewusstsein kommt, — diese Eigenschaft erkärt aufs einfachste das Unbewusste im Gedankenwachstum, oder der Begriffsbildung, den sogenannten unbewussten Apperzeptionen, dem schweren Kreuz der Psychologen.

Dieses Kreuz wäre freilich nie so schwer geworden,

Digitized by Google

wenn die Herren nicht aus der Mathematik und Logik den Satz von der Identität gleicher Grössen herübergenommen hätten, trotzdem der Satz in der Mathematik nur eine wohlfeile Hilfsannahme, in der Logik eine alberne Tautologie ist.

Aber in der Psychologie, das heisst im Denken, in unseren Begriffen gibt es ja keine zwei gleichen Grössen. Jede Begriffsbildung ist ja ein Schweben, ein Verschwimmen. Es gibt keine gleichen Bäume, es gibt keine gleichen Blätter, von denen die Begriffe oder Worte „Baum", „Blatt" übrig geblieben (abstrahiert) wären. Das nehme ich endlich als erwiesen an.

Tritt nun zu einem Begriff (der in unserm Sprachschatz ist) ein neuer Eindruck, so sind zwei Fälle möglich.

Entweder die Aehnlichkeit ist (subjektiv) so gross, dass die Bahn glatt abgelaufen wird, dass wir gedankenlos das alte Wort anwenden, das Ding „wiedererkennen"; dann gibt es die sogenannte unbewusste Apperzeption. Wir erblicken einen Baum und sagen gedankenlos „Baum". Der Unterschied ist (subjektiv, für unser Interesse) so gering, dass wir einfach schwatzend den Sprachschatz anwenden. Ebenso, wenn wir den Herren A oder B begegnen und sagen Herr A oder B.

Wir bejahen im strengsten Falle eine Frage nach der Identität. Und es ist eine richtige Sprachbeobachtung Steinthals, dass in jeder Bejahung oder Verneinung ursprünglich (jetzt noch bei ganz kleinen Kindern) ein Willensakt steckt. Spinoza hat diese Lehre (II, 49) schon philosophisch entwickelt und dazu sogar den ganz paradoxen Satz aufgestellt: „Der Wille und der Verstand sind ein und dasselbe."

Fortschritt im Denken.

Oder aber die Aehnlichkeit des Neuen mit dem Begriff ist (subjektiv) geringer, unser Gedächtnis entgleist, die Erinnerung kommt zum Bewusstsein, wir erkennen nicht sofort wieder: dann weckt uns das Stolpern und wir bereichern den Begriff um eben den kleinen Unterschied, an dem wir uns gestossen haben. Wie denn auch der Schlittschuhläufer

Digitized by Google

oder Reiter mit jedem Sturz das Gedächtnis der respektiven Muskeln, ihre Uebung, also seine Uebung, bereichert und durch Stolpern lernt. Oder endlich wie das Kind durch Fallen gehen lernt. So lernt die Menschheit denken oder sprechen nicht durch die glatte, unbewusste Anwendung ihres Sprachschatzes, sondern durch das Stottern bei seiner zweifelhaften Anwendung. Wenn ich Herrn A oder B sehe und ihn nicht sofort (unbewusst) wiedererkenne, weil er grau geworden ist, wenn ich Frau G nicht sofort wiedererkenne, weil sie anstatt des gewohnten schwarzen Kleides eines von lila Farbe trägt, so lerne ich dadurch A, B oder G besser kennen.

Der Fortschritt des menschlichen Denkens, das heisst die Entwickelung des menschlichen Sprachschatzes ist demnach nichts als: das durch Entgleisungsstösse veranlasste Bemerken von Unterschieden zwischen ähnlichen Dingen, das Wahrnehmen der Verschmelzungsfehler, das Erkennen der Begriffsmängel und endlich die resignierte Anwendung zusammenfassender Begriffe, trotz dieser erkannten Mängel. Alle grossen naturwissenschaftlichen Entdeckungen lassen sich darauf zurückführen, dass man entweder erkannt hat: „Dies ist nicht Frau G, trotzdem sie ähnlich aussieht oder heisst," — oder: „Dies ist Frau G, trotzdem sie lila geht".

Lavoisiers Entdeckung des Sauerstoffes gehört zur ersten Gruppe, Newtons Bestimmung der Sternberechnung als eines Falles von Schwerkraft, die Zusamenfassung (Hertz) von Licht und Elektricität gehören zur zweiten Gruppe. Da wurden ein paar Begriffe einmal gesäubert, das andere Mal bereichert. Eine Zelle mehr im Wachstum der Sprache.

*

Weltanschauung und Sprache.

Man wird mir eher zugeben, dass die beschränkte Weltanschauung eines russischen Muschik mit seinem kleinen Sprachschatz identisch sei, als dass die Weltanschauung eines Dichters oder Denkers identisch sei mit seinem grossen und unzähliger Kombinationen fähigen Sprachvorrat.

Aber die sogenannte Weltanschauung haftet so unlösbar

Digitized by Google

an der Sprache, die die Erinnerung der ererbten und der erworbenen Erfahrung ist, dass man vergebens versuchen würde, irgend ein Etwas in der Weltanschauung eines Mannes zu suchen, was nicht in der Sprache dieses Mannes zu finden wäre. Wenn Kant seine Gänsefeder schneidet, dabei nur die Feder im Auge hat, und für ihn in dieser Minute sein Lebenswerk, sein ungeheures Wissen, die ganzen Vorstellungsmassen der Theologie, Astronomie, der englischen Philosophie u. s. w. nicht existieren, so sagt man wohl, „er denke in dieser Minute nicht daran". Nicht daran denken, heisst aber nichts anderes, als dass die Vorstellung, die augenblicklich im Nadelöhr der Gegenwart steht, keine Erinnerung weckt, kein Wort associiert von diesen grossen und sonst für wertvoller gehaltenen Vorstellungsmassen. Wie der König nicht mit der Krone auf dem Kopf herumgeht und sich in allem Menschlichen sehr menschlich und bürgerlich betragen kann, in jedem Augenblick aber in der Lage oder in der Gefahr ist, die königliche Vorstellungsmasse hervorzurufen, so kann der grösste Denker ganz spiessbürgerlich, ja viehisch denken, bis die Feder geschnitten ist, er sie ansetzt und ihm nun entweder die Absicht, sein Ich fortzusetzen, das heisst an die gestrige Erinnerung anzuknüpfen, oder die unabsichtliche Erinnerung durch den Anblick der letzten Zeile plötzlich die ganze Vorstellungsmasse, z. B. von dem Planetensystem oder von der Frage nach der Möglichkeit „synthetischer Urteile a priori" vor dem Nadelöhr in Bewegung gerät. Was er von diesen Massen für das Wichtigste hält, woran er also das lebendigste Interesse hat, das wird als Wort erreichbar sein und die Gruppierung um das Centrum, das er für das Wichtigste hält, wird man seine Weltanschauung nennen können. Er wird auch objektiv gewiss all den Mist seiner Gelehrsamkeit zur Nahrung dieses seines Wichtigsten verwenden, wie die gelbe Rose alle Nahrung nur für ihre Blütenart verwenden und andere ablehnen wird; aber immer ist es nur die seit seiner Geburt oder Zeugung angesammelte Erinnerungsmasse oder sein Sprachschatz, der bald als un-

Digitized by Google

bewusster Besitz oder als bewusster Besitzer sich bewegt, was wir als seine Weltanschauung personifizieren.

Und es ist sehr fraglich, ob Kant oft an die nach ihm benannte Planetentheorie und an seine kritische Philosophie zugleich gedacht hat, ob ihm seine beiden Thaten jemals zu einer Weltanschauung zusammengeflossen sind. Das war etwa bei Descartes noch der Fall, weil bei ihm die neuen Begriffe oder Worte der Kopernikanischen Lehren auch erst die neuen cartesianischen Begriffe oder Worte hervorgerufen hatten. Dagegen war fünf Generationen später die Astronomie schon eine Begriffswelt für sich geworden, und so konnte Kant monatelang in einer Weltanschauung oder einem Wortschatz schwelgen, die mit seinem andern Lebenswerk keine Verbindung hatten.

Weil dem so ist, weil Weltanschauung nichts ist als eine bestimmte Neigung oder Gewohnheit des individuellen Gedächtnisses, eine bestimmte Richtungsgewohnheit der sogenannten Association, darum hat mit dem Wort „Weltanschauung“ so viel Unfug getrieben werden können. Bei einem individuellen Kopf, z. B. Schopenhauer, kann man wenigstens bildlich und momentweise von einer Weltanschauung sprechen; sagt man aber von irgend einem Peter oder Paul, er habe die Weltanschauung Schopenhauers, so heisst das nur, er habe Worte aus dessen Büchern mehr oder weniger klar in seinen Sprachschatz aufgenommen.

Individualität.

Ein ähnlich eitles Spiel wie mit „Weltanschauung“ wird auch mit „Individualität“ getrieben. Nicht nur wer Auch Einer ist, nein, jeder Narr auf eigene Faust hört sich gern eine Individualität nennen. Dieser Wortgebrauch liegt weit ab von dem schwierigen naturwissenschaftlichen Begriffe Individuum. Und Auch Einer selbst will nicht zugeben, dass seine Individualität nur in seiner eigenen Sprache bestehe. Es ist aber nicht anders: beim Volke wie beim Einzelnen ist die Sprache die entscheidende Eigenschaft.

Man hat aus theoretischen und praktischen Gründen oft gefragt, was denn eigentlich das Wesen der Individualität ausmache, was ein Volk, einen Stamm, eine Familie, eine

Digitized by Google

Person so auszeichne, dass sie daran von anderen Völkern u. s. w. unterschieden würde. Die einzig richtige Antwort scheint mir zu sein, was fast zu banal ist, um gesagt zu werden. Die Völker unterscheiden sich ja durch ihre Sprache. Und nicht nur die Völker, sondern auch die Stämme und Städte und Landschaften und Erwerbsklassen und Familien und Individuen unterscheiden sich durch ihren individuellen Sprachschatz. Man kann suchen, soweit man will, man findet nichts anderes. Besonders die Eigenheiten der Familienidiotismen sind da sehr lehrreich. Und wenn z. B. die Juden in Deutschland genauer auf sich achten würden, so müssten sie erkennen, dass sie so lange einen Stamm für sich bilden, als sie mehr oder weniger einen Jargon sprechen, der für nichtjüdische Deutsche unverständlich ist. Der Jude wird erst dann Volldeutscher, wenn ihm Mauschelausdrücke zu einer fremden Sprache geworden sind, oder wenn er sie nicht mehr versteht.

Kinder, Schulkinder einer bestimmten Stadt haben ihren Sprachschatz für sich. Er ist nicht einfach ärmer als der der Erwachsenen; da und dort ist er reicher.

Nun könnte man ja einwenden, der Sprachschatz sei nur die Blüte der Individualitäten, er sei höchstens ein Symptom, ein Erkennungszeichen der Gruppen, keineswegs aber ihr Grund, er sei nicht das principium individuationis. Und doch fällt er damit zusammen. Denn jeder Begriff des Sprachschatzes führt am letzten Ende zurück auf die individuellen Interessen einerseits, auf die individuellen Erfahrungen anderseits (Subjekt und Objekt), all das wieder auf den Organismus des Individuums, auf die Art seiner Bedürfnisse und seiner Sinnesorgane, und so am Ende aller Enden auf seine motorischen und sensibeln Nerven nebst deren unzugängliches Centrum. So ist der Sprachschatz nicht nur ein Kennzeichen des Individuums, sondern zugleich auch sein Wesen, seine Eigenschaft, wie etwa Schwere, Farbe, Dehnbarkeit u. s. w. des Goldes zugleich das Kennzeichen, aber auch das Wesen des Goldes sind, da dieser Stoff eben nichts ist als die Summe seiner Eigenschaften.

Digitized by Google

VIII.

Aufmerksamkeit.

Gelegentlich haben schon ältere und älteste Schriftsteller auf die Bedeutung der Aufmerksamkeit hingewiesen. Quintilian sagt mit einem stark hinkenden Bilde ungefähr, dass der Verstand durch die Aufmerksamkeit wie ein Spiegel nur diejenigen Dinge reflektiere, denen er zugewendet sei. Und Locke (II, 10 § 3) lehrt schon: „Aufmerksamkeit und Wiederholung dienen sehr zur Befestigung der Vorstellungen in dem Gedächtnisse.“ Der englische common sense und der französische Materialismus wurden auf den Wert der Aufmerksamkeit aufmerksam. Reid unterscheidet zwischen der Aufmerksamkeit auf äussere Dinge oder Observation und der Aufmerksamkeit auf unser Bewusstsein oder Reflexion. Helvetius sagt einmal: „C'est l'attention, plus ou moins grande, qui grave plus ou moins profondément les objets dans la mémoire.“

Ein Schüler Reids, der mit Unrecht vergessene Dugald Stewart, hat sehr scharfsinnig beobachtet, wie blitzschnell die Aufmerksamkeit wechseln kann. Wenn ein Seiltänzer sich auf einem Drahtseil im Gleichgewichte hält und dabei gleichzeitig mit beiden Händen jongliert, so hat er seine Aufmerksamkeit aufs gespannteste auf drei Muskelgruppen zu richten; das wäre unbegreiflich, wenn wir nicht annähmen, „dass beide, die Seele sowohl als das Auge, auf diese verschiedenen Balancen nacheinander acht gäben, aber dabei mit einer ganz ausserordentlichen Schnelligkeit verführen, was, wie die Erfahrung lehrt, dieselbe Folge hat, als ob sie beide auf alle diese Gegenstände zugleich unausgesetzt merkten.“ Sehr fein bemerkt Stewart hierzu, dass die Ueberraschung der Zuschauer von Taschenspielerkunststücken daher rühre, dass der Zuschauer nicht den Grad der Aufmerksamkeit verwenden könne, welchen der Künstler oder Seiltänzer durch Uebung erreicht hat. Wir können dieses Kunststück des Gehirns besser begreifen, seitdem unsere Techniker einen Telegraphen erfunden haben, der durch einen gewissen schnellen Wechsel das scheinbar gleich-

Digitized by Google

zeitige Telegraphieren auf einem Drahte ermöglicht. Wie schwer es ist, diese Multiplextelegraphie des Gehirns auf grössere Erscheinungen zu übertragen, das kann der gesellige Mensch täglich erfahren, wenn ihm in einer sogenannten Gesellschaft zugemutet wird, zwei Gespräche zu gleicher Zeit zu hören. Der innere Vorgang ist wahrscheinlich derselbe, wie wenn ein Fechtmeister es unternimmt, einen Gang mit zwei Gegnern auf einmal zu machen. So wenig dieser für gewöhnlich mit einem Hiebe zwei Angriffe parieren kann, so wenig kann die Aufmerksamkeit zwei Sätze zugleich aufnehmen ohne hin und her zu springen.

Diese Schnelligkeit der Sprünge, die wir oft an einem ungewöhnlichen Verstande bemerken, ist also ein Vorzug der Aufmerksamkeit. Der Knabe mit einer schnelleren Aufmerksamkeit wird seine Käfersammlung früher vermehren als ein anderer; der Student mit der schnelleren Aufmerksamkeit wird geometrische Sätze als Axiome auffassen, die für einen anderen eines Beweises bedürfen. Keine Forschung ohne Aufmerksamkeit. Der aufmerksamste Gelehrte wird mit der Zeit leicht der zerstreuteste werden für alle Dinge, die ausserhalb des Blickfeldes seiner Aufmerksamkeit liegen.

Es wäre nun ganz hübsch, den schwierigen Begriff des Bewusstseins zu eliminieren und das Bewusstsein in die beiden Zustände oder Thätigkeiten der Aufmerksamkeit und des Gedächtnisses aufzulösen. Was wir im Bewusstsein zu haben glauben, das wird durch die blitzschnelle Aufmerksamkeit erworben und durch das dauernde Gedächtnis festgehalten. Die Summe der menschlichen Erfahrung oder die Sprache wäre dann eine Art fixierter Momentaufnahmen. Aber die Worte Bewusstsein, Aufmerksamkeit und Gedächtnis sind selbst wieder Teile dieser Summe, sind selbst wieder Bestandteile der Sprache und narren uns, wenn wir sie nach dieser verführerischen Erklärung noch einmal von der anderen Seite betrachten. Da ist zunächst eine Beobachtung, welche die Aufmerksamkeit unserem Gedächtnisse übermittelt hat, in unserem Bewusstsein nur dann, wenn

Digitized by Google

wir eine innere Aufmerksamkeit abermals auf sie richten. Das Bewusstsein ist also nicht eliminiert; wir können das Wort nicht entbehren, weil wir die unbewusste Aufmerksamkeit (wir erinnern uns z. B. eine Stunde später, eine Uhr schlagen gehört zu haben, ohne dass wir es sofort wahrgenommen hätten) von der bewussten unterscheiden wollen. Da ist ferner die Unmöglichkeit, Aufmerksamkeit und Gedächtnis jemals radikal zu trennen, weil jedes Aufmerken ein Beachten von Aehnlichkeiten und Unähnlichkeiten, also ein Bemühen des Gedächtnisses ist, und weil jede kleinste Erinnerung der Erregung einer bewussten oder unbewussten Aufmerksamkeit bedarf. Schliesslich würde auch noch die Frage der Willkürlichkeit hineinspielen. So entdecken wir auch auf diesem Punkte, wie schwer es ist, die Sprache mit Sprachworten zu kritisieren. Alle Erkenntnistheorie ist zuletzt Psychologie, und an eine wissenschaftliche Psychologie ist nicht zu denken, solange die psychologischen Grundbegriffe unklar und undeutlich im Sprachgebrauche schwanken.

Das so wohlbekannte Gefühl der Aufmerksamkeit ist darum für die psychologische Untersuchung kaum zu enträtseln. Wir stehen wieder einmal vor einem der Fälle, wo wir eine Seelenäusserung oder einen geistigen Zustand analysieren müssen, um das Wesen der Sprache besser kennen zu lernen, und wo wir zugleich den Begriff sprachkritisch analysieren müssen, um das Schwanken der Wortbedeutung festzustellen. Wir stehen wieder einmal vor einem der Fälle, wo die Psychologie irre führt, wenn wir nicht eine klare Definition des Wortes vorausschicken, und wo wir keine Definition aufstellen können, ohne vorher die Hauptgebiete der Psychologie für diese Definition durchforscht zu haben. Wir stehen wieder einmal an der Grenze der Sprache, wieder einmal vor der Aufgabe — um ein oft gebrauchtes Bild etwas zu ändern — mit eigenen Händen den Stuhl aufzuheben, auf welchem wir sitzen.

Unser wichtigstes Augenmerk muss es sein, unsere gespannte Aufmerksamkeit müssen wir andauernd darauf rich-

Digitized by Google

ten, dass wir den Begriff „Aufmerksamkeit“ nicht personifizieren, dass wir uns nicht ein bestimmtes Seelenvermögen „Aufmerksamkeit“ vorstellen, welches irgendwo im Gehirn residiert und unsere Gedanken lenkt. Die Psychologen — von Condillac bis Ribot —, welche das Gefühl der Aufmerksamkeit untersucht haben, haben sich selbstverständlich nach Kräften vor dem Fehler der Personifikation gehütet; aber lange nicht genug. Immer wieder guckt es wie ein Seelenvermögen aus ihren Darlegungen heraus, und auf einen wichtigen Punkt haben sie nicht klar hingewiesen: dass wir unter Aufmerksamkeit nämlich bald den relativ passiven Zustand verstehen, der in uns unbewusst durch äussere Objekte erregt wird, bald den ganz aktiven Zustand, in welchem wir die sogenannte Aufmerksamkeit auf einen äussern Gegenstand absichtlich richten. Um doch wenigstens von einer vorläufigen Definition auszugehen, welche diese beiden Zustände umfassst, wollen wir den folgenden Satz hinstellen: Aufmerksamkeit ist die Empfindung einer Anstrengung, die uns das Apperzipieren einer Wahrnehmung kostet. Wir sehen sofort, dass die Frage nach dieser Empfindung mit den Fragen nach dem Wesen der Gehirnarbeit einerseits, der Apperzeption anderseits zusammenhängen wird; und dass diese Empfindung wiederum als relativ passive mit dem Interesse, nach unserer Sprachkritik also mit dem Gedächtnis, dass diese Empfindung als aktive mit den Geheimnissen des menschlichen Willens zusammenhängt. Wir sehen also, dass wir mit den Mitteln unserer Sprache kaum zu einer völlig befriedigenden Definition gelangen werden.

Aufmerksamkeit leistet Arbeit.

Am wichtigsten erscheint mir der Nachweis, dass überall, wo die Umgangssprache oder die Wissenschaft von Aufmerksamkeit redet, Arbeit geleistet, eine Anstrengung empfunden wird. Die Selbstbeobachtung, die leider wieder nicht ohne diese Arbeit der Aufmerksamkeit möglich ist, weist uns darauf hin; Experimente von Duchenne haben wenigstens so viel hinzugefügt, dass durch elektrische Reizung des Stirnmuskels die Physiognomie eines Menschen

Digitized by Google

so verändert wird, dass der äussere Eindruck der Aufmerksamkeit entsteht.

In sprachlicher Beziehung können wir nun, was unserem Hasse gegen die Abstraktionen auf -keit und -heit nur schmeicheln kann, sofort die Personifikation Aufmerksamkeit aufgeben und uns mit der Thätigkeit des Aufmerkens begnügen. Schon die Umgangssprache macht einen Unterschied zwischen sehen und betrachten, zwischen hören und lauschen, zwischen riechen und wittern, schmecken und kosten, fühlen und tasten. Der Unterschied ist bei den einzelnen Sinnen und in den verschiedenen Sprachen nicht immer gleich gross; immer aber liegt eine Unterscheidung zwischen unaufmerksamem, mehr passivem Wahrnehmen und aufmerksamem, anstrengendem Wahrnehmen zu Grunde. Die meisten Untersuchungen über die Aufmerksamkeit sind auf das aufmerksame, anstrengende Denken, auf die Kombination von Sinneswahrnehmungen verwandt worden; doch machen es die angeführten Wortunterschiede offenbar, dass die Empfindung der geistigen Arbeit, also die Empfindung der Aufmerksamkeit auch schon bei den einfachsten Wahrnehmungen vorhanden ist. Auch beim Betrachten eines farbigen Lichtpunktes, beim Belauschen eines einzigen musikalischen Tons kann die Arbeit des Aufmerkens binnen kurzem einen hohen Grad von Ermüdung zur Folge haben. Diese Ermüdung kann sowohl durch die Intensität wie durch die Dauer des Aufmerkens veranlasst werden, sowie die Ermüdung der Armmuskeln durch das Gewicht des emporgehaltenen Körpers ebenso gut wie durch die Dauer des Emporhaltens erzeugt werden kann. Arbeit wird da und dort geleistet. Ribot möchte den Zustand der Aufmerksamkeit von dem normalen Seelenzustand durch den Begriff Monoideismus unterscheiden; und er legt Wert darauf, dass der Monoideismus der Aufmerksamkeit geistiger Art sei, dass die einzige Idee sich auf einen Gegenstand der Wirklichkeitswelt richte, dass also derjenige Zustand nicht mit der Aufmerksamkeit zu verwechseln sei, wo ein heftiger Zahnschmerz oder eine ausserordentliche Freude ebenfalls das

Digitized by Google

gesamte Bewusstsein auf ein einziges Gefühl zusammendränge. Ich sehe nicht ein, warum man diese Zustände nicht unter dem Begriff der Aufmerksamkeit begreifen soll. Es ist bekannt, dass man Schmerzen „vergessen“ kann, wenn es einem gelingt, seine Aufmerksamkeit auf etwas anderes zu richten; Reid kannte einen Menschen, der seine Gichtschmerzen linderte, wenn er während eines Anfalls mit leidenschaftlicher Aufmerksamkeit Schach spielte. Nur wer heimlich in der Aufmerksamkeit ein personifiziertes Seelenvermögen erblickt, kann das aufmerksame Schachspielen einer andern Seeleneigenschaft zuschreiben als das Aufmerken auf seine Schmerzen. Wir können diese Ablenkung unserer Geistesthätigkeit von einer unangenehmen zu einer angenehmen Empfindung viel besser erklären, wenn wir die Hypothese aufstellen, dass eine Anstrengung in einer bestimmten Richtung das Gehirnleben für andere Richtungen gewissermassen hypnotisiert. Diese Erscheinungen einer willkürlichen Ablenkung der Aufmerksamkeit enthalten doch gerade die beiden Zustände des passiven und des aktiven Aufmerkens im höchsten Grade. Es werden uns aus der Zeit der Christenverfolgungen, der Inquisition, aber auch aus dem Seelenleben indischer Fanatiker glaubhafte Fälle erzählt, wo die furchtbarsten körperlichen Foltern ohne Schmerzempfindung ertragen wurden, weil der Gefolterte seine ganze Aufmerksamkeit auf irgend ein starkes Gefühl religiöser Lust richtete. Hier scheint mir also der äusserste Grad derjenigen passiven Aufmerksamkeit vorzuliegen, in welchem bei gewöhnlichen Menschen die Todesqualen alles übrige Seelenleben so lahm legen, dass der Gefolterte nichts Andres mehr sieht, hört und denkt, während beim Märtyrer wie bei Wahnsinnigen etwas wie eine fixe Idee im stande ist, den gemarterten Körper gegen die Schmerzen zu hypnotisieren.

Aufmerksamkeit und Interesse.

Passive Aufmerksamkeit kann, das liegt auf der Hand, nur durch Erregung eines Interesses entstehen; Folterqualen müssen die Aufmerksamkeit aufs höchste erregen, weil der gewöhnliche Mensch kein höheres Interesse kennt als sein

Digitized by Google

Leben. Wir erinnern uns, dass unsere Analyse das Interesse schliesslich auf eine Thätigkeit des Gedächtnisses zurückgeführt hat. Wir können diesen Gedanken vorläufig nicht weiter verfolgen; halten wir uns an das Interesse. Ein Mensch oder ein Tier, sagt Ribot (L'attention S. 13), wäre ohne die Fähigkeit, Lust oder Unlust zu empfinden, auch unfähig, aufzumerken; wir können hinzufügen, dass ohne diese Fähigkeit zur Lust und Unlust die organische Welt auch nichts apperzipieren könnte. Nur dass die Annahme eines gefühllosen Lebewesens sinnlos ist; wir wissen ja, dass die Erlernung des Schädlichen und Nützlichen die Gefühle der Lust und Unlust, also das Interesse erzeugt hat, und dass diese Erlernung, welche wir dem Gedächtnisse verdanken, die ganze Entwickelung der Sinnesenergien von der Amöbe bis zum Menschen und im Menschen die Entwickelung derjenigen Anpassung möglich gemacht hat, die wir Welterkenntnis nennen. In jedem einzelnen Menschen ist nun natürlich die Richtung seiner Aufmerksamkeit oder die Gegend seiner Apperzeption oder die Ansatzstelle seines geistigen Wachstums (wenn unsere Auffassung von der Apperzeption richtig ist) von zwei Umständen abhängig: von seinem bisherigen Bewusstseinsinhalt und von dem äussern Objekt, das dazu an ihn herantritt. Stellen wir einen Bauern, einen Jäger, einen Botaniker und einen Astronomen auf eine Heide, so wird die Aufmerksamkeit eines jeden auf andere Umstände gerichtet werden, und wenn wir von jedem die Thätigkeit des Aufmerkens sehen könnten, so wüssten wir auch alles über seinen bisherigen Bewusstseinsinhalt. Die Thatsache, dass das Interesse beim passiven Aufmerken den Ausschlag gibt, dass demnach die Vorgeschichte des Individuums und seiner Art, anders ausgedrückt, dass das Gedächtnis des Individuums und sein Artgedächtnis auch diejenige Form der Aufmerksamkeit lenkt, die man die passive nennt, liesse sich durch tausend überflüssige Beispiele belegen. Doch in dieser Bemerkung liegt schon die zweite, dass auch bei der passiven Aufmerksamkeit aktive Arbeit geleistet wird. Für die neuere Psychologie

Digitized by Google

sollte das selbstverständlich sein, da diese auch im einfachen Sehen oder Hören Verstandesarbeit, Gehirnarbeit erblickt. Wir können diese Arbeitsleistung aber auch durch das alltäglichste Experiment nachweisen. Lassen wir die Hand auf dem Tische ruhen, so nehmen wir die Tastempfindung nach einigen Minuten gar nicht mehr wahr, wenn wir nicht durch unmerklichen Druck neue Muskelarbeit leisten. Bei der aktiven Aufmerksamkeit freilich ist diese Arbeitsleistung viel intensiver zu beobachten; fixieren wir mit den Augen einen bestimmten Punkt, so sind die Augen nach kurzer Zeit von der geleisteten Arbeit so erschöpft, dass wir überhaupt nichts mehr sehen. Das Gefühl der Anstrengung liegt, stärker oder schwächer, beim aktiven wie beim passiven Aufmerken vor. Nimmt man der innern Empfindung der Aufmerksamkeit die sie angeblich nur begleitende Empfindung der Arbeitsleistung, so weiss ich nicht, was von dem Seelenvorgang Aufmerksamkeit überhaupt noch übrig bleibt.

Schon bei dieser Betrachtung werden die Grenzen zwischen passiver und aktiver Aufmerksamkeit verwischt. Wird z. B. durch einen Gesichtseindruck das Interesse eines bis dahin unaufmerksamen Spaziergängers erregt, läuft z. B. ein Tier über den Weg, dessen Formen ihm nicht ganz geläufig sind, so wird er sofort seine Augen auf diesen Gesichtseindruck lenken und sie accommodieren, um in der nächsten Minute wieder zu vergessen, dass das Aufspringen eines Hasen ihn zu dieser komplizierten Arbeit angeregt habe. Aber die Arbeit, mit welcher er das Bildchen des Hasen auf den Fleck des deutlichsten Sehens brachte, dies entsprechend in beiden Augen, und was sonst ein aufmerksames Sehen alles erfordert, ist doch nicht verschieden von der Arbeit des Mikroskopikers, der mit gespanntester aktiver Aufmerksamkeit unter dem Mikroskop das Sputum eines Lungenkranken untersucht. Wäre Selbstbeobachtung bei der passiven Aufmerksamkeit möglich, so würden die Gefühle der Arbeitsleistung überall ebenso wahrnehmbar sein, wie sie es bei der aktiven Aufmerksamkeit sind: beim aufmerk-

Digitized by Google

samen Sehen eine Anstrengung in der Gegend der Augen, beim aufmerksamen Hören eine fühlbare Anstrengung in der Gegend der Ohren, beim aufmerksamen Denken, das heisst beim aufmerksamen Kombinieren von Vorstellungen oder Begriffen, eine leise fühlbare Anstrengung der Kopfhaut. Erinnern wir uns bei diesem Anstrengungsgefühl, welches vom aufmerksamen Denken verursacht wird, dass Denken bei vielen Menschen inneres Sprechen ist, und um so sicherer Bewegungsgefühle im Sprachapparate auslöst als das Denken aufmerksamer wird.

Aufmerksames Denken.

Wir erfahren aus alledem, wie subjektiv menschlich, das heisst verstandesgemäss die Unterscheidung zwischen passiver und aktiver Aufmerksamkeit ist. Es kommt dabei der ungenaue psychologische Begriff des Wollens ins Spiel; je nachdem die Arbeit des Aufmerkens gewohnt oder ungewohnt ist, haben wir das täuschende Bild einer unwillkürlichen automatischen Bewegung oder einer gewollten Anstrengung. Passives und aktives Aufmerken, unwillkürliche oder gewollte Arbeit ist noch schwerer zu unterscheiden, wenn wir jetzt das aufmerksame Wahrnehmen mit dem aufmerksamen Vorstellen oder Denken vergleichen. Zunächst würde das aufmerksame Wahrnehmen in den meisten Fällen (wo z. B. ein plötzlicher greller Gesichtseindruck unser Interesse erregt, unsere Aufmerksamkeit auf sich zieht) als ein passives, unwillkürliches Aufmerken zu denken sein. Und doch ist just in diesen Fällen die geleistete Arbeit besonders gut subjektiv zu spüren, objektiv wahrzunehmen. Denn das Accommodieren beim Scharfsehen ist nicht ein metaphorisches Bild der Aufmerksamkeit, sondern ein frappantes Beispiel. Und diese Arbeit beim Scharfsehen wird gerade dann aktiv und willkürlich geleistet, wenn, wie beim Scharfschützen, die Bewegung am besten eingeübt ist. Alle Begriffe fliessen wieder durcheinander.

Die viel kompliziertere und mikroskopischere Arbeit beim aufmerksamen Vorstellen oder Denken ist noch subjektiv als unklare Kopfanstrengung zu spüren, nicht aber immer wie beim Scharfsehen objektiv am andern Menschen zu

Digitized by Google

beobachten. Objektiv kann diese Kopfanstrengung aber erschlossen werden, wenn man sich erinnert, dass nichts im Denken ist, was nicht vorher in den Sinnen gewesen ist, und wenn man einmal das Wesen der Erinnerungsbilder genau betrachtet. Ich hätte diese Bemerkung besser bei der Untersuchung des Gedächtnisses weiter ausgeführt; aber ein Buch wächst nicht immer, wie man will.

Bilder. Ich habe eben den Ausdruck Erinnerungsbilder gebraucht. Diese Bilder haben die Psychologie jahrhundertelang nicht in Ruhe gelassen. Man hat lange Zeit in den Vorstellungen wirkliche, reale Bilder der Wahrnehmungen gesehen und die rohesten Hypothesen darüber aufgestellt, wie diese Bilder in das Gehirn hineingelangen. Ich neige sehr dazu, diese rohen Hypothesen für ungefährlicher zu halten als die unvorstellbaren Lehren der neuern Psychologie, die zwar irgend welche molekulare Veränderung der Ganglien oder doch die Tendenz zu einer molekularen Veränderung als Ursache der Erinnerungsbilder annimmt, aber diese Bilder dann wieder als Symbole auffasst, als unwirkliche Zeichen der Wahrnehmungen, die selbst wieder nur Zeichen für die Wirklichkeitswelt sind. Dabei muss alles Vorstellen aufhören. Ich möchte mit wenigen Worten zeigen, dass alle Erinnerungsbilder, wenn sie nur Symbole sind, es doch nicht weniger sind als die unmittelbaren Wahrnehmungen der Wirklichkeitswelt. Für diese darf natürlich die letzte Frage, die nach ihrer Realität, aufgeworfen werden; doch so real wie die Wahrnehmungen sind die Erinnerungen auch.

Ich gehe davon aus, dass das Spiegelbild eines Körpers um nichts weniger real ist als das unmittelbare Bild des Körpers, und da wir vom Körper nichts wissen als die Angaben unserer Sinne: um nichts weniger real als der Körper selbst. Das unmittelbare Bild entsteht durch Einwirkung der sogenannten Aetherschwingungen auf unsern Sehnerv. Das Spiegelbild entsteht durch die Einwirkung derselben abgelenkten Schwingungen; weil wir nun den Körper und sein Spiegelbild sehen, weil wir aus der Praxis wissen, dass der

Digitized by Google

Körper nur einmal vorhanden ist, weil wir das Spiegelbild nicht essen und nicht einmal betasten können, darum nennen wir es unwirklich. Es ist aber nur unwirklich für unsern Magen und für unsere Hände. Für den Gesichtssinn ist es wirklich. Erblicken wir einen Körper unter der Oberfläche des Wassers in einer falschen Richtung, so korrigieren wir sie, falls wir den Körper mit den Händen greifen, mit der Kugel treffen wollen. Für den Gesichtssinn ist er aber wirklich dort, wo wir ihn sehen.

So müssen die Erinnerungsbilder in unserm Gehirn ebenfalls Wirklichkeiten sein, wenn auch noch so schwache Wirklichkeiten. Die dort angenommenen Molekularveränderungen oder Tendenzen zu Molekularveränderungen, das heisst aufgespeicherte Kräfte, welche durch irgend eine Erregung der Aufmerksamkeit die Molekularveränderungen erzeugen, müssen ebenso wirklich sein, wie es die sogenannten Aetherschwingungen sind, die von der Spiegelfläche ausgehen. Es kann nun nicht anders sein: wie wir körperliche Arbeit leisten müssen, um ein Gesichtsbildchen in der geeigneten Schärfe auf den Fleck des deutlichsten Sehens zu bringen, so müssen irgend welche Nerven, vielleicht auch die vasomotorischen Nerven, im Gehirn die Molekularveränderungen jedesmal hervorrufen, durch welche Erinnerungsbilder, sodann allgemeinere Vorstellungen und schliesslich die Muskelgefühle erzeugt werden, ohne welche auch die abstraktesten Worte oder Begriffe nicht zu stande kommen können. Und die Empfindung dieser Arbeit nennen wir aufmerksames Denken. Man sieht, es müsste die Aufmerksamkeit als ein personifiziertes Seelenvermögen göttlich wirksam gedacht werden, wenn zwischen aufmerksamem Wahrnehmen und aufmerksamem Denken unterschieden werden soll. Und der Wille gar ist nur eine subjektive Begleiterscheinung. Ueberschreitet die Anstrengung die Schwelle des Bewusstseins, so nennt man das willkürliche Aufmerksamkeit. Ueberschreitet die Anstrengung das Mass der Kraft, so glaubt man und sagt, der Wille sei nicht stark genug gewesen. Aber weder die Ermüdung des ausgestreckten Arms, der ein Gewicht hält,

Digitized by Google

noch die Ermüdung der Aufmerksamkeit sollte uns veranlassen, einen personifizierten Willen als sellbständigen Aufseher der Arbeit anzunehmen. Ribot, der das Maximum der unwillkürlichen Aufmerksamkeit dem Maximum der gewollten Aufmerksamkeit als Gegensatz gegenüberstellt, steht zu sehr unter dem Banne der Worte. Er möchte die Entwickelung der willkürlichen Aufmerksamkeit, wie sie am Kinde beobachtet worden ist, so erklären, dass die unwillkürliche Aufmerksamkeit durch ein natürliches Interesse hervorgerufen wird, dass man die Kinder zu der bewussten Aufmerksamkeit erzieht, indem man den Dingen ein künstliches Interesse gibt. Er unterscheidet drei Perioden in dieser Erziehung: das künstliche Interesse soll zunächst durch Aussicht auf Lohn und Strafe und durch die angeborene Neugier erregt werden, sodann durch Eitelkeit, Ehrgeiz u. s. w., und im dritten Stadium durch die Gewohnheit. Er scheint nicht einzusehen, dass alles auf der Welt eher künstlich genannt werden kann als das Interesse, welches immer Egoismus ist. Wir glauben erforscht zu haben, dass der unterste Grad des Interesses, dass die simpelste Reaktion auf Licht- oder Gehöreindrücke in der Entwickelung der Organismen durch Gedächtnis entstanden ist; für uns ist es die Wirkung desselben Gedächtnisses, wenn der Junge in der Schule aufmerksam Latein lernt, zuerst weil er sich vor Prügeln fürchtet, dann weil er Einjährig-Freiwilliger werden möchte, und schliesslich, weil er es gewohnt ist, Latein zu lernen. Wieder fliessen die Begriffe von Gewohnheit, also von automatischem Handeln, mit vermeintlichem Wollen zusammen. Und wie sehr die unbewusste Personifikation der Aufmerksamkeit an dieser Unklarheit die Schuld trägt, ist aus der weitern Deduktion von Ribot zu sehen, wenn er den Fortschritt der Zivilisation als eine Entwickelung seiner willkürlichen Aufmerksamkeit, aber wahrhaftig nur als eine Entwickelung des personfizierten Seelenvermögens „Aufmerksamkeit“ auffasst. Er denkt sich gewiss etwas dabei, wenn er (S. 59) sagt: „Der gleiche Fortschritt, welcher in der moralischen Welt das Individuum von der Herrschaft der

Aufmerksamkeit und Wille.

Aufmerksamkeit und Zivilisation.

Digitized by Google

Instinkte zu der des Interesses und der Pflicht hat übergehen lassen, in der sozialen Welt von der ursprünglichen Wildheit zur Organisation, in der politischen Welt von dem fast schrankenlosen Individualismus zu Regierungseinrichtungen — derselbe Fortschritt hat die Menschen in der intellektuellen Welt übergehen lassen von der Herrschaft der unwillkürlichen Aufmerksamkeit zur Herrschaft der willkürlichen Aufmerksamkeit. Diese ist zugleich Wirkung und Ursache der Zivilisation.“ Das klingt. Eine Gottheit, die zugleich Wirkung und Ursache der Entwickelung ist. Wir aber wissen mit solchem Gerede nichts anzufangen. Aufmerksamkeit ist die Empfindung einer Anstrengung; da ist von vornherein klar, dass die Entwickelung der Menschheit wohl die Geistesarbeit und die mit ihr verbundene Anstrengung steigern wird, nicht aber zunächst die Empfindung dieser Anstrengung. Ist die Aufmerksamkeit keine Personifikation, kein Seelenvermögen, sondern nur ein Wort für eine Empfindung, so kann die Entwickelung nur darin beruhen, dass die Menschheit sich im Laufe der Zeit zu immer stärkerer Anspannung ihrer Wahrnehmungs- und Denkthätigkeit trainiert hat, wie sich einzelne Völker zu immer stärkerer Anspannung ihrer Muskelthätigkeit trainiert haben. Wohl ist es wahr, dass die sogenannten Wilden wie die Kinder von uns unaufmerksam genannt werden; sie sind es aber nur vom Standpunkte unseres Bewusstseinsinhalts. Sie apperzipieren nicht gern, was wir apperzipieren. Im Stande der Wildheit oder der Kindheit muss der bewusste Wille aufgewandt werden zu der Anstrengung des Aufmerkens. Nur die Masse des Bewusstseinsinhalts und die Zahl seiner Kombinationen wird durch die Zivilisationsentwickelung gesteigert, nicht die individuelle Neigung, aufzumerken, die unwillkürlich beim Kinde und beim Wilden vorhanden ist, sehr gross sogar im Verhältnis zum vorläufigen Bewusstseinsinhalt. Nicht umsonst enthalten die Schulzensuren eine besondere Rubrik für die Aufmerksamkeit; sie ist ausserordentlich wichtig für die Beurteilung des Schülers. Aber die Schablone genügt nicht. Manch ein

Digitized by Google

Schüler kann den höchsten Grad der Aufmerksamkeit für seine individuellen Interessen besitzen, z. B. für Käfer oder für die Stulle seines Nachbars oder für die Zöpfe eines kleinen Mädchens, der für die Interessen der Schule unaufmerksam ist. Ein solcher Schüler ist aufmerksam vom psychologischen Standpunkte, unaufmerksam nur vom Standpunkte einer Schulregulative, die ihn doch gar nichts angeht.

Ebenso steht es mit den gelehrigen Affen, welche nach einer Bemerkung Darwins einem Affenabrichter nach dem Grade der Aufmerksamkeit bezahlt wurden, deren sie fähig waren. Das war eine menschliche, eine unnatürliche Klassifikation dieser Affen. Aufmerksam ist auch der Affe, der Flöhe im Felle seiner Kinder sucht; Aufmerksamkeit für die Lehren des Affenabrichters ist eine menschliche Bezeichnung, wie wenn wir einem Tiger Bosheit zuschreiben.

Die Kritik des Begriffs Aufmerksamkeit hat uns also bis jetzt einerseits die vorläufige Definition bestätigt, dass Aufmerksamkeit die Empfindung einer Anstrengung sei, hat uns anderseits eine Fülle sogenannter negativer Ergebnisse geliefert. Wir haben gesehen, dass die Aufmerksamkeit sich nicht wie irgend ein Haufe von wirklichen Dingen in feinere oder gröbere Bestandteile, dass die Aufmerksamkeit sich nicht in Unterarten einteilen lasse. Weder die Einteilung in passive und aktive Aufmerksamkeit, noch die in unwillkürliche und willkürliche Aufmerksamkeit ergab feste Grenzlinien. Dann glaubten wir das Wesen der Aufmerksamkeit besser beobachten zu können an dem Unterschiede zwischen aufmerksamem Wahrnehmen und aufmerksamem Denken; aber auch hier schoben sich die früheren Einteilungsgründe dazwischen, und die schönsten Vorstellungen vom Wollen gerieten ins Schwanken. Als nun gar die personifizierte Aufmerksamkeit zugleich die Wirkung und die Ursache der Menschenentwickelung sein sollte, da wurden wir stutzig. Wir kehren jetzt zum Anfang der Untersuchung zurück. Lässt sich die Aufmerksamkeit irgendwie einteilen, ist sie gar Ursache, geschweige denn Wirkung der Entwickelung, so muss sie ein Ding sein, z. B. eine

Digitized by Google

personifizierte Kraft, etwas Objektives; nach unserer vorläufigen Definition ist sie eine Empfindung, etwas Subjektives. Wohlgemerkt, hier darf man nicht mehr von einem Einteilungsgrunde reden. Die Aufmerksamkeit in eine subjektive und in eine objektive einzuteilen, das wäre ebenso falsch, wie wenn man ein Siegel in das vertiefte und in das erhabene Siegel einteilen wollte, weil Siegel und Siegelabdruck vertieft oder erhaben sind, je nachdem wir unsere Aufmerksamkeit auf das Material lenken. Es ist schmerzlich, dass so wohlbekannte Begriffe unter der Kritik zerfliessen; schmerzlich, aber wahr, sagt eine banale Redensart.

Talent.

Die letzten Beispiele werden am besten zeigen, was wir eigentlich unter subjektiver und was wir unter objektiver Aufmerksamkeit verstehen. Nach dem unklaren Darwinistischen Begriff der Evolution soll die Aufmerksamkeit, meinetwegen die bewusste Aufmerksamkeit, zugleich Ursache und Wirkung der menschlichen Zivilisation sein. Entkleiden wir den Satz seiner scholastischen Fassung, so würde er ungefähr besagen: das Seelenvermögen der Aufmerksamkeit ermöglicht die Steigerung der andern Seelenvermögen und führt wieder zur Steigerung des Aufmerksamkeitsvermögens. Das ist sogar recht gut vorstellbar, wie uns denn überhaupt die veraltete Sprache oft vorstellbarere Sätze liefert als die Sprache der neuesten Wissenschaft. Wir ahnen gleich, dass es um die Aufmerksamkeit aus irgend einem innern Grunde so beschaffen sein muss wie um das Gedächtnis, das ja ebenfalls am Anfang aller geistigen Entwickelung steht und sich doch wieder mit ihr steigert. Ich weiss nun nicht, ob der sprachliche Ausdruck schärfer oder verschwommener wird, wenn wir jetzt an Stelle von Aufmerksamkeit oder Gedächtnis das landläufige Wort Talent setzen. Es führt aber die schöne Phrase Ribots auf diesen Ausdruck zurück. Es thut mir leid, aber die klingende Phrase Ribots sagt wirklich nichts anderes als: „Nur das Talent ist entwickelungsfähig, denn es kann zum Talent entwickelt werden.“ Ich erinnere mich, vom Bildhauer Reinhold Begas mehr als einmal das hübsche Epigramm gehört zu haben: „Aufmerk-

Digitized by Google

samkeit ist Talent, Talent ist Aufmerksamkeit.“ Als Epigramm ist die Bemerkung wertvoll; bei jeder solchen Tautologie steckt der Wert in der Betonung eines Gliedes. Gegenüber dem Geschwätze von Genie und Talent ist es wertvoll, wenn ein solcher Meister aus seiner Erfahrung sagt: der Götze Talent ist eigentlich ein viel einfacheres und bekannteres Ding, nämlich die Aufmerksamkeit; man hat Talent für dasjenige, wobei man aufmerkt, was man sich merkt. Schliesslich aber sagt das Epigramm für uns nicht mehr als die Tautologie, die ich Ribot in den Mund gelegt habe.

Zerstreutheit.

Auch das erwähnte Urteil des Affenabrichters und anderer Lehrer sagt dasselbe. Aufmerksame Schüler und Affen haben Talent. Ich habe dieses Urteil eben erst ein menschliches, verstandesmässiges genannt wie die Klassifizierung des Tigers unter die bösen Tiere. Und doch glaubt man, gerade diese Aufmerksamkeit bei Affen und andern Schülern objektiv beobachten und beschreiben zu können. Wie nun aber, wenn mein Einwurf, dass der objektiv zerstreute Schüler subjektiv der aufmerksamere sein könne, wichtiger wäre, als es im ersten Augenblicke schien? Wie wenn Zerstreutheit und Aufmerksamkeit nichts weiter wären als die objektive und die subjektive Seite des gleichen Zustandes?

Sprichwörtlich ist die Zerstreutheit des Gelehrten. Ich habe es selbst mit einem der berühmtesten deutschen Gelehrten erlebt, dass er einmal den Lesesaal der königlichen Bibliothek ohne seinen Hut verliess, dass er ein andermal um Mitternacht beim Nachhausegehen einer fremden Dame den Arm reichte und sie für seine Frau hielt, dass er endlich einmal in einem Gespräche über seine Spezialwissenschaft den Namen dieser Disziplin nicht fand. Gewiss objektive Aeusserungen der personifizierten Zerstreutheit. Nun ist es bei diesem Manne und ebenso bei den meisten zerstreuten Gelehrten offensichtlich, dass die gespannteste Aufmerksamkeit auf einen Punkt des Denkens die Nebenerscheinung der Zerstreutheit in andern Richtungen hervor-

Digitized by Google

ruft. Von Pascal wird erzählt, dass er eines Nachts, um seine heftigen Zahnschmerzen zu vergessen, das lange ihn schon beschäftigende Problem der Cykloide gelöst habe. Es ist doch klar, dass er dabei aufmerksam war für seine Aufgabe, zerstreut, absichtlich zerstreut für den Zahnschmerz. Auf diesen Gegensatz zwischen der Zerstreutheit aus Aufmerksamkeit und der Zerstreutheit aus Unaufmerksamkeit — wie ich zunächst sagen möchte — ist schon öfter aufmerksam gemacht worden, so von Ribot (S. 115). Der absichtlich paradox gewählte Ausdruck Zerstreutheit aus Aufmerksamkeit ist vom Standpunkt der Umgangssprache unangreifbar. Aufmerksamkeit und Zerstreutheit sind die beiden entgegengesetzten Gottheiten auf -keit und -heit, die eine zieht rechts, die andere links, und wenn die eine einen Teil der Gehirnthätigkeit nach rechts gezogen hat, so hat die andere um so leichteres Spiel, den Rest nach links zu ziehen. Wenn nur die Gottheiten auf -keit und -heit irgend welche Kräfte wären oder hätten und ziehen könnten!

Wir kommen dem wirklichen Vorgange gewiss näher, wenn wir die beiden Arten von Zerstreutheit nach dem Grade des Interesses unterscheiden. Der talentlose Affe oder Schüler ist unaufmerksam oder zerstreut, weil er an der Schule kein Interesse nimmt, der Gelehrte ist zerstreut, weil er ein lebhaftes Interesse an einem bestimmten Schulobjekte nimmt. Es gibt also eine Zerstreutheit aus Interesse und eine Zerstreutheit aus Interesselosigkeit. Und wenn der berühmte Gelehrte, dessen ich gedachte, deutlich zu beobachten war, wie er Zerstreutheit spielte, um eines für ihn langweiligen Gesprächs enthoben zu sein, so war er in der Hauptsache ehrlich: er gab seine Interesselosigkeit für den Gegenstand des Gesprächs zu erkennen; er war also, abgesehen von dem Gegenstande seines lebhaften Interesses, wirklich so unaufmerksam wie der talentlose Affe.

Die subjektive Empfindung ist also in manchen Fällen nicht entscheidend für die Frage, ob ein Zustand Aufmerksamkeit oder Zerstreutheit genannt werden kann. Der talentlose Schüler, das heisst der Schüler, der nicht nur nach

Digitized by Google

der Meinung seines Lehrers talentlos ist, hat das Gefühl der müssigen Interesselosigkeit; das angeblich zerstreute Genie kann, während es der Umgebung bis zum Blödsinn interesselos erscheint, die innere Arbeit des angespanntesten Interesses empfinden; der geistreiche Gelehrte endlich, der Zerstreutheit heuchelt, um seine Geisteskraft für die nächste Stunde beisammen zu behalten, hat das Gefühl einer gewissen Anstrengung, die ihn die Ablehnung minderwertiger Gesprächsanregungen kostet. Doch wenn auch aus diesem Grunde die Einteilung in subjektive und objektive Aufmerksamkeit nicht gefährlich wäre, so dürften wir sie doch nicht anwenden, weil damit unsere ganze Untersuchung ins Wasser fiele. Unsere Frage lautet ja: was mag dieses subjektive Gefühl der Aufmerksamkeit objektiv sein? Liegt der Empfindung von Arbeit, als welche wir unsere Aufmerksamkeit immer deutlicher kennen gelernt haben, wirklich geleistete Arbeit zu Grunde, so ist diese objektive Arbeit nicht mehr oder vielmehr noch nicht Aufmerksamkeit. Noch nicht in der Wirklichkeitswelt, nicht mehr im Sprachbewusstsein.

Fixe Ideen.

Wie wenig es auf das subjektive Gefühl ankommt, das sieht man am besten bei einer Betrachtung derjenigen Zustände, die man einer krankhaften Aufmerksamkeit zuschreibt. Dass nur ein personifizierender Wortaberglaube die Aufmerksamkeit krank nennen kann, sei nur nebenher erwähnt. Hier kommt es mir nur darauf an, festzustellen, dass man diese geistigen Krankheitszustände ganz willkürlich bald der Aufmerksamkeit, bald der Zerstreutheit zuschreiben kann. In diesem Punkte steht es um den zerstreuten Gelehrten ähnlich wie um den Irrsinnigen, der im Banne einer sogenannten fixen Idee steht. Die Irrenärzte unterscheiden drei Arten oder Stadien einer fixen Idee, z. B. im Zustande des Verfolgungswahnsinns; die fixe Idee kann sich durch so unbedeutende Anzeichen verraten, dass noch niemand den ängstlichen Mann für krank halten wird, sie kann sich durch furchtbaren Schrecken und dergleichen äussern, sie kann auch zum Mord oder Selbstmord führen. Für die praktische Behandlung des Kranken sind diese

Digitized by Google

Unterschiede wichtig, nicht für die Frage, was eigentlich die fixe Idee sei. Es ist am bequemsten, die fixe Idee eine Aufmerksamkeit zu nennen, die sich allein durch den höchsten Grad und durch die Dauer von der gespannten Aufmerksamkeit gesunder Menschen unterscheidet. Wird ein gesunder Mensch durch plötzliche und lebhafte Erregung seines Interesses, durch eine sogenannte Ueberraschung erfasst, so ist die Wirkung für die nächsten Augenblicke der einer fixen Idee ähnlich. Westphal macht einmal die Bemerkung, dass die fixe Idee sich unter den übrigen krankhaften Gehirnzuständen dadurch auszeichne, dass nicht der Inhalt, sondern die Form des Denkens gestört sei; wer eine fixe Idee hat, der stellt sich gewöhnlich nichts Unsinniges vor, sondern wendet nur einer an sich möglichen oder gar richtigen Idee eine krankhaft gesteigerte Aufmerksamkeit zu. Die Krankheit liegt also im Grade. Eine ähnliche Steigerung der Aufmerksamkeit ist doch wohl auch die Ursache derjenigen Exaltationszustände religiöser und erotischer Art, die der Sprachgebrauch vom Wahnsinn unterscheidet. Schon vorher ist auf das Beispiel der Märtyrer aufmerksam gemacht worden. Es wird ferner berichtet, dass vor mehr als fünfzig Jahren, als Operationen noch ohne Narkose ausgeführt wurden, die Kranken mitunter die Schmerzen vergassen, ich möchte sagen überfühlten, indem sie während der Operation ihr Denken auf irgend einen andern Punkt mit äusserster Aufmerksamkeit konzentrierten.

Da wir nicht wortabergläubisch sind und keinen Götzen Krankheit als Ursache dieser Erscheinungen anerkennen, so können wir ohne Inkonsequenz auch den Bewusstseinszustand im Traume und in der Hypnose als gesteigerte Aufmerksamkeit auffassen. Die wirklich beobachteten Thatsachen der Hypnose zeigen allesamt, wie die Gehirnarbeit des Hypnotisierten durch eine äussere Anregung, durch ein laut gesprochenes Wort und die dadurch erweckte Vorstellung, in eine einseitige Richtung gedrängt wird. Im Traume ist diese Anregung ebenso oft von aussen, durch einen Schall, hineingetragen; noch öfter wahrscheinlich durch die nicht nach-

Digitized by Google

weisbare Thätigkeit der Association. Beim Hypnotisierten jedoch, ebenso wie beim Träumer ist eine Wirkung der Anregung ohne einen vorausgehenden Bewusstseinsinhalt, also ohne vorausgegangene Gedächtnisthätigkeit unmöglich. Es ist eine Lüge, dass Somnambule jemals eine Sprache geredet haben, die sie niemals vorher gehört hatten. Der Musiker Tartini hat sich im Traume eine neue Melodie einfallen lassen, nicht ein neues Gemälde. Ich habe an mir selbst (freilich nur ein einziges Mal) erlebt und es ganz sicher festgestellt, dass mir die Fabel einer Novelle im Traum einfiel, das heisst dass sich eine unmittelbar vor dem Einschlafen gelesene Sage im Traume umwandelte und dass ich beim Erwachen diese Umwandlung für einen erzählenswerten Novellenstoff hielt.

In allen diesen Fällen einer einseitig gesteigerten Gehirnthätigkeit, bei der fixen Idee, der Ekstase, der Hypnose und dem Traume ist es, wie gesagt, bequem, von einer angespannten Aufmerksamkeit zu reden, aber doch nur insofern, als der wissenschaftliche Untersucher seine Aufmerksamkeit auf das Innenleben in diesen Zuständen richtet, auf die erhabene Seite, auf den Abdruck des Siegelrings. Richten wir unsere Aufmerksamkeit auf die vertiefte oder negative Seite, so haben wir überall die Erscheinung der Zerstreutheit vor uns. Solange der Wahnsinnige uns verbirgt, worauf seine fixe Idee gerichtet ist, so lange haben wir einen Zerstreuten vor uns. Kaum ein Zustand kommt dem des Wahnsinns näher als der eines völlig trunkenen Menschen. Der Trunkene kann in den ersten Stadien sehr lebhaft wahrnehmen und handeln; seinem Lebensplane gemäss apperzipieren aber kann er nicht mehr. Sprichwörtlich ist es, dass er die Wahrheit zu sagen liebt. Die Wahrheit sagen widerstreitet dem Interesse der meisten Menschen. Apperzipieren heisst, unter den möglichen Eindrücken der Wirklichkeitswelt nach seinem Interesse, das heisst nach dem bisherigen Bewusstseinsinhalt einen bestimmten Eindruck für die Richtung seiner Aufmerksamkeit auswählen. Das kann der Trunkene so wenig wie der Wahnsinnige. Er ist vom

Digitized by Google

Standpunkte seines Interesses zerstreut und wird in den weiteren Stadien der Trunkenheit immer zerstreuter. Für uns, die wir das Interesse als eine „Funktion" des Gedächtnisses erkannt haben, ist es kein Zufall, dass Trunkenheit und Wahnsinn Ausschaltungen oder Erkrankungen des Gedächtnisses sind.

Aufmerken.

Ich glaube, wir sind jetzt in der Lage, unsere vorläufige Definition der Aufmerksamkeit um einen kleinen Strich zu verbessern. Der Nachweis, dass Aufmerksamkeit und Zerstreutheit eigentlich verschiedene Auffassungen desselben Zustandes sind, hatte nur wie die frühern Kritiken der Untereinteilungen der Aufmerksamkeit den Zweck, das Abstraktum Aufmerksamkeit zu eliminieren. Das Adjektiv beim aufmerksamen Wahrnehmen und beim aufmerksamen Denken, oder, wenn man will, das Verbum aufmerken, behält einen Sinn, erscheint uns nach wie vor als die Empfindung einer Arbeit, einer Arbeit im Bewusstsein. Die Zurückführung des Interesses (welches ja die Aufmerksamkeit lenkt) auf das Gedächtnis, die Auflösung des Selbstbewusstseins in Gedächtnisäusserungen, nicht zuletzt die Beziehung zwischen Apperzeption und Gedächtnis lässt uns vermuten, dass diese Arbeit, die wir als das Gefühl der Aufmerksamkeit empfinden, Gedächtnisarbeit sein könne. Jede Apperzeption fällt mit einem Gefühle der Aufmerksamkeit zusammen. Jede Apperzeption ist irgend eine Bereicherung des Gedächtnisses. Wir vermuten also, dass die Aufmerksamkeit die Empfindung des Gedächtnisses ist, welches die Arbeit einer innern Vermehrung, eines Wachstums leistet. Wir schliessen daraus sofort, dass das Gefühl der Aufmerksamkeit sich erst bei den mit Nerven ausgestatteten Tieren einstellt; bei Pflanzen und niedern Tieren beobachten wir kein Wachstum des Individualgedächtnisses oder des Artgedächtnisses; umgekehrt hat auch der Mensch kein Gefühl der Aufmerksamkeit für sein körperliches Wachstum.

Ich betone den Schauplatz dieser Arbeit, die als Gedächtnisarbeit wohl sicher im Nervenapparat vor sich geht,

Digitized by Google

um den Weg berühmter Physiologen ablehnen zu können, welche die Aufmerksamkeit einerseits mit dem Begriffe der Hemmung in Verbindung brachten, anderseits die Thätigkeit der Aufmerksamkeit unweigerlich an Bewegungen knüpften und Bewegungen im menschlichen Körper nur als Muskelbewegungen verstanden. Auf alle Fälle leistet auch die Hemmung Arbeit. Dass aber jede Bewegung im menschlichen Körper Muskelbewegung sei, dass jeder Willensakt nur durch Muskeln und nur auf Muskeln wirke, scheint mir eine sehr makroskopische Anschauung zu sein. Wir können sie aber unbeachtet lassen. Uns kann es genügen, dass das aufmerksame Wahrnehmen oder Denken in den Nerven Bewegungen oder Veränderungen ausdrücke (man sagt wohl auch: verursache), welche wir schwächer oder stärker oder gar bis zur Ermüdung und Unerträglichkeit als Arbeit empfinden.

Urphänomen.

Das Urphänomen dieser Aufmerksamkeitsarbeit scheint mir in der Beobachtung zu liegen, dass die Menschen, manche in sehr hohem Grade, das Gefühl eines Schmerzes erwecken können, wenn sie auf irgend einen Teil ihres Körpers ihre gespannte Aufmerksamkeit richten. Ich kann, wenn ich meine innere Aufmerksamkeit andauernd auf eine bestimmte Fingerspitze richte, nach einigen Minuten ein Gefühl feststellen, ein sehr leises allerdings, als hätte ich dort eine schwärende Stelle. Dieses Urphänomen belehrt uns aber nur darüber, dass an dem Punkte unseres Körpers (sei er nun an der Peripherie oder irgendwo im Gehirn), auf welchen die sogenannte Aufmerksamkeit gerichtet ist, mechanische Arbeit geleistet wird. Es ist offenbar, dass unter dem Drucke der Aufmerksamkeit nach der Fingerspitze oder nach dem Gehirn der Blutzufluss sich steigert. Es ist weiter beachtenswert, dass die Aufmerksamkeitsarbeit andere Körperarbeit beeinträchtigt, dass z. B. das Atemholen bei gespannter Aufmerksamkeit verlangsamt wird, bei plötzlichen Ueberraschungen stockt; nachher muss man wohl einen tiefen Atemzug thun.

Ich wiederhole, dass man dabei zwischen dem aufmerk-

Digitized by Google

samen Wahrnehmen und dem aufmerksamen Denken nicht zu scharf zu unterscheiden braucht. Beim aufmerksamen Blicken ist die Nervenarbeit (und die grobe Muskelarbeit) für den Blickenden fühlbar, für seine Beobachter sichtbar; da die Vorstellungsbilder in unserem Gedächtnisse, wie ich oben gezeigt habe, wesentlich ebenso wirklich sind wie für uns die Körper der Wirklichkeitswelt, so haben wir das aufmerksame Vorstellen ebenfalls mit mikroskopischer Nervenarbeit zu verknüpfen. Gerade das hübsche Beispiel, welches Ribot (S. 173) von den vier Stufen gibt, welche die Aufmerksamkeit eines fleischfressenden Tiers von der unklaren Vorstellung einer Beute bis zum Zerreissen der Beute durchläuft, hätte ihn davon abhalten sollen, jede Erscheinung der Aufmerksamkeit an Muskelbewegungen binden zu wollen. Der satte Tiger richtet seine Aufmerksamkeit wahrscheinlich noch gar nicht auf eine Beute; und wenn der Hunger in ihm die Vorstellung einer Beute zuerst erregt, so weiss unsere Physiologie noch nichts von Muskelthätigkeit. Uns genügt es, in den Nerven des satten Tigers das ererbte Gedächtnis anzunehmen, das ererbte Interesse, also die Neigung, seine Aufmerksamkeit auf Beutejagd zu richten, im hungernden Tiger Nervenveränderungen, also Molekularbewegungen, die in Aktion treten. Für Erkenntnis der Uebergänge von einem Zustand in den anderen wird die Physiologie wohl niemals etwas thun können, wenn sie es nicht einst lernt, die Differentialmethode auf diese mikroskopischen Vorgänge anzuwenden. Ich meine natürlich nicht eine deduktive Anwendung der Mathematik, wie sie Herbart begonnen hat, sondern eine mir vorschwebende Anwendung des Kalküls auf Blut und Nerven, auf die mechanischen und chemischen Bewegungen der Moleküle und Atome.

Wäre eine solche Anwendung des Kalküls einmal möglich, so würde der Materialismus triumphieren zu können glauben und würde schwerlich einsehen, dass auch dann noch das Unerklärbare vorhanden wäre, und zwar in dem Rest von Unerklärbarkeit, welche im Differentialbegriff verborgen ist. Die alte Frage nach dem Verhältnisse zwischen

Digitized by Google

Körper und Geist, zwischen Leib und Seele würde unter einer neuen Form wieder auftauchen, wie sie jetzt an dieser Stelle der Untersuchung plötzlich unerwartet vor uns steht. Wir sind dahin gelangt, die Aufmerksamkeit zu beschreiben als das Gefühl der Anstrengung, welche das geistige Wachstum in uns erzeugt, oder: als das Bewegungsgefühl, welches die Bereicherung unseres Gedächtnisses begleitet. Wir versuchen also am letzten Ende die Aufmerksamkeit, einen Zustand unseres Bewusstseins, durch wahrnehmbare oder angenommene, makroskopische oder mikroskopische Bewegungen, materielle Veränderungen im Gehirn zu erklären. Wir suchen, unwillkürlich unter dem Einfluss einer materialistischen, physiologischen Psychologie, eine Erscheinung des Seelenlebens durch eine wahrnehmbare oder hypothetische leibliche Erscheinung zu erklären. Zuletzt fasst uns aber doch die alte Frage und zwingt uns schüttelnd zu einer Antwort: wird die Aufmerksamkeit durch das Wachstum des Gedächtnisses hervorgerufen oder das Wachstum des Gedächtnisses durch die Aufmerksamkeit? Wirkt der Leib auf die Seele oder die Seele auf den Leib? Oder wirken sie gar wechselseitig aufeinander? Ein ganz prächtiger Anlass zu einem scholastischen Wortgefecht. Wir werden, soweit der Gebrauch der Sprache es gestattet, die Lösung suchen.

Aufmerksamkeit und Gedächtnis.

Es sind doch vor allem die beiden Erscheinungen Aufmerksamkeit und Gedächtnis beim Menschen Aeusserungen des Bewusstseins, aber mit einem wesentlichen Unterschied. Gedächtnis arbeitet auch unbewusst, im Schlafe, im Delirium; Gedächtnis ist, worauf ich mit besonderm Nachdruck hingewiesen habe, beim Wahrnehmen des einfachsten Licht- oder Schalleindrucks thätig, da das einfachste Wahrnehmen wie das höchste Begriffsbilden immer Klassifizieren ist. Gedächtnis muss also schon bei den untersten Formen des organischen Lebens vor allem Bewusstsein mitthätig gewesen sein. Aufmerksamkeit dagegen bezeichnet beim Menschen geradezu eine besondere Helligkeit des Bewusstseins. Nicht ohne grossen sprachlichen Zwang können wir von unbe-

Digitized by Google

wusster Aufmerksamkeit reden, nicht ohne Willkür können wir der Amöbe Aufmerksamkeit auf die sie bewegenden Reize zuschreiben. Und wieder kommt uns unsere Beschreibung des Interesses zu Hilfe. Weil das Interesse in seinem tiefern Grunde nur eine Aeusserung unseres Gedächtnisses ist, darum kann es ein unbewusstes Interesse geben, welches auf unsere Aufmerksamkeit wirkt, ohne dass wir eine unbewusste Aufmerksamkeit anzunehmen brauchen. Es enthüllt sich uns also das Gedächtnis, das wir schon als den das Interesse umfassenden Begriff kennen gelernt haben, als derjenige Begriff, der auch die Aufmerksamkeit unter sich begreifen mag. In der Sprache der Entwickelungstheorie können wir sagen: das Gedächtnis ist älter als die Aufmerksamkeit. Dann aber werden wir freilich die oben gestellte Frage lachend ablehnen und sagen: wir kennen weder einen Gegensatz, noch eine Wechselbeziehung zwischen Aufmerksamkeit und Gedächtnis, wir kennen nur eine Entwickelung, innerhalb deren bald die allgemeine Thätigkeit des Gedächtnisses, bald ihr kleines Gebiet der Aufmerksamkeit schärfer beleuchtet und darum vorübergehend beachtet wird. Und da gewinnen wir aus dem Sprachschatze der Entwickelungstheorie eine kürzere Formel für unsere Definition der Aufmerksamkeit: Aufmerksamkeit ist die Anpassungsarbeit des Gedächtnisses. Daher der Choc, den unser seelisches Gleichgewicht bei Ueberraschungen erhält. Das Organ unseres Gedächtnisses hat nicht Zeit gehabt, sich anzupassen. Für das was noch über die äussersten begrifflichen Beziehungen der Aufmerksamkeit zu sagen ist, wird es gut sein, an dieser Stelle an ein Wort Spinozas zu erinnern: „Nicht daraus, dass wir etwas als gut einschätzen, kommt die Anstrengung, das Wollen, das Streben, der Wunsch; im Gegenteil, wir schätzen etwas als gut ein, weil wir mit einer Anstrengung, mit einem Wollen, mit einem Streben und Wunsche danach hindrängen.“ Man wird hoffentlich den Zusammenhang zwischen diesem tiefen sprachphilosophischen Satze und unserer Definition der Aufmerksamkeit zugeben. Wir haben uns bemüht, den Begriff des

Digitized by Google

Interesses aus der Thätigkeit der Aufmerksamkeit zu entfernen, um die Entwickelung zurückverfolgen zu können in die Zeit vor dem Bewusstsein, um ein Gedächtnis vor allem Interesse, vor allem Wollen, vor allem Bewusstsein aufzufinden. Auch Spinoza entfernt den Begriff des Bewusstseins aus der für das Interesse so überaus wichtigen Vorstellung vom Guten. Wir werden sogleich sehen, dass die Aufmerksamkeit zuletzt nur eine Erscheinung des sogenannten Willens ist und dass darum der uns scheinbar so wohlbekannte Zustand der Aufmerksamkeit, der doch den Anfang aller Erkenntnisthätigkeit darstellt, in Zusammenhang stehen muss mit unserem Wollen, welches unter seinem Trugbilde des freien Willens alle Begriffe vom Guten und somit die ganze Ethik hervorgerufen hat. Auf unserem nominalistischen Standpunkte könnten wir den Satz Spinozas so verallgemeinern: wir sind und leben nicht nach unserer Welterkenntnis oder unserer Sprache, sondern wir erkennen und benennen die Welt danach, wie wir sind und leben. Auch die erste Stufe unseres Erkennens und Benennens, die Aufmerksamkeit, ist durchaus davon abhängig, wie wir sind, es gibt in diesem Sinne keine freiwillige Aufmerksamkeit, keine aktive Aufmerksamkeit; objektiv gibt es nur eine unfreiwillige, eine passive Aufmerksamkeit. Die Aufmerksamkeit ist unfrei wider Willen, unfrei auch da, wo sie willkürlich zu sein glaubt.

Physiologische Deutung.

Was die Aufmerksamkeit vor dieser letzten Frage sei, was sie für den materialistischen Physiologen sei, welche Art objektiver, chemischer oder sonstiger Molekularbewegung sie sei, das zu ergründen, habe ich weder versprochen noch mir vorgenommen. Wüssten wir es, oder wüssten es die physiologischen Psychologen, so wüsste man wieder nichts, weil ja doch die Aufmerksamkeit nur das subjektive Gefühl jener Arbeitsleistung ist, das unentdeckbare Innenleben jener Arbeit. Zuletzt hat unsere Physiologie doch keine Ahnung davon, wie die Kraft erzeugt wird, welche irgendwelche Nervenarbeit verrichtet. Für unsere Zwecke hat es auch ausgereicht, festzustellen, dass Auf-

Digitized by Google

merksamkeit das Gefühl einer Arbeit ist; diese Feststellung kann ohne weiteres als gesicherte Hypothese angenommen werden auf Grund der allbekannten Thatsache, dass ein ermüdeter Organismus nicht wohl aufmerken kann, dass gespannte Aufmerksamkeit den Organismus lokal oder allgemein ermüdet. Es ist oft gesagt worden, dass die Metapher „gespannte Aufmerksamkeit" hergenommen sein mag von dem Gefühle der Muskelspannung, das wir bei angestrengter Aufmerksamkeit bald in den Sinnesorganen, bald (bei angestrengtem Denken) in den Muskeln der Kopfhaut empfinden. Ich möchte den Physiologen anheimgeben, aus der letzten Erscheinung das Verhältnis des Blutstroms und der Gehirnthätigkeit womöglich zu studieren; ich möchte vermuten, dass die Störung der Aufmerksamkeit z. B. durch Nasenpolypen und durch die so hervorgerufenen Atembehinderungen die Wichtigkeit des Blutzustroms für die Aufmerksamkeit beweise. Aber es kommt mir wirklich auf diese Kleinigkeiten nicht an, die doch immer nur genauere Beschreibungen der allgemeinen Beobachtung wären: Aufmerksamkeit ist die Empfindung einer physiologischen Arbeit.

Aufmerksamkeit ist die Arbeit, durch welche das Gedächtnis seine Anpassung vollzieht, einerlei ob ein äusserer Sinneseindruck, wie ein aufspringender Hase, das im Sehapparat angehäufte Gedächtnis zu einer objektiv wahrnehmbaren Anpassung reizt, oder ob ein durch Association auftauchendes Bild unwahrnehmbare Anpassungen fordert. Auch Erinnerungsbilder, sie sind ja wirklich, reizen das Nervensystem zur Arbeit. Was für unsere Empfindung Aufmerksamkeit heisst, das heisst für unser Gedächtnis oder für unsere Sprache oder für unser Bewusstsein die Arbeit der sogenannten Apperzeption. Ich möchte es nicht ewig wiederholen, dass Apperzeption Bereicherung des Bewusstseinsinhalts um einen neuen Eindruck ist, das Bewusstsein aber nur die Summe der ererbten und erworbenen Gedächtnisse. Nur wieder ein alltägliches und doch neues Beispiel: wird auf dem Klavier ein Accord angeschlagen, so apperzipiert der Musiker mit seinem ererbten und erworbenen Ton-

Digitized by Google

gedächtnis alle einzelnen Töne. Ich Unmusikalischer kann aus dem Accord einen einzelnen Ton nur dann heraushören, das heisst auf ihn aufmerksam werden, wenn er unmittelbar vorher allein angeschlagen worden ist und so in meinem schlechten Musikgedächtnisse noch lebt. Das Gedächtnis erzeugt in unserem Bewusstsein (eigentlich in sich selbst, denn die Sprache reicht wieder einmal nicht zu) den Schein des Interesses, und dieser Schein des Interesses lässt uns unter den äussern Wahrnehmungen und innern Bildern den Gegenstand unserer Aufmerksamkeit scheinbar frei auswählen.

Aufmerksamkeit und Wille.

Die Beziehungen zwischen dem Willensbegriff und dem Aufmerksamkeitsbegriff sind sehr zahlreich. Wundt hat (II, S. 240 u. f.) darauf hingewiesen. Er nennt dabei den Willen eine Funktion des Bewusstseins und denkt sich darunter vielleicht etwas. Sicher ist, dass unser Wille, oder was wir so nennen, sowohl bei aufmerksamem Wahrnehmen wie bei aufmerksamem Vorstellen in Aktion treten kann. Mit allerlei Wortzusammenstellungen oder Schlüssen kann man von da ab die oben aufgeworfene Frage, ob der Primat der Aufmerksamkeit dem physiologischen oder dem seelischen Vorgange zukomme, prächtig mit Worten entscheiden: natürlich den seelischen Vorgängen, wenn der Wille eine Funktion des Bewusstseins ist und die Aufmerksamkeit lenkt. Wir stehen dann wieder mitten in einer Psychologie, welche einer Wildensprache würdig wäre. Das Seelenvermögen Wille lenkt das Seelenvermögen Aufmerksamkeit; der Obergott Zeus hat der Untergottheit Pallas Athene zu befehlen.

Wir aber kennen keine Seele und kein Seelenvermögen, also auch nicht das Seelenvermögen des Willens. Wir glauben nicht, die unbekannte Aufmerksamkeit durch den ebenso unbekannten Willen erklären zu können. Wir sind durch unsere Untersuchung nur dahin geführt worden, dass das x, welches bisher für uns den Wert „Aufmerksamkeit“ hatte, nun dem Werte „Wille“ sehr nahe kommt, so dass wir in Fällen der lebhaftesten Aufmerksamkeit geradezu die Empfindung des Wollens, den Schein des freien Wollens

Digitized by Google

besitzen. Menschliche Handlungen sind durch das ererbte und erworbene Gedächtnis notwendig bedingte, anpassende Reaktionen gegen die Aussenwelt; die Handlungen oder Bewegungen sind Endglieder einer Kette, an deren Anfang wir die Empfindung eines freien Willens haben. Genau so steht es um die Aufmerksamkeit. Aufmerksamkeit ist die Arbeit des sich anpassenden Gedächtnisses, und die Empfindung dieser Arbeit setzen wir an den Anfang dieser gewöhnlich rasch ablaufenden Kette. Tritt unser Körper sehr makroskopisch in Aktion, springen wir ins Wasser oder geben wir unserm Nebenmenschen eine Maulschelle, so nennen wir die am Anfang der Bewegung stehende innere Begleiterscheinung unsern Willen, unsern freien Willen; lassen wir unsere Organe, ohne etwas zu sehen und zu hören und ohne die physiologischen Bedingungen zu kennen, so arbeiten, dass wir ein Erinnerungsbild und seine Associationen festhalten, so nennen wir das Aufmerksamkeit, je nach Umständen unfreiwillige oder freiwillige Aufmerksamkeit. Lassen wir die Nerven und Muskeln unseres Sehapparats so arbeiten, dass ein Gesichtseindruck gut beleuchtet und scharf umrissen auf den Fleck des deutlichsten Sehens fällt, so gestattet die gemeine wie die wissenschaftliche Sprache beides, nämlich diese Arbeit entweder unsere Aufmerksamkeit oder unsern Willen zu nennen. Kurz: die Anpassungsarbeit unseres Gedächtnisses beginnt mit einer innern Begleiterscheinung, die wir Willen nennen, wenn diese Arbeit grössere Muskelgruppen bewegt, die wir Aufmerksamkeit nennen, wenn diese Arbeit entweder nur kleinere Muskelgruppen bewegt oder nur vasomotorisch bezw. nur in den Nerven thätig ist.

Und von hier aus fällt ein helles Licht auf den alten Sprachgötzen, der der freie Wille heisst. Es gibt einen Schein des freien Willens, wie es einen Schein der freien Aufmerksamkeit gibt. Wir haben diesen Schein, weil wir Menschen sind, weil wir Menschenverstand oder Menschensprache besitzen, weil dieselbe eiserne Entwickelung, welche heute jedes Aufmerken und jedes Wollen des ererbten und

Digitized by Google

erworbenen Gedächtnisses unentrinnbar zwingt, also unfrei macht, daneben auch das ererbte und erworbene Gedächtnis in der Sprache aufgespeichert und in ihr den alten hölzernen Götzen „freier Wille“ verwahrt hat. Irgendwo in seinem Innenleben mag auch der fallende Stein glauben, dass er freiwillig fällt, dass er freiwillig seine gespannte Aufmerksamkeit auf den Mittelpunkt der Erde richtet.

Aufmerksamkeit und Logik.

Es bleibt noch übrig, an einigen Beispielen zu zeigen, welche Wirkung die Aufmerksamkeit dort ausübt, wo wir ihr nach alten Schulbegriffen gar keine Rechte einräumen, in der Logik nämlich. Hier spielt sie aber eine entscheidende Rolle; wie wir ohne die Fähigkeit aufzumerken, nicht als Menschen sehen und hören können, so besorgt auch die Aufmerksamkeit das, was wir nachher unser logisches Denken nennen.

Ich setze dabei voraus, dass später zugestanden werden wird, jedes Urteil sei nur eine Tautologie. Der Anerkenntnis dieser Grundwahrheit steht uns nur unser Gefühl entgegen, dass tautologische Sätze in Ewigkeit nicht weiter führen könnten, dass wir aber sehr häufig die Ueberzeugung gewinnen, durch Aneinanderreihung von Sätzen im Denken weiter zu kommen. Es ist das derselbe Widerspruch wie der in der Bewertung der Sprache; sie ist unfähig, dem Denkprozesse zu dienen, und doch denken wir in ihr.

In welcher Weise die Aufmerksamkeit da mitspricht, sehen wir am einfachsten und schnellsten, wenn wir diejenige Art von Tautologien betrachten, die wir Schlüsse nennen und uns gleich an das bekannteste Schulbeispiel halten. „Alle Menschen sind sterblich, Peter ist ein Mensch, also ist Peter sterblich.“ Ich glaube nicht, dass jemals ein Mensch unserer Zeit zu der Vermutung, Peter sei sterblich, durch einen solchen Schluss gelangt ist. Für unsere Weltanschauung haben wir da drei Tautologien; die beiden Prämissen sind Tautologien und der Schluss ist erst recht eine Tautologie. Unablösbar ist von unserer Vorstellung „Menschen“ die Gewissheit, dass alle sterben werden, unablösbar von der Vorstellung Peter, dass er ein Mensch sei, unablös-

Digitized by Google

bar von der Vorstellung Peter, dass er sterblich sei. Unablösbar natürlich nur für den Zustand der Aufmerksamkeit. Solange unsere Aufmerksamkeit nicht auf den Tod gelenkt ist, solange leben wir dahin wie andere Tiere und denken nicht daran, dass Peter oder Paul oder wir selbst sterben müssen. Wird aber Peter krank, oder wird er achtzig Jahre alt, oder hoffen wir, ihn zu beerben, oder fürchten wir von seinem Tode einen Verlust für uns, einen Verlust für unser Volk, so vollzieht sich blitzschnell die Arbeit der Aufmerksamkeit, und vor unserm Bewusstsein steht die Ueberzeugung, dass Peter sterblich sei. Niemand, wie gesagt, braucht dazu eine Schlussfolgerung. Peter, Menschen und sterblich sind in unserem Bewusstsein wie drei Seiten eines Dreiecks. Wir können aus praktischen Gründen oder zum Spiele bald die eine, bald die andere Seite in den Blickpunkt unserer Aufmerksamkeit bringen, aber das Verhältnis der drei Seiten in unserm Bewusstsein ist unbeweglich. Nicht die Begriffe bewegen sich, wenn wir schliessen; wir bewegen unsere Aufmerksamkeit über die Begriffe hin. So bewegt sich auch die Statue nicht, wenn wir um sie herumgehen und sie von allen Seiten betrachten.

Nicht wir vollziehen einen Schluss, wenn wir auf Peters Sterblichkeit aufmerksam werden; der Schluss, ein Induktivschluss natürlich, ist von unsern Urahnen vollzogen worden, als sie auf das Sterben der Menschen aufmerksam wurden, vielleicht Hunderttausende von Jahren sich über den Tod wunderten, dann immer noch die Ausnahmslosigkeit bezweifelten (Ahasver, Elias) und endlich den Begriff der Sterblichkeit als Erinnerung an unzählige Beobachtungen des Menschengeschlechts in das Gedächtnis des Menschengeschlechts oder die Sprache aufnahmen. Die Tiere besassen nur nicht die Aufmerksamkeit oder das Interesse, auf den Tod ihrer Mittiere zu achten; so konnten sie sich den Begriff der allgemeinen Sterblichkeit nicht bilden. Hätten sie diesen Begriff, so würde ihre Aufmerksamkeit wohl hinreichen, das Allgemeine im Besonderen zu bemerken. An jedem Tag vollzieht nach dem lateinischen Sprichworte der

Digitized by Google

Esel den Induktionsschluss, sich nicht zweimal an dem gleichen Stein zu stossen. Der Begriff der Sterblichkeit war anfangs eine geniale Hypothese der Menschen, bis er eine sehr banale und überaus wahrscheinliche Hypothese geworden ist. Jede Begriffsbildung muss mit einer solchen Hypothese anfangen. Die Tiere aber haben keine Neigung zur Hypothesenbildung.

In den Urteilen und Definitionen, in welche wir unsere Begriffe beim sogenannten Schliessen zerfasern, liegt die Tautologie noch offener zu Tage. „Kochsalz ist Chlornatrium." Das ist die reine Tautologie gerade vom Standpunkte der Logik. Man kann den Satz ohne weiteres umkehren wie die Formel a = a. Es ist aber nicht wahr, dass man den Satz „Kochsalz ist Chlornatrium" umkehren kann, ohne seinen Sinn zu verändern, dass die logische Formel auf die lebendige Sprache passt. Je nachdem die Aufmerksamkeit auf das gemeinsprachliche Kochsalz oder auf den technischen Ausdruck Chlornatrium gelenkt wird, ist der Sinn ein anderer und verliert der Satz seinen tautologischen Charakter. Es macht auch einen Unterschied, ob der Redende die eigene Aufmerksamkeit auf eines der Urteilsglieder lenkt oder etwa die Aufmerksamkeit eines Schülers. Auch bei diesen wissenschaftlichen Urteilen oder Definitionen handelt es sich wie bei der Begriffsbildung überhaupt, gewissermassen um Hypothesen oder doch um die Vorläufigkeit der Definition. Was die Chemie sich bei dem Satze „Kochsalz ist Chlornatrium" vorstellt, das ist für die gegenwärtige Sachkenntnis wohl richtig; die Definition wird aber in künftigen Jahrhunderten gewiss ebenso schief erscheinen, wie uns die Definition der Kalke aus der phlogistischen Zeit, die damals vorläufig richtig war. Das ist der letzte Grund, weshalb es Realdefinitionen nicht gibt, sondern nur Nominaldefinitionen. Im Wesen nun der Worterklärungen scheint es mir zu liegen, dass sie Tautologien sind, rechts und links von dem Gleichheitsstriche oder der Kopula „ist" stehen die gleichgesetzten Glieder, und unsere Aufmerksamkeit macht so empfindlich, dass durch ihr blosses Hinblicken

Digitized by Google

das rechte oder das linke Glied sich verwandelt. Es ist, als ob unsere Aufmerksamkeit bald die rechte, bald die linke Schale einer gleichstehenden Wage anblicken wollte, und dieses Anblicken allein bald die rechte, bald die linke Schale zum Sinken brächte. Unsere ganze Weltanschauung ist in solchen Tautologien niedergelegt, in gleichstehenden Wagen, deren Gewichte durch den Grad unserer Aufmerksamkeit vermehrt oder vermindert werden. Hypothese oder vorläufige Definition ist alles, in der Wissenschaft sowohl wie in unseren Werturteilen. Und der sogenannte Fortschritt der Menschheit ist wie bei der Begriffsbildung von „Sterblichkeit" nur darin zu finden, in Werturteilen wie in der Wissenschaft, dass unsere Aufmerksamkeit feinere und feinere Gewichtsunterschiede bemerkt, das heisst erzeugt. Unsere Gesetzbücher haben heute tausend Paragraphen, wo einst zehn Gebote genügten; unsere Lehrbücher sind angeschwollen. Aber wo der Richter, wo der Forscher mit gespannter Aufmerksamkeit hinblickt, da genügen ihm die tausend und abertausend Tautologien nicht. Er legt der Tautologie, die im Blickpunkt seiner Aufmerksamkeit ist, auf der rechten oder auf der linken Schale ein minimales Gewicht hinzu.

Missbrauch der Aufmerksamkeit.

So ist es die ehrliche Aufmerksamkeit, durch welche wir denken. Und durch Erregung der Aufmerksamkeit wird von Forschern und Richtern die Welt gelenkt, von Rednern die Menge beeinflusst. Dafür nur ein einziges Beispiel. Die Epitheta ornantia werden in der Poesie, in der Redekunst und im alltäglichen Gespräche unaufhörlich gebraucht, ohne logisch untergebracht werden zu können. Sagt z. B. ein Volksredner „die reichen Fabrikanten", so fügt er gewöhnlich im Zusammenhange seiner Darstellung dem Worte „Fabrikanten" nur ein Epitheton ornans hinzu. In seinem Sinne und im Sinne seiner Zuhörer wird der Begriff Fabrikant durch das Eigenschaftswort „reich" nicht im mindesten eingeschränkt. Der Redner will nicht aus der Klasse der Fabrikanten eine Unterklasse der reichen Fabrikanten herausheben. In seinem Sinne und im Sinne seiner Zuhörer ist:

Digitized by Google

Fabrikant = reicher Fabrikant. Aber die Aufmerksamkeit der Zuhörer wird so stark auf das scheinbar wertlose Eigenschaftswort gelenkt, dass ihnen die Gleichung „Fabrikant = reicher Fabrikant“ für die Dauer der Rede und lange nachher nicht als Hypothese, sondern als vollständiger Induktionsschluss erscheint. Dieser Missbrauch der Aufmerksamkeitserregung hat manches Schlimme und viel Gutes in der Welt gestiftet. Ich wollte ihn nicht sittlich tadeln, sondern nur auf die psychologische Thatsache hinweisen, dass auch in solchen Fällen es unsere Aufmerksamkeit ist, was in uns denkt, was bei richtigen und falschen Tautologien oft unkontrollierbar den Ausschlag gibt.

*

Wahnsinn. Denken oder Sprechen ist für uns die Uebung oder Fähigkeit, die Zeichen für Bewegungserinnerungen der Vorstellungen zu verbinden; und je nachdem man das Wort „Erinnerung“ als einen einzelnen Akt oder als die Anlage nehmen will, ist also Denken entweder die Summe der Erinnerungszeichen oder die Erinnerung selbst.

Wenn dem so ist, so müsste eine gesunde Erinnerung immer ein gesundes Denken zur Folge haben, Denken müsste — um gelehrter zu reden — eine Funktion des Gedächtnisses sein, Wahnsinn eine Gedächtniskrankheit.

Wir wollen die grosse Gruppe der Sprachkrankheiten, welche einerseits ohne Frage Gedächtniskrankheiten, anderseits wohl ebenso gewiss Gehirn- oder Denkkrankheiten sind, vielleicht in anderem Zusammenhang betrachten. Hier wollen wir nur diejenigen Zustände vornehmen, welche mit dem Wahnsinn das Gemeinsame haben, dass das Gedächtnis aufhört, ohne dass eine Sprachkrankheit auffallen würde.

Die stärkste Form dieses Zustandes dürfte wohl der Tod sein, nach ihm die Ohnmacht. Es schwindet das Gehirngedächtnis, zugleich auch das unbewusste Gedächtnis der Nervenbahnen, es schwindet später sogar das — ich möchte es so nennen — chemische Gedächtnis. Der Körper zerfällt in seine einfacheren Elemente. Kurz ausgedrückt

Digitized by Google

im Sinne meiner Lehre: Das Ich hört auf, weil das Ich nur das Gedächtnis war und das Gedächtnis vernichtet ist.

Man beachte übrigens, dass ich das Denken nur mit dem Gehirngedächtnisse gleich setze; das Gedächtnis der übrigen Nervenbahnen ist das übrige Leben. Atmen, Verdauen, Blutkreislauf u. s. w. ist eben auch nur Gedächtnis, das Gedächtnis begrenzter Organe. Und noch eins beachte man. Die Frage hätte im Mittelalter etwa so gefasst werden müssen: Wo war die Seele eines Ertrunkenen, der nur durch künstliche Atmung wieder zum Leben erweckt worden ist, in der Zwischenzeit? Moderne Menschen hätten fragen müssen: Ist der Körper in der Zwischenzeit lebendig oder tot? Ich kann darauf antworten: Tod ist ein rein negativer Begriff. Der Ertrunkene hat jedes Gedächtnis verloren gehabt. Die künstliche Atmung hat das Gedächtnis der grossen Nervengruppe wieder geweckt, von welcher die Atmung ressortiert. Dann hat der Eintritt von Sauerstoff in die Lunge das Gedächtnis der andern Blutkreislaufnerven angeregt und so weiter, bis auch das Gehirngedächtnis wieder erwachte und der Ertrunkene die ersten Worte sprach.

Traum.

Der Schlaf ist dem Tode insofern gleich, als das bewusste Gedächtnis bei beiden fehlt. Aus dem Schlaf aber wacht man wieder auf, weil das unbewusste Gedächtnis (Atmung, Verdauung, Blutkreislauf u. s. w.) weiter bestanden hat. Im Schlaf also schwindet zugleich Sprachvermögen und Gedächtnis. Spricht jemand im Schlaf, so spricht er entweder aus dem Traum oder er träumt, dass er spreche.

Im Traum ist das Gedächtnis nicht völlig aufgehoben, aber auch das Denken nicht. Wie die Sprache nichts enthält als abgekürzte Zeichen all der Vorstellungen, welche einmal durch unsere Sinne in unser Nervensystem eingezogen sind und da Gleise hinterlassen haben, so kann auch der Traum — die Sprache des Schlafes — nichts anderes vorstellen, als Erinnerungen. Und es tritt die alte Frage heran: wodurch unterscheidet sich der Traum vom Wachen, die Sprache des Schlafes von der wachen Sprache?

Weit schärfer als alle früheren Psychologen hätte

Digitized by Google

Stricker dies beantworten können, wenn er seine Lehre von den Sinnestäuschungen bis zu Ende verfolgt und sie mit seiner eigenen Lehre, dass alle Sprachvorstellungen Bewegungsvorstellungen seien, verknüpft hätte.

Stricker zeigt (Stud. ü. d. Bewusstsein S. 50 u. f.), dass wir eine Wahrnehmung nur dann für real halten (das soll heissen: nach aussen projicieren), wenn Vorgänge von einem peripheren Nervenende aus in unser Bewusstsein dringen, das heisst also, wenn an einem Nervenende eine wirkliche Veränderung vor sich geht.

Entsteht nun in uns ein Erinnerungsbild, so erfolgt die Anregung immer innerlich, im Gehirn selbst, und wir unterscheiden so das Erinnerungsbild von der Wirklichkeit. Träume sind immer Erinnerungsbilder, können also eigentlich nie mit der Wirklichkeit verwechselt werden.

Nun kommt aber im Traum (und in verwandten Halluzinationen) dazu, dass wir das Gedächtnis überhaupt und auch für die Reihenfolge der Associationen verloren haben. Wir wissen im wachen gesunden Zustande genau, wie unser Ich (das heisst unser Gedächtnis) dazu gekommen ist, jetzt diese oder diese Gestalt vor Augen oder in der Vorstellung zu haben. Ueberrascht uns eine rätselhafte Vorstellung, so werden wir um so wacher, strengen unser Gedächtnis an und kontrollieren es. Im Traum können wir gar nicht überrascht werden, weil das Gedächtnis auch für Associationen schläft und wir darum auch die tollste Association nicht kontrollieren.

Es ist eine hübsche Vermutung Strickers, dass wir nun im Schlafe darum so lebhaft auf innere Gehirnreize hin (träumen) vorstellen, weil der vom peripheren Ende her gar nicht erregte Nerv für diese leichteren Reize empfänglich ist.

Der Traum ist also eine Reihe von Vorstellungen, welche ohne Gedächtnis für die Associationen vor sich gehen durch den Schlaf der Sinne (oder vielleicht auch durch irgend welche daraus folgende chemische Vorgänge ist das Gehirn inneren Innervationen besonders leicht zugänglich) und weil

Digitized by Google

die Kontrolle fehlt, unterscheiden wir — während des Traumes — seine Gestalten nicht von einer Wirklichkeitswelt.

Gedächtnis und Wahnsinn.

Die äusseren Innervationen, die durch die peripheren Nervenenden, geben uns etwas der Wirklichkeitswelt irgendwie Entsprechendes. Gedächtnis ist unser Ich, Gedächtnis allein ermöglicht uns, unser Ich der übrigen Welt gegenüber zu stellen. Gedächtnis als Sprache hilft uns, die sogenannten Kenntnisse von der Aussenwelt zu sammeln und mitzuteilen, Gedächtnis kontrolliert die Angaben der Sinne daraufhin, ob sie von der Wirklichkeitswelt kommen. Schwaches oder teilweise zerstörtes Gedächtnis lässt uns im Traum Trugbilder für wahr halten und geschwächtes oder teilweise zerstörtes Gedächtnis (das völlig zerstörte heisst Blödsinn) führt uns im Wahnsinn ähnliche Trugbilder vor und lässt uns dann, da wir wach sind, auch nach ihnen handeln.

So sind wir dazu gelangt, aus der Vergleichung mit verwandten Denkstörungen zu vermuten, dass alle Wahnsinnsformen (auch solche, die nicht geradezu Sprachstörungen sind) auf eine Gedächtniskrankheit, einen Gedächtnismangel, oder wie man besser für Krankheit sagen will, zurückzuführen seien.

Nun ist es für diese Ueberzeugung wichtig und bestärkend, dass ein so vorsichtiger Forscher wie S. Stricker zu dem gleichen Ergebnis kommt, um so wichtiger, als Stricker doch noch von Zeit zu Zeit recht mythologische Begriffe anwendet.

Er weiss, dass alle unsere Sätze aus der Erfahrung stammen. Trotzdem kennt er neben den Erfahrungsurteilen (denen a posteriori) noch besondere Urteile a priori, die er etwas oberflächlich als solche Urteile definiert, die wir uns gar nicht anders denken können. Er fügt hinzu, dass in den Fällen, wo es sich um schwieriges Erkennen eines Wahnsinnsfalles handle, falsche Urteile a priori nie in Frage kommen.

Ich würde sagen: Es gibt neben den Erfahrungssätzen, das heisst neben unseren selbsterworbenen Kenntnissen, auch viele ererbte Sätze, die wir ihrer Urweisheit wegen (oder weil unsere Erfahrungskenntnisse sprachlich auf ihnen ruhen)

Digitized by Google

für tiefer, älter, ursprünglicher halten, die wir darum Urteile a priori nennen. Wie nun das Gehirn die ältesten Sprachvorstellungen, die eingeübtesten, am längsten behält, die jüngsten aber, die schlecht geübten, am ehesten vergisst, so kann auch der Geisteskranke noch die abgrundtiefen Sätze a priori, die ererbten (in diesem Sinn also angeborenen) Urteile am kleinen Finger haben, während er seine eigene Adresse vielleicht vergessen hat.

Jedenfalls behauptet Stricker erfreulicherweise, mit wissenschaftlicher Schärfe sei der Wahnsinn nur für reine Urteile a posteriori von der Aussenwelt zu bestimmen. Und er nennt es die erste Bedingung für das Entstehen von Wahnvorstellungen, dass dominierende Vorstellungen sich eines Menschen bemächtigen, die nicht immer krankhaft sein müssen, die aber durch häufige Wiederkehr fix werden können. Die erklärende Annahme, dass sich in solchen Fällen die Funktion bestimmter Nervenfasergruppen in den Vordergrund drängt, die durch Erkrankung für innere Erregungen leichter empfindlich gemacht worden sind, — diese Annahme ist uns eine wahrscheinliche, aber dennoch gleichgültige Hypothese.

Das aber ist klar, dass die dominierenden Vorstellungen erst dann völlig über die Wirklichkeitswelt täuschen, uns in einen Wahn versenken können, wenn wir in Zwiespalt zwischen inneren und äusseren Nervenerregungen den inneren (wie im Traum) den Vorzug geben. Was heisst das in unserer Sprache?

Dass ein traumartiger Wahnsinn erst da vorhanden ist, wo unsere Wahrnehmungen des Wirklichen sich nicht mehr mit unserem Gesamtwissen associieren, das heisst, wo unser potentielles Wissen von uns ganz oder teilweise vergessen ist.

Zu demselben Ergebnis kommt Stricker, wenn er (Stud. ü. d. Bewusstsein S. 98) sagt: „In den Fällen von Verrücktheit, welche ich genau zu examinieren in der Lage war, habe ich von den Kranken Aussagen gehört, welche vermuten lassen, dass sie ihre Wahnideen deswegen nicht zu korrigieren vermochten, weil sie einen, wenn auch kleinen Teil ihres Erinnerungsvermögens eingebüsst hatten. Ein

Digitized by Google

Kranker antwortete: man merke sich nicht alle Umstände, durch welche man zu seinen Ueberzeugungen gelange; ein anderer, dass es so sei (dass ihn nämlich der Wirt vergiften wolle), wisse er gewiss; aber er wisse jetzt nicht mehr, wie er zu der Ueberzeugung gekommen sei."

Was also nicht zerrissen ist, das ist das logische Band zwischen den einzelnen Sätzen. Ein Verrückter mag so logisch denken können wie Aristoteles. Das Band zwischen seinem Denken und der Wirklichkeitswelt, sein Gedächtnis, diese Summe von Zeichen für Wahrnehmungen der Aussenwelt, dies ist zerrissen.

Verrücktheit ist eine Gedächtniskrankheit, weil Denken oder Sprechen eben nichts ist als Gedächtnis.

Schon Schopenhauer hatte den Wahnsinn als eine Krankheit der Erinnerungsfähigkeit erklärt. Da er aber die Bedeutung des Gedächtnisses nicht erkannte, da er dessen Identität mit dem Denken oder Sprechen nicht ahnte, ja ein Lobredner des menschlichen Verstandes war, so konnte er den hingeworfenen Gedanken nicht weiter verfolgen. Beachtenswert (wenn auf Thatsachen sich stützend) wäre seine Notiz, dass Schauspieler mehr als Angehörige eines anderen Standes dem Wahnsinn ausgesetzt sind, weil sie mit dem Gedächtnis einen ganz eigentümlichen Missbrauch treiben.

Ob die Wahnsinnsgefahr für Monarchen, wie Esquirol annimmt, den gleichen Grund habe oder tiefer liege, bleibe dahingestellt; denn ein einigermassen gutes Gedächtnis, das sonst gerade nur zur Ausübung einer organisatorischen Thätigkeit reichen würde, erregt bei Monarchen nur gar zu leicht Staunen und Bewunderung.

Dabei sind Schopenhauers Bemerkungen durch seine dominierenden Vorstellungen von dem Realwerte der Worte: Wille, Idee, Zweck u. s. w. so irregeleitet, dass er wie überall auch hier leicht ins Mythologische verfällt. Ihm ist die Natur so teleologisch, dass die Ohnmacht bei übergrossen Schmerzen aufzufassen wäre als heilende Aufhebung des Gedächtnisses, so wie etwa ein Chirurg brandige Glieder abschneidet, um das Ganze zu retten. Auch ich habe oft

Digitized by Google

solche erklärende Bilder, wie wenn ich den Tod die Rettung vor dem Lebensschmerz nenne; was ich aber immer metaphorisch verstehe, das meint Schopenhauer so ernsthaft als Metaphysik nur ernsthaft sein kann.

Welche Mythologie Schopenhauer mit seinen Lieblingsbegriffen treibt, erhellt besonders aus seiner Behauptung, die Raserei ohne Wahnsinn, die mania sine delirio, sei — wenn sie überhaupt existiere — so zu erklären, dass der „Wille" sich nach wie vor unter der Leitung des intuitiven Verstandes befinde, aber die Vernunft, das heisst das Denken in Begriffen, schon abgeschüttelt habe. Ich kann mir das nur so vorstellen — mit Benutzung echt Schopenhauerscher Bilder — dass der Wille in solchen Fällen ein besoffener Kutscher ist, dem das bessere vernünftige Handpferd scheu geworden ist, so dass er mit dem blinden Sattelpferd allein umschmeissen muss; wobei es fraglich bleibt, ob der besoffene Kutscher, der Wille, nur ein Diener des Besitzers oder der Besitzer selbst ist.

Scholastisch ist es, dass Schopenhauer hier tiefsinnig eine Thatsache erklärt, die ihm noch gar nicht ausdrücklich verbürgt ist; schlimmer als scholastisch ist es, dass er weitere Gründe für seine Behauptung aus der Legende des Buddha Schakya-Muni nimmt (bei dessen Geburt unter anderen Wundern auch die Wahnsinnigen ihr Gedächtnis wieder erhielten), seine Beispiele von Lear oder gar vom rasenden Ajas.

*

Genie und Wahnsinn.

Genie und Wahnsinn ist oft miteinander verglichen worden, sowohl von romantischen Philosophen, wie Schopenhauer einer war, als auch von Schwätzern, wie Lombroso, von dessen sogenannten Thatsachen die eine Hälfte nicht bewiesen ist, die andere Hälfte nichts beweist. Aber der Denker wie der Schwätzer sind darin ähnlich, dass sie nicht versucht haben, denjenigen Punkt nüchtern zu bestimmen, in welchem Genie und Wahnsinn einander gleichen.

Wir haben einsehen gelernt, dass Wahnsinn eine Ge-

Digitized by Google

dächtniskrankheit sei. Eigentlich ist auch dies wieder nur eine Tautologie; denn Gedächtnis ist ja nichts anderes, als was man sonst Seele oder Bewusstsein zu nennen pflegt, meine schöne Behauptung also nichts anderes als die: Wahnsinn sei eine Seelenkrankheit oder Bewusstseinstörung. Unser Fortschritt besteht also nur darin, dass wir uns auch bei diesem Worte an die Ueberflüssigkeit der Begriffe Bewusstsein oder Seele erinnern. Und vielleicht auch noch darin, dass für uns der gesamte Gehalt des Bewusstseins oder des Gedächtnisses eben unser Sprachschatz, für uns also jede Gedächtniskrankheit im weitesten Sinne auch Sprachkrankheit ist.

Nun ist das Gedächtnis des gewöhnlichen Kopfs so beschaffen, dass es die gehabten Wahrnehmungen oder Vorstellungen ungefähr mit der ihm wesentlichen Falschheit oder Untreue so wiedergibt, wie sie ursprünglich waren, dass die Erinnerung wohl verblassen kann, aber unvereinbare Vorstellungen sich als Vorstellungen nicht verbinden.

Um deutlicher zu sein: das gewöhnliche Gedächtnis kann und muss für ähnliche und verblasste Vorstellungen gemeinsame Zeichen haben, Worte oder Begriffe, die eben keine Vorstellungen sind. Mit diesen Worten kann dann die Sprache alles Mögliche vornehmen, nur vorstellen kann die Erinnerung nicht auf einmal, was nicht ursprünglich gemeinsam wahrgenommen war. Ich kann sagen: der Kreis ist viereckig; aber ich kann es mir nicht vorstellen. Der Verstand des gesunden Negers kann nachsprechen, der Spiegel des Sees hätte sich in Eis verwandelt, aber er kann es sich nicht vorstellen. Der deutsche Bauer kann sagen oder denken: Mit Hilfe der Wissenschaft wird man aus Sand und Chemikalien Nahrungsmittel schaffen; aber er kann es sich nicht vorstellen, während Werner Siemens, als er diesen Satz aussprach, sich doch etwas vorstellen konnte. Meine eigene Phantasie arbeitet so lebhaft, dass ich mit Selbstbeobachtungen vorsichtig sein muss; der Leser hüte sich, voreilig den Witz zu machen, ich sei dann entweder wahnsinnig, oder halte mich für ein Genie; ich will ja eben, was Genie genannt wird, auf ein nüchternes Wort zurückführen.

Digitized by Google

Ich habe mich selbst also, um ganz sicher zu gehen, in denjenigen Gebieten beobachtet, wo ich glaube, sehr schlecht oder mittelmässig begabt, also ein Mustermensch zu sein.

Genie und Nachahmung.

Ich kann ein Bild in allen Einzelheiten recht gut im Gedächtnis behalten und die Linien einer Zeichnung halbwegs nachmachen. Ich glaube bestimmt, dass ich eine halbwegs annehmbare Zeichnung oder auch ein Bildchen zu stande brächte, wenn ich es gelernt hätte. In der Phantasie nun kann ich mir aus verschiedenen Vorstellungserinnerungen scheinbar ein neues Bild zusammenstellen. Ich kann z. B. mein Fenster und die Nelken davor sehen und mir als Hintergrund dazu eine Schweizerlandschaft oder das Rheinthal denken. Aber ein Kunstwerk schaffen könnte ich auf diese Weise niemals, weil sich die verschiedenen Vorstellungserinnerungen bei mir wohl kreuzen und kombinieren können, nicht aber zu einem neuen Ganzen verbinden, das lebensfähig wäre. Ein solches Bild wäre abgeschrieben, auch wenn es noch niemals vorher gemalt gewesen wäre.

In ähnlicher Weise entstehen unzählige Romane und Novellen, deren Verfasser, kleine und grosse Talente, gar nicht wissen, dass sie abschreiben. Sie können eine ganz neue Handlung und ganz neue Figuren bringen und dennoch ihre Erinnerungen aus Büchern und dem Leben unverändert wiedergegeben haben.

In der Musik, wo ich mich vollständig unbegabt weiss, ist meine Erinnerungsfähigkeit noch geringer und meine Selbstbeobachtung noch deutlicher. Den Zusammenklang von Stimmen oder Instrumenten kann ich höchstens wiedererkennen. Vorstellen kann ich mir den einfachsten Accord nicht. Nur in den seltensten Fällen habe ich eine solche Gesamterinnerung. Ich habe einmal in unvergesslicher Stunde ein Lied singen gehört, welches das Wort Mai auf den Ton d lange aushält, während die Klavierbegleitung das Motiv d c h a d bringt. Versuche ich nun die Erinnerung an jene Stunde wach zu rufen, indem ich das Lied vor mich hinsumme, so stelle ich mir deutlich zu dem langgezogenen d die Töne d c h a d vor. Für mich ist also schon der

Digitized by Google

einfache Musikkenner, der sich eine ihm wohlbekannte Sonate auch vorstellen kann, ein Rätsel; ein echter Musiker aber, dem eine wirklich neue Melodie mit ihrer wirklich neuen Begleitung einfällt, ist mir ein Genie, ein unheimliches Wesen, und ich stehe vor einer Symphonie von Beethoven — die ich wohl zu geniessen, aber nicht vorzustellen vermag — genau wie vor der Natur, der Schöpfung aus dem Nichts, der gedächtnisfreien That.

In der Malerei würde mir der Mann, der die Gestalt des Kentaurs erfand, ebenso etwas sein wie ein Genie oder ein Wahnsinniger, weil die verschiedenen Erinnerungen zu einem neuen lebensfähigen Ganzen verbunden sind. (Die albernen Angriffe Dubois-Reymonds auf die Anatomie des Kentaurs sind ganz kunstfremd.)

In der Poesie, wo ich selbst mancherlei Romane und Novellen spielend geschaffen, zur Not geformt und manche nur aus Not auf den Markt gebracht habe, glaube ich natürlich nicht gern, dass ich nur einer von den Abschreibern (in meinem Sinne) bin. Es wird aber doch wohl so sein. Ich bin gegen andre so oft hart gewesen, dass ich gegen mich selbst lieber ungerecht als nachsichtig sein will. Ganz gewiss gehören zu den Abschreibern die allerjüngsten Genies, die Virtuosen des Naturalismus, die doch zum Dogma gemacht haben, was das Gegenteil des Genies ist: die Vorstellungen ihres Gedächtnisses unverändert wiederzugeben. In diesem Sinne ist Zola ein Abschreiber; wo er sich romantisch aufspielt, da ist er ein Abschreiber im schlimmeren Sinne. Gerhart Hauptmann ist in seinen prächtigen Webern ein Abschreiber; nur sein kleines „Hannele“ ist vielleicht ein Zeichen von Genie.

Ein Genie ist Goethe durch und durch, erst recht, wenn wir ihn darauf prüfen, ob er die Vorstellungen seines Gedächtnisses in seinen Dichtungen unverändert wiedergibt oder nicht. Jede seiner grossen Gestalten ist ein lebendiger Kentaur. Dichtung und Wahrheit wird bei ihm ein Ganzes, Phantasie und Erinnerung zeugen bei ihm zusammen Lebendiges. Die Sagenheldin und die geliebte Frau v. Stein

Digitized by Google

werden eine lebendige Iphigenie, der Sagenheld und der junge Goethe verbinden sich zu einem lebendigen Faust, sein Freund Merck, der Teufel und wieder der junge Goethe wachsen zu einem lebendigen Mephisto zusammen.

Und es ist wohl zu beachten, dass die seltene Fähigkeit, Erinnerungen organisch geändert zu behalten, bei einem Genie vom Range Goethes eine doppelte ist. Getrennte Erinnerungen verbinden sich fruchtbar, wie bei der Zeugung durch verschiedene Geschlechter, aber auch einfache Erinnerungen teilen sich fruchtbar, wie bei der Zeugung durch Teilung. Goethe vermag den jungen Goethe zu zerspalten, ohne ihn zu töten, ihn in Weisslingen und Goetz, in Faust und Mephisto, in Clavigo und Carlos auseinander zu legen.

Ist nun das Genie eines Menschen nichts weiter als die seltene Gehirneigenschaft, nach der Erinnerungen selbständig wuchern, gewissermassen Neubildungen erzeugen, — was der gewöhnliche Kopf niemals vermag, — so ist die Aehnlichkeit mit dem Wahnsinn endlich fassbar, wenn ich auch mein Gehirn oder meinen Sprachschatz umsonst zermartere, um nun den Unterschied besser als durch Worte anzugeben.

Wer in seiner Vorstellung die Erinnerung an den Oberkörper eines Menschen und die an einen Pferdeleib so verbindet, in künstlerischem Sinne organisch verbindet, dass ein lebendiger Kentaur leibhaftig vor uns steht, der ist entweder ein Genie oder ein Wahnsinniger. Nun könnte man es so ausdrücken, dass bei dem Wahnsinnigen die Neubildung krankhaft ist, wie ein Krebs, und das Gedächtnis überwuchert, dass also bei dem Wahnsinnigen die veränderte Erinnerung die wirkliche für immer verdrängt, dass dagegen beim Genie die Neubildung vom übrigen Gedächtnis beherrscht wird, dass sie wohl wie eine schöne Orchidee schmarotzerhaft lebt, aber den Stamm nicht umbringt, dass also beim Genie das gemeine Gedächtnis ungestört weiter arbeitet.

Da für uns jedoch das Gedächtnis eins ist mit dem Bewusstsein oder dem Ich, so liesse sich meine neue Behauptung mit den banalsten Worten sagen, die dann freilich einen neuen Sinn erhalten müssten. Beim Genie ist das Bewusst-

Digitized by Google

sein durch fixe Ideen oder fixe Stimmungen gesteigert, beim Wahnsinnigen überwuchert und unterdrückt.

Geht man also vom guten Gedächtnis des Alltagsmenschen als dem Zustand der sogenannten Gesundheit aus, so leidet der Wahnsinnige an krankhaften Neubildungen des Gedächtnisses, das Genie aber leidet (eine Krankheit wird man es schon nennen müssen) an den Wucherungen seines Reichtums, seiner Ueberfülle.

Der Sprung vom Genie zum Wahnsinn ist eben darum nicht selten. Die gewohnte Wucherung des Reichtums muss krankhaft werden, wenn der Reichtum aus irgend einem Grunde schwindet. In dieser Gefahr schwebt jedes Genie, besonders aber das philosophische Genie. Denn vom Poeten oder Künstler verlangt kein Mensch, dass er auch in Alltagsstunden Orchideen blühen lassen solle. Das philosophische Genie aber, dessen Wesen darin besteht, sein und der Menschen Gedächtnis oder seinen Sprachschatz organisch neu zu zeugen, das philosophische Genie muss sich auch in Alltagsstunden bemühen, die neu gewonnene Weltanschauung wenigstens festzuhalten, die neue Sprache seiner eigenen Feststunden in den Alltagsstunden wenigstens zu verstehen. Das philosophische Genie muss sich selbst über die Achsel sehen können beim Denken, muss sich ein Uebergedächtnis, eine Uebersprache anschaffen, es muss die Neubildung zu seinem Alltagsorgan machen. Das muss ein fester Kopf sein, der dies aushält.

*

Lombroso und der Irrsinn.

Die Liederlichkeit Lombrosos wird höchstens noch übertroffen von der seines Uebersetzers A. Courts, der am Ende von „Genie und Irrsinn“ ganz naiv hinzufügt, der gebildete Leser möge die Ungenauigkeiten im Text selbst verbessern. Man müsste das schreckliche Buch noch einmal schreiben, wollte man dieser freundlichen Aufforderung nachkommen. Tief lächerlich ist es, wenn Lombroso, weil der Ausbruch von Geisteskrankheiten häufig in die heissen Monate fällt, nun auch nachzuweisen sucht, dass Genieausbrüche regel-

Digitized by Google

mässig in den Sommer fallen. Lombroso gibt z. B. vor zu wissen, Goethe habe den Plan zu seinem Faust im Sommer gefasst. Seine Quelle verrät er nicht. Aehnlichen Unsinn erzählt er von Michelangelo, von Dante und von Milton. Noch komischer ist es, wenn Lombroso erzählt, Schiaparelli habe seine Entdeckung bezüglich der Sternschnuppen in einem Augustmonat gemacht; es lassen sich nämlich im August Sternschnuppen gut beobachten.

In einem anderen Kapitel, wo der Einfluss der Rasse auf Genie und Irrsinn behandelt werden soll, überschlägt sich Lombroso in Albernheiten. Er schmeichelt der jüdischen Rasse bald, indem er ihre kleinsten Talente neben Spinoza und Heine als Genies aufführt, bald indem er arisches Vollblut, wie Gutzkow, ohne Angabe der Gründe für Juden erklärt. In demselben Kapitel sagt er einmal, geniale Männer seien meistens unfruchtbar, das andere Mal, das Genie sei erblich; in der Familie Bach allein zähle man nicht weniger als 57 „hervorragende" Musiker.

Man glaube ja nicht, dass so thörichte Notizen in Lombrosos Buche erst aufgesucht werden müssten; man braucht nur irgend eine Seite aufzuschlagen, um darauf zu stossen. Ja er ist ein so wesentlich unwissenschaftlicher Kopf, dass seine Versuche, scharfsinnig zu sein, jedesmal noch dümmer ausfallen als seine glatten Abschreibereien. So hat er seinem Buche die Entdeckung nachhinken lassen, Dante sei epileptisch gewesen; und er sucht diese Behauptung damit zu erweisen, dass Dante an einigen dramatischeren Stellen seiner Divina Comedia vor Schrecken hinfällt.

Die thatsächliche Aehnlichkeit zwischen Genie und Wahnsinn wird niemand leugnen wollen; wir haben gesehen, dass diese Aehnlichkeit zwischen dem gesunden und dem kranken Zustande ihre guten Gründe hat, wie denn auch die gesunde Röte der Wangen und die Fieberröte einander ähnlich sind aus physiologischen Gründen. So wenig aber als man da von einer Verwandtschaft zwischen Fieber und Gesundheit reden dürfte, so wenig jede Riesenhaftigkeit des Leibes zugleich Krankheit des Knochenbaus voraussetzt,

Digitized by Google

so wenig man also jeden Riesen für eine pathologische Erscheinung erklären dürfte, so wenig sollte man dem Schwätzer Lombroso seine unklaren Sätze nachsprechen.

Bevor die Geisteskrankheiten naturwissenschaftlich untersucht waren, hatte diese Zusammenstellung von Genie und Wahnsinn einen naiven oder doch naivmetaphorischen Sinn. Der Wahnsinnige war von etwas Fremdem, von bösen Geistern besessen, die man zur Not in Säue oder sonstwohin treiben konnte; ebenso steckt im Genie etwas Fremdes, eine Gottheit, ein Genius, woher eben der Name „Genie". Unter dieser Voraussetzung durfte Platon die Kunst eine θεια μανια, eine göttliche Manie nennen, Aristoteles (nach Seneca) sagen, es gebe kein grosses Genie ohne Beimischung von etwas Verrücktheit*), durfte Horaz die dichterische Begeisterung einen liebenswürdigen Wahnsinn nennen und wie die klassischen Citate sonst heissen, die sich von einer Schrift über das Genie zur andern fortschreiben.

Verrückte Genies.

Seitdem der Teufel aber aus Wahnsinnigen oder Reformatoren wenigstens nicht mehr von der offiziellen Wissenschaft ausgetrieben wird, seitdem anderseits weder begeisterte Künstler noch Schwachsinnige und Epileptiker allgemein als Heilige verehrt werden, sollte doch wohl die Gleichstellung von Genie und Wahnsinn für eine Pöbelansicht gelten. Ich lese aber, dass schon vor Lombroso der bessere Moreau de Tours das Genie eine Art Geisteskrankheit genannt habe, und bemerke, dass auch Max Nordau in seinem Buche „Entartung" genau genommen zu dem Ergebnis kommt: jeder ungewöhnliche Mensch sei verrückt, wie denn der ganz gewöhnliche Mensch allerdings alltäglich von einem verrückten Genie zu sprechen pflegt, wo sein Begreifen aufhört.

Mir ist dabei zu Mute, als wäre die Mehrheit, welche ja nach unsern Staatslehrern berechtigt ist die Minderheit

*) Wenn aber Aristoteles einmal selbst sagt: „Die sich in Philosophie, Politik, Poesie oder Kunst ausgezeichnet haben, sind alle schwermütig gewesen." so macht er eine feine Bemerkung, die freilich zu allgemein ausgedrückt ist und unsern Gegenstand nicht betrifft.

Digitized by Google

auszurauben und hinzurichten, auch noch weiter berechtigt, diese Minderheit zu beschimpfen, so zwar, dass ich es nicht für unmöglich halte, das Wort Minderheit oder besser „Minorität" werde in unsern Tagen noch selbst zum Schimpfwort werden und ausser Lump und Dieb auch noch etwas wie „verrückt" bedeuten. Denn es wird immer die entschiedene Minderheit der Menschen sein, welche sich entweder durch Genie oder durch Wahnsinn von der Menge unterscheidet.

So lange der Wahnsinn nicht genauer beobachtet war, konnte das Wort leichter — wie eben Worte — einen ehrenden oder beschimpfenden Charakter tragen. Der unwissende Lombroso gebraucht darum noch das alte Wort „Wahnsinn", der gebildete, ja geistreiche Nordau hilft sich, indem er das neue Wort „Entartung" (im Französischen, von wo die Lehre ausging und wo Nordau sie gelernt hat, führt der Prozess der dégénération allmählich zum Zustand der dégénérescence) bald im Sinn des Prozesses, bald in dem des Zustandes nimmt, indem er dann den Zustand undefiniert lässt und so jedes Ungewöhnliche unter dem Begriffe Entartung begreifen kann.

Dieser Gefahr ist freilich jeder ausgesetzt, der über solche Grenzbegriffe zu denken oder zu schreiben wagt. Genau definierbar ist weder „Genie" noch „Wahnsinn". Der Sprachgebrauch macht keinen scharfen Unterschied zwischen Genie und Talent und ebenso weiss die ehrliche Psychiatrie nicht genau anzugeben, wo Wunderlichkeit aufhört und wo Wahnsinn anfängt. Auch eine Erklärung lässt Grenzgebiete namenlos, sowohl zwischen dem Wahnsinnigen und dem Sonderling als zwischen dem Genie und dem Talent, wobei es auffallen muss, dass zwischen dem blossen Talent und dem Sonderling kein Vergleichungsgrund besteht.

Für meine Ansicht möchte ich nur noch anführen, dass Joly (Psychologie des grands hommes) das Genie „le don de créer" nennt; gegen meine Ansicht den allgemeinen Gebrauch, der in der sogenannten Sturm- und Drangperiode von dem Wort Genie gemacht worden ist. Die jungen

Digitized by Google

Herren (das Original Goethe sowohl als seine Vorgänger und Nachahmer) nannten sich Genies oder Originale. Selbst Kant noch gebraucht in seiner Anthropologie das Wort so, dass er unter Original und Genie dasselbe versteht; „aber ein Schlag von ihnen, Geniemänner, besser Genieaffen genannt, hat sich unter jenem Aushängeschild mit eingedrängt."

Es wird also nichts übrig bleiben, als vor einer neuen und tieferen Untersuchung die Begriffe Genie und Wahnsinn erst noch zu definieren, was mir nicht gelungen ist.

Und so darf ich nur metaphorisch, echt sprachlich, bildlich wiederholen, wie sich Genie von Wahnsinn unterscheide und wie es ihm ähnle.

Unsere Erinnerungen sind wie die farbigen Glasstückchen in einem Kaleidoskop. Der gewöhnliche Flachkopf lässt es verstaubt im Winkel stehen oder blickt mal hinein, wie der Zufall es geordnet hat, ohne es zu schütteln; das Talent schüttelt an dem Kaleidoskop und sieht und zeigt besonders lebhafte Gruppierungen; der Wahnsinnige schüttelt das Instrument heftiger, hält die Ungestalten für lebendig und fürchtet sie oder freut sich an ihnen; das Genie sieht ebenfalls lebende Gestalten, fühlt Schauer oder Freude, aber es kann das Kaleidoskop lächelnd fortlegen und die neuen Gebilde ohne Täuschung festhalten.

So gleicht die willenlose Phantasie des Wahnsinnigen einem steuerlosen Schiff; die Phantasie des Genies aber dem fliegenden Holländer; kein Steuermann ist zu sehen, aber durch Nacht und Sturm fährt das Gespensterschiff dennoch seinem schrecklichen Ziele zu, denn das Steuer ist fest — die unsichtbare grosse Persönlichkeit.

*

Auflösung des Gedächtnisses.

Die allmähliche Zerstörung des Gedächtnisses in allen Formen des sprachlich erkennbaren Wahnsinns ist für uns besonders lehrreich, wo sie vom Sprachgedächtnis zuerst die konkretesten und zuletzt die abstraktesten Worte angreift. Wie beim Erdbeben stürzen massive Mauern früher ein als Holzwände. Sehr merkwürdig ist es, dass nach neuern

Digitized by Google

Beobachtungen wie nach den ältesten Erfahrungen auch der allgemeine Gedächtnisschwund zuerst das Bekannteste und zuletzt das Unbekannteste zerstört. Das kranke Gehirn wie das greisenhafte vergisst zuerst die Wahrnehmungen des letzten Tages; und selbst eine sonst starke Gedächtnisschwäche kann noch die Erinnerung an die Kindheit zurückbehalten. Nach dem Gedächtnis für Begriffe erst verschwindet (Ribot S. 75) das Gedächtnis für Affekte. Und von dem Nerven- und Muskelgedächtnis, das menschliche Handlungen vollziehen hilft, gilt wieder der Satz, dass die sogenannten Gewohnheiten, also die Thätigkeiten des automatischen Gedächtnisses, am längsten dauern.

Auch Blödsinnige können noch stricken, Karten spielen, Predigten aufsagen. Es ist also dieselbe Erscheinung wie im besondern Falle des Sprachgedächtnisses. Was schwer ist, was Hemmungen zu überwinden hat, was also den schmerzlichen Zustand des Bewusstseins erzeugt, das wird zuerst abgestreift. Nacheinander verlieren sich die bequemen Gedächtnisse, die erworbenen Instinkte, die mechanischen Gewohnheiten. Die ganz vegetativen Gedächtnisse, die der Verdauung und der Atmung bleiben dem Menschen treu, wie die aaslüsterne Krähe dem sterbenden Wanderer treu bleibt, das Atmungsgedächtnis bis zum letzten Atemzuge, was ein schöner Fall von Tautologie ist. Noch treuer dürfte das Verdauungsgedächtnis sein, das unter Umständen noch nach dem Tode des Herrn weiter arbeitet; wie ein Subalterner um sein bisschen Frass. Und nicht unerwähnt darf bleiben, dass unter den Dingen, für welche Idioten am häufigsten ein Gedächtnis besitzen (Ribot S. 84), besonders Zahlen, Daten, Eigennamen, überhaupt die Worte beobachtet worden sind. Idioten können also niemals Forscher, wohl aber Gelehrte werden. Ein Idiot erinnerte sich des Tages jeder Beerdigung, die in seinem Kirchspiel seit 35 Jahren stattgefunden hatte. Das war ein gelehrter Fachmann.

Die gelehrten Fachleute des Gedächtnisses zerbrechen sich ihr Gedächtnis darüber, wie der Kranke, der die Sprache

Digitized by Google

verloren hat, noch denken könne. Wir fragen natürlich zuerst, ob er noch denken könne. Und die beobachteten Thatsachen widersprechen durchaus nicht unserer Ueberzeugung, dass er ohne Sprache nicht denken könne. In Fällen, wo in der Aphasie z. B. anstatt Schere „womit geschnitten wird", anstatt Fenster „was durchsichtig" gesagt wird, ist Sprache eben noch vorhanden. Mit solchen Umschreibungen denken wir sonst in fremden Sprachen. Und wo in der Aphasie und in ähnlichen Zuständen die Denkfähigkeit erhalten ist, da kann man bestimmt annehmen, dass z. B. die Worttaubheit oder Wortblindheit nur eine äusserliche ist, dass innerlich das Wort noch gehört oder gesehen wird. Nach völligem Verlust der Sprache haben solche Kranke durch Nicken oder Schütteln des Kopfes noch richtig die Frage beantwortet, ob bekannte Gegenstände, wie Messer und Gabel, mit dem zugehörigen Worte genannt wurden.

Zu der Dauer des automatischen Sprachgedächtnisses gehört es, dass selbst Deutsche in Amerika, wenn sie seit 50 Jahren nur englisch gesprochen haben, doch noch deutsch fluchen und in der Sterbestunde deutsch beten. Ribot (S. 120) macht dazu die ungehörige und richtige Bemerkung, dass „die Rückkehr mancher religiöser Anschauung in der Todesstunde nur die notwendige Folge einer unaufhaltsamen Auflösung ist".

*

Organ des Gedächtnisses.

Ich habe mir redliche Mühe gegeben, zu überdenken, was das ist, was wir bald Gedächtnis, bald Sprache zu nennen pflegen, was durch sein Wesen wie durch seinen wesentlichen Fehler erst das menschliche Denken ermöglicht, wie es, dasselbe Gedächtnis, auf einer andren Stufe der Organismen erst das Leben ermöglicht. Ich habe, nachdem dieses grosse Kapitel nur allzu kurz abgehandelt war, noch auf die Aufmerksamkeit und ihr Verhältnis zum Gedächtnisse hingewiesen, endlich ganz flüchtig den Wahnsinn berührt, der sich uns immer als eine Krankheit des Ge-

Digitized by Google

dächtnisses und fast immer als eine Krankheit der Sprache darstellt. Bevor ich nun daran gehe, auch das Bewusstsein oder das Ich als eine Spiegelung des Gedächtnisses oder der Sprache zu betrachten, möchte ich noch ein letztes Wort wagen über die naturwissenschaftliche Unterlage all dieser Begriffe und ihrer Verbindungen, über das Organ des Gedächtnisses. Wenn das Gedächtnis (nach Herings von uns cum beneficio inventarii angenommener Ausdrucksweise) eine Funktion der organisierten Materie ist, so haben wir bei den Pflanzen keine rechte Vorstellung von dem physiologischen Korrelat dieser Funktion; im Tierreich ist aber die Funktion des Gedächtnisses ganz gewiss an die Nervenmasse gebunden, beim Menschen gewiss an das Gehirn, entweder an das ganze Gehirn oder an Gehirnteile.

Flechsig. Flechsig, dessen Schrift über „Gehirn und Seele“ (2. Ausgabe 1896) mir natürlich zur Orientierung gedient hat, weist mit Recht darauf hin, dass seine Einteilung des Gehirns in Sinnes- und in Associationszentren sich recht gut mit der uralten Unterscheidung von Verstand und Sinnlichkeit decke. Viel wertvoller wäre es uns jedoch gewesen, wenn Flechsig irgendwie ein physiologisches Korrelat zu der psychischen Thatsache des Gedächtnisses entdeckt oder vermutet hätte. Von solchen Fragen hat ihn seine Verachtung der Psychologie zurückgehalten, die aus einer begreiflichen Scheu vor der psychologischen Terminologie herstammen mag. Wo er sich dennoch auf das Gebiet der Seele begibt, setzt es darum Redensarten, wie wenn er einmal die Seele für eine Funktion des Körpers erklärt. So kommt er nur gelegentlich dazu, des Gedächtnisses Erwähnung zu thun. Er stellt fest, dass mit Zerstörung insbesondere der geistigen Zentren regelmässig das Gedächtnis in grosser Ausdehnung leidet, und dass die mikroskopische Anatomie nicht zeigt, wo sich Gedächtnisspuren befinden. In einer Anmerkung erst macht er darauf aufmerksam, dass an jedes Associationscentrum die komplizierten Leistungen des Gedächtnisses, des Schlussvermögens, der Kombinationsfähigkeit u. s. w. gebunden sind. Ihm ist also das Gedächtnis (wogegen sich nichts

Digitized by Google

einwenden liesse) ein abstrakter Begriff, eines von den gefährlichen Seelenvermögen, während ihm die Associationen schon eher Wirklichkeiten sind. Wir aber wissen, dass weder Sinneseindrücke, noch Associationen ohne dieses Gedächtnis zu stande kommen können und fragen darum noch früher nach den Organen des Gedächtnisses als nach den Sinneszentren und den Associationszentren. Dazu kommt für uns noch ein anderes Kreuz. Von da und dort gesehen fällt für uns der Begriff des Gedächtnisses und der Begriff der Sprache zusammen. In diesem Sinne kann die Sprache unmöglich an das sogenannte Sprachzentrum allein geknüpft sein. Flechsig spricht einmal von tausendzelligen, hunderttausend-, ja millionenzelligen Vorstellungen; er meint offenbar Erinnerungen, deren einzig wahrnehmbare Zeichen die Worte sind. Dieser bestimmt anzunehmenden Gehirnthätigkeit gegenüber, wo dann das gesamte Gehirn, ja die gesamte Nervenmasse als ein einheitliches Organ des Gedächtnisses, der grössere Teil der Gehirnmasse als ein einheitliches Organ der Sprache erscheint, ist seine Hypothese von den getrennten Sinnes- und Associationszentren ganz unfruchtbar. Psychiater mögen darüber entscheiden, ob sie für die Heilkunst bei Geisteskranken fruchtbar sei. Die unzähligen Formen von Geisteskrankheit, die in ihren Kombinationen jeder festen Begriffseinteilung spotten, lassen sich auf makroskopische Gehirnprovinzen sicherlich nicht verteilen. Vielleicht achtet einmal die mikroskopische Gehirnanatomie darauf, dass die Nervenbahnen vom äussern Sinnesorgane bis zum sogenannten Sinneszentrum immer einen auffallend langen Weg suchen; vielleicht geht auf diesem Wege eine Art geistiger Verdauung der äussern Sinneseindrücke vor sich; vielleicht besteht die Gehirnarbeit vornehmlich in dieser geistigen Verdauung und der damit verbundenen Ausscheidung des Unverdaulichen. Doch es wäre mehr als gewagt, wollte ein Laie dort Erklärungen geben wollen, wo die Fachleute nicht einmal eine Beschreibung versuchen, wo z. B. Flechsig selbst sich bei Betrachtung der Ursachen von Geisteskrankheiten mit dem niedlichen Worte „individuelle

Digitized by Google

Vulnerabilität" jedes einzelnen Zentrums behilft. Ich spreche also keine neue Hypothese aus, zu welcher mir jegliche Berechtigung fehlt, sondern nur abermals einen Zweifel an der neuesten Phrenologie, welche die Fehler der alten Phrenologie so grundsätzlich vermeidet, dass sie über das Organ des Gedächtnisses nichts zu sagen weiss.

*

Hering. Seit Hering ist man darüber einig geworden, das Gedächtnis eine „Funktion der organisierten Materie" zu nennen. Bis auf den Umstand, dass niemand weiss was Materie ist, niemand was ein Organismus ist, und dass Funktion nichts weiter besagt als die Abhängigkeit einer Grösse von einer andern, bis auf den Umstand also, dass er durchaus nichts besagt, ist dieser Ausdruck recht glücklich gewählt. Denn anstatt etwas Unerklärliches erklären zu wollen, stellt er nur eine Aufgabe und beschränkt sie vorsichtig auf die Welt der Wirklichkeit. Der Ausdruck liesse sich ohne die gelehrte Maske der Mechanik besser so fassen: Mit Gedächtnis bezeichnen wir Veränderungen, die von dem Zustande belebter Körper abhängig sind. Wobei es fraglich bleibt, ob die unbelebten Körper nicht ein noch treueres Gedächtnis haben, ob man die Inschriften, die ein Pyramidenstein durch Jahrtausende kraft der Trägheit bewahrt hat, nicht ebensogut Gedächtnis nennen kann, wie die ebensolang unvergessene Fähigkeit des Weizenkorns im Pyramidengrabe, sich zu einem Weizenhalm herauszunähren. Denn dass das Gedächtnis vom Bewusstsein des Gedächtnisses unabhängig sei, darüber ist kein Streit mehr. Und eben erst habe ich das Wort Funktion in der Heringschen Formel durch die Mehrzahl „Veränderungen" wieder zu geben suchen müssen, weil mit dem Worte Gedächtnis, wenn man es in der Einzahl gebraucht, unabweislich die Vorstellung von einer Kraft, einem Vermögen oder sonst einem unwirklichen Zugtier, das den einzelnen Erinnerungen vorgespannt wäre, verbunden ist. Es ist das Verdienst von Ribot, diese Mehrzahl eingeführt zu haben; und auch das

Digitized by Google

ist richtig, dass die Vorstellung von zahlreichen Gedächtnissen dem albernen Streit um den Sitz des Gedächtnisses ein Ende machen muss. Schon nach Bain nimmt der wiederholte Eindruck in der Nervenmasse dieselbe Stelle ein wie der erste Eindruck. Ebenso wie eine halbwegs anständige Theologie sich unter uns pantheistisch gebärden muss, so muss jede halbwegs moderne Psychologie Panpsychismus sein. Nur dass freilich die Psyche eben durch diesen letzten Rettungsversuch ebenso wenig wieder belebt werden kann, wie der alte Gott.

Uns geht hier das Gedächtnis darum so viel an, weil wir es als die einzige vorstellbare Eigenschaft des sogenannten Bewusstseins kennen lernen werden, und weil die Sprache nichts weiter ist als die Summe unserer mnemotechnischen Zeichen, als die Krücke des Gedächtnisses, richtiger ausgedrückt: als die Hilfszeichen aller Gedächtnisse, die so zahlreich sind, wie die jedem Einzelnen zur Verfügung stehenden Worte und andern Ausdrucksmittel.

Wir nehmen also an, dass alle von der Aussenwelt nach unserm Gehirn gehenden Eindrücke und ebenso alle von unserm Gehirn (oder andern Nerven) nach der Aussenwelt (zu der auch unser Leib gehört) gehenden Handlungen oder Willensakte in den Nervenbahnen Zeichen zurücklassen, die man bildlich Spuren oder Gleise nennen kann, wobei man Spasses halber bemerken mag, dass Spur und Gleis dasselbe ist. So gräbt sich fliessendes Wasser in langsamer Arbeit selbst sein Bett und nach Jahrtausenden weiss die Sprache nicht mehr, ob sie mit dem Worte Fluss die zahllosen fliessenden Tropfen oder ihr Bett bezeichnen soll. Das Bett ist das Gedächtnis.

Unbewusstes Gedächtnis.

Ribot (das Gedächtnis und seine Störungen u. s. w.) weist darauf hin, dass die Erscheinungen der Gedächtnisse zu ihrer Erklärung ausser den Modifikationen einzelner Nerventeilchen auch noch die bleibende Verbindung mehrer Elemente oder doch die Neigung zu bestimmten Verbindungen, also eben Gleise, voraussetzen. Beschränkt man die Ursache einer Erinnerung auf ein einziges Element, weil

Digitized by Google

die Erinnerung auch als eine Einheit erscheint, so ist das wieder nur eine Wirkung des Fetischismus, der unsere ganze Sprache beherrscht. Das thätige Gedächtnis eines erwachsenen Menschen ist also nur der sprachliche Ausdruck für eine Anzahl von Gleisen, auf welche wir schliessen müssen, welche also selbst wieder nur Worte sind, und deren Unterlage noch kein Mikroskop gezeigt hat. Da wir gewohnt sind nur einen Teil unserer Gedächtnisse, nämlich die in unserm sogenannten Bewusstsein, unser Denken oder unsere Seele zu nennen, und da nicht nur die Sprache (die hier Richter und Partei zugleich ist) zwischen unbewusstem und bewusstem Gedächtnis einen Unterschied macht, so dürfen wir uns mit dem Unterschied beschäftigen, ohne in den Verdacht zu kommen, die Geschäfte der Philosophie des Unbewussten zu besorgen.

Bekanntlich gibt es grosse Gruppen unbewusster Nerventhätigkeit, wie diejenigen, welche unser tierisches Leben (Verdauen, Blutumlauf, Atmung) lenken und die Reflexbewegungen hervorbringen. Es gibt aber kaum eine bewusste Nerventhätigkeit, welche nicht durch Uebung automatisch werden kann, und kaum eine unbewusste, deren wir uns nicht ausnahmsweise bewusst werden. Bauchgrimmen, Herzbeklemmung und Atemnot sind wohl solche unbewusste Nerventhätigkeiten, deren Bewusstwerden uns ungewohnt ist und darum wehe thut. In diesem Falle also nennen wir das Bewusstsein eine Krankheit der unbewussten Nervengedächtnisse. Auch Ribot, der doch ganz Hegelisch das Gedächtnis als etwas „an sich“, das Bewusstsein als etwas „für sich“ definieren möchte, macht darauf aufmerksam, dass die Gewohnheit und mit ihr die Dauer der psychischen Akte auf den Unterschied einwirkt. Aber er behauptet noch, dass zwischen dem automatischen oder organischen und dem bewussten Gedächtnis eine bedeutende Differenz bestehe. Ich kann das nicht glauben. Allerdings müssen ungeheuer verwickelte Nervenbahnen sich erinnern, wenn wir z. B. ein gesprochenes Wort verstehen oder einen Begriff durch ein Wort bezeichnen wollen, eine ganze An-

Digitized by Google

griffskolonne von Nerven muss z. B. beim Aussprechen eines einzigen Wortes die Muskeln unseres Gesichtes, unserer Zunge, unserer Schlundpartien, unseres Kehlkopfes und unseres Brustkastens (nach einem automatisch gewordenen Plane) in geordnete Thätigkeit setzen. Die Atmung spielt dabei nur die Rolle des Bälgetreters. Betrachten wir aber die Atmung an sich, so ist die Komplikation ihres unbewussten Gedächtnisses nicht kleiner als die beim Sprechen. Man kann vom Standpunkt der Kunst den Bälgetreter geringer achten als den Komponisten; aber für die Naturwissenschaft ist er doch auch ein Mensch.

Wenn ich scharf aussprechen soll, durch welchen Mangel das Bewusstsein zu einem unbewussten Gedächtnis herabsinkt, so wird mir erst ganz klar, wie falsch die Frage gestellt ist. Das unbewusste Gedächtnis ist uns wissenschaftlich vertrauter, als der scheinbar so wohlbekannte Schein des inneren Bewusstseins. Wir müssen also bei unserer Frage umgekehrt von dem unbewussten Gedächtnis ausgehen. Wir müssen fragen: Durch welchen Vorzug erhebt sich das unbewusste automatische Gedächtnis zum Bewusstsein? Und da hat denn der Bälgetreter recht, ein Menschenrecht, wenn er ärgerlich dazwischen fährt und fragt, wo ich denn eine Schätzung hernehme, um das Bewusstsein über das Unbewusstsein zu stellen.

Und wirklich empfinde ich es als eine unbeweisbare Wahrheit, dass das menschliche Bewusstsein nichts weiter sei als die Hemmung im Uhrwerk des menschlichen Organismus.

Wie wir uns der Thätigkeit der sympathischen Nerven erst durch Störungen, Hemmungen oder Krankheiten bewusst werden, wie wir die Fortbewegung nicht auf der glatten Schiffsbahn und kaum auf Gummirädern, wohl aber sonst auf dem holperigen Pflaster spüren, so wendet sich das unbewusste Gedächtnis immer erst dann bei der höhern Instanz, bei der überlegenden, nachdenklichen, schwankenden, unsicheren, dümmeren, bewussten Hirnthätigkeit, wenn die gewohnte Leistung auf ein Hindernis stösst. Wenn wir

Digitized by Google

etwas lernen, wenn wir Gehen, Sprechen, Klavierspielen, Tanzen, Schwimmen u. s. w. lernen, so thun wir nichts anderes, als zu den ererbten Gedächtnissen unsres Organismus ein neues Gedächtnis hinzuerwerben.

Was wir mit so viel Menschenstolz Lernen nennen, das ist also nichts weiter als die furchtbare Bemühung des Menschengeschlechtes, zu seinen ererbten Instinkten neue hinzu zu erwerben, und es wäre ein Triumph des Darwinismus, wenn dereinst die Kinder laufend, plappernd und klavierspielend auf die Welt kämen, wie heute das Hühnchen sofort laufen und picken kann. Unser Lernen ist nichts als die Bemühung, durch das bewusste Gedächtnis hindurch zu instinktmässiger Thätigkeit zu gelangen. Deshalb thut das Lernen anfangs so weh, deshalb weint das Kind beim Lesenlernen wie bei Bauchgrimmen und Atemnot, und liest nachher ganz gedankenlos, wie es unbewusst verdaut und atmet. Solange die Hand nicht ohne Bewusstsein den Dreiklang auf dem Klavier greifen lernt, solange ist es eine Anstrengung; nachher spielt das unbewusste Gedächtnis allein ganze Stücke, wie denn die Medizin Fälle bezeugt, in denen Musiker im Orchester während epileptiformer Anfälle (also ganz ohne Bewusstsein) im Takte weiterspielten. Die Wertschätzung muss also wirklich umgekehrt werden. Nur was wir nicht können, das leitet tastend und tappend wie ein Anfänger in der Seiltänzerei das Bewusstsein. Alles was wir können, vollzieht das unbewusste Gedächtnis.

Nun wissen wir aber endlich, was es mit der Heringschen Formel auf sich hat. Das Gedächtnis soll eine Funktion, das heisst eine abhängige Veränderliche der organisierten Materie sein. Ja, wenn der Organismus nach alter Anschauung ein Staat wäre, etwa unter der Regierung eines Bewusstseins oder einer Seele, dann könnte man sich unter dem Gedächtnis als einer Funktion etwas denken; dann wäre das Gedächtnis die Leistung der amtlichen Zeitungsschreiber, wie denn die offiziösen Journalisten streng wissenschaftlich als die Funktionen der Regierung, das

Digitized by Google

heisst als ihre abhängigen Veränderlichen bezeichnet werden können. Sind aber die Gedächtnisse nur automatische Geleise der Nervenbahnen, dann kennen wir die unabhängige Veränderliche ebensowenig wie das Abhängigkeitsverhältnis zwischen ihr und den Gedächtnissen, und die Heringsche Formel erweist sich als eine pedantische Nachahmung des geschmacklosen Witzes: „Das Denken sei eine Sekretion des Gehirns wie der Harn eine Sekretion der Nieren sei.“ Man muss ein beschränkter Materialist sein, um sich bei dieser Gleichstellung einer Ware und eines Abfallstoffes etwas denken zu können. Die Heringsche Formel ist nicht einmal witzig, kann weiter nichts sagen als: „Wenn wir könnten, möchten wir das Gedächtnis gern mechanisch erklären.“ Dass wir es nicht erklären können, dass wir unser Nichtwissen so klar als möglich eingestehen, das trennt uns eben von dem Materialismus.

Ebenso nun wie das unbewusste Gedächtnis eine Bedingung unsres Lebens ist, das bewusste nur eine Hemmung, so ist wieder das Vergessen eine Bedingung des Gedächtnisses. Wie jeder andere Sinn nichts weiter wahrnimmt als was unmittelbar auf ihn wirkt, wie sich der Gehörapparat, wie sich die Netzhaut (in gesundem Zustande) bald nach jeder Thätigkeit wieder zu einem leeren Blatte verwandelt, das heisst jede Erinnerung verliert, so besteht eigentlich das Wesen des Gedächtnisses darin, jeden Augenblick ein weisses Blatt zu sein, worauf aber die Gleise der übrigen Sinneswahrnehmungen in jedem Augenblick als neue Gedächtnisse erscheinen können. Dieser Gedanke müsste der neueren Psychologie vertraut erscheinen; aber die Nervenbahnen zwischen dem Gedächtnissinn und den übrigen Sinnen sind noch so gut wie unerforscht. Hätten wir die Nervenbahnen des Gedächtnissinnes unter dem Mikroskop kennen gelernt, so besässen wir das materielle Hauptgeheimnis des menschlichen Gehirns.

Gedächtnis und Ich.

Wenn eine Erinnerung so eingeübt ist, dass sie automatisch zur Verfügung steht, dann vergessen wir undankbar die Arbeit des Gedächtnissinnes. Wir erinnern uns, wann

Digitized by Google

die Schlacht von Leipzig war, aber wir nennen den Satz: „Der Tag ist hell", so wenig eine Erinnerung, wie wir unsere Verdauung einem Gedächtnisse zuschreiben. Die Sprache ist eben, leider notwendig, aus den Bedürfnissen des bewussten Gedächtnisses, aus dieser Hemmung, aus diesem Stolpern der Natur, aus diesen Anfängerstadien aller Instinkte, aus diesen schmerzenden Versuchen entstanden, und darum ist es unmöglich, der wirkenden Natur mit den Worten der Sprache beizukommen. Es ist schwer, es ohne falschen Nebensinn auszudrücken, dass wir das Gedächtnis unseres Geschlechtes als Erbteil mitbekommen, dass die menschliche Sprache das papierne Instrument oder Dokument dieses Erbteils ist, und dass die ganze Entwickelung nichts ist als die endlose Bemühung, zu erwerben, um mehr erben zu lassen. Ja, wir können uns ganz mechanisch — da alle Gewebe des menschlichen Leibes in ununterbrochener Erneuerung begriffen sind und auch die Nervenzellen mit ihren Erinnerungsspuren sich erneuern — wir können uns die Erhaltung der Gleise unsrer Nervenbahnen, also das Gedächtnis des einzelnen Individuums, gar nicht anders vorstellen, als denn eine stetige Reihe von Erbschaften. Und ich empfinde es nicht als eine Blasphemie gegen den viel bewunderten Menschengeist, wenn ich überzeugt bin, dass das Molekül, welches in diesem Augenblicke dazu beiträgt, mich das Wort „Molekül" sagen oder schreiben zu lassen, die Neigung zu seinem Anteil an dieser Sprachthätigkeit ererbt hat von seiner Mutterzelle, diese wieder von ihrer Mutterzelle und so zurück bis zum Keim im Mutterleib, und dass das grauenhafte Magazin von tierischen und pflanzlichen Esswaren, das 50 Jahre lang durch mich hindurchgegangen ist, nichts weiter geleistet hat, als die endlosen Generationen von Hirnzellen ernähren und dafür sorgen, dass jedes neue Geschlecht die Merkzeichen der Ahnen wahrt, so dass die Fähigkeit zur Erinnerung und Wiedererkennung durch das Instrument der Sprache sich fortgeerbt hat bis zu dem Hirnzellengeschlechte dieses Augenblicks, dessen Begriffe oder Worte freilich gegen die von

Digitized by Google

vor 20 Jahren den unmerklichen Wandel vollzogen haben, dem die Sprache eines Volkes auch sonst unterliegt in der Geschlechterfolge der Jahrhunderte. Die Thatsache, dass das Organ des Gedächtnissinnes wie alle andern Gewebe des menschlichen Körpers einer stetigen Erneuerung durch das zuströmende Blut unterworfen ist, dazu die Ueberzeugung, dass die Hirnzellen, die augenblicklich denken oder sprechen, junge, neue Geschöpfe sind, die ihren Sprachschatz nur ererbt haben, die ihn aber im Laufe der stetigen Erneuerung stetig neu anwenden, diese Sätze werfen ein Licht auf das Wesen der Persönlichkeit, des ehrenwerten Ich, das sich dagegen wehrt ein Augenblicksgeschöpf zu sein. Das Ichgefühl ist und bleibt ein Augenblicksgefühl. Weil aber u[illegible] wie die ganze ungeheure Lebenskraft sich in diesem Augenblick zusammendrängt, und weil der Augenblick der Ausgangspunkt oder der Haken einer Erinnerungskette ist, darum hat der Mensch im Ichgefühl den Schein der zeitlichen Ausdehnung. So sieht der Mensch mit seinen Augen, wenn sie gesund sind und das Objekt in den Blickpunkt fällt, nur diesen einen Punkt richtig, hat aber infolge der Beweglichkeit seiner Augen den Schein des grossen Gesichtsfeldes. Und wie kranke Augen den Eindruck machen, als ob zwei Punkte zugleich fixiert werden könnten, so kann auch das Gehirn zu schielen scheinen, und die gefällige Sprache der Wissenschaftler redet dann von einem Doppel-Ich. Dass es eine Krankheitsäusserung sei, darüber sind auch seine Gelehrten nicht im Zweifel. Ich habe aber in allen ordentlich bezeugten Berichten nichts anderes entdecken können, als die kleine Thatsache, dass bei einigen schlecht beobachteten Gehirnkrankheiten hie und da Gedächtnisirrtümer oder dergleichen nach normalen Zwischenräumen aneinander anknüpfen, dass also (wie man annehmen kann) bestimmte krankhafte Ernährungs- und Erregungszustände die gleichen Merkzeichen des Gedächtnisses auslösen, die in normalen Zuständen unter der Schwelle bleiben. Der irische Packträger, der im Rausche einen Koffer verloren hatte und sich von neuem berauschen musste, um sich an den Ort

Digitized by Google

des Verlierens zu erinnern, dieser brutale Kerl ist der wahre Heilige des Doppelichglaubens.

Für uns muss die blosse Möglichkeit eines Doppel-Ichs, die Möglichkeit also, krankhafte Gedächtniszeichen einheitlich zu verbinden, nur ein Wink mehr sein, auch an die Wirklichkeit und an die Wesenheit des einfachen Ich nicht zu glauben. Davon später.

Wir erinnern uns noch einmal der Heringschen Formel. Das Gedächtnis ist eine Funktion der organisierten Materie. Wir wissen nicht, was Materie ist, es ist ein gelehrteres Wort für das Ding, und weil wir nicht wissen was die Dinge sind, darum nennen wir sie mit einem bisschen Fremdwörterei so. Wir wissen nicht, was ein Organismus ist; wir bezeichnen auch hier mit dem unverstä-dlichen Worte ungefähr den Begriff Leben, weil uns das Wort „Leben" für die Unbekannte zu bekannt scheint. Wir wissen nicht, was eine Funktion, eine Abhängige, eigentlich bedeute. Denn Abhängigkeit setzt Ursache und Wirkung voraus, und wir wissen nichts von Ursache und Wirkung. Nur irgend einen Zusammenhang kann Funktion für uns bedeuten.

Es thut aber nichts, dass wir demnach auch nicht wissen, was das Gedächtnis sei. Denn Gedächtnis ist auch wieder nur so ein sammelndes Wort für einzelne Gedächtnisse und ist in der Welt der Wirklichkeiten so wenig vorhanden, wie ein Fluss neben seinen Tropfen, wie ein Bart neben seinen Haaren. Und die einzelnen Gedächtnisse im Nervensystem wieder werden dereinst für unsere Kenntnis nichts weiter sein, als Belege zu der allgemeinsten und weitesten Erfahrung, die man nach ihrer späten Entdeckung ganz verblüfft das Gesetz der Trägheit genannt hat. Das grosse Rätsel ist noch da (für die Sprache), wie die Nerven Eindrücke fortpflanzen. Dass aber die Eindrücke bleibende Gleise zurücklassen, dass die Thatsache des Gedächtnisses und der Zustand des Bewusstseins entsteht, das sollte die Herren nicht wundern, die als Prediger der Erhaltung der Kraft ihr Gelehrtenbrot verdienen.

Digitized by Google

IX.

Gewohnheit.

Ich habe nirgends eine befriedigende Definition des Begriffs Gewohnheit finden können, trotzdem die Macht, die wir unter diesem Worte begreifen, seit alter Zeit als eine ausserordentlich grosse anerkannt wird. Sagt man doch sprichwörtlich, dass der Mensch ein Gewohnheitstier sei, dass die Gewohnheit zur zweiten Natur werde. Einige Aufmerksamkeit zeigt, wie so häufig, dass wir unter dem Worte Gewohnheit sehr verschiedene Vorstellungen zusammenfassen, von denen die eine wieder einmal die unbekannte, personifizierte Ursache der andern ist. Die Gewohnheit, wovon wir die Mehrzahl Gewohnheiten bilden können, bezeichnet eine Art von Handlungen, welche dem einzelnen Menschen durch absichtliche oder unabsichtliche Einübung leicht oder gar fast notwendig geworden sind. Wenn wir aber z. B. von der Macht der Gewohnheit sprechen, so verstehen wir unter Gewohnheit eine Art von Göttin, welche diese Leichtigkeit oder Naturnotwendigkeit veranlasst hat. Mit diesen beiden Vorstellungen ist nichts anzufangen, weil die Personifikation, die Göttin Gewohnheit, der man einen altpreussischen Korporalstock zum Attribut geben könnte, in der Welt der Wirklichkeit nicht vorhanden ist und weil es die Folge für die Ursache setzen heisst, wenn wir eine leicht gewordene oder notwendige Handlungsweise ebenfalls Gewohnheit nennen.

Da der Begriff der Gewohnheit immer menschliches Thun betrifft und dieses von Gehirn und Nerven abhängt, so müssen wir die Ursache eines besonders leichten oder gar notwendigen Thuns in Gehirn und Nerven, jedenfalls aber in den menschlichen Körper hinein verlegen. Was die Gewohnheiten verursacht, muss unbedingt eine Veränderung der Nervenbahnen sein, eine Veränderung der Nervenbahnen, die wieder verursacht worden ist oder noch dauernd verursacht wird durch häufige Wiederholung desselben Thuns. Auch „Wiederholung“ ist kein materieller Begriff. Wir müssen uns streng an die Veränderungen

Digitized by Google

halten, welche durch die Wiederholung in den Nervenbahnen erfolgen, sei es, dass ein Klavierspieler einen schwierigen Lauf eingeübt hat, sei es, dass jemand zu einer bestimmten Tagesstunde zu saufen oder sonst einem Laster zu frönen gewohnt ist, sei es, dass ich gedankenlos und ohne des Weges zu achten vom Bahnhof nach Hause finde, weil ich den Weg gewohnt bin. Es gibt auf diesem Wege eine Ecke, an welcher sich vier Strassen kreuzen. Wie kommt es, dass ich niemals, weder bei Tage noch bei Nacht, einen Augenblick zögere, in die richtige Strasse einzubiegen? Ich muss doch zu diesem Zwecke meinen ganzen Körper besonders innervieren, da ich sonst mechanisch weiter gehen und nicht einbiegen würde. Es kann gar nicht anders sein, als dass die Einübung mir diese Innervation erleichtert; ich habe an dieser Ecke meinem Körper so häufig den gleichen Schwung nach rechts geben müssen — anfangs in der bewussten Absicht, den nächsten Weg zu wählen — bis schliesslich der Anblick der Laterne, des Baumes, des Zaunes an dieser Ecke, ja sogar schon das unklare Gefühl von der Länge des seit der letzten Ecke zurückgelegten Weges, ohne dass alle diese Umstände über die Schwelle des Bewusstseins treten, zur Innervation hinreicht. Wir haben es hier nicht mit der praktischen Frage zu thun, welchen Nutzen und welchen Schaden die Gewohnheiten für den Menschen haben können. Wir wollen rein begrifflich zu erfahren suchen, was Gewohnheit sei; es ist uns darum hier vollkommen gleichgültig, ob die Gewohnheit in einem Laster, in einer Kunstfertigkeit oder in einer gleichgültigen Handlung besteht.

Gerade diese gleichgültigen Handlungen pflegen wir nur dann eine Gewohnheit zu nennen, wenn sie in der besondern Lebensweise des einzelnen Menschen liegen. Der Weg, den ein jeder täglich in der Stadt zu gehen hat, ist seine individuelle Gewohnheit. Die Bewegungen des Gehens oder des Essens pflegen wir nicht Gewohnheiten zu nennen, sondern unklar den Instinkten zuzurechnen. Und doch müssen die Beinbewegungen des Gehens, die Arm- und

Digitized by Google

Handbewegungen beim Essen vom Kinde erst eingeübt werden, bevor sie zur Gewohnheit werden. Es ist also die Gewohnheit wirklich nur derjenige Zustand der Nervenbahnen, der durch Einübung eines Thuns erzeugt wird. Ich hätte die Gewohnheit gelehrter als die Modifikation der Funktion eines Organs definieren können. Ich habe aber die Umgangssprache vorgezogen, um deutlich zu machen, wie wenig die Definition erklärt. Es ist eine Tautologie wie jede Definition. Denn wir kennen die Nervenbahnen (von der plumpen mikroskopischen Betrachtung abgesehen) nur in und aus ihrer Thätigkeit, das heisst wir wissen von ihnen nur, dass sie die Bedingungen unseres Thuns sind. Wir wissen ferner, dass uns etwas nach der Einübung leichter fällt als früher, und es ist nur eine wohlfeile Hypothese, wenn wir nun unser subjektives Gefühl der Leichtigkeit einer Handlung auf den materiellen Zustand der Nervenbahnen übertragen und dort, da wir die materielle Veränderung nicht sehen, abstrakt Einübung oder Gewohnheit nennen.

Gedächtnis und Gewohnheit.

Aber zu einer andern Begriffsvergleichung werden wir durch diese nüchterne Untersuchung geführt und diese scheint mir von grosser Wichtigkeit. Bichat hat irgendwo die Bemerkung gemacht, dass die Gewohnheit die Organe verfeinere, die uns mit der Aussenwelt verbinden, dass sie die Organe der Ernährung abstumpfe. Er hat dabei wohl zunächst an die psychologische Thatsache gedacht, dass wiederholte Sinnenreize (Farben, Gerüche, Geschmäcke) uns mit der Zeit gegen sie unempfänglicher machen, während wiederholte Einübung, z. B. einer Kunstfertigkeit, die Hand für sie immer geschickter mache. Die Bemerkung ist nicht ganz richtig. Ich meine, dass auch das Auge und das Ohr durch eine, ich möchte sagen, aktive Einübung sehr verfeinert werden könne; ja sogar Geruch und Geschmack lässt sich, wie beim Theekoster und beim Tabakseinkäufer, in ganz unglaublicher Weise ausbilden. Es scheint mir klar zu sein, dass der Unterschied anderswo liege. Wo die sensiblen Nerven einen Reiz wiederholt dem Gehirn

Digitized by Google

zutragen, da setzt er sich einerseits immer mehr im Gedächtnis fest, anderseits wird seine Wirkung in sehr gut beobachteten Graden abgeschwächt. Die Bahn der sensiblen Nerven wird also vortrefflich eingeübt, wir nennen das das Gedächtnis; nur der Reiz erscheint uns subjektiv geringer. Dasselbe behaupte ich von der Einübung der motorischen Nerven. Wir nennen es subjektiv Leichtigkeit, wenn auch hier der Reiz geringer wird, und wir nennen die Einübung der Nervenbahnen selbst die Gewohnheit. Und so können wir, was ich nirgends habe finden können, vielleicht weil es zu einfach ist, sagen: wir nennen den Zustand, der in den Bahnen der sensiblen Nerven durch Einübung entsteht, das Gedächtnis; wir nennen den Zustand, der durch Einübung in den motorischen Nerven entsteht, die Gewohnheit. Ich brauche für meine Leser nicht hinzuzufügen, dass ich deshalb nicht an Gedächtnis und an Gewohnheit als besondere Seelenvermögen glaube. Da übrigens das Gedächtnis im Zentrum mündet und von dort die Gewohnheit ausgeht, so würde wohl eine ideale Physiologie Veränderungen im Gehirn beschreiben können, zu denen die Erscheinungen des sogenannten Gedächtnisses und der sogenannten Gewohnheit Unterbegriffe wären.

Mit dieser neuen Begriffsvergleichung können wir wieder an die so schwierige Frage der Vererbung und Anpassung herantreten und werden wenigstens in den Grenzen der Sprache begreifen — wenn wir nämlich über Darwin hinaus in den Organen selbst die Produkte aller Gewohnheiten erblicken — dass man recht gut die Vererbung die ältere Gewohnheit, die Anpassung die neuere Gewohnheit nennen könnte. Es wären dann die biologischen Gesetze der Natur die ältesten Gewohnheiten. Und da trifft es sich gut, dass auch die Jurisprudenz, welche doch erst den Gesetzesbegriff geschaffen hat, in ihrer Verlegenheit die wirklich zwingende Ursache menschlichen Handelns, welche vor allen Gesetzen da war, Gewohnheitsrecht, das heisst das Gesetz der Gewohnheit oder des Herkommens zu nennen pflegt.

*

Digitized by Google

Denk-gewohn-heit.

Es kränkt unsere halbmittelalterlichen Vorstellungen von der Seele und ihren Vermögen, wenn nun solche Halbgottheiten wie der Glaube, das Schliessen und das stolze Denken sogar etwa dem inferioren Begriffe Gewohnheit untergestellt werden müssen. Wir aber können nicht anders. Wir sehen im Denken nur eine Arbeitsleistung des Gedächtnisses und wissen, dass grössere oder geringere Aufmerksamkeit erforderlich ist, dass das Denken mehr bewusst oder mehr unbewusst vor sich geht, je nachdem der Weg unserer Gedanken mehr oder weniger eingeübt worden ist. Der Obersatz jedes Schlusses ist für den Augenblick des Schliessens ein Glaubenssatz. Der Glaube, sei er religiöser Volksglaube oder eine individuelle und meinetwegen wissenschaftlich begründete Ueberzeugung, ist eine ererbte oder erworbene Gewohnheit. Gewohnheit ist aber auch der Weg des Schliessens und so das ganze Denken.

Es braucht niemand über diese Verwendung eines gemeinen Begriffes zu erschrecken. Es ist nur eine vorläufige Ansicht; die Sprachkritik ist nicht wortabergläubisch. Unter der alten Weltanschauung, welche die Seele des Menschen so oder so durch übernatürliche Geister bewegt werden liess, waren Glaube und Denken mächtige Persönlichkeiten, die einander überdies ewig bekämpften. In unserer Uebergangszeit mit ihrer Neigung, das Seelenleben mit mechanischen Bewegungen in Parallele zu setzen, ist uns endlich Glaube sowohl als Denken zu einer und derselben Thätigkeit geworden, zu einer Einübung des Gedächtnisses oder zu einer Gewohnheit der Sprache. Sollten wir in Zukunft zu einer bessern Einsicht in die Gehirnvorgänge gelangen, sollten wir insbesondere zwischen bewusster und unbewusster Hirnthätigkeit unterscheiden lernen, dann wird auch der Begriff Gewohnheit sich als leere Personifikation enthüllen und wir werden vielleicht auf einer höhern Stufe wieder Denkakte und Glaubenszustände als zweierlei Grade der Einübung kennen lernen. Jedenfalls spielt das, was jedes Kind unter dem schlichten Namen der Gewohnheit begreift, eine entscheidende Rolle in allen Fragen nach dem

Digitized by Google

Verhältnisse zwischen dem bewussten und dem unbewussten Seelenleben.

*

Seele und Bewusstsein.

In unzweideutigster Weise ist die Unwirklichkeit des Seelenbegriffs nach Lange, Taine, Spencer, Höffding und Wundt von Jodl ausgesprochen worden (Lehrbuch der Psychologie S. 31 u. f.). Die Summe der in der innern Wahrnehmung gegebenen Bewusstseinserscheinungen pflege man unter der substantivischen Bezeichnung „Seele“ zusammenzufassen. „Jeder Versuch, die logisch-grammatikalische Geltung dieses Ausdrucks in eine ontologische zu verwandeln, und die Seele der Gesamtheit dessen, was im Bewusstsein vorgeht, als reales Subjekt und dem physischen Organismus als eine von demselben verschiedene, selbständige und trennbare Substanz gegenüber zu stellen, verwickelt in unlösbare Schwierigkeiten und muss von der Wissenschaft auf das Entschiedenste zurückgewiesen werden.“ Die Seele habe nicht Zustände wie Denken, Vorstellen u. s. w., sondern diese Zustände in ihrer Gesamtheit seien die Seele; wobei freilich alle diese Zustände wieder nur Abstraktionen und nicht die letzten Wirklichkeiten sind. Nun ergibt sich aber sofort die neue sprachliche Unbequemlichkeit, dass gerade diejenigen Forscher und Denker, welche das alte Seelengespenst bekämpfen, einerseits auf den Begriff „Leben“ hinweisen, welcher ebenso nur die Gesamtheit der physiologischen Erscheinungen durch ein substantivisches Wort vertreten solle, dass aber gerade viele von diesen Forschern und Denkern mit dem Panpsychismus spielen und so die Grenzlinien zwischen Seele und Leben verwischen. Es ist einzig und allein Sache der menschlichen, also willkürlichen Definition, ob man nur bei den Thatsachen der menschlichen Selbstbeobachtung von einer Seele reden, oder ob man eine Seele der einfachsten organisierten Materie zusprechen will oder nicht. Wenn man mit Jodl von Bewusstseinserscheinungen spricht, so hat man schon bei der Definition den Menschen vor Augen gehabt, und so ist auch dieser gereinigte Seelen-

Digitized by Google

begriff wieder ganz anthropomorphisch geworden. Anthropomorphisch wäre diese Beschränkung der psychischen Thatsachen auch dann, wenn Bewusstsein nicht ein neues Gespenst wäre, wenn wir wissenschaftlich mit dem Bewusstsein etwas anzufangen wüssten; denn wir kennen besten Falls nur ein menschliches Bewusstsein, insoweit wir ein Analogon zu unserem individuellen Ichgefühl bei andern Menschen voraussetzen. Bereits von dem Analogon zum menschlichen Bewusstsein, das wir uns bei den höchsten Tieren vorstellen, besitzen wir kein irgend fassbares Bild, wie wir auch von dem Bewusstsein eines Säuglings keine Kenntnis haben. Dazu kommt noch, dass das Schlagwort von einem Parallelismus zwischen Seele und Leib unmöglich auf einen Parallelismus zwischen Bewusstsein und Gehirn ausgedehnt werden kann; denn jedermann weiss, dass nicht alle Gehirnvorgänge, geschweige denn alle Nervenvorgänge von Bewusstsein begleitet sind. Es geht also nicht an, die Seele als die Gesamtheit von Bewusstseinserscheinungen zu definieren. Die Psychologie hat eben, wie früher gesagt, immer noch eine vorwissenschaftliche Terminologie und kann zur Formulierung ihres ersten Satzes nicht gelangen, bevor sie die Zweifel an ihrem ersten Worte nicht überwunden hat. Alle Versuche, die psychischen Thatsachen durch Beobachtungen physischer Thatsachen aufzuklären, werden immer zu dem gleichen Ergebnisse führen, welches der erste Sprachkritiker John Locke vor mehr als zweihundert Jahren ausgesprochen hat: „Deshalb dürften die von der Sinnes- und Selbstwahrnehmung empfangenen einfachen Vorstellungen die Grenzen unseres Denkens bilden; darüber hinaus kann die Seele trotz aller Anstrengung nicht einen Schritt weiter kommen und nichts entdecken, wenn sie über die Natur und die verborgenen Ursachen dieser Vorstellungen grübelt . . . Somit steht es, wenn man die Vorstellungen von Körper und von Geist miteinander vergleicht, so, dass die Substanz des Geistes so unbekannt ist wie die des Körpers“ (II. Kap., 23, §. 29, 30).

*

Digitized by Google

Unbewusste Vorstellungen.

Unbewusste Gehirnthätigkeiten sind vorausgesetzt worden, lange bevor Eduard von Hartmann ein neues System, gewissermassen eine neue Aktiengesellschaft (société anonyme) auf sie gründete.

Selbstbewusstsein ist für uns nur ein höherer selbstverliehener Titel des Bewusstseins. Wie wenn ein Usurpator nach erlangter Macht sich auch noch den Zierat der Krone aufsetzt, oder wie wenn ein König als oberster Kriegsherr sich selbst auch noch zum Inhaber eines bestimmten Regiments ernennt.

Dies sogenannte Bewusstsein wieder haben wir erkannt als den sprachlichen Ausdruck für die Thatsache der Erinnerung, das heisst der Fortwirkung unserer Gehirneindrücke. Ja es gibt ausser den Gleisen der Sprache die schwer auszudrückende Ahnung, dass das sogenannte Bewusstsein im Zentralnervensystem nichts weiter ist, als der uralte Begriff der Ursache, der sich später das Gesetz der Trägheit nannte. und der sich jetzt gern die Erhaltung der Energie nennt, dass das Bewusstsein in seinem feinen Nervensystem so einfach sein muss, wie die Fortdauer eines Felsens, solange ihn die Zeit mit Sonne und Regen nicht zerstört. Wir haben erkannt oder wir ahnen, dass das sogenannte Bewusstsein der Ausdruck für die Dauer der Eindrücke ist, nicht aber selbst etwas Dauerndes. In den Gleisen der Sprache geredet: Das Bewusstsein ist in jedem Momente der stumme Meilenzeiger auf dem Wege. Wenn wir auf der Strasse marschieren, so zeigen die schwarzen Ziffern auf dem weissen Stein bei einiger Aufmerksamkeit plötzlich, dass wir uns 3,7 Kilometer von Fonterossa entfernt haben. Dann geht es weiter, unsere Aufmerksamkeit blickt anders wohin, wir gehen, wir atmen, wir lieben und hassen, wir leben. Plötzlich blickt unsere Aufmerksamkeit wieder nach unten und wir schauen zurück auf 5,6 Kilometer seit Fonterossa. Wir erinnern uns des Rückwärts, der Vergangenheit, und wir wissen vom Vorwärts, dass es nun so und so viel kürzer geworden ist. Das ist alles.

So ist das Bewusstsein durch die Wichtigkeit, welche

Digitized by Google

wir (aus praktischen Gründen) der Erinnerung beilegen, der positive Ausdruck für die stummen Wegsteine unseres Lebens geworden. Das Leben selbst, das ohne Bewusstsein zwischen ihnen liegt, das eigentlich Positive hat die Sprache schamloserweise mit der Negation „unbewusstes Vorstellen" gebrandmarkt. Doch die Sprache ist so wenig wie ihre Weltgeschichte ein Weltgericht. Das Reich des Bewusstseins ist klein und machtlos, die Macht des Unbewussten aber ist gross, ja wirklich ungeheuer, wie denn ungeheuer wieder zufällig ein negativer Ausdruck für das Grösste ist.

*

Bewusstsein und Schlaf.

Es gibt Zeiten, unmittelbar nach dem Erwachen, wo der Mensch sein Ich noch suchen muss, wo mit der Erinnerung noch sein Bewusstsein weiter schlummert, während sein Körper schon wacht.

Man hat den Uebergang vom wachen Zustand zum Schlaf auf vielfache Weise zu erklären gesucht. Das scheint mir so verkehrt, wie wenn man das Wesen der Gesundheit aus dem der Krankheit hervorgehen liesse. Den Worten sieht man es freilich nicht an, welche der bezeichneten Thatsachen die wesentliche sei. Die Nacht aber gebar sich den Tag und der Schlaf gebar sich das Wachen. Später mag das Wachen aus Schauder vor der periodischen Nacht wieder den periodischen Schlaf, einen Ohnmachtsschlaf, sich angewöhnt haben.

Der Schlaf ist der natürliche Zustand jedes Organismus. Die Pflanze schläft immer: sie atmet und frisst dabei weiter und macht ausser diesen mikroskopischen Veränderungen und denen des Wachstums von Zeit zu Zeit noch eine schlaftrunkene Bewegung der Sonne zu und dergleichen.

Diesen Pflanzenschlaf schläft der Mensch, soweit sein „niedres" Gehirn und das Rückenmark thätig sind. Er wie alle Tiere. Es ist eben einmal in Urzeiten ein Organismus umgestülpt worden. Die Würzelein, die den Bauch nährten, zogen sich ein, das Bäuchlein stülpte sich um die Wurzeln, die also ein Magen wurden. So denke ich mir die Tren-

Digitized by Google

nung von Pflanzenreich und Tierreich, und weiter denke ich mir die Geschichte so:

Die umgestülpte Pflanze konnte nicht mehr schmarotzen, die Wurzeln krochen nicht mehr in die Nahrung hinein, sie musste die Nahrung an sich ziehen. Die umgestülpte Pflanze, das Tier gelangte so, wir sagen durch Anpassung und Vererbung, dazu, Teile ihres Körpers nach der Nahrung hin zu bewegen. War sie kräftig genug, so zog sie den ganzen Körper mit, wie denn auch der ganze menschliche Bauch mitläuft, wenn die Füsse der Nahrung nachgehen.

Aus der Nötigung, die Nahrung nah oder weiter ausser sich zu suchen, erwuchs dem Tiere der Zwang, in sich Organe zu schaffen, die nach aussen blicken, hören u. s. w. Die Sinne entstanden.

*

Schlaf

Zu den Worten, welche sich äusserlich nicht von positiven Begriffen unterscheiden, für unser Gefühl aber dennoch seltsamerweise Negationen sind (wie „links“) gehört auch „Schlaf“. Bei jeder Erklärung des Schlafs gehen die Gelehrten vom Wachen aus. Es wäre vielleicht einiges gewonnen, wenn man den Schlaf zum Ausgangspunkt aller Physiologie nähme. Jetzt sind die Begriffe so schief gestellt, dass man den Schlaf als eine Art Störung des natürlichen Geisteszustandes hinstellt, als eine Art Geistesstörung, wie denn auch wirklich die künstliche Verrücktheit allgemein Hypnose (Schlafzustand) getauft worden ist. Vielleicht, wie gesagt, würde man weiter kommen, wollte man den Schlaf als das Positive, als die Gesundheit fühlen, das Wachen als eine Art Negation, als die ursprünglich krankhafte Erregung, als die erste Uebereizung des Nervensystems, als eine Hyperästhesie. Nur dass ich schon wieder in Mythologie verfalle, wenn ich die einst so positive Krankheit eine Negation nenne.

*

Unsere Akademien stellen Preisaufgaben. Sie haben vor 100 Jahren Fragen gestellt, wie sie aufgeregte Jünglinge

Digitized by Google

beim Biere verhandeln: Vorteil oder Nachteil der Kultur! Sie stellen jetzt Registratorfragen.

Geschichte des Bewusstseins.

Wollten sie das Wissen, das heisst die Wissensbegrenzung, in Löwensprüngen erreichen, müssten sie Aufgaben stellen wie: Die Geschichte, das heisst die Naturgeschichte des Bewusstseins.

Die Geschichte, das heisst die Entwickelung der Arten ist eine banale Phrase geworden. Fast zu gleicher Zeit wurde entdeckt, dass auch das menschliche Gewissen eine Geschichte habe und Nietzsche wurde mächtig, weil er diesen Gedanken geistreich und paradox prachtvoll ausführte. Das alles ist Oberfläche. Zur Liebesknechtschaft zwingt die Sphinx erst der, der sie niederwirft und sie nach der Geschichte ihres Bewusstseins, das heisst ihres Gedächtnisses, das heisst ihrer Sprache fragt.

Wo ist das Bewusstsein im Stein? Es muss da sein, das Analoge, sonst könnte es nicht im Menschen sein. Es muss bei der Krystallisation begleitend sein. Aber wo und wie? Wenn Kochsalz jedesmal in Würfeln krystallisiert, so ist das seine Sprache, sein Gedächtnis, sein Bewusstsein. „Es ist nur ein Naturgesetz, eine objektive Wirkung seiner Moleküle.“ Jawohl, objektiv, wie objektiv die Geburt der Sonaten im Gehirn Beethovens Bewegung der Moleküle war. Aber subjektiv ist die Geburt der Sonaten Geistesthätigkeit, nicht wahr? Bewusstsein auch wieder nicht. Krystallisation aber subjektiv Gedächtnis und noch nicht energisches Bewusstsein. Aber Bewusstsein, das Analogon, doch schon. Wir ahnen, wir verstehen die Sprache nur noch nicht.

Pflanzen haben mehr. Der Krystall hat nur einmal freiwillige Bewegung (was noch nie beachtet worden ist), um dann ewig starr zu bleiben. Die Pflanze hat ihre jährlichen und ihre täglichen Bewegungen, Gedächtnis, Bewusstsein. Vor dem Krystall hat noch Niemand lauschend gestanden, weil es noch nicht gedacht wurde, dass er vielleicht spricht. Vor den Pflanzen stehen die Menschen und lauschen. Die Sprache wird schon geahnt, aber noch nicht verstanden.

Diese subjektive Seite der Bewegungen nennen wir beim

Digitized by Google

Menschen bald Gedächtnis, bald Bewusstsein, an Sonntagen Selbstbewusstsein, und wissen nicht, dass es dasselbe ist. Das Bewusstsein ist also das, was wir bei uns als Begleiterscheinung des Lebens oder der organischen Veränderung kennen. Für dieses Bewusstsein haben wir beim Krystall kein Wort, weil wir da den Begriff nicht haben, wie wir beim Krystall weder Ursachen noch Zweckursachen für die Krystallisation haben. Und doch sind sie da nicht mehr oder weniger vorhanden als beim Wachstum von Pflanzen und Tieren.

Bei uns nennen wir die Motive oder Zweckursachen unseres gesamten geistigen und unbewussten Nervenlebens: Hunger, Liebe und Eitelkeit. Wir fassen sie in diese drei Gruppen zusammen.

Die Physiologie oder Psychologie kennt drei Dinge: Wahrnehmungen, Willensakte und Gefühle oder so was.

Diese Dreieinigkeiten decken sich ungefähr. Soweit das Bewusstsein, die subjektive Begleiterscheinung des Lebens, von aussen gereizt wird, kann es ursprünglich gewöhnlich Hunger genannt werden. Durch Zuflüsse von aussen wird ursprünglich der Hunger befriedigt. Was sonst noch wahrgenommen wird, ist Menschenüppigkeit, ist Luxus.

Worauf sich Willensakte in unwiderstehlichen Bewegungen erstrecken, das ist nun der Gegenstand von Hunger oder Liebe. Und genau genommen geht nur die Liebe nach aussen; die Bewegungen des Hungers sind beim Flimmertierchen wie beim menschlichen Kauen doch eigentlich nur hereintreibende. Mensch und Raubtiere müssen freilich vorher jagen. Das ist aber doch nur der Luxus der Hungersnot.

Bleibt der Vorgang, wo im Gehirn die Brücke geschlagen wird von der Wahrnehmung *von* aussen zur Bewegung *nach* aussen. Das ist das Unbewussteste, das Geheimnisvollste. Aber gerade daran heftet sich die Gefühlsform des Bewusstseins, die Eitelkeit. Man versteht unter Gedächtnis oder Bewusstsein doch mehr diesen Zentralvorgang als die Einfuhr und Abfuhr, die Wahrnehmungen und Willensakte, Hunger und Liebe. Man denkt sich unter Seele

Digitized by Google

oder Bewusstsein oder Gedächtnis doch mehr die Spinne als die Spinnfäden.

Nun sind aber nur die Einfuhr und die Ausfuhr wirklich; die Brücke ist unfassbar, ist unnahbar, ist fast so unwirklich wie — ein statisches Gesetz. Unsichtbar schwimmt der Zentralvorgang in einem dünneren oder dickeren Nebel, welcher die Sprache ist. Letzte Zweckursache der Sprache scheint also das dritte grosse Motiv der Menschheit zu sein: die Eitelkeit. Nur dass die Sprache, das Organ jeder Eitelkeit, sich auch der anderen Motive bemächtigt hat, so weit sie luxuriiert haben. Der Hunger und die Liebe brauchen die Sprache, sobald sie im Menschen lasterhaft geworden sind.

Das sind wohl noch keine Beiträge zu einer Geschichte des Bewusstseins, vielleicht aber Gesichtspunkte, das heisst gute Fragen.

Ich möchte fragen lernen.

*

Enge des Bewusstseins.

Die sogenannte Enge des Bewusstseins ist von den Psychologen oft und von ihrem Fetischismusstandpunkt aus ganz richtig beobachtet worden. Wenn die Seele etwas Wirkliches wäre, ein Ding, und das Bewusstsein eine ihrer Eigenschaften, dann müsste man dieses Bewusstsein allerdings verzweifelt eng nennen. Denn es ist wirklich so, dass z. B. dem Redner oder seinem Zuhörer immer in einem Augenblick nur ein Wort gegenwärtig ist (um so ausschliesslicher, je aufmerksamer er darauf ist), dass von dem ganzen Wortschatz der Muttersprache, von allen ihm bekannten fremden Sprachen, von allen Kenntnissen und Empfindungen, von allem geistigen Besitz in diesem selben Augenblick nichts weiter gegenwärtig ist oder doch nicht klar ist. Ich habe diese Schilderung zum Teil mit Steinthals Worten gegeben, weil dieser Gelehrte sich mit einem entsetzlichen Kopfsprung aus der Verlegenheit hilft.

Die Verlegenheit besteht nämlich darin, dass wir deutlich wissen, wie thatsächlich immer nur ein winziger Ausschnitt unseres geistigen Besitzes an der engen Pforte, ja

Digitized by Google

an dem Nadelöhr unseres Bewusstseins vorübergeht, und dass wir doch zugeben müssen, es sei dennoch Ordnung und Zusammenhang in unserem Denken oder Sprechen. Der Zustand, wo ohne inneren Zusammenhang die Vorstellung, welche eben die Schwelle des Bewusstseins überschritten hat, durch Association die nächste herbeiholt, die nur ihr gefällt u. s. w., dieser Zustand ist der des Wahnsinns. Es ist also einerseits immer nur eine Vorstellung gegenwärtig und dennoch zugleich eine ganze lange, verwickelte reiche Kette von Vorstellungen, zwar nicht im hellen Bewusstsein, aber doch in dem dunkelen Unbewussten der Seele. Solange man also ein Subjekt des Bewusstseins meint, eine zwar immaterielle aber doch dingliche Seele, solange ist ein Widerspruch zwischen der Enge des Bewusstseins und der Weite unseres Horizontes, der doch auch nur das Ganze unseres Bewusstseins ist. Steinthal nun, der diesen Widerspruch wohl gefühlt haben muss, wenn er auch nicht von ihm spricht, hilft sich mit der Aufstellung eines ganz ungewöhnlich falschen Begriffes, einem wahren Lazarettpferd von Begriff. Er nimmt (Abr. d. Sprachw. I, 137) einen Erregungszustand der Vorstellungen an, in welchem sie „Bewusstheit" ausstrahlen. Man achte wohl auf die Ungeheuerlichkeit. Das Bewusstsein ist nach allen diesen Psychologen gerade diejenige Thätigkeit der Seele, durch welche unser Ich von den Vorstellungen ganz persönlich Besitz ergreift. Die Vorstellungen mögen subjektiv sein im Gegensatz zu ihren Dingen (es kann auch umgekehrt sein), jedenfalls aber sind sie objektiv im Gegensatz zu unserem Bewusstsein von ihnen. Und nun soll auf einmal dieses potenziert Subjektive in die Vorstellung hineingelegt werden, die Vogelscheuche „Bewusstheit" soll die Vorstellungen bewachen, damit der Meister Bewusstsein schlafen kann. Denn ich weiss nicht, wozu man noch ein Bewusstsein nötig hat, wenn die Vorstellungen „Bewusstheit" haben.

Wären die Dinge der Wirklichkeitswelt an sich farbig, dann wäre ja unser Sehen nicht eine Gehirnthätigkeit. Wie man den Vorstellungen eine Erregtheit, eine Bewusstheit

Digitized by Google

zuschreibt (nach dem Beispiel des rätselhaften und albern vielgenannten Ozons, der „erregter" Sauerstoff sein soll), so könnte man auch sagen, nicht der gute Schütze habe das Ziel, das Reh z. B. getroffen, sondern das Reh habe dem Jäger seine Treffbarkeit oder vielmehr Getroffenheit entgegengebracht.

Es ist einer von den Fällen, wo die Sprache sich denn doch gegen ihren Missbrauch empört und sich nicht zwingen lässt.

Meine Gleichsetzung von Bewusstsein und Erinnerung oder Gedächtnis ist wahrscheinlich keine sachliche Erklärung des Widerspruches, aber sie vergewaltigt doch offenbar nicht die Sprache. Und so halte ich es für eine brauchbare Hypothese, dass allerdings immer nur eine Vorstellung an dem Nadelöhr unseres Bewusstseins vorüberzieht, weil ja in diesem Sinne immer nur das Gegenwärtigste, das heisst das im geistigen Magen eben sich Assimilierende, das eben augenblicklich dem Gehirn Arbeit machende, — dass das allein die Aufmerksamkeit fesselt (natürlich, weil ja auch die Gegenwart als Zeit nur die Nadelspitze zwischen Vergangenheit und Zukunft ist, die Wirklichkeitswelt also in jedem Augenblick nicht breiter sein kann, als die Fadendünne dieses Augenblickes, als ein Nadelöhr), dass aber zugleich das Gedächtnis, das heisst die unbewusste Registratur des Gehirns, wohl über unseren ganzen Wissenschatz verfügt, alles mit der Augenblicksvorstellung zunächst Verwandte schon in Bereitschaft hält, also dass das Gehirn in seinem Gedächtnis den weiten Horizont besitzt, der die Welt der Erfahrung oder die Vergangenheit und die Welt der Möglichkeiten oder die Zukunft umfasst.

Um in meiner Darstellung von der gewohnten Sprache nicht allzuweit abzuweichen, habe ich bisher den ewigen Fehler der Psychologen wiederholt und von den Associationen der Vorstellungen so gesprochen, als ob sie wirklich in einer geraden Linie an der Pforte des Bewusstseins vorüberziehen. Steinthal (S. 142) glaubt das ganz ernsthaft, er sagt: „Wegen der Enge des Bewusstseins hat (die Association) nur

Digitized by Google

eine Form der Bewegung, die lineare Reihenform.“ Er verwechselt also einfach die Zeit mit ihrem Gehalt, den gegenwärtigen Augenblick mit seiner Vorstellung, das heisst mit dem, was den Geist gerade jetzt beschäftigt. Die Zeit ist es, die nur eine Form der Bewegung hat und zwar die lineare Reihenform, und darum können wir uns jeden Punkt dieser Zeit als das Teilchen einer Linie denken; denn die Zeit ist allerdings eine Dimension, eine der vier Dimensionen des Lebendigen.

Die Association aber greift nach allen Richtungen um sich. Wie der Schall sich nicht gleich einer Linie fortpflanzt (trotzdem wir es gern so aufzeichnen), auch nicht in der Fläche gleich den Wellen eines Wassertümpels (trotzdem dieser Vergleich sehr lehrreich ist), sondern in allen Radien einer Kugel, so auch die Association, nur dass die Association sich eben nicht an den drei Dimensionen genug sein lässt und noch die Zeit (und vielleicht noch als eine fünfte Dimension die Wirklichkeit) zu ihrer Ausbreitung benutzt.

Das Leben, die Wirklichkeitswelt, das Interesse ist es dann, was unter den associierten Vorstellungen die brauchbarste auswählt und sie (nicht linear, sondern kreuz und quer) vor das Nadelöhr des Bewusstseins schleppt, auf den Block der Erinnerung wirft, unter das Fallbeil des Wortes oder des Begriffes.

*

Es ist eine bekannte Thatsache, dass unser Bewusstsein zu enge ist, um auf einmal auch nur einen Bruchteil derjenigen Vorstellungen aktuell zu umfassen, die uns theoretisch und virtuell zur Verfügung stehen. Ich könnte jetzt die Feder hinlegen, um mich durch Gedankenassociationen vom Wort „Feder“ hinweg langsam über tausend mir geläufige Vorstellungen leiten zu lassen. Will ich aber denken, das heisst bei meiner Sache bleiben, so stehen jetzt nur die paar Vorstellungen in meinem Bewusstsein, die gerade mit dieser Frage, der nach der Enge des Bewusstseins, zu thun haben.

Digitized by Google

Nun ist es offenbar, dass wir im Gehirn etwas Aehnliches haben müssen wie den gelben Fleck auf der Netzhaut, die macula lutea, auf welche wir das Bild der Aussenwelt fallen lassen müssen, wenn wir es deutlich betrachten wollen. Von der entsprechenden Thätigkeit des Gehirns, die aber vorhanden sein muss, haben wir ganz und gar keine Vorstellung. Und ich kann nur ganz wüst vermuten, dass wir so eine Vorstellung, die wir festhalten wollen, an ihrem Wortzeichen festbinden, dass wir sie beim Worte nehmen müssen.

*

Bewusstsein und Sprache.

Meine Lehre oder Behauptung, dass — um es diesmal sprachlich auszudrücken, soweit es geht — die Worte: Seele, Selbstbewusstsein, Bewusstsein überflüssig, sinnlos seien, dass sie alle nur Gebrauchsmünzen für die ungangbare Vorstellung von einem äusserst wertvollen Ich seien, dass dieses Ich in jedem einzelnen Augenblick nichts sei als die Summe aller ererbten und erworbenen Bewegungserinnerungen oder Uebungen, also nichts als unser Sprachschatz, dass also das Ich oder das Bewusstsein nichts sei als die Fähigkeit — Warnung: Fähigkeit ist ein Wortfetisch! —, in jedem Augenblick des Lebens die ausgefahrenen Gleise des Nervenorganismus wieder zu befahren, diese meine Lehre oder Behauptung, dass Gedächtnis, Bewusstsein, Sprache drei Synonyme seien, sie erhält manches Licht von der neuesten Physiologie und Psychologie.

So erscheint mir der Begriff „Enge des Bewusstseins“ völlig entbehrlich, wenn erst die Psychologie dazu gelangt ist, von einer Enge des Gedächtnisses zu sprechen. Und das muss sie thun, weil sie bereits eingesehen hat, dass wir in jedem Augenblick nur je Eine Vorstellung oder Ein Wort wissen, dass dagegen die ganze Fülle unseres Wissens nur potentiell ist, gewissermassen auf Lager, so wie die längst vergessene Kraft unserer Sonne in den Kohlenlagern der Erde als potentielle Kraft aufgespeichert liegt.

Das Gedächtnis für Sinnesempfindungen ist ganz anderer

Digitized by Google

Art und bei vielen Menschen wahrscheinlich gar nicht vorhanden. Ich denke hier zunächst an das Gedächtnis für Begriffe oder Worte, das heisst also an die Sprache, wohl gemerkt: nicht an ein Gedächtnis für die Sprache, weil das eine Tautologie wäre.

Die Erinnerung an eine Gesichtsvorstellung ist scheinbar nicht so deutlich wie die an ein Wort; man vergleiche etwa das Wort „Rom“ und die Bilderinnerung, die man von dieser Stadt zurückbehalten hat. Bei einiger Aufmerksamkeit wird man erkennen, dass nur das Schallbild „Rom“ so deutlich ist (auch das nur verhältnismässig, nie vollständig), der Begriff „Rom“ aber ganz genau so undeutlich wie die Gesichtserinnerung.

Selbstbewusstsein.

Hier bietet sich übrigens Gelegenheit, aus dem Worte „Selbstbewusstsein“ einen möglichen Sinn herauszuspüren. Was durch das enge Nadelöhr des Gedächtnisses geht, das ist nämlich immer nur ein Wort auf einmal. Dieses Wort ist in unserm Bewusstsein. Nun hat der Sprachschatz des einfachsten Menschen einige hundert, mein Sprachschatz ebensoviel tausend Worte. Diese Worte lassen sich (nicht so oft, wie die Mathematik lehren würde) aber doch recht häufig kombinieren, und all diese Kombinationen machen das potentielle Wissen, das Bewusstseinslager des Einzelmenschen aus. Wie es nun für den Faden, der durchs Nadelöhr zieht oder zwischen den Rollen der Spinnmaschine geht, nicht gleichgültig ist, ob viel Faden hinter ihm kommt, wie seine Spannung davon abhängt, was hinter ihm kommt, so denke ich mir, dass das Momentbewusstsein, die Augenblickserinnerung, das heisst das wahre und einzige Ich in seiner Spannung oder Stimmung davon abhängt, was es an bereitem Wissen, an Sprachvorrat hinter sich hat. Die Stimmung des Bewusstseins ist also in jedem Augenblick abhängig von der Grösse des individuellen Bewusstseinslagers. Wer glaubt, aus dem Vollen schöpfen zu können, ein grosses Bewusstseinslager zu besitzen, der hat viel Selbstbewusstsein. Und so sieht man, dass dieses anspruchsvolle Wort, wenn es überhaupt einen Sinn haben soll, ihn nur in seiner

Digitized by Google

kleinlichen eitlen Nebenbedeutung hat. Das Selbstbewusstsein ist die Kulisse, hinter der die Schauspieler und Statisten schlafen, gähnen, essen oder plappern, um auf ein Stichwort einzeln vorzutreten, sowie der Souffleur oder Inspizient oder die Association es befiehlt.

Die Beziehung des augenblicklich gedachten Wortes zu meinem Sprachschatz, das Verhältnis also meines augenblicklichen Ichs zu meinem potentiellen Ich habe ich Spannung oder Stimmung genannt und will auch vor diesen Worten warnen. In ihnen liegt die Schwierigkeit versteckt, die das grosse Rätsel ausmacht. Ob man dieses grosse Rätsel: Seele, Gehirnthätigkeit, Apperzeption oder Stoffwechsel nennt, ob man das Denken oder die Sprache idealistisch oder materialistisch erklären, das heisst bereden will, das ist eben eine leere Wortfrage.

Ob der Einzelne mit seinen Gedanken ganz allein stehe oder ob er sie mit andern Menschen teile, ob z. B. der Stern, den ich erblicke, auch von anderen Menschen gesehen wird, ist eine tragikomische Frage, die im Alltagsleben niemals aufgeworfen wird und in der Philosophie niemals gelöst werden kann. Der Schluss von den gleichen Worten und Handlungen der Menschen auf ihre gleichen Vorstellungen und Gedanken ist metaphysisch. Denn — und damit reissen wir uns wieder blutig an den scharfen Grenzen der Sprache — aus der Hypothese eines ähnlichen oder gleichen Menschenbewusstseins ist ja eben die Sprache entstanden, und so kann aus irgend welcher Sprachthatsache nie diese selbe Gemeinsamkeit der Vorstellungen gefolgert werden.

Worte im Bewusstsein

Stellen wir uns unter dem Bewusstsein etwas Wirkliches und Wirkendes vor, so werden wir ausser allen andern Widersprüchen auch noch zu dem geführt, dass bei der Enge des Bewusstseins einerseits immer nur ein ausserordentlich kleiner Bruchteil unserer Erfahrung vorhanden ist, anderseits aber doch in jedem gesunden Kopfe die Sicherheit besteht, von diesem Bruchteil zu jedem andern Punkte der Erfahrung sofort hinüberspringen zu können.

Digitized by Google

Wie wir im stande sind, jede Stelle unseres Gesichts ohne Ueberlegung mit dem Zeigefinger zu finden, wie wir innerhalb eines vertrauten Zimmers oder einer wohlbekannten Strasse blitzschnell einen Gegenstand mit dem Blickpunkt aufsuchen können, so besteht unser Bewusstsein doch nur darin, dass seine Enge aufgehoben wird durch seine sichere und schnelle Beweglichkeit. Nun ist es aber ein eigenes Ding um die Enge des menschlichen Bewusstseins. Freilich kann nur ein Bruchteil unseres Gedächtnisses präsent sein, beispielsweise immer nur ein Wort; doch dieses Wort kann ebensogut ein Individuum bezeichnen, als irgend eine Art oder Gattung und je nach der Kenntnis dessen, der es denkt, kann er das Wort arm oder reich an Erfahrungen besitzen. Die Enge des Bewusstseins wird nun doch scheinbar verschwinden, wenn jemand die Worte Amerika oder Pflanze oder Rom mit grosser Sachkenntnis im Bewusstsein hat. Wäre er doch im stande, über Amerika, die Pflanze oder Rom vom Flecke weg ein ganzes Buch zu sprechen. Es hat mit der Enge des Bewusstseins aber dennoch seine Richtigkeit, weil dieses Buch dem betreffenden Herrn eben nicht präsent ist, sondern nur das Wort, welches für das Buch an Sachkenntnis nur den Knotenpunkt des Gedächtnisses darstellt. Wir sind es nur so gewohnt, unser eigenes Gedächtnis an Worte zu heften und mit denselben Worten das Gedächtnis anderer Menschen anzuregen, dass wir es gar nicht mehr bemerken, wie wir uns bei solchen Worten oft gar nichts Sachliches denken, nicht einmal die engsten und bequemsten Kenntnisse. Solche Worte sind im Salongeschwätz, in der Schule sehr häufig wirklich nur Lautzeichen, fähig, Erinnerungen zu wecken, aber zu geläufig, um sie immer auszulösen. Nur in diesem Sinne ist H. v. Kleists (dem bekannten französischen Satze vom Appetit, der beim Essen komme, nachgebildeter) Satz wahr: l'idée vient en parlant. Für den erregten Dichter ist er psychologisch interessant. Als Motto der Sprachkritik bekam er einen ironischen Sinn, an welchen Kleist nicht dachte. Wenn man einen sogenannten Gebildeten fragen würde, was Colum-

Digitized by Google

bus entdeckt habe, so würde er zuverlässig Amerika antworten. Aber höchst wahrscheinlich würde er nur die Lautgruppe aussprechen, und weder der damalige, noch der jetzige Zustand des Landes, weder die Geschichte, noch die Statistik Amerikas würden ihm ins Bewusstsein kommen.

*

Bewusstsein und Erinnerung.

Wir sind nicht gewohnt, etwa den niederen Tieren ein Bewusstsein zuzuschreiben. Wir denken uns das Verhältnis einer Qualle zu dem umgebenden Wasser nicht viel anders als das eines Wasserteilchens zu benachbarten Wasserteilchen. Sie wirken eben aufeinander.

Wenn wir uns nun den einzelnen Menschen, wie er sich auf seiner Scholle bewegt, Nahrung aufnimmt und abgibt, die umgebende Luft einsaugt, chemisch verändert und ausatmet, objektiv und ohne Eitelkeit der Luft, der Erde gleichwertig vorstellen, so ist sein Bewusstsein eine nebensächliche Begleiterscheinung des ihm eigentümlichen Lebens. Mitunter nützlich für seine Unterhaltung, oft auch schädlich für seine Stimmung ist die Erinnerung oder das Bewusstsein nicht ernsthaft eine Eigenschaft oder eine Thätigkeit seiner „Seele“ zu nennen. Bewusstsein oder Erinnerung ist nur ein andres Wort für Seele; nur dass, was am schwierigsten zu begreifen ist, im menschlichen Gehirn (oder wieder Bewusstsein) der Erinnerung eine Erwartung entspricht.

Alles was im menschlichen Körper ohne Bewusstsein vor sich geht — also die Hauptmasse des Lebens — ist unter dem koketten Titel „Philosophie des Unbewussten“ zusammengefasst worden. Gewiss gibt es Empfindungen und Bewegungen, deren wir uns nicht erinnern und die wir darum bildlich unbewusste Vorstellungen nennen mögen. So könnte einer, wie es übrigens in der Luft liegt, die Weltgeschichte des Ungeschriebenen schreiben, also eigentlich die Erinnerung dessen zu bewahren suchen, woran die Menschheit die Erinnerung verloren hat.

Bewusstsein nennen wir also die Erinnerung von dem Augenblicke an, wo der Mensch die Aussenwelt nicht mehr naiv auf sich wirken lässt, sondern sich selbst ihr gegenüber als eine Einheit empfindet.

Das Krustentier, welches sein eignes Glied, das man ihm ins Maul gesteckt hat, behaglich auffrisst, hat unser Selbstbewusstsein nicht, empfindet sich nicht als Einheit, ist naiv. Umgekehrt ist auch der Regenwurm naiv, welcher mitten durchgeschnitten thörichterweise in zwei Individuen weiterlebt. Unser menschliches Bewusstsein ist sentimental.

Man hat viel von einem Organ des Bewusstseins geredet und es auch gesucht. Das Wort ist vollkommen gleich mit dem berühmten Sitz der Seele. Ist aber Bewusstsein nichts weiter als Erinnerung, so kann man das Zentralnervensystem, das doch wohl das Organ des Bewusstseins sein wird, mit dem schwarzen Brett der Universität oder des Wirtshauses vergleichen, noch besser mit einem automatischen Kerbholz, wobei freilich das Bild nichts erklären, sondern nur hochtrabende Ausdrücke ablehnen will.

Setzen wir statt Bewusstsein ruhig das Wort Erinnerung, so wird es sofort deutlich, dass nur ein Narr den Tieren Bewusstsein absprechen könne. Etwas anders ist die Frage, ob man auch noch die Reflexbewegungen der niedrigsten Tiere auf Erinnerungen zurückführen müsse (was mir selbstverständlich scheint), ob man also eine unbewusste Erinnerung noch Bewusstsein nennen dürfe. Die sprachliche Sinnlosigkeit dieser Frage rührt aber nur daher, dass unsere bewusste Erinnerung eben nur Sprache ist, unsere Erinnerungszeichen Worte, dass also das menschliche Bewusstsein nichts weiter ist als die jedem Einzelnen zur Verfügung stehende Sprache, sein ererbtes Kerbholz.

Die Frage müsste also so formuliert werden: ob wir die wortlose Erinnerung der niederen Tiere noch Bewusstsein nennen wollen und ob wir bei den Tieren nicht andere Erinnerungszeichen nachweisen können. Denn nur die redenden Menschen müssen ihr Bewusstsein der Sprache gleichsetzen. Andere Tiere mögen und müssen andere Zeichen

Digitized by Google

und Signale haben. Das Kerbholz ist das Selbstbewusstsein des Wirts.

Man hat natürlich auch aus dem Bewusstsein eine mythologische Figur gemacht und die gefällige Menschensprache zögert keinen Augenblick, etwa zu sagen: Unserem Bewusstsein verdanken wir unsere Vorstellungen, das Bewusstsein erzeugt unsere Vorstellungen, die Vorstellungen sind die Töchter des Bewusstseins. Die Sprache ist schamlos. Mit Worten kann man auch sagen, dass ein Hundertmarkschein 10000 Pfennige erzeuge. In Wirklichkeit muss ich die grosse Note erst hergeben, wenn ich die kleine Münze haben will; in Wirklichkeit habe ich eigentlich immer nur, was ich mir für die kleine Münze gekauft habe. In Wirklichkeit habe ich nicht Bewusstsein und Vorstellungen, sondern darf immer nur das grosse Wort oder die kleinen gebrauchen. In Wirklichkeit habe ich nur das Bier, das ich genossen habe, der Rest ist Kater und Kerbholz, Erinnerung und Erwartung.

Das Wort Bewusstsein sieht ganz selbstverständlich und ehrwürdig aus, aber es ist nicht alt. Aristoteles hatte noch kein Bewusstsein, es gibt kein griechisches Volkswort dafür. Erst Leibniz hat das Wort erfunden, und ich fürchte, er hat sich dabei nichts anderes gedacht als individuelles Denken. Er hat es darum auch conscientia genannt, was unter anderm auch Gewissen heissen kann und überhaupt ein unfassbares Wort ist. Herbart hat das Bewusstsein sehr hübsch definiert als „die Summe aller wirklichen oder gleichzeitig gegenwärtigen Vorstellungen“. Ein Hundertmarkschein ist die Summe von hundert Mark und der Frühling die Summe von Allem, was blüht.

*

Philosophie des Unbewussten.

Die Kritik des Begriffs Bewusstsein wäre unvollständig, wenn nicht auch ein Wort über die eben erwähnte Philosophie des Unbewussten gesagt würde. Eduard von Hartmann hat es dem Kritiker der Sprache leicht gemacht, den Grundstein seiner Philosophie herauszunehmen, weil Hart-

Digitized by Google

mann im ganzen und grossen doch die Sprache unserer Zeit schreibt und so augenblicklich darauf ertappt wird, wenn er zum scholastischen Sprachgebrauch übergeht. Sein Wortaberglaube gehört zu den gröbsten, und Friedrich Lange hat ganz recht, wenn er das Unbewusste Hartmanns boshaft mit dem Devil-devil des Australnegers vergleicht. Diese ewige Selbsttäuschung des Menschengeistes, sich aus einer Abstraktion einen Fetisch zu gestalten und den Fetisch dann einige Jahre zu verehren, tritt bei Hartmann ganz naiv auf. Auch David Strauss noch nennt die ihm bekannte Welt das Universum, auch David Strauss noch hält sein subjektives Einheitsbedürfnis für eine objektive Welteinheit, macht sich aus seinem Universum einen Gott und lässt daraus die Welt hervorgehen. Das ist Wortaberglaube, aber doch eine fast unschädliche Tautologie. Hartmann jedoch macht sich den Fetisch aus einer Negation zurecht, und kann so die Negation scholastisch in jeden beliebigen Begriff verwandeln. Auf einer negativen Begriffsleiter klettert er behend in den Himmel hinauf zu Begriffsgöttern, die dann freilich auch danach ausfallen. Es ist kein Wunder, dass spiritistische Schwindler eine Vorliebe für diese Philosophie haben; steckt im Grundbegriff eine Negation, so lässt sich nachher Alles beweisen.

Das Taschenspielerkunststück Hartmanns besteht nun darin, dass er erstens die Negation des Bewusstseins zu einem definirbaren Begriffe machen will, und dass er zweitens diese negative Eigenschaft gewisser Vorgänge durch das Vorsetzen des Artikels zu einem Substantiv macht, das heisst zu einer Gottheit. Wir beobachten es bei David Strauss, wie in der französischen Uebersetzung seines neuen Glaubens das Wort Universum zu „Univers“ (mit grossem Anfangsbuchstaben) wird. Die Franzosen schreiben solche Worte mit grossem Anfangsbuchstaben nur, wenn sie Personifikationen, das heisst Götter unter ihnen verstanden wissen wollen. Immerhin ist Universum noch eine Abstraktion für Wirklichkeiten, sogar eigentlich die Abstraktion für das Wirkliche. Bei Hartmann ist die Verwandlung in ein Sub-

Digitized by Google

stantivum aber ein Salto mortale, weil vorher die Unbewusstheit nur eine Eigenschaft gewisser Vorstellungen und gewisser Willensakte oder Willensteile gewesen ist. Die Entdeckung, dass wir uns nicht aller unserer Vorstellungen und aller unserer Willensvorbereitungen bewusst sind, ist für die Psychologie sehr wichtig gewesen; das deutliche Aussprechen dieser Entdeckung stammt aber bekanntlich nicht von Hartmann her, sondern von Leibniz. Leibniz hat die Beobachtung gemacht, Hartmann hat den Vorteil dieser Beobachtung wieder zerstört, indem er das Unbewusste aus der Psychologie in die Metaphysik hineinzuwerfen suchte.

Hier kommt uns vielleicht unsere Auffassung von dem wirklichen Gegensatze zwischen Ding und Eigenschaft zu Hilfe. Wir wissen, dass nur die verschiedene Richtung der Aufmerksamkeit uns bald von einem Ding, bald von seiner Eigenschaft, sprachlich also bald von einem Substantiv, bald von seinem Adjektiv reden lässt. Wir wissen genau, dass eigentlich das Substantiv immer ein Abstraktum ist, weil unsere Sinne immer nur Eigenschaften wahrnehmen, in unserm Denken oder Sprechen also immer nur Eigenschaften sein können. Denn in unserm Denken oder Sprechen kann nichts sein, was nicht vorher in unsern Sinnen war. Von der Richtung unserer Aufmerksamkeit hängt es ab, ob wir an dem Ding in unserer Hand die rote Farbe, den angenehmen Geruch, die Weichheit der Blätter, ihre Zahl u. s. w. vorstellen und benennen wollen, oder ob wir die unvorstellbare, unerklärliche Ursache aller dieser Sinneswahrnehmungen, ob wir die Einheit dieser Sinneswahrnehmungen eine Rose nennen wollen.

Noch subtiler wird der Unterschied natürlich, wenn es sich um die Eigenschaft „bewusst“ handelt. Genug daran, dass wir in unserer Sprache eine Bezeichnung dafür haben, wenn wir für unser Vorstellen und unser Wollen Zwischenglieder, Verbindungsmomente, Associationen, Erinnerungen (der Zusammenhang ist sehr unklar) besitzen. Es ist kein Wissen, es ist aber immerhin ehrlicher Glaube, wenn wir von bewussten Vorstellungen, von bewussten Willensvor-

Digitized by Google

gängen reden. Nun setzen wir mit Recht voraus, dass es unaufhörlich und überall im organischen Leben Vorgänge gibt, welche mit dem Vorgang des Vorstellens und des Wollens Aehnlichkeit haben müssen, die aber in unserm Bewusstsein nicht auffindbar sind. Es steht nichts im Wege, diese Vorgänge unter den Begriffen unbewusste Vorstellung und unbewusstes Wollen zusammenzufassen, sobald wir ein Interesse daran haben, durch ein Wort die Aufmerksamkeit auf diese Thatsachen zu lenken. Mehr sollte dieses Wort nicht leisten.

Das Taschenspielerkunststück von Hartmann besteht nur darin, dass er das Adjektiv „unbewusst" uns durch wiederholten Gebrauch so lange einübt, bis wir vergessen haben, wie negativ sein Sinn ist, und dass er nun plötzlich alle Fälle, auf welche dieses Adjektiv anwendbar wäre, unter dem Substantiv „das Unbewusste" zusammenfasst mit der für unsern Verstand grauenhaften Absicht, das Adjektiv, und noch dazu ein negatives Adjektiv zur Ursache des Dings zu machen. Man verlege nur einmal diesen Gedankengang aus den metaphysischen Wolken auf die feste Erde. Da wäre es nicht genug, mit Hartmann einen Phantasten zusammenzustellen, der die Duftigkeit der Rose zur Ursache der Rose machen wollte. Nein, es müsste erst jemand kommen, der bemerkte, dass die Rose sich nicht frei bewegen kann wie die meisten Tiere und wie viele Pflanzen, und der nun die Beinlosigkeit der Rose für die Ursache ihrer Farbe, ihres Duftes u. s. w. erklären wollte. Aber auch damit begnügt sich Eduard Hartmann noch nicht. Er fälscht auch noch die Bedeutung des Adjektivs „unbewusst". Mit vollendeter Unklarheit verwechselt er das, was wir in unserm Bewusstsein nicht finden, mit dem, was wir in unserm Wissen nicht finden. Er hat ohne jede Berechtigung die unbewussten Vorstellungen zu Ursachen der bewussten gemacht. Wenn ihm nun aber jetzt die unbewussten Ursachen nichts weiter sind als die unbekannten Ursachen, so ist es natürlich leicht, mit Hilfe dieses Worttausches den Bankrott zum höchsten Reichtum zu machen. Das Hauptwerk Hartmanns wäre eine

Digitized by Google

sehr geistreiche und dankenswerte Darlegung des menschlichen Nichtwissens, wenn man überall an die Stelle des Adjektivs „unbewusst“ das Adjektiv „unbekannt“ setzen wollte, und anstatt des Unbewussten überall den bescheidenen Ausdruck unbekannte Kräfte oder unbekannte Ursachen. Allerdings wäre das dann kein neues philosophisches System.

Hartmann geht aber noch einen Schritt weiter. Nachdem er das Adjektiv in ein Substantiv verwandelt und so die Eigenschaft zur Ursache der Wirklichkeit gemacht hat, schiebt er dem Begriff des Unbewussten plötzlich den Begriff des Geistigen unter. Münchhausen versinkt in Morast und glaubt dabei in dem siebenten Himmel zu schweben, weil er sich während des Untersinkens am Zopfe zieht, bis der Kopf schmerzt. Diese Escamotage vollzieht Hartmann in der gefälligsten Weise. Man könnte sogar einen neuen Beweis für das Dasein Gottes aus seiner Lehre entwickeln. „Wenn alle unsere botanischen Kenntnisse uns die biologischen Ursachen der Farbe und des Duftes einer Rose nicht gelehrt haben, so ist die Beinlosigkeit die Ursache der Rose. Die Beinlosigkeit ist etwas Geistiges, weil es nichts Mechanisches ist. Also hat die Rose eine geistige Ursache, die wir bequemer Gott nennen können.“ Nicht anders ist der Gedankengang Hartmanns. Es genügt nicht, mit Lange festzustellen, dass die Wissenschaft fortschreite, dass wir immer weitere physische Ursachen entdecken können, dass es nicht angehe, die noch unbekannten Ursachen einer Erscheinung einem nichtphysischen, einem neuen geistigen Prinzipe zuzuweisen; dann wäre Hartmanns Philosophie wenigstens als vorläufige Orientierung über die bekannten und die unbekannten Ursachen wertvoll. Wir müssen weiter gehen und uns klar machen, dass es geradezu pfäffisch ist, die nicht bekannten Ursachen geistige Ursachen zu nennen. Wir kommen da zu einer sehr hübschen Gleichung. Es stellt sich nämlich heraus, dass in der Geschichte aller Wissenschaften in langsamem Fortschritt eben immer nur die beobachteten, das heisst bekannten Ursachen mechanisch genannt worden sind, dass das Wort Geist immer nur der

Digitized by Google

Verlegenheitsausdruck für den schäbigen Rest war. Könnten wir unser Denken aus der Gehirnphysiologie erklären, dann hätten wir unsern Geist mechanisch gemacht. Wir können es nicht, aber eine solche mechanische Weltanschauung wäre wenigstens klar und logisch im Sinne unserer materialistischen Sprache. Es widerspricht jedoch unsrer Sprache, unsrem Denken, unsrem Wesen, wenn wir die Ursachen, die wir nicht kennen und bloss weil wir sie materialistisch nicht zu fassen vermögen, geistige Kräfte nennen. Denn „geistig" kann doch nie und nimmer irgend etwas anderes heissen als: dem Menschengeiste ähnlich.

Hartmann hat mit mathematischer Wissenschaftlichkeit aus dieser Begriffsvertauschung den mathematischen Beweis geführt, dass die Welt mit unendlich grosser Wahrscheinlichkeit geistige Ursachen haben müsse. Er weist nach, dass in der Komplikation der Wirklichkeit die Wahrscheinlichkeit, es sei die Welt eine Folge der uns bekannten mechanischen Ursachen, unendlich klein, gleich Null sei, dass also die Wahrscheinlichkeit, es sei die Welt eine Folge geistiger Ursachen, sehr gross sei, gleich eins, das heisst soviel wie gewiss. Wir haben eben gesehen, dass er den Begriff „unbewusst" mit dem Begriff „unbekannt", und dann wieder den Begriff „geistig" mit dem Begriff „unbewusst" vertauscht hat. Seine mathematische Formel ist ganz richtig berechnet, nur ist seine Uebersetzung in die Worte der Menschensprache falsch. Es steckt nichts in der Formel als das: es ist höchst unwahrscheinlich, es ist so gut wie widerlegt, dass die Welt eine Folge der uns bekannten Ursachen sei; es ist höchst wahrscheinlich, es ist so gut wie bewiesen, dass andere Kräfte, unbekannte Ursachen mit im Spiele sind. Und das brauchte er nicht erst zu beweisen.

Ist eine Kritik der Sprache schon notwendig für eine Philosophie, die sich mit dem bewussten Denken oder der Sprache beschäftigt, so ist eine Philosophie des Unbewussten ohne Sprachkritik wie der Flug eines Trunkenen im Traume. Er liegt erwacht auf der Erde, aber in die Höhe geflogen ist er nicht.

*

Digitized by Google

X.

Verstand, Sprache, Vernunft.

Indem Lippert Geigers Einfall, dass die menschliche Sprache die Ursache der menschlichen Vernunft sei, aufnimmt und gut heisst, zerlegt er den menschlichen Geist oder das Denken in drei Faktoren, als ob das Denken eine Gottheit wäre, die man in eine Dreifaltigkeit auseinanderlegen könnte. Ganz klar ist dem Kulturgeschichtsschreiber sein eigenes Vorgehen freilich nicht. Er glaubt das Denken nur in zwei Vermögen teilen zu müssen, in den Verstand, welcher der Sprache vorausgeht, und in die Vernunft, welche auf die Sprache folgt. So wird ihm die Sprache wieder zu einer Magd der Vernunft, das Produkt der Sprache wird zu ihrem Herrn, etwa so wie der Fetisch zum Gott derer wird, die den Fetisch erst geschnitzt haben.

Wären wir aber erst tiefer in die Seelen der verschieden sprechenden Völker eingedrungen, so würden wir wissen, dass Sprache und Denken überall identisch ist, dass die Sprache nicht, wie sich das Lippert wohl vorstellen muss, eine Art hoher Schule ist, in welcher der Verstand das Doktorat der Vernunft erlangt, dass vielmehr jedes Volk diejenige Form der Erinnerung, welche seine Sprache ihm an die Hand gibt, sein Denken nennt. Es gibt verschiedene Denkgewohnheiten, wie es verschiedene Sprachgewohnheiten gibt. Wenn die Indianer und die Chinesen für unser Hilfszeitwort „sein“ kein besonderes Wort haben, so können sie auch unsere Logik nicht haben, in welcher die Copula „ist“ und „sind“ eine so entscheidende Rolle spielt, so können sie noch weniger unsere metaphysischen Bücher über das Sein, die Substanz u. s. w. besitzen oder verstehen.

Was man in diesem Zusammenhange Verstand nennt, das ist nur ein Wort für die ungeheure Summe aller der Reflexbewegungen, welche eigentlich schon bei den niedersten Tieren zu beobachten sind. Verstand hat auch die Qualle, die sich auf den Reiz einer Nahrung hin bewegt. Verstand liegt beim Menschen, wie wir seit Kant und nun gar seit Helmholtz genau wissen, nicht nur den Bewegungen, sondern

Digitized by Google

auch schon den Sinneswahrnehmungen zu Grunde, welche die Bewegungen veranlassen. Ohne Verstand können wir weder sehen noch hören. Wir sagen allerdings, es seien unsere verständigen Bewegungen mit Bewusstsein verbunden; wir wissen nur nicht, was Bewusstsein sei. Die genaueste Selbstbeobachtung führt mich zu der Behauptung, dass noch niemals das Bewusstsein bewusst geworden sei. Wir denken im Grunde so instinktiv wie wir atmen. Und wenn wir uns einmal selbst über die Achseln gucken, wenn wir uns unser Denken zum Bewusstsein zu bringen suchen, so ist das nur, wie wenn wir absichtlich einen tiefern Atemzug thun.

Wir wissen also nicht, wie sich der Verstand bis zur Sprache entwickelt hat, obgleich da sicherlich eine Entwickelung vorliegt; wir wissen noch viel weniger, wodurch sich die Vernunft von der Sprache unterscheiden könne, weil nie und nirgends ein Unterschied beobachtet worden ist.

Geschichte der Psyche.

Besässen wir eine Sprachgeschichte, die mehr wäre als eine Sammlung philologischer Kuriositäten und eine etymologische Umschau über ein paar hundert Jahre von ein paar Litteratursprachen, besässen wir — was unerreichbar ist — eine ernsthafte Geschichte der menschlichen Sprachen, so hätten wir in ihr auch eine Geschichte des menschlichen Denkens oder vielmehr eine Geschichte der verschiedenen Arten des Volksdenkens. Das Ideal einer solchen Geschichte der Arten des Volksdenkens wäre im Grunde eine Geschichte der menschlichen Seele oder des menschlichen Gehirns. Vorstellen lässt sich so eine Geschichte, nur leider nicht ausführen. Wie wir auf der Unterlage des Darwinismus eine Entwickelungsgeschichte des Auges haben, angefangen von den pigmentierten Hautstellen bis zu den Augen der Fliege und des Menschen, so könnte besser als bisher eine Geschichte des Gehirns geschrieben werden, angefangen von den Nerven der niedersten Tiere, bis zur Scheidung des Gehirns vom Rückenmark und bis zur Ausbildung der gegenwärtigen Gehirne von Australnegern, Chinesen und Bewohnern der Berliner Wilhelmstrasse. Und

Digitized by Google

so wie bereits Anfänge gemacht sind für eine Geschichte des menschlichen Auges oder wenigstens des Farbensinns in den letzten dreitausend Jahren, so müssten sich auch Anhaltspunkte finden für die Geschichte des Gehirns in historischer Zeit; ja die Notizen über die Geschichte des Farbensinns sind bereits Beiträge für eine solche Geschichte des Gehirns. Wir hätten dann anstatt der Anekdotensammlungen, welche wir Geschichte der Psychologie zu nennen belieben, etwas wie eine Geschichte der Psyche. Freilich dürfte eine solche Geschichte, selbst wenn wir was Rechtes darüber wüssten, nicht gut mit den Schlagworten der gegenwärtigen Psychologie zu schreiben sein. Man müsste diese Geschichte der Seele oder des Gehirns schreiben, ohne auch nur ein einzigesmal Worte wie Verstand oder Vernunft zu gebrauchen. Auch mit dem Bewusstsein wäre nicht viel anzufangen. Wohl aber würde sich eine ideale Geschichte der Sprache gar sehr einer solchen Geschichte der Seele oder des Gehirns nähern. Unsere Sprachkritik möchte gern eine Untersuchung des gegenwärtigen Gehirns oder der gegenwärtigen Seele sein; ein Wissen könnte sie nur bieten, wenn eine Geschichte der Seelen oder der Sprachen vorausgegangen wäre.

Die Aufgabe ist so gross, dass selbst eine vorbereitende und armselige Sammlung von Notizen zur Entwickelungsgeschichte der Sprache, der Seele oder des Gehirns schon dankenswert wäre. Es wäre der erste Beginn einer Wissenschaft vom Menschen. Hat man doch auch erst seit kurzem begonnen, andere menschliche Instinkte historisch zu untersuchen. Wir besitzen erst seit wenigen Jahren, zum nicht geringen Entsetzen der Philister, Untersuchungen über die Geschichte der Scham, über die Geschichte des Gewissens oder der Moral. Besinnen wir uns auf einen allgemeinen Ausdruck für solche im höhern Sinne darwinistische Untersuchungen, so müssen wir armen sprechenden Menschen zu dem Ausdrucke zurückgreifen, den wir soeben abgelehnt haben und das sogenannte Bewusstsein bemühen. In der Scham kommt der Geschlechtstrieb zum Bewusstsein, im

Digitized by Google

Gewissen kommt dem Einzelnen die Volkssitte zum Bewusstsein, in der Sprache kommt dem Einzelnen die Denkgewohnheit seines Volkes zum Bewusstsein. So wären die historischen Untersuchungen über die Scham und das Gewissen bereits hübsche Beiträge zu einer Geschichte des Menschengehirns in der historischen Zeit.

*

Verstand und Vernunft.

Es ist eine Thatsache, dass Kant eine Kritik der reinen Vernunft geschrieben hat, ohne sich selber darüber klar zu werden, was Vernunft eigentlich sei. Und dabei traf er doch wesentlich ins Schwarze. Er brachte die Vernunft um, wenigstens um ihre metaphysischen Ansprüche; so trifft ein guter Schütze in der Dämmerung sein Ziel, ohne die Konturen zu sehen. Nun hat Schopenhauer diesem Uebelstand sehr ordentlich abgeholfen, indem er für Verstand und Vernunft bestimmte Definitionen gab, die dem Sprachgebrauch nicht widersprechen. Bei ihm hatte der Verstand das wichtige Amt, unsere Sinneseindrücke zu deuten, das heisst die gesamte Aussenwelt in ihrer Wirkung auf uns und ebenso die Wirkung der Dinge untereinander zu erklären. So fiel dem Verstande nicht nur die Leitung des ganzen alltäglichen Lebens zu, auch alle Erfindungen und Entdeckungen waren seine Sache. Der Mangel an Verstand hiess Dummheit. Und Schopenhauer empfand gar nicht die Ironie, die darin lag, dass starke Vernunft bei kompletter Dummheit möglich war. Denn die Vernunft hatte gar nichts Verständiges zu thun. Ihr Amt ist das begriffliche Denken, also das grosse chinesische Schattenspiel.

Nun hat Schopenhauer die beiden Begriffe so schön nach allen Regeln der Logik definiert, dass wir uns ihrer wie bei mathematischen Spielereien ganz bequem in seinem Sinn bedienen konnten. Er selbst aber hat die Begriffe zu einer Art von mythologischen Wesen gemacht, ohne eine Ahnung davon zu haben. Wer bei griechischen Gottheiten immer gleich an die späteren Atelierschablonen der Griechen denkt, der wird es nicht verstehen, aber es ist doch so, dass auch

Digitized by Google

unsere feinsten Philosophen ganz anthropomorphisch-mythologische Geschöpfe erfinden. Die Nymphe, welche den Bach „personifiziert“, und die Dryade, welche das Leben des Baumes schützt, ist um nichts phantastischer als der Verstand, der über die Anwendung der Gesetze der Kausalität wacht, und als die Vernunft, welche sich um den Einzelfall nicht mehr kümmert, und wie ein Statistiker nur mit Begriffen und Formeln arbeitet. Man muss es nur erst einmal fühlen, dass die Philosophen solchen Worten eine Kraft zuschreiben, um sie auf diesem Köhlerglauben immer wieder nachher zu ertappen. Es sieht modern ausgedrückt wahrhaftig genau so aus, als ob im menschlichen Gehirn ein besonderes Ressort für Kausalitätsbeziehungen und ein anderes für Begriffe eingerichtet wäre, als ob im Organismus des Gehirns ein Vorstellungsrat und dann wieder ein Rat für Wort- und Begriffsangelegenheiten sein Bureau hätte. Dem entspräche dann in der Anatomie etwa ein Gallenbureau und Gallenrat, ein Speichelbureau und Speichelrat.

In Wirklichkeit dürfte doch die Sache so liegen, dass die Tiere sich ein Organ geschaffen haben, das zu ihrem Nutz und Frommen Reize der Aussenwelt kombiniert. Das Aufgusstierchen krampft sich zusammen, wenn es leer ist und vorüberflimmernde Nahrung es reizt; und der gelehrte Astronom schraubt sein Riesenfernrohr kürzer, wenn er um Liebe, Hunger, Eitelkeit willen seinem Kollegen einen Stern wegschnappen will. Die meisten Tiere kommen über so gemeine Verstandesthätigkeit nicht hinaus. Die Menschen haben aber ihr Hilfsorgan so perfektioniert, dass es auch Nachwirkungen der Aussenreize zu verwerten vermag. Mit Hilfe des Gedächtnisses oder der Sprache wird für eine Unmenge ähnlicher Reize ein Hilfszeichen genommen, ein sogenanntes Wort. Und wenn das Gehirn zu seinem unveränderlichen Zwecke auch noch solche Nebelbilder nötig hat, dann heisst es eben Vernunft. Wird der Inhalt völlig verschwommen, so ist es die höchste Vernunft, z. B. die Ausgangssätze berühmter Philosophien; cogito ergo sum, Spinozas causa sui. Immer findet sich da der reinliche Begriff Sein

Digitized by Google

vor. Der dünnste, ausgewaschenste, wertlose Schweinsdarm, in den je Wurstfleisch hineingepresst worden ist.

Der Verstand ist wenigstens ein gefälliger Knecht, die Vernunft ist ein schwatzhaftes altes Weib. Der Verstand ist praktisch. Er sieht im Herbst eine reife Birne an einem Zweig, und alle Umstände lassen ihn zum Schlusse kommen, sie würde sich herunterschütteln lassen. Das ist doch etwas. Dazu braucht's aber auch keiner Sprache und keiner Worte. Dann kommt aber die Klugseicherin Vernunft und schnattert: Der Baum ist grün. Wahr ist es nicht, denn im Winter ist es „der" Baum nicht, aber es ist ein Urteil. Ferner schnattert die Vernunft: Birnen wachsen nur auf Birnbäumen. Das aber weiss ohne Vernunft und Worte jeder Affe und jeder Hottentottenjunge, und dadurch, dass die Vernunft mit Hilfe von tautologischen Urteilen es schnattert, vermehrt sich die Erkenntnis der Welt auch nicht um ein Atom.

So müssten wir sagen, dass der Verstand ein Knecht ist, die Vernunft aber eine Gans, wenn darin nicht eben auch schon wieder eine unnötige Personifikation läge.

*

Wie fast bei jedem Worte in dieser Wortkritik, müsste ich auch bei der Betrachtung von Verstand und Vernunft vorausschicken: Es gibt nichts Wirkliches, das dem Begriffe von Verstand entspräche. Es gibt nichts Wirkliches, das dem Begriffe Vernunft entspräche. Und noch weniger gibt es etwas Wirkliches, das in die beiden Wirklichkeiten Verstand und Vernunft zerfiele. Ebensowenig wie es eine Raubtierigkeit gibt und von ihr zwei Unterarten, die Katzigkeit und die Hundigkeit.

Es gibt aber Erscheinungen, welche nach gewissen Aehnlichkeiten und höchst wahrscheinlich auch nach ihrem Stammbaum in Katzenhaftigkeit und Hundigkeit zusammengefasst worden sind. Und auch die Begriffe Verstand und Vernunft können, wenn auch mit geringerer Brauchbarkeit, auf je zusammengehörende Erscheinungen angewandt werden.

Digitized by Google

Der Sprachgebrauch ist bei solchen ausgelaugten Abstraktionen immer schwer festzustellen; denn Sprachgebrauch ist ja wohl der Gebrauch der Masse, und die Masse denkt sich bei solchen Begriffen gar nichts, noch weniger als die Denker. Nun hat aber Schopenhauer — wie eben erwähnt — Verstand und Vernunft in einer sehr verwendbaren Weise und nach dem Gebrauch der besseren Denker gegeneinander abgegrenzt. Seine Definitionen sollen gelten. Freilich nicht etwa wie Beschreibungen natürlicher Dinge, aber doch wie feste Abmachungen über strittige Grenzgebiete. Danach ist etwa Verstand die Ausdeutung der Sinneseindrücke, das Verstehen der Aussenwelt durch die Sinne. Vernunft ist das sogenannte Urteilen und Schliessen durch Begriffe, das Spiel der Worte, das sogenannte Denken.

Fortschritt sprachlos.

Also möchte ich behaupten, dass die Kultur der Menschheit immer nur durch den Gebrauch des Verstandes weiter gekommen ist, niemals durch Worte, durch Vernunft. Die Entwickelung der Wissenschaften ist nichts weiter als die immer sorgfältigere Anwendung des Verstandes auf die Aussenwelt.

Wenn ein Hund oder ein Mensch im schnellen Lauf über einen Graben zu springen hat, so misst sein Verstand die Entfernung mit ziemlicher Richtigkeit ab; Hund und Mensch kommen über den Graben. Man nennt das: ein Grössenverhältnis abschätzen. Wissenschaftlich wäre das mit den Daten des Verstandes unendlich schwer, denn Hund und Mensch haben doch nur die Winkel und Einstellungsgrössen in ihrem optischen Augenapparat als Ausgangspunkt, dazu etwa die Erfahrung über die Grösse der Gewächse, der Sträucher und Blätter am Graben. Nun arbeitet der Verstand mit derjenigen Exaktheit, die die Erhaltung des Hundes oder des Menschen von ihm verlangt. Sie wollen kein Bein brechen, und derselbe Verstand, der ihnen die Breite des Grabens ausrechnet, lässt sie ihre Muskeln ungefähr mit derjenigen Kraft anspannen, die der Sprung über die und die Breite erfordert. Die Wissenschaft könnte mit dem Messapparat des Auges heute schon die Breite be-

Digitized by Google

rechnen, die Hund und Menschen ohne Mathematik finden. Die Kraft der Muskeln für einen bestimmten Sprung könnte die Wissenschaft heute noch nicht auch nur annähernd angeben.

Handelt es sich aber darum, über einen Fluss von tausend Meter Breite eine Eisenbrücke von einem einzigen Bogen und von einer bestimmten Tragfähigkeit zu werfen, so ist es immer noch derselbe Verstand, der über den Graben springen hilft. Und all die angewandten Wissenschaften des Brückenbaus: Geometrie und höhere Mathematik, Mechanik, Chemie und was sonst noch der Brückenbauer nötig hat, und was Jahrtausende gebraucht hat, um mit allem Komfort der Neuzeit ausgestattet, den Balken über den Graben zu legen, das hat schon der Verstand des Urmenschen geleistet, und das leistet jederzeit der Verstand des Hundes, der über einen Graben springt. Und dieser Verstand leistet das nicht etwa symbolisch oder andeutungsweise oder als Embryo, sondern vollständig mit Beachtung aller geometrischen, mathematischen, mechanischen und sonst physischen Einzelheiten, und das alles ohne ein Wort zu denken, ohne ein Wort zu haben.

Ein anderes Beispiel. Es mag eine Zeit gegeben haben, wo die Menschen nicht ahnten, dass das Licht des Tages zur Sonne in irgend einer Beziehung stehe. Und der mag ein grosser Entdecker gewesen sein, der eines Tages auf den Einfall kam: „Es wird immer finster, wenn die Sonne untergeht. Vielleicht kommt das Licht von ihr.“ Ich glaube, dieser Urmensch ist dafür von den Urpfaffen ermordet worden. Aber die Menschen schieden danach — nicht etwa den heute angenommenen Umlaufstag von 24 Stunden — sie schieden ihre Lebenszeit in Abschnitte von Tag und Nacht. Und sie haben gewiss geglaubt, Tag und Nacht seien von gleicher Länge. Für mich wenigstens haben die Ausdrücke lange und kurze Abende etwas, was an solche Uranschauung erinnert. Das war also der Anfang der Astronomie. Heute besitzt man auf Tabellen verzeichnet — kennen thut sie keiner der Gelehrten — mehr Fixsterne mit ihrer ganzen Statistik, als die verlegene Wissenschaft bequem

Digitized by Google

verzeichnen kann. Nebenbei bemerkt ist das Taufen der Sterne eigentlich ebenso närrisch, als ob ein Wahnsinniger eines feuchtwarmen Sommerabends jede Mücke in einem Schwarm benamsen wollte. Die Astronomen sind heute so weit, dass sie einzelne Formationen auf der Oberfläche des Mars beobachtet haben und dass sie genau wissen, wie hoch die Feuerbrunnen auf der Sonne springen. Auch für die Kultur der Menschheit ist dieser Fortschritt der Wissenschaft etwas dienlich gewesen. Die Kapitäne können mit ihren verbesserten Instrumenten besser peilen, und die mitteleuropäische Zeit gestattet den Bürgermeistern der grossen Städte, noch regelmässiger als sonst zu Mittag zu essen. Von den Segnungen des Metermasses ganz abzusehen. Nun ist es aber genau derselbe Verstand, der einstens Tag und Nacht unterschied, der nachher genauer zusah, sein Verfahren verbesserte und endlich die Abteilung dieser Erfahrungsvorräte unter der Filialfirma Astronomie aufgethan hat. Diese ganze Wissenschaft ist natürlich in Worten niedergelegt. Man achte aber wohl darauf, dass jede einzelne Entdeckung jedesmal und jederzeit wortlos gemacht, erblickt worden ist. Wie jemand, der ein Meteor sieht, die Leute zusammenruft und es ihnen erzählt, seine Schrecken beschreibt und Hungersnot prophezeit. Das Ueberflüssige und Sinnlose fasst er in Worte. Als er das Neue sah, hat er das Maul gehalten.

Nun wird man mir einwenden, dass in besonders berühmten Fällen ein Stern, bevor man ihn noch sah, durch wissenschaftliches Rechnen entdeckt worden ist, also durch die Vernunft. Und von meinen drei Lesern werden zwei lachend hinzufügen: Der Kerl hat ja ganz vergessen, dass alle diese positiven Wissenschaften nur mit Hilfe von Mathematik weiter gekommen sind und dass diese unaufhörlich mit Zahlen und Buchstaben arbeitet. Also mit der Vernunft, mit der Sprache.

Das eben leugne ich, und wenn es Steinthal behauptet.

Dass die Ziffern keine Begriffe sind, sollte von selbst einleuchten. Für Ziffern, wenigstens für die zugänglichsten,

Digitized by Google

Ziffern keine Begriffe.

sind auch gar keine Worte nötig. Heutzutage lernt das Kind auch an der Rechenmaschine wortlos rechnen. Nicht nur der Wilde, sondern auch der lebhafte Italiener bezeichnet die Ziffer mit der Hand, z. B. beim Morraspiel. Nun beachte man wohl, dass dieses Aufzeigen mit den Fingern durchaus keine Zeichensprache ist. Wenn man mit dem Finger winkt, anstatt zu sagen: komm, so bleibt man in der Sprache, die Augensprache tritt an Stelle der Ohrsprache. Wer aber zwei Finger aufhebt, anstatt 2 zu sagen, der spricht nicht, der denkt nicht, dessen zwei Finger sind wirklich das, um was es sich handelt, nämlich zwei. Dies beruht darauf, dass die Ziffern niemals und nirgends Begriffe sind, sondern immer und ewig wirklich auch Vertreter und Beispiele des Verhältnisses, das sie bezeichnen. Wenn ich Raubtier sage und einen Tiger vor mir sehe, so ist es die Sprache oder das Denken, das diesen leibhaftigen Tiger unter den „abstrahierten" Begriff Raubtier einschachtelt. Wenn ich aber Fünf sage und dann eine fünfblättrige wilde Rose vor mir sehe oder fünf Seidel Bier zu zahlen habe, oder ein Fünftel einer Erbschaft zu bekommen, oder fünf Stunden zu reisen unternehme, so ist jedesmal die Fünf nicht ein abstrahierter Begriff, sondern wirklich und greifbar ein Verhältnis. Genau ebenso steht es um räumliche Grössen. Ziffern und Grössen unterscheiden sich ja nur dadurch von andern wirklichen Dingen, dass sie unabhängig von der gemeinen Not der in Raum und Zeit sich drängenden Wirklichkeit überall und immer vorgestellt werden können — vorgestellt, nicht gedacht — und dass sie sofort für das Gehirn sind, das sie vorstellt. Ziffern sind keine Begriffe.

Die Buchstaben der Algebra und Geometrie aber sind Eigennamen, und Eigennamen sind wieder keine Begriffe. Ueber die Stellung der Eigennamen in der Sprache an anderer Stelle.

Der tierische Verstand hat sich zu den Wissenschaften und zu dem, was dafür gilt, auseinandergelegt, vornehmlich mit Hilfe des Experiments. Aha! Also hat das Denken den Verstand unterstützt! Nicht mehr, als begriffliches Denken

Digitized by Google

überhaupt helfen kann. Im wesentlichen ist das Experiment wortlose Arbeit des Verstandes, in der Schule ist die gesamte Physik den Kindern nur durch Experimente begreiflich zu machen, nicht begrifflich. Nachher erst verstehen sie den Lehrsatz, der nie etwas anderes ist als die Fixierung und Aufspiessung einer Erfahrung durch Worte.

Selbst die Legende ist unserer Meinung. Das Experiment ist das Sinnfällige, mit dem der Verstand operirt. Und die Schlauheit der Menschen hat es gelernt, die Experimente durch Einfachheit der Fragestellung lehrreich zu machen. Die Legende nun knüpft grosse wissenschaftliche Entdeckungen gern an zufällige Experimente. Der Apfel muss Newton auf den Kopf fallen, damit er das Gravitationsgesetz finde; die Legende weiss: Alles, was Wissenschaft werden will, muss durch die Sinne wahrgenommen und durch den Verstand gedeutet werden. Worte helfen nichts.

Es braucht nicht erst gesagt zu werden, dass der stetige Fortschritt der Wissenschaften doch nur mit Hilfe der Sprache möglich war, weil nur durch sie der Bestand aller Erfahrungen auf die künftige Generation übergehen konnte. Ohne diese Mitteilung müsste jeder Forscher alle Erfahrungen noch einmal machen. Doch wie immer ist die Sprache da nur der grosse Behälter, aber an sich unfähig, den Strom, der in sie hinein und durch sie hindurchfliesst, auch nur um einen Tropfen zu vermehren. Also: Nicht nur in der wirklichen Welt gibt es keine Begriffe, sondern auch die Erkenntnis der Welt geht vor sich ohne Begriffe. Begriffe und Worte sind die unfruchtbaren Eunuchen, welche den Harem der Natur für den Sultan der Natur, den Menschen bewachen, die Odalisken waschen, schmücken und singen lehren, aufgedunsene, quiekende Eunuchen, welche es unter denkfaulen Fürsten zu den höchsten Ehren bringen können, aber unfruchtbar bleiben, sogar als Staatsminister.

*

Denken. Wir können nicht genau definieren, was wir uns unter dem Denken denken. Eben darum nicht, weil hier das

Digitized by Google

Werkzeug zugleich die Arbeit wäre. Unser Denken ist das unfassbare Mittelglied zwischen unsern Wahrnehmungen und unserm Handeln. Wo es nicht derart von der Wirklichkeit zur Thätigkeit, also vom Sein zum Werden führt, ist es immer ein Spiel. Das geistreichste Spiel ist die Philosophie. Da das Denken nun, objektiv genommen, ohne Zweifel ein materieller Vorgang ist, so können wir es in seiner geheimnisvollen Art den zukunftsschwangeren Zuständen gleichstellen, in denen auch andere Dinge als das Gehirn die Kraft sammeln, anders zu werden als sie sind. Bildlich könnte man Allem jederzeit und überall Denken zuschreiben, da alles unaufhörlich anders wird. Am deutlichsten zeigt es sich in chemischen Prozessen, oder in der Erregung von Elektrizität. Da muss es einen noch so kurzen Zeitabschnitt geben, in welchem Schwefel und Quecksilber nach festen Gesetzen (der chemischen Logik) den Plan bauen, Zinnober zu werden, in welchem die Berührung von Metallen die Spannung erzeugt, welche sich in elektrischer Kraft löst.

Nun arbeitet unser Gehirn in solcher Weise auch direkt aus der Wirklichkeit heraus. Wir pflegen es nicht Denken zu nennen, wenn das Kind von wenigen Tagen die Nerven und Muskeln noch so kompliziert einsetzt, um an der Mutterbrust zu saugen, oder wenn der Soldat die Apparate seines Auges und seiner Finger, dazu schliesslich seines ganzen Körpers kunstgerecht einstellt, um einen wohlgezielten Schuss abzufeuern. Wir nennen Denken gewöhnlich das Zielen aus der Erinnerung, das heisst wenn wir nicht aus der unmittelbaren Gegenwart in die Zukunft hinüber wollen, sondern aus der haftenden Vergangenheit. Populär ausgedrückt: Wir nennen es Denken, wenn wir aus Erinnerungsbildern, das heisst aus Begriffen, das heisst aus Worten unsere Schlüsse ziehen, das heisst Beschlüsse fassen. Von unsern Wahrnehmungen zu unsern Willensvorbereitungen zieht sich ein Netz von feinen Fäden, vielleicht von unsichtbaren Richtungsfäden. Die Knotenpunkte dieses Schienennetzes müssen die Worte sein. Die Logik will nun durchaus diese Knotenpunkte nach Grösse, Lage und Form mathematisch analy-

Digitized by Google

sieren. Sie gibt zu, dass unser natürliches Denken mit unklaren, unbestimmten und subjektiven Worten arbeitet. Sie strebt darum seit Jahrtausenden einem Denken mit mathematisch gemessenen Worten zu, die sie Begriffe nennt. Ein solches unnatürliches oder übernatürliches Denken findet sich nicht in der Welt der Wirklichkeiten. Wir haben keine andern Begriffe als unsere armen Worte, diese sind wohl von Geschlecht zu Geschlecht feiner und schärfer geschliffen worden, reine Begriffe werden sie nie werden. Und selbst das Verdienst der Verfeinerung gebührt nur den vielen Formen der Anschauung, nicht der Logik, welche bloss das Register der Verfeinerungen führt. Die Logik ist darum keine Wissenschaft, denn ihr Gegenstand, die Begriffe, ist nur ein Ideal. Sie ist aber auch keine Kunstlehre, denn sie kann den Denkkünstler nichts lehren. Man wollte sie denn auf eine Stufe stellen mit der Schreiberei über andere Künste, die auch nur ordnet, klassifiziert und betitelt, was etwa die Augen der Maler gesehen und ihre Hände geschaffen haben.

Der Mensch versucht mit Hilfe der Sprache Gedanken zu jagen, wie er mit Hilfe der Hunde Hasen jagt. Nur dass bei der Gedankenjagd ein Kinderspiel getrieben wird. An einer Stelle sind ja auch beim Kinderspielzeug Hase und Hund hintereinander befestigt. So auch haftet fest aneinander Wort und Begriff. Und so oft man auch die Kurbel drehen mag, immer jagt hinter dem Hasen der Hund, hinter dem Begriff das Wort, immer gleich nahe, immer gleich weit. Und ein vorlauter und loser Kopf müsste erkennen, dass man auch sagen könnte: Der Hase ist hinter dem Hunde her, der Gedanke hinter der Sprache.

XI.

Begriff Selbstbewusstsein.

Der Begriff Selbstbewusstsein wird auch von unseren wissenschaftlicheren Psychologen geführt, so wie die Landapotheken Schlangenfett und dergleichen weiter führen: Weil die Bauern es verlangen. Die Psychologen scheinen aber

Digitized by Google

bei dem Gebrauch des Wortes ein schlechtes Gewissen zu haben (womit ich eben selbst Schlangenfett feilgeboten habe, da doch Gewissen und Bewusstsein ein und dasselbe ist).

Wundt (II, 258) will das Erwachen des Bewusstseins im neugebornen Kinde daran erkennen, dass sich bald ein Symptom des Bewusstseins einstelle, dass das Kind sich an gewisse Eindrücke wieder erinnere. Der Begriff Bewusstsein wird da sichtbarlich als Verzierung gebraucht, wie ein Fremdwort von unwissenden Leuten beliebt wird. Ebensogut könnte Wundt folgern: Wenn wir am Menschen die erste Aeusserung von Geist wahrnehmen, so können wir sie als Symptome von Esprit betrachten. Und so wie Wundt bei einiger Ehrlichkeit erkennen muss, dass das Gedächtnis dasjenige sei, was wir vom Bewusstsein etwa wissen, so nähert er sich auch der Einsicht, welche Rolle die Aufmerksamkeit, also ein subjektiver Faktor, beim Gedächtnis spiele.

Unser Gedächtnis reicht freilich niemals bis in die ersten Kinderjahre zurück. Unser Selbstbewusstsein umfasst also nicht unser ganzes Leben, und an seine erste Wohnung im Mutterleibe hat sich noch kein Mensch zurückerinnert. Dies mag zwei Gründe haben. Erstens mag in den ersten Jahren die Hauptschwierigkeit darin bestehen, das Bewusstsein, das heisst das Gedächtnis irgendwo anfangen zu lassen, irgendwo an den Haken eines besonders starken Eindrucks anzuknüpfen. Das Leben ist Natur und kennt fortzeugend keinen Anfang und kein Ende. Das Bewusstsein oder das Gedächtnis ist ein Werkzeug und gelingt erst nach vielen misslungenen Versuchen. Flechsig hat uns übrigens gelehrt, dass das Gehirn des neugeborenen Kindes nicht fertig auf die Welt gebracht wird; das Kind muss sich seine Markbahnen, die Werkzeugmaschine des Werkzeugs Gedächtnis, erst mühsam aufbauen.

Zweitens aber ist das Bewusstsein oder Gedächtnis an seine Zeichen gebunden, an die Worte unserer Sprache, und darum kann der Mensch eine Erinnerung an die Zeit nicht haben, wo er die Worte seines ausgereiften Sprachschatzes

Digitized by Google

entweder noch gar nicht besass oder papageienhaft nachplapperte oder mit falschen Vorstellungen verband. Ein Kind mag ein Regiment Husaren für seltsame zweiköpfige Kentauren halten. Lernt es Reiter und Pferd begrifflich trennen, so gewinnt das Wort Husar in seinem Bewusstsein oder Gedächtnis erst die Bedeutung fürs Leben, und die frühere Vorstellung versinkt unrettbar in die kindliche Traumzeit.

Wundt kennt nun neben dem Bewusstsein ein Selbstbewusstsein und leitet das ganz hübsch davon her, dass bei unsern Vorstellungen (eben durch den wichtigen Faktor der Aufmerksamkeit) unser Wille mitspreche. So nämlich möchte ich es ausdrücken, weil der Wille eben nur die Sprache beeinflusst. Was aber dieses Selbstgefühl, dieser Machtkitzel des Ichs eigentlich sei, das eben wissen wir nicht, ausser dass es Gedächtnis sei und an der Sprache hafte.

*

Nicht weil sie reich ist, sondern infolge ihrer Armut sagt die Sprache selbst mitunter die Wahrheit über ihr Wesen.

„Selbstbewusstsein" ist hörbar ein übelgebildetes Wort; es müsste ähnlich auch ein „Selbstgehör", ein „Selbstgesicht" geben. Dass aber Bewusstsein wirklich nichts anderes sei als Erinnerung, das scheint deutlich schon in dem Worte zu liegen. Sich einer Sache bewusst sein, heisst auf deutsch nichts anderes, als sie gewusst haben, sie kennen gelernt haben, also sich ihrer erinnern. Wissen ist im Lateinischen darum immer ein Gewussthaben. Im Griechischen ist ich weiss soviel wie ich habe gesehen. Im Armenischen gibt es für wahr ein Wort, das eigentlich mit Augen gesehen bedeutet. Das ist Alles in einem weiteren Zusammenhange (S. 267 f.) ausführlich dargelegt worden.

Das Bewusstsein oder der Ichbegriff wird hier allein auf die Thatsache des Gedächtnisses gegründet. Nun könnte es wie ein unlösbarer Widerspruch erscheinen, dass uns das

Digitized by Google

Gedächtnis einerseits als die Summe der Gleise oder Erinnerungen in dem bleibenden Organismus unserer Nervenbahnen erscheine, dass anderseits die physiologische Psychologie lehre, der Organismus sei nichts Bleibendes, der Stoffwechsel verbrauche und erzeuge immer neue Molekule. So scheint ein und dieselbe Wissenschaft erstens zu lehren, dass die Nervenbahnen, also der bleibende Organismus, die Ichvorstellung erzeuge, zweitens aber, dass der wechselnde Organismus erst durch die bleibende Ichvorstellung einheitlich zusammengehalten werde.

Dieser Widerspruch wird weniger erschrecken, wenn man sich an menschliche Einrichtungen erinnert, in denen, trotz der Vielheit der Individuen, ein ähnlicher Ichbegriff mit gemeinsamen Erinnerungen, gemeinsamen Willensäusserungen und gemeinsamen Vorstellungen entsteht. Solche Gesamtindividuen gibt es überall: Familien und Städte, Schulen und Universitäten; ein besonders lehrreiches Beispiel bieten einzelne Regimenter in unsern Heeren.

In einem solchen Regiment erneuern sich die Mannschaften fast ebenso wie die Molekule in einem einzelnen Menschenkörper. Das Regiment Deutschmeister in Wien oder die Gardekürassiere in Berlin sind so organisiert, dass nach einigen Jahren auch nicht ein einziger Mann mehr vom alten Bestande vorhanden ist. Trotzdem behält das Regiment (oft gegen den Einfluss von oben) in Vorstellungen und Handlungen einen bestimmten Charakter bei. Dieser individuelle Charakter wird sich durch lange Generationen von Mannschaften unverändert erhalten, genau wie ein menschliches Ich in Aeusserungen der Tapferkeit und der Eitelkeit, der Körperhaltung und der Liebe, oft sogar der Sprechweise, welche das Alles ja umfasst. Dieses Ich des Regiments unterscheidet sich in keiner Weise von einem menschlichen Ich. Und es ist beinahe gar nicht bildlich gesprochen, wenn ich die Fahne so eines Regiments, die geheimnisvolle Fahne mit ihren Rissen und ihren Erinnerungszeichen, die Seele des Regiments nenne.

Digitized by Google

Nicht mehr auf des Cartesius schulmeisterliches „ich denke“ stützt die gegenwärtige Menschheit das Bewusstsein ihres Seins, sondern weit bescheidener und kindlicher auf das Gefühl: ich bin. Ich bin mir bewusst, ich fühle, dass ich ein Zentrum bin für so und so viele Gesichts- und Gehörwahrnehmungen, die zu gleicher Zeit um meine Aufmerksamkeit streiten.

Aber ich kann auf die Nadelspitze des Moments nur einen Eindruck spiessen, und so würde das Ich in „ich bin“ wieder verloren gehen, wenn ich die Erinnerung nicht hätte, dass im Flusse des Werdens das Sein blieb, dass ich war. So stürzt mein Ich aus dem vollen Leben der Gegenwart in das schwarze Nichts der Vergangenheit, um sich selbst zu finden. Und wer sich diesen allergemeinsten Vorgang klar machen will, steht entweder bewusstlos und stumm oder muss Popanze von Worten aufstellen, als wäre er ein Philosoph.

*

Das Wort Selbstbewusstsein ist einmal vorhanden. An dieser Thatsache wird dadurch nichts geändert, dass wir wissen, es sei ein neues Wort und nicht so sehr durch Uebersetzung als durch Nachbildung von einer Sprache in die andere übergegangen. Wie immer in solchen Fällen wollen wir versuchen, das Wort dadurch besser zu verstehen, dass wir fragen, nicht wie es in Lehrbüchern der Philosophie definiert werde, sondern was wirklich redende Menschen damit bezeichnen wollen. Ich.

Wenn wir nun von dem Worte Selbstbewusstsein (conscientia) die ethischen Nebenbegriffe entfernen, die die Sprachgeschichte höchst interessanterweise daran geknüpft hat, so bleibt ihm kein anderer Inhalt als der des sogenannten Ichgefühls. Ob wir sagen, ein Mensch sei aus seiner Ohnmacht wieder zum Bewusstsein gekommen oder ein Kind habe das Bewusstsein seiner selbst erlangt, immer meinen wir, der Mensch oder das Kind fühle sein Ich. Dieses abstrakte, grossgeschriebene Ich ist aber, wenn man die Flunkereien

Digitized by Google

vom absoluten Ich auf sich beruhen lässt, nur ein zusammenfassender Ausdruck, und ein recht unglücklicher Ausdruck für die menschlichen Individuen, insofern jedes von ihnen ein empirisches Ich ist, das heisst stätige Erinnerungen an die eigenen Erfahrungen besitzt.

Dieses empirische Ich wieder ist ein blosses Wort, durch welches nicht mehr und nicht weniger als die Einheit des individuellen Gedächtnisses bezeichnet wird. Wenn wir mit einem Hauptpunkte dieser Untersuchung recht haben, wenn ein menschliches Denken ohne Sprechen nicht möglich ist, dann stehen wir nun vor der überraschenden Beobachtung, dass diese Einheit des individuellen Gedächtnisses, das heisst die einheitliche Beziehung aller Sinneseindrücke auf unseren eignen Leib früher da ist als sein sprachlicher Ausdruck, dass alle Kinder ihr Ich früher fühlen, als sie Ich sagen können, früher, als sie (was auf dasselbe hinausläuft) von sich selbst mit ihrem Eigennamen reden. Das Ich ist überall nur der selbstverständliche und darum überflüssige Ausdruck für das individuelle Interesse. Es liegt jedem Urteil, das jemals ausgesprochen wurde, zu Grunde. So wie das Kind, wenn es zum erstenmal „trinken“ sagen kann, gar nicht über sich hinausdenkt und „ich will trinken“ meint, so liegt auch in dem Urteil „der Himmel ist blau“ unweigerlich der Gedanke, „ich sehe den Himmel blau“. Wenn man einem solchen Urteile allgemeine, objektive Wahrheit zuspricht, so will das nur sagen, dass es Sinneseindrücke gibt, die den Menschen gemeinsam sind und für die sie deshalb ein gemeinsames Wort benützen. Als die Menschheit in Urzeit das Wort „ich“ erfand, fand sie nichts Neues; viel kühner und wichtiger war der Schritt zum „du“. Die Philosophie Fichtes, die im Ich das Prinzip nicht nur alles Denkens, sondern auch alles Seins erblickt und diesem Ich darum nur ein völlig leeres Du oder Nichtich gegenüberstellen kann, trägt zur Welterkenntnis nur eine monströse Banalität bei. Sie hat ihr System aus einem der unwesentlichsten Worte der Sprache herausdestilliert und musste darum wesenlos werden. Nicht ohne Ironie kann man daneben betrachten,

Digitized by Google

wie das Wörtchen „ich“, welches in den alten Sprachen noch selten und naiv gebraucht wurde, in modernen Sprachen durch den banalsten Gebrauch vor jeder ersten Person des Zeitworts so ganz tonlos und gleichgültig geworden ist. Die alten Sprachen kannten nur ein Wort, das dem französischen moi entsprach; sie hatten kein Wort für je. In ähnlicher Weise sind in den modernen Sprachen bedeutungsvolle Worte zu tonlosen Artikeln heruntergesunken; und Fichte hätte sein System ebenso gut auf den Gegensatz des Artikels und des Nichtartikels, des „der“ und des „nicht-der“ begründen können.

Die Grundbedeutung von „ich“ haben die Etymologen nicht erforscht. Wenn eine sicherlich gewagte Hypothese richtig wäre, dass nämlich das Wort „ich“ irgend einmal mit dem Zahlwort eins (Sanskrit êka) identisch war wie das Pronomen du mit dem Zahlwort zwei (duo), so hätte das Zahlwort eins allerdings sich im Laufe unabmessbarer Zeiten in zwei auseinandergehenden Richtungen fortbewegt. Es wäre dann in unserem tonlosen, alltäglichen „ich“ zu dem allgemeinsten Ausdruck für die Einheit aller individuellen Interessen und Beziehungen geworden, das allgemeinste Wort für die Selbstverständlichkeit, dass wir von der Welt nur wissen, was uns selbst angeht; es wäre in dem unbestimmten Artikel „ein“ zugleich der allgemeinste Ausdruck geworden für diejenigen Individuen ausser uns, von denen wir sagen wollen, dass sie uns persönlich nichts angehen.

Von dem langen Wege, auf welchem die Menschen zu einem sprachlichen Ausdruck für ihr sogenanntes Selbstbewusstsein gelangten, kann uns die Vergleichung mit der Kindersprache einige Vorstellung geben.

Kindersprache.

Es ist bekannt, dass Kinder verhältnismässig spät zum richtigen Gebrauch des Wortes „ich“ gelangen. Man hat dafür thörichterweise die Eltern und Ammen verantwortlich machen wollen, weil diese angeblich so kindisch sind, im Gespräche mit dem Kinde das „ich“ nicht zu gebrauchen und statt dessen die Eigennamen — es sind Eigennamen für die Kinderstube — Papa, Mama u. s. w. anzuwenden. Eltern und

Digitized by Google

Ammen jedoch können gar nicht anders, weil das Kind anfangs eben nur Eigennamen fassen kann und das Abstraktum Ich als die Bezeichnung für das jeweilig redende Subjekt gar nicht gebrauchen könnte. Das Gefühl seiner selbst hat aber das Kind — wie gesagt — schon lange vor dem Besitz dieses Abstraktums. Wenn Dorchen im letzten Viertel des dritten Jahres anfängt zu sagen „ich will auf den Stuhl", so ist sein Ichgefühl nicht weiter entwickelt als zur Zeit, da es noch sagte „Dorchen — Tuhl". Es bleibe dahingestellt, ob das Ichgefühl nicht auch schon damals genügend entwickelt war, als es nur „trinken" sagen konnte und in seinem Egoismus sich selbst als das selbstverständliche Subjekt aller Aeusserungen, als das Zentrum der Welt betrachtete. Die Frage nach der Entstehung des Ichgefühls ist viel schwieriger oder viel einfacher, wie man will. Es fragt sich, zu welcher Zeit das Kind zu der Vermutung komme (die unserer ererbten Weltanschauung eine Gewissheit scheint), dass sein Leib mit allen seinen Empfindungen eine Einheit sei. Es gibt bekanntlich niedere Tiere, bei denen diese sozusagen seelische Einheit durchaus nicht angenommen werden kann. Auch beim neugeborenen Menschenkinde ist diese Einheit nicht vorhanden, weder als Selbstbewusstsein, noch als Ichgefühl, noch auch als blosses Gemeingefühl. Bis weit ins erste halbe Lebensjahr hinein ist das Kind nicht darüber orientiert, dass alle seine Körperteile zu ihm gehören; und es ist wohl mehr als eine blosse Vermutung, dass die einheitliche Empfindung des Schmerzes erst dazu führt, den eignen Körper begrifflich von der übrigen Welt zu trennen.

Ich der Kinder.

Es ist bekannt, wie kleine Kinder Mühe haben, die Kenntnis ihres Körpers zu gewinnen. Wie etwa ein Monarch sein Land bereist, so erfährt das Kind nur durch Erfahrung, was es sein eigen nennen könne, das heisst was von seiner Haut umschlossen sei und was der Aussenwelt angehöre wie Kleider, Möbel u. s. w. Preyer hat darüber einige Beobachtungen mitgeteilt, die keines weitern Beleges bedürfen. Das Kind betrachtet noch im fünften Monate seine eigenen

Digitized by Google

Hände, als ob es neue Bekanntschaften wären; seine Füsschen entdeckt es gewissermassen im achten Monate und sucht sie noch später wie andere fremde, weiche Körper in seinen Mund zu stecken; im ersten Viertel des zweiten Lebensjahres noch spielt die eine Hand des Kindes mit der andern wie mit einem fremden Gegenstande und sucht z. B. die Finger auszureissen, wie es ein Papier zerreisst oder wie es an den Fingern eines Handschuhs zieht. Auf das Benehmen des Kindes einem Spiegel gegenüber lege ich freilich gar kein Gewicht: der Gebrauch dieses Luxusgegenstandes wird spät erlernt, wie auch die Urmenschheit endlose Zeiträume auf Erden leben konnte, bevor sie zum Verständnis der natürlichen Spiegelung gelangte, bevor irgend ein Mensch auf der ganzen Erde wusste, wie er selbst aussah, bevor er sein äusseres Ich kannte. Sehr charakteristisch aber ist es, dass ein Kind von fast zwei Jahren ein Stückchen Zwieback, wie es das sonst den Erwachsenen in den Mund zu schieben pflegte, seinen eigenen Zehen zu essen gab. Natürlich wirkt phantastisches Spiel dabei mit, wie wenn das Kind dasselbe Stückchen Zwieback einem hölzernen Pferdchen ans Maul hält. Aber das Kind würde nicht so spielen, wenn es schon begriffen hätte, dass sein Mund und seine Füsse einen gemeinsamen Magen haben.

Die Erlernung des Wörtchens ich und seines richtigen Gebrauchs bildet also durchaus keine Epoche in der Entwickelung des Kindes. Ein römischer oder griechischer Psychologe hätte gar nicht nötig gehabt, darauf zu achten, weil das römische oder griechische Kind noch nicht nötig hatte, z. B. „ich dürste“ zu sagen. Der Gebrauch des Wörtchens ich bei unsern Kindern bedeutet nichts als die richtige Erlernung irgend einer andern tonlosen Vorsilbe. Das Ichgefühl bei „trinken“ des zweijährigen und bei „ich will trinken“ des dreijährigen ist kaum verschieden, so wenig verschieden wie das Raumgefühl bei dem „Tuhl“ des zweijährigen und „auf den Stuhl“ des dreijährigen. Eine Epoche in der Entwickelung des Kindes wäre es, wenn es plötzlich zu der Entdeckung seiner Körpereinheit käme. Aber diese

Digitized by Google

Entdeckung, diese Forschungsreise dauert sehr lange. Das Kind schlägt gegen sein Köpfchen und macht die Erfahrung, dass das Köpfchen sein sei; sonst würde der Schlag nicht weh thun. Das Kind beisst sich (im Anfange des zweiten Lebensjahres) in seinen eigenen Arm und erfährt, dass das kein fremdes Stück Fleisch sei. Das Kind betrachtet strampelnde Beinchen und mag durch eine Koordination von Raumgefühlen, Gesichtseindrücken, Tastempfindungen und Bewegungsgefühlen, also durch eine höchst komplizierte Geistesarbeit zu dem höchst interessanten Ergebnis kommen, das noch gar kein Gedanke ist, sondern nur eine unendlich wichtige Thatsache: diese Beinchen gehören zu mir, diese Beinchen bin ich auch noch. Das Kind erobert sich die Kenntnis seines Ich langsam mit dem Gebrauche seiner Glieder.

Diese Thatsache, dass ein Kind Gliedmassen früher bewegt, als es sie mit sich selbst identifiziert, ist für die Entwickelung des Selbstbewusstseins weit wichtiger als die ewig wiederholte Beobachtung: das Kind lerne seinen Eigennamen früher als die Abstraktion „ich“. Der Gebrauch der Gliedmassen vor ihrer geistigen Eroberung, das heisst bevor das Kind weiss, dass sie auch zu ihm gehören, lässt sich gar nicht anders in der ungeschickten Sprache der Wissenschaft mitteilen als so: das Kind hat zuerst kein einheitliches Zentralnervensystem, es hat vielmehr verschiedene Seelen, welche in verschiedenen Teilen der Nervenmasse, z. B. im Rückenmark und in den ausgebildeten Gehirnteilen sitzen und welche ihre Verbindungen noch nicht hergestellt haben. Wäre z. B. das Rückenmark nicht selbständig, so könnten hirnlos geborene Kinder nicht, wie es geschieht, Arme und Beine bewegen. All das scheint mir sehr gut mit Flechsigs anatomischen Beobachtungen am Gehirn neugeborener Kinder zusammenzustimmen.

Was eine neue Schwindelpsychologie von einem Doppel-Ich des hypnotischen Menschen faselt, das ist also eine Thatsache beim neugeborenen Kinde. Ja das neugeborene Kind hat vielleicht so viele Ichs wie ein Bienenstock oder eine Siphonophore. Sehr bald mögen dann diese vielen Ichs zu

Digitized by Google

einigen wenigen sich verbinden; sehr langsam aber entwickelt sich in der Hirnrinde das Zentralorgan, welches die Tyrannis ergreift, alle Meldungen entgegennimmt und alle willkürlichen Bewegungen ausführt und darum von sich selber sagt: l'état c'est moi. Auf diese Zentralisation zum Einheitskörper kommt es an, nicht auf die Abstraktion moi, ich.

Entstehung des Ichs.

Wir können uns in der That nicht nur das Wesen des Ichs, sondern auch seine Entstehung recht gut unter dem Bilde der Verwaltung und der Geschichte eines Einheitsstaates, wie z. B. des französischen, vorstellen. Eine vollständige Trennung in lauter selbständige Atome hat es niemals gegeben, weil dem Staate doch immer der Zusammenhang der Familie vorausging, dem individuellen Ich immer die ererbte Angliederung der Embryozellen an die Keimzelle. Dennoch können wir es uns in unserer Sprache nicht anders vorstellen, als dass im neugeborenen Kinde der äusserste Grad von Dezentralisation herrsche, weil ja zwischen den Gliedmassen, die sich reflektorisch bewegen und dem nur gewissermassen im Groben fertigen Kindergehirn so wenig ein Depeschenaustausch stattfindet, wie später beim Erwachsenen zwischen dem Zentrum des Bewusstseins und den Nerven der Herzmuskeln. Die Entwickelung des Ichgefühls bildet, wie mir scheint, eine beachtenswerte Parallele zu den angeborenen, den instinktiven Fertigkeiten der Tiere und dem langsam erworbenen Verstande des Kindes. Wir können uns sehr gut vorstellen, dass in einem Bienenstock das Ich bei der Königin allein vorhanden sei und dass die Verbindung zwischen der Königin und den differenzierten Bienen ihres Stockes angeboren sei; im Menschenkinde ist nur die Tendenz angeboren, sich eine Zentralstelle zu schaffen für alle einzelnen Teile. Das Ichgefühl ist der Instinkt, die Einheit des Körpers zu erwerben, die Herrschaft über den Körper zu erobern. Wie aber der absolute Monarch nicht unaufhörlich regiert, wie er für gewöhnlich seinen persönlichen Bedürfnissen nachgeht und an das Ganze nicht denkt, wie er gleich einem eingeübten Kutscher nur in Augen-

Digitized by Google

blicken der Gefahr die Zügel fest in die Hand nimmt, so ist auch das regierende Ich viel seltener bei Bewusstsein, als man glaubt. Das Ichgefühl wird nicht nur täglich auf viele Stunden durch den Schlaf unterbrochen, sondern es ist auch sonst immer latent, wenn die Aufmerksamkeit nicht durch irgend eine Gefahr auf die Einheit des Ganzen gelenkt wird. Ich verstehe unter Gefahr alles, was irgendwie, wenn auch noch so leise, die einheitlichen Interessen verletzen könnte. Der gemeinsam empfundene Schmerz aller Körperteile hat das Ichgefühl hervorgerufen; jede Drohung eines Schmerzes weckt dann das Ich wieder auf, für welches der bewusstlose Schlaf der natürliche Zustand ist.

Ichgefühl eine Täuschung.

Der sprachliche Ausdruck, dass das Individuum sein Ich langsam durch Erfahrung erst erobere, führt aber wieder einmal zu einem unvorstellbaren Begriff. Denn Individuum und Ich sind ein und dasselbe. Es wäre sinnlos, zu sagen: das Individuum erobert sich seine Individualität. Hier aber verlässt uns mit dem Worte auch der Gedanke. Nehmen wir nicht mit der alten Psychologie in jedem Menschen eine einheitliche Zentralseele an, die den Körper beherrscht, — und diese Annahme enthält für uns ganz theologische, unkontrollierbare, unbewiesene und unfassbare Begriffe — so müssen wir mit der Möglichkeit rechnen, dass auch das Ichgefühl nur eine Täuschung sei, in uns entstanden als Reflex irgend einer uns gänzlich unbekannten Lebenseinheit, wie unsere Gesichts- und Gehörseindrücke, kurz alle Sinneseindrücke, am Ende aller Enden nur normale Sinnestäuschungen sind, Reflexe von irgend welchen Thatsachen, die wir heute als Bewegungen erklären. (Vergl. S. 306 f.)

Ist aber das Ichgefühl, ist die Individualität eine Lebenstäuschung, dann bebt der Boden, auf welchem wir stehen, und die letzte Hoffnung auf eine Spur von Welterkenntnis bricht zusammen. Was wir irgend von der Welt wissen können, war uns zu einer übersichtlichen Summe der vom Individuum ererbten und erworbenen Erfahrungen zusammengeschmolzen; unsere Kenntnis von der objektiven Welt war zu einem subjektiven Bilde unserer Zufallssinne geworden.

Digitized by Google

Jetzt schwindet auch das Subjekt, es versinkt hinter dem Objekte, und wir sehen keinen Unterschied mehr zwischen dem philosophischen Streben menschlicher Jahrtausende und dem Traumdasein einer Amöbe. Auch der Begriff der Individualität ist zu einer sprachlichen Abstraktion ohne vorstellbaren Inhalt geworden.

Ganz von ferne nur leuchtet ein unsicherer Schimmer in diesen Abgrund hinein. Es ist schwer, auch nur die Umrisse dieses Schimmers festzuhalten, so wie es nur dem eifrigsten Astronomen gelingt, einen Nebelfleck deutlich zu sehen. Dieser Schimmer ist die Thatsache, dass es einen Verlass gibt auf das bischen Welterkenntnis, das wir haben, dass also in der Wirklichkeitswelt etwas existiert, was wir eine Einheit nennen können. Wäre das nicht der Fall, so müsste jedes Kind auf seine eigenen Erfahrungen angewiesen bleiben und sich jedes Kind diese eigenen Erfahrungen mit Hilfe seiner individuellen Ursprache merken. Es gäbe dann kein überliefertes Wissen. Man könnte das Kind nichts lehren. Es gibt aber ein Gedächtnis der Menschheit, das ist die überlieferte Sprache oder Weltanschauung, wie es in der Natur das andere Gedächtnis gibt, welches Vererbung heisst und unter anderem unseren Organismus bildet. Wie es Keimzellen gibt, aus welchen die Organismen sich so entwickeln, wie wir es von ihnen erwartet haben, so gibt es auch im Gehirn ererbte Anlagen, die sich — wie man zu sagen pflegt — gesetzmässig entwickeln. Man stosse sich nicht an dem Worte „ererbte Anlagen“. Es kann kein Zweifel sein, dass eine Kontinuation vorhanden ist, ein Gedächtnis dessen, was wir Materie nennen. Dazu kommt dann, dass offenbar in allen Menschenköpfen, veranlasst durch die ererbte Aehnlichkeit der Zufallssinne, ein ähnliches Weltbild vorhanden ist. Es ist also in dem empfangenden Organ der Kinder etwas Gemeinsames, wie es etwas Gemeinsames gibt in dem Erfahrungsstoff der Lehrenden.

Einheit im Ich und in der Welt.

Dadurch ist es möglich, dass — was alltäglich geschieht — dem Kinde Begriffe oder Worte beigebracht werden, die es vorläufig nicht versteht und die dennoch

Digitized by Google

später auf die Wirklichkeitswelt passen. Wollte man den Kindern zuerst das Addieren begreiflich machen und sie es dann einüben lassen, sie könnten niemals das Addieren erlernen. Das Lernen der Kinder erfolgt anders. Die Erwachsenen sagen ihnen so lange „1 + 1 = 2“, bis sie nach langem mechanischem Nachplappern plötzlich etwa im fünften Lebensjahre entdecken, was für eine merkwürdige Geistesthat sie vollführt haben, wodurch sich die Einheit von der Zweiheit unterscheidet. Bevor sie diese unverstandenen Begriffe praktisch anwenden konnten, war ihnen der Satz 1 + 1 = 2 ein sinnloses Dogma wie die Lehre vom lieben Gott. Nur dass auf die Wirklichkeitswelt nicht passt, was sie in der Religionsstunde gelernt haben, dass dagegen die Lehren der Rechenstunde niemals von der Wirklichkeit dementiert werden. Die kühne Abstraktion „Einheit“ erweist sich als wertvoll, weil während eines langen Lebens jede Probe auf diesen Begriff ohne Fehler aufgeht. Es ist, wie wir aus einer kühnen etymologischen Hypothese haben lernen können, vielleicht doch kein blosser Zufall, dass der Grundbegriff alles Rechnens und das Geheimnis der Individualität mit dem gleichen Worte „Einheit“ ausgedrückt wird. Aber auch der Begriff der organischen Einheit, des Ichs, erhält einen Wert dadurch, dass er sich in der Probe des Lebens bewährt. Es muss eine Einheit in unserem Gedächtnis geben und es muss eine Einheit in der Wirklichkeitswelt geben, sonst könnten diese beiden Kontinuationen nicht zu einander passen, sonst könnte niemals eintreffen, was wir erwarten, sonst würde morgen nicht die Sonne aufgehen. Und noch mehr: die Probe auf die Wirklichkeitswelt könnte nicht stimmen, wenn es nicht noch eine höhere Einheit gäbe, die zugleich mein Gedächtnis, das heisst mein Ich, und meine Wirklichkeitswelt umfasste. Worin diese Einheit besteht, können wir nicht einmal ahnen. Sie ist nur ein schöner Schein, sie ist nur ein Reflex, aber sie ist ein Reflex von irgend einer Thatsache. Alles hat für uns eine Ursache; auch dem schönen Scheine der Individualität muss — wir können nicht anders denken — eine

Digitized by Google

Ursache zu Grunde liegen. Der schöne Schein der Individualität oder des Ichs ist das Leben. Er endet freilich mit dem Tode. Doch nur ein Narr klagt darüber, jeder Mensch also. Denn wir sprechen eigentlich nur Worte, wenn wir lächelnd sagen: Wir haben genug am Schein des Lebens, weil wir nicht mehr sind, wenn wir tot sind. Und dennoch müssen wir uns an eine philosophische Resignation gewöhnen. Solange wir leben, ist der schöne Schein des Ichgefühls, der Lebenseinheit und gar der schönere Schein einer Einheit zwischen dem Ich und der Wirklichkeit eine Freude, die stachelnde Freude am Schein einer Erkenntnis. Auch diese Freude ist eine Thatsache. Wenn der Araber verschmachtend durch die Wüste zieht und die Fata Morgana ihm eine Oase zeigt mit grünen Palmen, so ist doch selbst das Trugbild eine Thatsache und ebenso seine Freude daran. Sinkt er dann vor dem Abend sterbend hin, so mag er, wenn er ein Philosoph ist, lächelnd ausrufen: „Nur mein Ich wurde getäuscht! Was liegt daran? Irgendwo, irgendwo ist doch eine Ursache meiner Oase und meiner grünen Palmen."

*

Doppel-Ich.

Bei abstrakten Worten, wie Bewusstsein, Seele, Gedächtnis, Individuum, wenn sie eine Vergangenheit von Jahrhunderten oder von Jahrtausenden haben, glaubt jeder, sich was denken zu können, oder gar zu müssen; und die Kritik der Sprache hat die schwere und gewöhnlich unlösbare Aufgabe, dem Besitzer der schönen Worte zu beweisen, dass er an ihnen nichts besitze. Kommt aber ein solches Wort erst neu auf, wie das Doppel-Ich, so kommt der Kritiker wieder in den Verdacht, nicht einmal die kleine Beobachtung zu verstehen, auf Grund deren das neue Wort erfunden worden ist.

Das Doppel-Ich bedeutet den Gegensatz von Individuum, also ein Dividuum, einen Menschen mit zwei Köpfen, siamesische Zwillinge. Und da man aus pathologischen Zuständen gern allgemeine Schlüsse zieht, so kommt man zum Ergeb-

Digitized by Google

nis, dass jedes Individuum ein Dividuum sei, dass wir alle alternierendes Bewusstsein, zwei Köpfe u. s. w. hätten. Das frappanteste Beispiel, das jeder von uns an sich selbst erfahren hat und das freilich gar nicht nach Spukgeschichten aussieht, ist folgendes: Wer mit Unterbrechungen einen Roman liest, vergisst während des Lesens alles um sich her und lebt als Zuschauer jedesmal während des Lesens mit den Romanfiguren. Er verliert vorübergehend das Gedächtnis für alles andere und gewinnt, indem er das Buch zur Hand nimmt, jedesmal ein Gedächtnis für die Welt des Romans, das ihn wiederum während seiner Tagesgeschäfte verlassen hat. Solange der Mensch aber nicht verrückt ist, wird er nach Beendigung des Romans mit diesem Nebengedächtnis Schicht machen, und sein gewöhnliches Bewusstsein wird nur noch mehr oder weniger Spuren der ganzen Lektüre zurückbehalten.

Der Begriff des Doppel-Ich ist gepfropft auf den Begriff des Ich. Habe ich nun recht mit meiner Anschauung, dass Selbstbewusstsein ein leerer Pleonasmus sei, dass Bewusstsein nichts weiter sei als Gedächtnis, und Gedächtnis wieder nichts weiter als die Empfindlichmachung abgeschwächter Gehirnreize durch starke, neue, insbesondere durch die gemeinsamen Wortzeichen der alten und der neuen Reize, habe ich recht mit der Anschauung, dass der Ichbegriff nichts weiter sei als das Gefühl des Gedächtnisses, dass dieses Ichgefühl also nichts Konstantes sei, sondern in jedem Augenblick ein anderes Gedächtnisgefühl und nur darum scheinbar zusammenhängend, weil ununterbrochen neue Gehirnreize entstehen, von denen fast jeder, oder vielleicht jeder Associationen des sogenannten Gedächtnisses weckt: habe ich recht mit der Anschauung, dass das Ich ein leeres Wort sei, so ist der Begriff Doppel-Ich leer in zweiter Potenz. Wenn gute Beobachter nun berichten, dass es Krankheitsfälle gebe, in denen das Gedächtnis für eine Gruppe von Associationen die Leitungsfäden mit den übrigen durch Zerreissung verloren habe, so will ich das gerne glauben. Es gibt auch Magenfisteln. Es gibt auch wandernde Nieren und

Digitized by Google

andere so schöne Dinge in der Natur. Wer aber auf das leere Wort Doppel-Ich einen neuen Mystizismus aufbauen wollte, der wäre wie jeder andere Mystiker ein unklarer Kopf oder ein Betrüger, oder endlich ein betrogener Betrüger.

Denn darin liegt die grösste Gefahr des Mystizismus, wie er sich jetzt besonders als Spiritismus breit macht, dass er da mit einem blödsinnigen Wortfetisch Antwort geben zu können glaubt, wo der ganz moderne Mensch an den Grenzen der hilflosen Wissenschaft neue Fragen stellt. Was wirklich gewusst wird, ist sprachlichen Ausdrucks fähig. An den Grenzen der Wissenschaft stehen stumme Fragen; mit Worten zu antworten, ist Pfaffengeschwätz. Wer seinen Glauben verloren hat und sich nicht anders zu helfen weiss, als dass er eine neue Religion annimmt, der hat die Götter und die Pfaffen gewechselt, ist aber nicht weiter gekommen; so wenig wie ein Denker, der in seiner Muttersprache nicht mehr weiter kann, dadurch hinüberdringt, dass er eine fremde Sprache lernt.

An anderer Stelle habe ich ausgeführt, dass nur der Wahnsinnige einen wirklich freien Willen habe, das heisst dass nur bei dem Wahnsinnigen der momentane Reiz stärker sei als das Bewusstsein oder das Ich oder die Erinnerung an die bösen Folgen von Handlungen, die auf ähnliche Reize folgten. Die Freiheit des Wahnsinnigen verträgt sich sehr gut damit, dass nur der Wahnsinnige ein doppeltes Ich besitzen könne.

Paul Lindaus Theaterstück „Der Andere“ (es ist gestern von der Tageskritik mit viel Geräusch ernst genommen worden und wird bei Erscheinen dieses Buches längst vergessen sein) ist ein doppelt frivoles Spiel, ein Theaterspiel mit Theaterwissenschaftlichkeit, mit dem Doppel-Ich.

Die Thatsache des Augenspiegels, der doch gestattet, die Netzhautbilder des Menschen, der sie selbst nur subjektiv wahrnimmt, objektiv zu sehen, liesse ein neues Bild für die Gehirnthätigkeit zu. Ein System unendlicher Spiegelungen für alle Schwingungen der Seh-, Gehör- und übrigen Nerven könnte man annehmen. Spiegelungen auf elektrischem Wege,

Digitized by Google

wie man ja solche im Telephon nicht nur, sondern auch sonst für elektrische Schwingungen besitzt. Und wie für den Spiegel nur existiert, was er momentan reflektiert, so besitzt das Gehirn — durch den Zufall der Sprache — nur, worüber es momentan reflektiert, richtiger, was es reflektiert.

Mit diesem Bilde, selbst wenn sich in den physiologischen Vorgängen der Gehirnganglien etwas Aehnliches finden sollte, wäre natürlich für die Erkenntnis ebensowenig gewonnen, wie mit den Bildern von der Sekretion der Gedanken. Denn die Frage nach dem Ich, welches in den hintersten Spiegel blickt wie der Beobachter in den Augenspiegel, wäre dadurch nur hinausgeschoben und nicht gelöst.

*

Solipsismus

Das Ich ist als Wirklichkeitsvorstellung eine Täuschung der Sprache, eine Selbsttäuschung, als Ichgefühl ist es jedoch eine Wirklichkeit, und zwar bekanntlich eine sehr wirksame Wirklichkeit. Die natürlichste Folge dieses praktischen Ichgefühls ist der gemeine oder praktische Egoismus, der auch schon in seiner äussersten Konsequenz Solipsismus genannt worden ist. Häufiger nimmt man den Solipsismus für den theoretischen Egoismus, ja eigentlich für einen erkenntnistheoretischen Egoismus in Anspruch, auf den sich dann freilich das Handeln des praktischen Egoisten sehr bequem begründen liesse, nur dass der gemeine Eigennutz kaum jemals einen solchen Umweg gemacht hat.

Der erkenntnistheoretische Egoismus ist als Möglichkeit einer Weltanschauung von jeher in einzelnen Köpfen aufgetaucht. Seit Schopenhauer wird häufig ein Wort indischer Weisheit zitiert: „Alle diese Geschöpfe bin ich ganz und gar, und ausser mir existiert kein anderes Wesen, und ich habe alles Geschaffene gemacht.“ Es ist nur schwer, sich mit toten Sprachen auseinanderzusetzen. Dieser krasseste Ausdruck des theoretischen Egoismus ist nämlich dem schärfsten Ausdrucke des allliebenden Altruismus nahe verwandt, wie er uns in dem berühmten Tat twam asi der Inder und

Digitized by Google

in dem seligen Pantheismus der deutschen Mystiker aus dem Mittelalter vorliegt.

Der Solipsismus, das ist die Behauptung oder das Gefühl eines Individuums, sein Ich allein sei wirklich, alle seine übrigen Vorstellungen seien eben nur Vorstellungen, also unwirkliche Träumereien, — dieser Solipsismus ist einerseits logisch unwiderlegbar, anderseits verrückt, denn nicht einmal zur Prüfung alles Verrückten taugt die Logik.

Darin aber erweist sich der Solipsismus als ein blosses Wort, das will sagen als eine uneinlösbare Spielmarke, dass er nicht einmal ein Urteil gestattet über denjenigen, der dieses Wort zu seinem obersten Gott gemacht hat. Denn der Solipsismus kann ebensogut (wie bei Berkeley) die theoretisch-idealistische Weltanschauung eines frommen Mannes sein, der nur so die ketzerischen Sinneseindrücke und die aus ihnen folgenden atheistischen Wissenschaften bekämpfen zu können glaubt, als er auch (wie bei Stirner) die halb lachende, halb weinende Skepsis eines Verzweifelten darstellen kann, dessen praktischer Idealismus die Bestien seiner Sinne gern los werden möchte. Bleibt schliesslich noch der Solipsismus als unbewusste Weltanschauung des ruchlosen Egoisten, vom gemeinen Mörder bis zum Wucherer, der ganz und gar Sklave seiner Sinne ist, ihren Mitteilungen theoretisch vollkommen vertraut, insofern er seine Opfer für etwas Wirkliches nimmt, praktisch aber, das heisst ethisch, wirklich nichts weiter auf der Welt kennt als sein Ich allein. Hätten der gute Bischof Berkeley und der Bombenwerfer Henry beide nicht reden gelernt, sie wären stark entwickelte Gegensätze; das Wort Solipsismus und andere Worte, die besonders Nietzsche in geistreiche Formeln gebracht hat, verbinden Henry und Berkeley mit andern zu einer kleinen Gruppe von sogenannten Gleichgesinnten, das heisst von gleich Redenden, von Anbetern der gleichen Wortfetische.

*

Denn alle diese Wortgebäude von Solipsismus und dergleichen wären nicht möglich gewesen, wenn die Sprache

Digitized by Google

Ich und die Welt.

nicht vorher in ihren grammatischen Kategorien das Ich geschaffen hätte. Kaum dass man angefangen hatte, sprachlich gesprochen, die erste Person des Fürworts in ein Substantiv zu verwandeln, das Ich zu analysieren, da machte man die Entdeckung, wir seien einzig und allein unseres subjektiven Ichs gewiss, dieses Ich sei die alleinige Quelle aller Erkenntnis, und die Welt sei lange nicht so handgreiflich, wie man früher wohl geglaubt hatte. Die Engländer untersuchten sehr gewissenhaft dieses subjektive Ich, und in Deutschland wurden Systeme daraus gesponnen. Bei Kant wurde die objektive Welt zur grossen Unbekannten, zum Ding-an-sich, zu x; bei Schopenhauer gar wurde die Wirklichkeit zur blossen Vorstellung des Willens, als den das Ich sich selbst (womit?) erkannt hatte. Von einem Nebengeleise dieser Kopfstation ging dann das mystische Ich hervor, die grosse Mystifikation Fichtes, die sich — wie gesagt — schliesslich in Stirner und neuerdings in Nietzsche auf den Hohepriesterstuhl der Ethik setzte, was einer richtigen Mystifikation gar nicht übel zu nehmen ist.

Der Gedankengang war eigentlich naiv. Wir kennen die Welt nicht, jedermann kennt nur sein eigenes Ich. Man hat bisher die Regeln seines Handelns der Welt entnommen, man muss die Regeln fortan aus seinem Ich schöpfen. Es ist, als ob Robinson Crusoe aus seinen Hamburger Kindererinnerungen ein Gesetzbuch für seine unbewohnte Insel zusammenstellen wollte. Personenrecht, Sachenrecht, Strafrecht und Staatsrecht, alles für den Einzigen und sein Eigentum zugeschnitten.

Diese Entwickelung war durch das Wesen der Sprache gegeben. Der Einzige, das heisst jeder einzelne Mensch steht in jedem einzelnen Augenblicke mit der Welt nur durch seine auf die Zukunft gerichteten Zwecke und durch seine auf die Vergangenheit gerichteten Erinnerungen in Verbindung. Die Gegenwart ist der tote Punkt, den er immer nur überwindet, um ihn zu fliehen.

Die zukünftigen Zwecke bestimmen sein Handeln und lassen auf seinen Charakter schliessen; zu seinem Ich ge-

Digitized by Google

hören sie so wenig, wie der Hase zum Ich des Hundes gehört, der ihm nachjagt. Die Ziele sind Phantasievorstellungen.

Die andern Vorstellungen, die Erinnerungen, würden zum Ich gehören, wenn sie alle zugleich gegenwärtig wären und wenn sich aus ihnen sein Wesen zusammenfügte, wie Tausende von Strichen sich zu einem Bilde verbinden. So ist es aber nicht. Auch das reichste Gehirn ist nur in der Lage des Burschen aus dem Märchen, dem verliehen worden ist, einen Thaler zu finden, so oft er die Hand in den Sack steckt. Er wird dadurch ähnlich gestellt wie ein reicher Mann, aber der Reichtum ist niemals da. So hat der Mensch die Fähigkeit, jederzeit ein Wertstück aus seinem Gedächtnis mit geistigen Händen zu fassen, aber niemals sieht er etwas anderes als dieses eine. Sein berühmtes Bewusstsein, das heisst sein Gedächtnis ist für alles andere als dieses eine so blind, wie seine Augen es für seinen Rücken sind.

In der menschlichen Sprache nun wird die menschliche Erinnerung, die ererbte und die erworbene, haufenweise geordnet. Man kann wohl sagen, dass die Sprache nicht etwa die Küchenabfälle, die Kjökenmöddinge der Menschheit, sondern recht eigentlich die Exkremente der Menschheit darstellt. Die lebendige Anschauung muss sterben, muss verdaut und verbraucht werden, damit ihre Reste zum Begriff und zum Worte werden. Ein ungeheurer Berg solcher Exkremente ist die Sprache, ein babylonischer Turm von Abfallstoffen, der auch wohl bis in den Himmel hineingewachsen wäre, wenn nicht auch Fäkalien schliesslich noch ihre Abnehmer fänden und verschwänden.

Wenn nun ein tiefsinniger Naturforscher behaupten wollte, die Exkremente seien die wirkliche Welt, alles übrige sei das Produkt der Exkremente, so wäre er ein ebenso tiefer Denker wie die Philosophen, welche bei der Durchforschung des Ichs nichts weiter sahen als die Exkremente des Gehirns, die Begriffe und Worte, mit Händen und Füssen auf diesen Worten hinaufkeuchten und endlich wie Hähne auf dem Mist zu krähen anfingen: Nichts als Worte sind im Ich.

Digitized by Google

Glaubt man an ein Ich, sucht man es, so muss man es natürlich in dem Kehricht der Erinnerungen finden, der aus verwesenden Begriffen besteht. Will man die Welt mit Hilfe der Sprache erklären, so darf man den Kehricht nicht verschmähen.

Sucht man aber das Verhältnis des einzelnen Menschen zur Welt ohne Worte zu begreifen, ohne Begriffe zu begreifen, wagt man es, das Gleichgewicht zu behalten, wenn man über die fadendünne Brücke ohne die Balancierstange der Sprache hinübergeht, unternimmt man es, diese schwerfällige Balancierstange den Leuten unten an die Köpfe zu werfen . . . eigentlich müsste man verstummen. Aber ein Bild der Welt tritt ein, wenn die trüben Begriffe der Sprache beseitigt sind.

Mit dem alten Ich ist nichts anzufangen. Das angeblich so wohlbekannte subjektive Ich ist nicht mehr als ein Windhauch, der mit einem meiner Wimperhaare spielt in diesem Augenblick. Objektiv sehe ich mein Ich, wie ich die Welt sehe, und wie ich meinen Fingernagel sehe, wenn ich ihn schneide.

Ich bin auch nicht allein, ich bin nicht der Einzige. Die Welt sieht mein Ich, mein objektives Ich, und rechnet damit und stösst es dahin und dorthin. In unabsehbarer Länge ziehen sich die Kettenfäden der Welt anders für jeden einzelnen Menschen hin in der Richtung des Endes, des Todes; das objektive Ich zieht mit seinem schnellen Schiffchen als Einschlag durch die Kette hin und her und wirkt das Gewebe, und der Windhauch des Augenblicks, der jetzt und immer mit meinen Wimpern spielt, lässt mich jetzt und immer im Lichtschein des Moments die bunten Blumen des Bewusstseins auf dem weissen Gewebe täuschend erblicken.

XII.

Erkenntnis und Wirklichkeit.

Die Unmöglichkeit aller Erkenntnis durch die Sprache wäre sogar mathematisch zu beweisen, wenn eine Anwendung solcher Formeln auf psychologische Fragen nicht schon

Digitized by Google

wieder ein Missbrauch der besonderen mathematischen Sprache wäre. Aber ein Bild des wahren Sachverhalts wird doch etwa die Formel geben, welche Delboeuf (Logik S. 105) aufgestellt hat.

$$A = f\ (a,\ x),$$

in Worten ausgedrückt soll das heissen: das Wirkliche (A) wäre zu erkennen oder zu berechnen als eine Funktion von unserer Sinneswahrnehmung (a) und der uns unbekannten (x) Mitwirkung unserer Sinnesorgane bei dieser Wahrnehmung. Wenn man diese Formel auf Treu und Glauben hinnimmt, so könnte sie beinahe trostreich aussehen. Sie scheint nur eine einzige Unbekannte zu enthalten. Sie stellt die Wirklichkeitswelt unter dem Bilde eines positiven Wertes hin; man könnte fast glauben, dass aus dieser Formel sich die einzig vorkommende Unbekannte, die Natur unseres Geistes oder die Art unserer Sinnesthätigkeit genau berechnen liesse, aus der Wirklichkeitswelt (A) und ihrer Erscheinung oder unseren Sinneswahrnehmungen von ihr (a). Wirklich könnte man alle Versuche, eine physiologische Psychologie zu begründen, auf den Aberwitz zurückführen. das x aus der Formel Delboeufs heraus berechnen zu wollen.

Aberwitz scheint mir dieses Bestreben, weil es nicht wahr ist, dass es eine Formel mit nur einer Unbekannten ist. Die Bewertung der einzelnen Zeichen wird, von unserem Standpunkt betrachtet, ganz anders ausfallen. Wir werden eine Formel mit einer imaginären Grösse, mit einer von zweifelhafter Wirklichkeit und mit einer unbekannten Grösse vor uns sehen.

Die Natur unseres Geistes (x) ist die imaginäre Grösse. Ob wir sie unsere Seele nennen wollen, oder das Wesen unserer Sinne, oder noch vorsichtiger die Thätigkeit unseres Gehirns, immer wird es für unsern Standpunkt gewiss sein. dass diesem x nichts Wirkliches entspricht. Wenn heute die fortgeschrittene Psychologie sich darüber klar ist, dass das Wort Seele eine ebenso kühne Personifikation war wie einst Zeus für das Prinzip des Himmels oder die Dryade für das Lebensprinzip des Baumes, so wird man bald da-

Digitized by Google

hinter kommen, dass selbst das unscheinbare Wort Thätigkeit eine zwar weniger kühne, aber doch nicht weniger leere Personifikation ist.

Das Wirkliche (A) ist die Grösse von zweifelhafter Wirklichkeit. Denn seine Wirklichkeit, seine Wirksamkeit auf uns, sein Verhältnis zu unseren Sinneswahrnehmungen steht ja eben in Frage. Wenn nun Psychologen wie Wundt mit Hilfe physikalischer Apparate das Wirkliche zu erkennen glauben, mit Hilfe anderer physikalischer Apparate unsere Sinneswahrnehmungen von der Wirklichkeit genauer beobachten und aus diesen beiden scheinbar bekannten Grössen auf die Natur unseres Geistes schliessen wollen, wenn sie z. B. (in Uebereinstimmung mit der gegenwärtigen Metaphysik, soweit sie sich Naturwissenschaft nennt) das wirkliche Licht für Bewegung ausgeben, die Lichterscheinungen als Bewegungen berechnen und darum in unserem Gesichtssinn eine Uebertragung von Bewegungen erblicken, so haben wir eine vollkommen imaginäre Grösse (das Wesen unseres Gesichtssinns) durch etwas zu erklären gesucht, dessen Wirklichkeit nach wie vor vollkommen zweifelhaft ist. Denn mögen sie sich bei ihren Experimenten drehen und wenden wie sie wollen, sie kommen nicht über das Wahrnehmen von Erscheinungen hinaus, hinter denen dann das Wirkliche, die alte Frage, ungelöst bleibt. Die physikalischen Apparate können die Erscheinungen noch so sehr vergrössern, sie bieten immer nur Erscheinungen. Die glatte Wange der Geliebten, die glatte Oberfläche einer Stahlnadel mag unter dem Mikroskop noch so viele Poren, Höcker und Rauhigkeiten aufweisen, das Ding-an-sich der Haut oder des Stahls wird dennoch nicht sichtbar. Ein kurzsichtiges Auge sieht nicht so viel Sterne wie das des Schiffers, das gute Auge des Schiffers sieht nicht so viele wie das bewaffnete Auge des Astronomen, aber das Wesen der Sterne wird darum durch das Teleskop nicht besser erkannt. So ist auch die Verwandlung der Lichterscheinungen, der Farbenempfindungen in sogenannte Aetherschwingungen zum Teil eine genauere Beobachtung, zum Teil eine vorläufige Hypothese, jeden-

Digitized by Google

falls eine Metapher. Diese Zurückführung der Lichterscheinungen, der Farbenempfindungen auf Aetherschwingungen nun aber zuletzt für das Wirkliche, für das Licht als Ding-an-sich auszugeben, ist die alte und ungeschwächte Vermessenheit unserer Sprache, besonders darum eine Vermessenheit, weil wir eben gar nicht wissen, ob dem zusammenfassenden Worte „Licht" irgend etwas in der Wirklichkeit entspreche, weil wir vielmehr annehmen dürfen, dass diesem Worte in der Wirklichkeit nichts entspreche.

Unsere Sinneswahrnehmungen (a), das heisst die uns bekannten Erscheinungen der Wirklichkeitswelt sind in der Formel von Delboeuf das einzige, woran wir uns halten können, weil — wie wir gesehen haben — die anderen Werte zweifelhaft oder imaginär sind. Wir geraten in die Lage eines Kapitalisten bei einem Weltkrach. Von den Verschreibungen und Papieren, die in seiner Kasse lagern und in seinem Hauptbuche beziffert sind, stellen sich die einen als ganz und gar imaginär heraus wie Aktien einer Plantage auf dem Monde. Die andern sind so zweifelhaft wie die Aktien eines Bergwerks in Westafrika, von welchem Bergwerk man nicht weiss, ob es in Betrieb und ob es überhaupt vorhanden ist. Aber auch die besten Werte sind in diesem allgemeinen Bankerott vorläufig nicht zu beziffern. Das menschliche Denken besitzt nichts als seine Sinneswahrnehmungen, von ihnen wird es fürder sein Leben zu fristen haben, aber es weiss nicht einmal, wie weit es sich auf sie verlassen kann.

Die Welt ein Traum

Es fällt mir nicht ein, damit die alte Phantasie von der Traumhaftigkeit alles Wirklichen vorkramen zu wollen, den oben erwähnten theoretischen Solipsismus. Diese Phantasie behauptet, dass das Wirkliche ganz bestimmt nichts sei. Dann ist aber auch diese Behauptung ein Traum. Würde ich so träumen, so wäre ich auch noch im Traume klug genug, den ewigen Schlaf angenehmer auszufüllen als mit einer aufreibenden Gedankenarbeit. Nicht ein Traum ist unsere Lehre, sondern die wache Besinnung darüber, dass wir an der Wirklichkeitswelt zweifeln müssen, dass sogar

Digitized by Google

ganz gewiss das Wort Wirklichkeit ein Bild für die Ursache unserer Sinnesempfindungen ist, wie Zeus ein Bild der Ursache für den Himmel war.

Im übrigen ist die Lehre von der Traumhaftigkeit der Wirklichkeitswelt — wie gesagt — in keiner Weise logisch zu widerlegen. Die Annahme einer Wirklichkeitswelt war vielmehr ursprünglich die frechste und gewagteste Hypothese, die jemals von einem Menschengehirn ausgeheckt worden ist, wenn auch diese unerhörte Hypothese ganz sicher so alt ist wie das Leben auf der Erde. Die Annahme einer Wirklichkeitswelt ist nämlich ein Induktionsschluss aus einem einzigen Falle. Weil ich, das heisst diese meine Empfindung, innerhalb der Grenzen meiner Haut, bald von Innen, bald von Aussen bestimmt zu werden glaube. darum glaube ich an die Wirklichkeit der Aussenwelt. In dem unendlichen Weltenraum und in der unendlichen Weltenzeit ist dieser einzigste Fall einer Vorstellung des Innen und des Aussen bekannt, und aus diesem einzigsten Falle schliesse ich auf eine Regelmässigkeit, die man das alleroberste Gesetz der Natur nennen könnte: dass es nämlich etwas Wirkliches gebe. Selbst die Existenz unzähliger anderer gleich mir empfindender Organismen, die ihrerseits wieder an ein Innen und ein Aussen glauben mögen, ist wieder nur ein Induktionsschluss aus dem einzigen Falle.

Hypothese einer Wirklichkeitswelt.

Der Frechheit dieser Hypothese, die allen logischen Anforderungen widerspricht, indem sie also Induktion aus einem einzigen Falle ist, steht freilich eine ganz merkwürdige Anwendbarkeit dieser Hypothese gegenüber. Von der Wiege bis zum Grabe, in jedem Augenblicke des Wirkens oder des Lebens benimmt sich mein Ich, als ob die Hypothese einer Wirklichkeitswelt eine bewiesene Thatsache wäre. Und alle die unzähligen Handlungen meines Ich, vom Atemholen und Essen bis zu einer Reise nach Afrika und dem Studium der Spektralanalyse, haben noch niemals den geringsten Verdacht gegen die Richtigkeit dieser umfassendsten Hypothese in mir aufsteigen lassen. Ja noch mehr. Ich bin mir eines Gedächtnisses bewusst, das heisst der Nachwirkung

Digitized by Google

einer Vorstellung über die Zeit hinaus, wo die Wirklichkeitswelt mein Ich in irgend einem Punkte bestimmte. Die freche Hypothese einer Wirklichkeitswelt wird überraschend bestätigt durch die blosse Möglichkeit dessen, was wir unser Gedächtnis nennen. Es scheint wirklich etwas da zu sein, weil es dann noch da ist, wenn wir es nicht mehr empfinden. Und weiter, durch Sprache und Schrift ist uns ein tausendjähriges Gedächtnis der Menschheit überliefert worden und in den unzähligen Empfindungen dieser tausendjährigen Gedächtnisse unzähliger Organismen, die wir uns als unseresgleichen vorstellen, widerspricht nichts der vorläufigen Annahme einer Wirklichkeitswelt.

So werden wir nicht übermütig sein. Wir werden eine so bequeme Hypothese nicht ablehnen, weil sie unerwiesen ist. Wir werden so etwas wie eine Wirklichkeitswelt weiter glauben, wir werden dabei aber die verlegene Anmerkung machen, dass es schon wieder unser Gedächtnis und das Gedächtnis der Menschheit ist, also nur unsere Sprache, was in uns den Schein einer Wirklichkeitswelt befestigt, und dass es darum mehr als verwegen wäre, aus dieser selben Erscheinung, welche uns knapp das Dasein einer Welt ahnen lässt, auch noch das Wesen dieser Welt erkennen zu wollen.

Ebensogut wie ich dieses urälteste felsenfeste Vertrauen auf eine Wirklichkeitswelt die frechste Hypothese der Menschheit genannt habe, hätte ich es auch die urälteste und kindlichste Religion der Menschheit nennen können. Es sind ja Religionen immer und überall kühne Hypothesen. Ganz gewiss ist für das Tier das Vertrauen auf die Existenz der übrigen Natur, ganz gewiss ist für den Hund das Vertrauen auf die Existenz der Menschenwelt ein Glaube, ein zweifelloser Glaube, soweit man tierisches Seelenleben mit menschlichen Worten bezeichnen kann. Alle andern Glaubenssätze werden notwendig von der fortschreitenden Wissenschaft zerstört; denn darin eben besteht ja die Wissenschaft, dass sie alte Beobachtungen mit neuen verbindet, und dass sie der Religion raubt, was erst einmal beobachtet worden ist. Der Religion bleibt nichts erhalten,

Digitized by Google

als was sich der Beobachtung entzieht. Denken wir uns also die menschliche Wissenschaft bis an ihre äussersten Grenzen ausgedehnt, so wird sie den Glauben aus allen seinen Positionen hinausgedrängt haben, so wie sie bereits im unendlichen Weltenraum keinen Platz mehr gelassen hat, der eine Wohnung der Götter sein könnte. Aus allen diesen Positionen muss der Glaube verschwinden, nur nicht aus der einen: dem Verlass auf eine Wirklichkeitswelt. Ueber unsere Welt der Erscheinungen kann die Beobachtung nicht hinausdringen, vor der Wirklichkeit muss die Erkenntnis Halt machen und ewig die Wirklichkeit dem Glauben überlassen. Ueber die Welt der Erscheinungen hinaus kann die menschliche Sprache nicht dringen; an die Wirklichkeitswelt wird die vollendete Menschenwissenschaft einfach glauben müssen, wie das stumme Tier wohl an die Natur glaubt, wie der bellende Hund fromm auf die Existenz seines Herrn vertraut.

Naturwissenschaft und Religion.

Diese bescheidene Wahrheit lehrt uns nicht allein jede gewissenhafte Ueberlegung abstrakter Formeln, sondern auch jede Erinnerung an den Fortschritt auch der gewissesten Wissenschaften. Als der Lauf der Sterne noch nicht so genau beobachtet war wie heute, gehörte schon alles das der Wissenschaft an, was eben beobachtet war. Der Wechsel von Tag und Nacht war die Wissenschaft der urältesten Zeit. Es ist mir sehr fraglich, ob der Wechsel von Tag und Nacht auch zur Wissenschaft des Hundes gehört. Vermutlich ist für den Hund und für die anderen klügsten Tiere Aufgang und Untergang der Sonne noch Religionssache. Für die ältesten Menschen aber schon war der Wechsel von Tag und Nacht sichere Beobachtung, also Wissenschaft; ebenso später der Wechsel der Jahreszeiten, und nach noch zahlreicheren Beobachtungen, vielleicht nach Hunderttausenden von Jahren, auch die Regelmässigkeit im Wechsel der Jahreszeiten, in der Wiederkehr des Mondes, die Regelmässigkeit von Sonnenfinsternissen und dergleichen. Es bedarf nur eines Hinweises darauf, dass alle diese Beobachtung oder Wissenschaft nur die Erscheinungswelt be-

Digitized by Google

traf; die Wirklichkeitswelt blieb Sache des Glaubens, wie der Hund an den Wechsel von Tag und Nacht glaubt, weil er ihm noch nicht einmal als regelmässige Beobachtung aufgegangen ist. In der Sonne und in jedem Planeten sass ein Gott, der auf seinem feurigen Wagen über das Firmament kutschierte. Wir lächeln über diesen naiven Glauben, und lächeln noch spöttischer über den frommen Mann, der christlich zu sein glaubte, da er noch zur Zeit der Renaissance sieben Engel als die bewegenden Geister der sieben Planeten annahm und lehrte. Der damals schon ziemlich richtig beobachtete Lauf der Planeten war die bewusst gewordene Erscheinung, war Wissenschaft; die sieben Engel waren die geglaubte Wirklichkeit, die Religion. Bald darauf erfolgte die grosse That Newtons, die Beobachtung, dass der Fall der Körper auf Erden und der Lauf der Gestirne im Himmel ein und dieselbe Regelmässigkeit besitzen. Seitdem haben wir unvergleichlich genauere Tafeln über den wirklichen Lauf der Planeten, über das Eintreffen der Finsternisse und über das Sichtbarwerden der Kometen. Die Wissenschaft, die Sammlung beobachteter Erscheinungen ist viel reicher geworden; die Wirklichkeit nennen wir seitdem die Gravitation, aber die Gravitation ist nicht Wissenschaft, ist nicht Beobachtung, die Gravitation ist Hypothese, ist Religion. An die Stelle der göttlichen Kutscher auf feurigen Wagen und an die Stelle der schon viel unkörperlicheren und durchsichtigeren leitenden Engel ist das leere Abstraktum Gravitation getreten. Es ist das neue Wort einer unbefriedigenden, einer langweiligen Religion, aber es ist dennoch Religionssache.

Man kann der Naturwissenschaft nahetreten, wo man will, überall wird man denselben Fortgang wahrnehmen. Die geistige Entwickelung des Menschengeschlechts besteht in der Verbesserung ihrer natürlichen und ihrer künstlichen Sinnesorgane. Immer genauer wird beobachtet. Was wir aber beobachten und unter dem Namen der Wissenschaft sammeln und ordnen, ist immer nur die Welt der Erscheinungen. Wir sitzen vor der Natur wie das Kind im Theater

Digitized by Google

vor dem bunten Vorhang. Es staunt den Vorhang an und glaubt, er wäre schon die Sache, um derentwillen es gekommen ist. Die Wirklichkeitswelt hinter dem Vorhange beobachten wir nie. Heute wie vor unendlichen Jahrtausenden beobachtet Mensch und Tier den Blitz, wie er leuchtet und den Donner nachrollen lässt. Einst sagte man, Zeus sei der Donnerer. Heute sagen nur noch fromme Mütter zu unmündigen Kindern: der liebe Gott sei böse und drohe mit Blitz und Donner. Die Wissenschaft hat die Schnelligkeit des Donnerschalls berechnet, sie hat ferner die Erscheinung des Blitzlichtes mit den Erscheinungen sogenannter elektrischer Körper in Zusammenhang gebracht; die Wissenschaft ist eben im Begriff, gemeinsame Regelmässigkeiten der Lichtwirkungen und der elektrischen Wirkungen zu beobachten und damit ihrer Ordnung einzufügen. Alle diese bewunderungswürdigen Beobachtungen betreffen aber immer nur die uralte und unveränderte Erscheinung des Blitzes; für seine Wirklichkeit tritt heute das Wort Elektricität auf. Das Wort ist nicht so schön, ist nicht so fasslich wie es einst der zürnende Gott war, aber Religionssache ist „die Elektricität" so gut wie Zeus. Es ist sogar nur scheinbar, wenn wir darin einen Fortschritt zu sehen glauben, dass der zürnende Zeus eigentlich nur ein Mensch war mit menschlichen Absichten, die Elektricität aber eine unpersönliche Kraft zu sein vorgibt, ohne Einsicht und Absicht wie der blutleere Gott Spinozas. Nur die Erscheinungen dieser angenommenen Kraft sind ohne Einsicht und ohne Absicht, ohne Verstand und ohne Willen vorzustellen; die Kraft selbst, diese religiöse Vorstellung, diese schlechtmythologische Elektricität muss (im Sinne Schopenhauers) etwas wollen, sollen wir uns sie überhaupt vorstellen können. Und wer etwas will, der stellt sich immer selber das vor, was er will. Auch die Elektricität hat also (in ihrer Sprache) Verstand und Willen, auch sie ist der alte Donnerer Zeus, nur so durchsichtig und formlos, dass unsere Bildhauer sich umsonst abquälen, sie künstlerisch darzustellen.

Auf dem Wege, welcher den Kaiser von Oesterreich

Digitized by Google

zu seiner Loge im Wiener Burgtheater führt, steht die „Elektricität“ von Johannes Benk. Einerlei, wie er die Trägerin elektrischen Lichtes nennt, es ist ein schönes Frauenzimmer, aber für die Wirklichkeit hinter der elektrischen Erscheinung wäre der alte Donnerer fast moderner zu nennen als dieses einsame Frauenzimmer. Reinhold Begas hat so ein modernes Heiligenbild, die heilige Elektricität oder das Götterbild der Elektricität schon besser getroffen, als er die Erscheinung des elektrischen Lichts durch die Liebe, durch die Berührung zweier Lippenpaare darzustellen suchte. Die Wissenschaft wird sich mit dem Gedanken auseinander setzen müssen, dass das letzte Prinzip aller Erscheinungen nicht etwas Einfaches ist, sondern etwas Doppeltes, eine Polarität. Wir werden zu einem Dualismus zurückkehren müssen, nicht zu einem Dualismus des Gegensatzes, wie es Geist und Körper war, sondern zu einem polaren Dualismus, wie er in den neuen Kräften der Naturwissenschaft, im Magnetismus und in der Elektricität beobachtet wird und wie er hoffentlich bald auch in der Chemie beobachtet werden wird. Wäre aber dieser neue polare Dualismus erst wirklich allgemein beobachtet, dann wäre auch er wieder nur Erscheinung und seine Wirklichkeit bliebe unerkannt.

Ich weiss, dass ich aus Anlass der elektrischen Gottheit, aus Anlass dieses Wortes „Elektricität“ soeben ins Phantasieren geraten bin. Ich that es aber vielleicht nur, um einen Uebergang zu finden zu einem schwierigen Gedankengang, der mir deutlicher als alles andere zu beweisen scheint, dass irgend eine Erkenntnis der Wirklichkeitswelt in alle Ewigkeit der Ewigkeiten auch der vollendeten Menschenwissenschaft versagt bleiben müsse. Ich will diesen Gedankengang auszusprechen suchen.

Kausalität.

Der urälteste Glaube der Menschheit, der Glaube an eine Wirklichkeitswelt, fällt zusammen mit einem anderen urältesten Glaubenssatz, den wir für Wissenschaft auszugeben pflegen, fällt zusammen mit dem Glauben an die Kausalität, mit dem Glauben an eine Verkettung von Ursache und Wirkung in der Natur. Ich bemerke nebenbei, dass der Glaube

Digitized by Google

an eine Kausalität eigentlich noch kindlicher, noch ursprünglicher sein muss als die Religion der Wirklichkeit. Denn der Hund, der den Glauben an die Wirklichkeitswelt zwar zweifellos, aber auch ganz unbewusst besitzen mag, lebt und webt doch ganz bewusst im Glauben an eine Kausalität dieser Wirklichkeit; er kennt im Umkreise seiner Beobachtung die Verkettung von Ursache und Wirkung.

Wenn wir aber bis auf die letzten Elemente auflösen, was in unserem Gehirn als Ursache und Wirkung erscheint und wovon wir glauben, dass es auch in einer Wirklichkeitswelt existiere, so gelangen wir knapp zu der höchst abstrakten Vorstellung, dass das undurchdringliche Gewebe von Raum und Zeit diese Kausalität, diese Wirklichkeitswelt hervorbringe. Der Raum allein in seinen drei Dimensionen stellt sich unserem Gehirn immer noch dar als etwas Unwirkliches, als etwas Leeres, als ein unerfüllter Raum. Wir müssen ihn mit der vierten Dimension durchweben, mit der Zeit, um zur Wirklichkeit zu gelangen. Oder umgekehrt: Wir müssen der Gottheit, die wir Wirklichkeit nennen, ihr Gewand ausziehen, die drei Dimensionen des Raums, um die nackte Zeit vor uns zu haben. Wenn uns auch die ungeheure Vorstellung erschreckt, wir müssen es fassen, dass Raum und Zeit zusammen uns die Wirklichkeit weben und dass wir in jedem Augenblicke der unendlichen Zeit, und jeder Einzelne für sich an jener Stelle stehen, wo das Weberschiffchen der Zeit die drei Dimensionen des Raums geschäftig durchschneidet. Hätten wir dann — so scheint es — Raum und Zeit begriffen, so besässen wir auch endlich, endlich eine Erkenntnis der Wirklichkeit und hätten mit dem diamantenen Sporn unseres dahinfahrenden Geistes die ehernen Schranken der Erscheinungswelt endlich durchbrochen.

Gravitation.

Es scheint nur so. Und mit erstaunlichem Scharfsinn hat man versucht, Raum und Zeit zu erklären, zu begreifen. Die Zeit sei das eigentliche Wesen menschlich-geistigen Lebens. Der Raum aber lasse sich durch die Geltung des Gravitationsgesetzes beweisen.

Digitized by Google

Die Anziehungskraft zweier Körper verhält sich nachweisbar umgekehrt wie das Quadrat ihrer Entfernungen. Wir können uns ganz deutlich vorstellen, wie dieses Verhältnis in einem dreidimensionalen Raum so sein muss. Die Anziehungskraft verteilt sich nach unserer Vorstellung auf die Oberfläche der Kugel, in welche die Anziehungskraft ausstrahlt. Die Kugel ist hier nur eine ideale Form des Raums. Die Oberfläche der Kugel steht zu ihrem Halbmesser wirklich in einem quadratischen Verhältnis. Also muss der wirkliche Raum ebenso dreidimensional sein wie unsere Vorstellung von ihm. Hätte der Raum in Wirklichkeit nur zwei Dimensionen, die Anziehungskraft müsste im einfachen Verhältnis zum Halbmesser oder zur Entfernung wirken. Hätte der wirkliche Raum mehr als drei Dimensionen, so müsste in der Formel der Gravitation eine andere Funktion als die quadratische eintreten. Also: der wirkliche Raum entspricht unserer dreidimensionalen Vorstellung, wir haben eine Erkenntnis von der Wirklichkeit. Alles sehr hübsch und geistreich.

Ich will nicht fragen, wo in diesem Bilde die Zeit bleibt, die vierte Dimension der Wirklichkeit. Ich will nicht fragen, ob die ganze Vorstellung von einem geometrischen Raum nicht am Ende doch nur ein bildlicher Ausdruck für die Beziehungen der Wirklichkeit sei, wie wir doch auch die Sphärenvergleichung der logischen Begriffe und Urteile als ein falsches Bild des geistigen Vorgangs nachweisen werden. Ich will endlich nicht die letzte Frage stellen: ob wir bei den Worten dieser Gedanken noch Erinnerungsbilder an Sinneseindrücke glaubhaft vor uns haben, ob wir nicht die Welt der Erscheinungen schon verlassen haben, da wir auf ihren Schultern in die Welt der Wirklichkeit einzudringen suchen. Eines aber will und muss ich fragen.

Auch die Gravitation enthüllt sich uns als ein polarer Dualismus. Einen einzigen Körper allein können wir uns gar nicht als dem Gravitationsgesetze unterworfen vorstellen. Was wir zu beobachten glauben, ist immer und überall die gegenseitige Wirkung zweier Körper, eine Polarität. Wie

Digitized by Google

weit wir auch diese Polarität zurückverfolgen, sie bleibt Erscheinung, schon darum, weil wir sie eben auf keine Einheit zurückbringen können.

Und weiter muss ich jetzt fragen: ist bei dieser Erscheinung, die wir Gravitation nennen, die andere Form, unter der wir die Wirklichkeit glauben, ist die Zeit nicht immer und überall mit thätig? Die Welt stürzt uns zusammen auf einen Punkt, wenn wir den Raum fortdenken. Die Welt zerfliesst aber auch in Nichts sofort, wenn wir die Zeit fortdenken. Auch die Gravitation ist nur ein Doppelheiligenbild von etwas, was wir gegenseitige Wirkung nennen, um das Vielfache, was wir sehen, endlich auf ein Zweifaches zurückzuführen.

Wer aber sagt uns, dass dieses Zweifache der Wirklichkeit selbst angehört? Wer sagt uns, dass dieser Dualismus etwas anderes sei, als auf der einen Seite die Welt der Erscheinung und auf der anderen Seite mein altes Ich, das an eine Wirklichkeitswelt glaubt?

Ist aber mit Hilfe unserer armen Sprache nicht einmal die Erkenntnis dessen möglich, was den urältesten Glauben der Menschheit bildet, die Erkenntnis eines Wirklichen nämlich, wie steht es da um das Verhältnis der Sprache zur Erkenntnistheorie überhaupt?

*

Erkenntnistheorie.

Unter den gelehrten Bearbeitern der verschiedensten wissenschaftlichen Felder und Beete, soweit die Herren überhaupt noch an philosophische Fragen denken, ist jetzt allgemein die Neigung verbreitet, der Philosophie die Einzelwissenschaften zu entziehen, der Metaphysik jede wissenschaftliche Berechtigung abzusprechen und so die alte Philosophie auf das Austragstübel der Erkenntnistheorie zu setzen, wo sie sämtliche Wissenschaften der Natur und des Geistes als ihre Hilfswissenschaften studieren mag, um dann die menschliche Erkenntnis zu kritisieren und über die Grenzen der menschlichen Erkenntnis nachzudenken. Ich sollte

Digitized by Google

meinen, die Philosophie sollte ein solches Ehrenamt gern ausüben, nachdem sie im Mittelalter die Magd der Theologie und bei den Griechen die Reinmachefrau der Naturwissenschaften gewesen ist.

Die Philosophieprofessoren als die Herren vom Fach sind aber mit dieser Einschränkung auf die Erkenntnistheorie nicht einverstanden. Man hat mit erkenntnistheoretischen Fragen kein grosses Publikum. Wer ein philosophisches Werk liest, will doch schliesslich etwas Positives für Kopf und Herz zurückbehalten; Erkenntnistheorie ist wesentlich kritisch, negativ.

Dazu kommt noch eins, was den Kredit der Erkenntnistheorie schädigen mag. Es scheint nämlich, als habe sie nicht einmal kritisch zu bestimmten Ergebnissen geführt, als sei sie bloss der neue Name für den alten Kampfplatz, auf welchem der Streit ausgefochten wird, der seit Menschengedenken zwischen hundert Parteikombinationen kreuz und quer geführt wird, der aber einem übersichtigen Auge doch ungefähr als der grosse Kampf zwischen den Realisten und den Idealisten erscheint. Was soll uns eine Erkenntnistheorie, wenn sie nicht einmal diese ältesten Fragen zu entscheiden vermag? Wenn in allen praktischen Dingen heute wie vor Hunderttausenden von Jahren der unsinnlichste Künstler und der übersinnlichste Philosoph so denkt und handelt wie der hahnebüchne Realismus des Wilden oder des Tieres, nach welchem unsere Welterkenntnis der Wirklichkeitswelt da draussen einfach entspricht? Wenn neben diesem hahnebüchnen Realismus, dieser unsterblichen volkstümlichen Weltanschauung der alte Wortrealismus Platons und des Mittelalters in Hegel wieder auftauchen konnte und morgen eine neue Gestalt gewinnen kann, der Wortrealismus, der etwa lehrt: die Welterkenntnis in unserem Kopfe ist die einzig richtige, weil sich die Wirklichkeitswelt da draussen nach den Begriffen in unserm Kopfe richten muss — was nützt Erkenntnistheorie, wenn dieser scholastische Wortrealismus immer noch zucken darf? Wenn ein skeptischer Idealismus mit glänzendem Erfolge lehren darf, dass

Digitized by Google

die Welterkenntnis in unserem Kopfe das einzig Wirkliche ist und wir von der Wirklichkeitswelt da draussen nichts wissen, nicht einmal, ob sie ist oder nicht ist? Wenn Kant diese verzweifelte Erkenntnistheorie wieder freundlicher machen durfte durch den scholastischen Zusatz, es sei in unserem Kopfe Welterkenntnis nur der Form nach da, gewissermassen nur das Schema F, welches von der Wirklichkeitswelt da draussen zwar nach der Vorstellung des hahnebüchnen Realismus ausgefüllt werde, doch so, dass niemand das Füllsel, das Ding-an-sich jemals kennen lernen könne? Und wenn die neueste Physiologie der Sinnesorgane noch stolz darauf ist, mit der Kantischen Erkenntnistheorie übereinzustimmen? Fassen wir aber Erkenntnistheorie als Sprachkritik, natürlich als eine Sprachkritik, welche alle Beziehungen unserer Welterkenntnis oder Sprache zur Geschichte, zur Logik und zur Psychologie aufzuklären sucht, so wächst die von den Fachmetaphysikern verachtete Erkenntnistheorie langsam zur Wissenschaft der Wissenschaften heran, sie wird zur einzigen Wissenschaft, weil wir ja nichts wissen als etwa das bisschen, was wir vom Wissen wissen. Und auch die Crux der Erkenntnistheorie, die Frage nach dem Verhältnis zwischen der Welterkenntnis und der Wirklichkeitswelt, gewinnt vom sprachkritischen Standpunkte ein etwas verändertes Ansehen.

Sprachkritik die einzige Wissenschaft.

Würde Erkenntnistheorie und Sprachkritik nicht zu einem einzigen Begriffe zusammenfallen, so kämen wir hier in nicht geringe Verlegenheit, weil wir doch auch die Sprachkritik als die einzige Wissenschaft proklamiert haben. Wir können aber Sprachkritik und Erkenntnistheorie einander gleich setzen, wenn wir die Kantsche Erkenntnistheorie nur so verstehen, wie sie gerade durch die neuere Auffassung der Sinnesorgane, die evolutionistische, uns allein noch vorstellbar geworden ist. Es hat nämlich die Physiologie gar keinen Grund, sich ihrer Uebereinstimmung mit Kants Metaphysik zu rühmen; es ist da nur geschehen, was immer geschieht: die Naturwissenschaft hat sich in ihren abstraktesten Begriffen immer der zuletzt in Ansehen gewesenen Philo-

Digitized by Google

sophie gefügt, und wäre diese Philosophie auch zufällig die letzte Religion gewesen.

Kant.

Wie schon in anderem Zusammenhange gezeigt, ist Kants Erkenntnistheorie für uns darum veraltet, weil er von der Entwickelung der einzelnen Sinnesorgane und sonach auch von der Entwickelung des menschlichen Verstandes keine Ahnung hatte. Die Bedeutung dieser Thatsache scheint mir auf der Hand zu liegen. Der Skepticismus von Kants Vorgänger, der skeptische Idealismus Humes, dass nämlich die Welterkenntnis in unserem Kopfe das einzig Wirkliche sei, könnte auch unter der Herrschaft der Entwickelungstheorie weiter gelehrt werden; denn ob die Sinne und der Verstand sich entwickeln oder nicht, von der Wirklichkeitswelt erzählen sie uns fürs erste nichts. Sobald aber die Sinne und ihr Verstand sich von dem blinden Tappen der Amöbe bis zur Gehirnthätigkeit eines Kant langsam entwickelt haben, kann es doch im Verstande kein unveränderliches Schema F geben, können doch die Kategorien des Verstandes nicht die feste Form aller Weltanschauung bieten. Von einer Warte aus gesehen, die nicht wie Napoleons Pyramiden vierzig Jahrhunderte, sondern vierzig Hunderttausende von Jahren überblickt, erscheint das Verhältnis von Welterkenntnis zur Wirklichkeitswelt etwa so, wie uns die Geschichte der Philosophie als kleines Bild der grossen Entwickelung erscheint. Es ändern sich nämlich nicht nur die Philosophien von Jahrhundert zu Jahrhundert, sondern mit ihnen auch die Geschichte der Philosophie, weil der Standpunkt immer wieder ein anderer wird. So ändert sich das Bild unseres Sonnensystems für den irdischen Beobachter unaufhörlich, weil der Standpunkt des Beobachters mit der Bewegung der Erde sich ändert. In der Astronomie hat man diese doppelte und dreifache und so weiter-fache Bewegung in mathematische Formeln bringen können, seitdem man die Bewegung der Erde berechnet hat. Eine solche fast mathematische Formel für die Entwickelungsgeschichte der menschlichen Sinne und ihres Verstandes wäre die Vollendung der Kantischen Philosophie. Eine solche Denkform

Digitized by Google

der fortschreitenden Welterkenntnis müsste sich aus der Geschichte der Sprachen aufbauen lassen, wenn wir eine Idealgeschichte der menschlichen Begriffe besässen. Neben einer Entwickelungsgeschichte des menschlichen Gehirns und der einzelnen Sinnesorgane wäre eine solche Wissenschaft also etwa das, was Spencer einmal (Psychologie I, 144) „die Psychologie, von ihrer subjektiven Seite betrachtet, eine durchaus einzig dastehende Wissenschaft, unabhängig von allen andern irgend denkbaren Wissenschaften und einer jeden grundsätzlich entgegengesetzt“ genannt hat. Es wäre das nicht nur eine einzig dastehende, sondern überhaupt die einzige Wissenschaft, es wäre die Entwickelungsgeschichte des menschlichen Verstandes, und da diese nur die kritische Geschichte des in der Sprache allein aufbewahrten Gedächtnisses der Menschheit wäre, so wäre diese einzige Wissenschaft die Kritik der Sprache. Dieser Idealwissenschaft sich auch nur anzunähern, wäre schon ein stolzer Traum. Nur dass wir uns zur rechten Zeit besinnen: dass nach unserer Lehre die einer solchen Idealwissenschaft zu Grunde zu legende Entwickelungsgeschichte der Sinnesorgane ebenso Zufallsgeschichte wäre wie unser bisschen sogenannte Weltgeschichte, dass unsere Sinne Zufallssinne sind, dass also auch die Geschichte der Sinne und ihres Verstandes oder die Entwickelungsgeschichte der menschlichen Vernunft oder die Kritik der Sprache am letzten Ende zu keiner Welterkenntnis führen wird.

Will man den Fortschritt auf dem Gebiete dieser speziellen Frage an einem gewöhnlichen Beispiele überblicken, so frage man sich: was etwa die menschlichen Sinne und ihr Verstand von einem Apfel auszusagen gelernt haben und wie derselbe Verstand diese Aussagen kritisieren gelernt hat. Dass die Bekömmlichkeit des Apfels, sobald man ihn als Nahrung in sich aufgenommen hat, eine subjektive Menschenvorstellung sei, ein Zweckbegriff, der nicht identisch sei mit dem Zweck des Apfelbaumes, Aepfel hervorzubringen, das hätte am Ende schon Aristoteles gewusst, wenn er auch den süssen Geschmack des Apfels noch als objektive Eigenschaft

Digitized by Google

des Dings betrachtet hätte. Es brauchte zwei Jahrtausende, bevor Locke klar und deutlich erkannte, dass auch der Begriff süss ein subjektiv menschlicher Begriff sei, dem Apfel nicht gehöre und überhaupt nicht vorhanden wäre, gäbe es nicht tierische Geschmacksnerven, auf welche der Apfel die und die chemische Wirkung ausübt. Dass die Geschmackswirkungen übrigens so wenig objektiv seien, dass sie sogar von der Temperatur der menschlichen Sinnesorgane abhängen, ist gar erst in den letzten Jahren beobachtet worden. Für Locke gab es aber noch besonders ausgezeichnete Qualitäten, welche der Apfel objektiv besass: seinen Härtegrad, seine Kugelgestalt. Diese Anschauungsformen der Physik und Mathematik verlegte nun Kant ebenfalls in die Subjektivität des menschlichen Gehirns, ohne aber diese Subjektivität als geworden begreifen zu können. Erst Spencers ausserordentlich feine Untersuchungen über die Entwickelung der Raumvorstellungen lassen uns hoffen, dass auch dieser letzte Punkt, an welchem die Subjektivität der Welterkenntnis noch in der Luft schwebt, für die Entwickelungsgeschichte des Verstandes sprachlich erobert werden wird.

Wenn ich in diesen schwierigen Dingen einigermassen klar gewesen bin, so wird man verstanden haben, wie der scheinbar ungelöste Streit zwischen Realisten und Idealisten sich aufhebt, wie die Erkenntnistheorie also doch wohl ein Gegenstand des Nachdenkens und zwar der alleinige Gegenstand des philosophischen Nachdenkens sein kann, und wie wir am Anfang des 20. Jahrhunderts wieder einmal in der Illusion leben können, eine letzte Sprosse erreicht zu haben. Die Analyse von Raum und Zeit scheint so nahe, als wäre sie bereits mit der Hand zu erreichen.

Nun kommt freilich auch für unser Nachdenken wieder ein allerletzter Punkt: die Kausalität. Unsere ganze Welterkenntnis ist auf dem Begriff von Ursache und Wirkung aufgebaut, und da sind wir freilich über Kants scholastische und unvorstellbare Redewendung, dass auch die Kausalität eine Form des menschlichen Verstandes sei, noch nicht hinausgekommen. Damit hängt die chikanöse Frage zu-

Digitized by Google

sammen, ob es denn eine Wirklichkeitswelt überhaupt gebe, ob wir die Welt nicht einfach träumen. Denn es lässt sich nicht leugnen, dass Kant einen groben Schnitzer gemacht hat, da er die objektive Wirklichkeitswelt, die er Ding-an-sich nannte, als eine notwendige Voraussetzung unserer subjektiven Welterkenntnis hinstellte. Dieses Ding-an-sich sollte die Ursache der Erscheinung sein, die das Weltbild in unserem Gehirn ist. Ist aber die Kausalität, das ist der Begriff von Ursache und Wirkung, nur subjektiv, nur dem Weltbilde in unserem Gehirn, nur der Welt als Erscheinung angehörig, so war es falsch, den Begriff der Ursache auf dieses Weltbild selbst anzuwenden, dieses Weltbild die Wirkung von irgend etwas sein zu lassen.

Wirklichkeitswelt.

Ich weiss wohl, dass diese Deduktion ein Spiel mit Worten ist. Goethe hat sich im zweiten Teile des Faust schon über Fichte lustig gemacht, wenn er den Baccalaureus sagen lässt: „Die Welt, sie war nicht, eh' ich sie erschuf." Weder Berkeley, noch Fichte, noch Stirner (der den Solipsismus ins Politische umdeutete) haben gezögert, ein Stück der Aussenwelt als wirklich anzuerkennen und herunter zu schlucken, sobald sie Hunger hatten. Instinktiv betrachten wir einen Menschen für wahnsinnig, der aus theoretischen Gründen leugnet, dass die Wirklichkeitswelt da draussen irgendwie die Ursache sei des Weltbildes in uns. Nur dass die Wirklichkeit anders sei als ihr Bild, nur dass das Bild der Welt ein blosses Symbol sei, behauptet die Erkenntnistheorie. Dass irgend eine Wirklichkeit existiert, scheint mir aber nicht nur eine unabweisliche Vorstellung unseres Instinktes (darum Induktion aus einem einzigen Falle), sondern eine nachweisbare Wahrheit zu sein.

Es scheint mir nämlich, dass unter allen Sätzen, die jemals sprachlich nachgewiesen worden sind, keiner jemals mit zahlreichern Experimenten sprachlich bewiesen worden ist als der: unser Weltbild hat da draussen irgend eine „Ursache". Die Orientierung des Säuglings in der Welt, sein Vergleichen der Tast-, Gesichts- und Gehörsvorstellung, weiter das ganze Leben des Menschen, täglich vom Er-

Digitized by Google

wachen bis zum Einschlafen ist ein seit Menschengedenken unaufhörlich und von Milliarden von Beobachtern wiederholtes Experiment zu der Frage, ob er sein Weltbild etwa nur träume. Und wenn sämtliche Sinne einmal erkannt würden als Modifikationen des Tastsinnes, wenn alle Raumvorstellungen einmal zurückgeführt würden auf Wahrnehmungen desselben Tastsinnes, so würden immer noch alle Sinneseindrücke, die seit Entstehung des organischen Lebens auf der Erde jemals vorgekommen sind, gültige Experimente für das Dasein irgend einer wirklichen Ursache unseres Weltbildes bleiben. Wenn alle Sinneswahrnehmungen und alle Raumvorstellungen schliesslich analysiert würden durch das letzte Thatsächliche, durch die sogenannte Undurchdringlichkeit der Körper, subjektiv durch das Gefühl des Widerstandes, den jeder Körper mir darbietet, so würde dieses wohlbekannte Gefühl des Widerstandes, milliardenfach erfahren, milliardenfach ein Experiment sein, das eine harte Wirklichkeitswelt hinter unserem luftigen Weltbilde mit dem höchsten Grade der Wahrscheinlichkeit durch induktiven Schluss erraten lässt.

Dieses schwache Bekenntnis zum urältesten Wirklichkeitsglauben und der Gebrauch naturwissenschaftlicher Worte im Dienste dieses Glaubens darf beileibe nicht als eine Neigung zum Materialismus verstanden werden. Unsere Sprache ist nur — wie ich oft gesagt und aus ihrer Herkunft von Sinneseindrücken erklärt habe — so durchaus materialistisch, dass sie keine andern Worte hergibt.

Die neuere Theorie der Sinneswahrnehmungen, welche die Empfindungen der Wärme, des Geschmacks, des Gehörs und des Gesichts mit mathematischer Genauigkeit in Wirkungen von äusseren Bewegungen aufzulösen gesucht hat, ist eigentlich nur ein Ergebnis materialistischer Weltanschauung. Eine Geschichte dieser Theorie lehrt, dass die neuesten und methodisch gewonnenen Messungen nur Fortführungen jener Hypothesen sind, welche auf Grund der mechanischen Entdeckung Galileis von Descartes, Gassendi und Hobbes für das Leben der Seele aufgestellt worden

Digitized by Google

sind. In dieser Beziehung war auch Descartes Materialist. Wenn nun die neuesten Physiologen, in der Ahnung, dass der Materialismus überwunden sei, ihre Studien an Kants Erkenntnistheorie anknüpfen wollen, so erweisen sie dieser Metaphysik eine Ehre, die Kant nur mit Verleugnung seines Grundgedankens annehmen könnte. Diese Physiologen, an ihrer Spitze der Physiker Helmholtz, haben nämlich die dunkle Vorstellung, dem Ding-an-sich näher gekommen zu sein, wenn sie die Erscheinungen durch die der Wirklichkeit angehörenden Wellenschwingungen, Molekularbewegungen, erklärt haben. Bewegungen jedoch sind ohne die Begriffe Kraft und Zeit nicht denkbar; Kraft und Zeit aber gehören nach Kant ebenso sehr zu den Kategorien des Verstandes, also zu der Erscheinungswelt, wie Farben und Töne. In der Sprache von Locke ausgedrückt, haben die modernen Physiologen uur die sekundären Eigenschaften der Körper durch ihre primären erklärt; die primären Eigenschaften sind weder durch sie, noch durch Kant erklärt, weder materialistisch, noch idealistisch.

*

Wahrheit. Wenn das menschliche Denken, oder das Gedächtnis, oder die Sprache ungeeignet ist für das Zustandekommen oder für das Ausdrücken einer Welterkenntnis, so ist darunter selbstverständlich eine wahre Welterkenntnis gemeint. Denn es ist doch wohl unbestritten, dass Worte für eine falsche Erkenntnis zur Verfügung stehen. Eine wahre Erkenntnis besitzen wir nicht, aber wir wissen nicht einmal, was das ist: die Wahrheit, ohne welche die Erkenntnis keinen Wert hat.

Was ist Wahrheit? In einem tiefen Brunnen lebt die Wahrheit, und wenn sie heraus will, klopft man ihr auf die Finger. Gut. Dann müssten wenigstens die Feinde der Wahrheit sie gesehen haben, sie kennen. Doch die Wahrheit, der man auf die Finger klopft, ist nicht die objektive Wahrheit, sie ist nicht einmal die subjektive Wahrheit, sie ist einzig und allein ein dichterisches Bild der Ehrlichkeit

Digitized by Google

oder Offenheit, hat also nur mit dem Charakter zu thun und nicht mit der Erkenntnis.

Was ist Wahrheit? Alle Definitionen des Begriffs sind entweder so kindlich wie die des heiligen Augustinus („Verum est, quod ita est, ut videtur"), der rhetorisch ausrief, die Wahrheit würde auch nach dem Untergange der Welt weiter bestehen, der aber mit solchen Sätzen wirklich mehr predigte als philosophierte; oder die Definitionen der Wahrheit laufen auf das bewusste oder unbewusste Zugeständnis hinaus, dass der Wahrheitsbegriff nur unserem Denken oder Sprechen zugehöre, nicht aber der Wirklichkeitswelt. So Hobbes: „Verum et falsum attributa sunt non rerum sed orationis." Für den landläufigen oder den theologischen Dualismus, der ein Denken neben oder über der Welt annimmt, wäre dann die Vorstellung von einer objektiven Wahrheit irgendwo im Sitze der Seele ausdenkbar, wenn auch für die Erforschung dieser objektiven Wahrheit nicht verwendbar. Für uns, die wir zwischen Denken und Sprechen nur mühsam einen Unterschied entdeckt haben, ist eine objektive Wahrheit irgend eines absoluten Denkens unvorstellbar. Und der Begriff der subjektiven Wahrheit grenzt auf der einen Seite zu nahe an den der Wahrhaftigkeit, auf der andern Seite zu nahe an den der Selbsttäuschung, als dass sich nicht gerade in ihm die prächtigsten Gegensätze vereinigten.

Die objektive Wahrheit müsste, um uns etwas zu sein, ein Verhältnis aussprechen, das Verhältnis einer Idee, eines Satzes, einer Vorstellung zu der Wirklichkeit. Man wollte denn anders diese Wirklichkeit selbst die Wahrheit nennen, was sehr hübsch klänge, nur dass dann die Wahrheit aus unsrem Denken, wo allein sie einen Schein von Dasein hat, hinausgeworfen wäre in das Gebiet, von des Bezirk kein Wandrer wiederkehrt, von dem wir nichts wissen. Ja der Satz, „die Wirklichkeit allein ist wahr," wäre für uns unfreiwillig komisch.

Wahrheit ist die Uebereinstimmung unserer Ideen, Sätze, Vorstellungen mit irgend etwas Wirklichem. Was ist dieses Wirkliche? Der Theologe bemühte dafür einst die Ideen

Digitized by Google

Gottes und blieb nur die Antwort darauf schuldig, woher wir von diesem Kriterium der Wahrheit sichere Kunde erhalten können.

Der Materialist, der dagegen von der Wahrheit nur Uebereinstimmung der Ideen, Sätze, Vorstellungen mit ihren Gegenständen verlangt, glaubt sich dem Theologen recht überlegen. Aber die Schwierigkeit, uns von der Wahrheit eine Vorstellung zu machen, ist hier ganz dieselbe. Wir können an die Gegenstände nicht unmittelbar heran, wir besitzen von ihnen nur unsre Ideen und Vorstellungen, können diese also immer nur mit sich selber, nie mit ihrem Ding-an-sich vergleichen. Bliebe also nichts übrig, als in der Wahrheit die Uebereinstimmung unserer Ideen und Sätze miteinander zu sehen, die formale Wahrheit. Der Leser ist jetzt vielleicht vorbereitet, zu erfahren, was als Wesen dieser formalen Wahrheit (und eine andre objektive Wahrheit ist nicht da) zu entdecken ist: die Uebereinstimmung der Begriffe oder Worte mit sich selbst, das heisst mit ihrer Anwendung durch den objektiven Menschengeist ist — der Gebrauch der Sprache, mag man nun darunter die unmittelbare Sprachthätigkeit verstehen, oder den Sprachgebrauch im Sinne des Sprachgebrauchs. Und es liegt nicht der leiseste Spott in dieser Gleichstellung. Eine Wiederholung alles dessen, was über die Sprache und das Erkennen vorgebracht worden ist, eine Vorwegnahme dessen, was die Kritik der Logik und Grammatik noch bringen wird, wäre nötig, um hell zu erläutern, warum objektive Wahrheit nur in der Sprache zu suchen, warum sie eben nichts sei als der gemeine Sprachgebrauch.

Die bescheidenere subjektive Wahrheit ist aber wieder an das Individuum gebunden; sie ist nicht mehr und nicht weniger als das Wissen oder Zu-wissen-glauben eines Menschen. Die subjektive Wahrheit, die Ueberzeugung von der Richtigkeit eines Urteils ist nur ein Unterstreichen des Selbstverständlichen, dass wir nichts Falsches vorstellen oder glauben. Wobei man vergisst, dass unsere Sprache oder unser Gedächtnis, wie wir gesehen haben, wesentlich falsch

Digitized by Google

sein muss. Die subjektive Wahrheit ist der Akt des Aufmerkens auf das, was wir gerade wahrzunehmen oder zu wissen glauben. Sie ist persönlich. Das Ich, über dessen Bedeutung wir eben etwas klarer geworden sind, entscheidet. „Es gibt einen Unterschied zwischen einer Vorstellung und dem Wissen davon, dass wir diese Vorstellung haben. Eine Vorstellung oder ein Gegenstand wird nämlich dann als gewusster bezeichnet, wenn eine Vorstellung in ihrer Existenz als von einer Ich-Thätigkeit abhängig gegeben ist" (R. Wahle: Das Ganze der Philosophie S. 356). Die Vorstellung wird zur subjektiven Wahrheit durch eine Art innerer Eigentumsergreifung. Diese subjektive Wahrheit zeichnet sich von allen den Associationen, welche im Gehirn blitzen und flitzen und nach Worten haschen, nur durch die Aufmerksamkeit aus, die auf sie verwandt worden ist. Sonst ist im Gehirn nichts, was mit der Wahrheit in Beziehung gebracht werden könnte. Und ausserhalb der Psychologie wird man die subjektive Wahrheit doch wohl nicht suchen wollen? Wo denn? In dem Schattenreiche der Logik? Oder in dem unzugänglichen Reiche der wirklichen Wirklichkeitswelt, wo selbst die objektive Wahrheit nur dann zu Hause sein kann, wenn sie im Denken nicht ist?

Was ist Wahrheit? Die Uebereinstimmung unserer Vorstellungen, Begriffe und Urteile, kurz die Uebereinstimmung unseres Denkens oder Sprechens mit der Wirklichkeit. Was ist Wirklichkeit? Die ausser uns befindliche Ursache unserer Sinneseindrücke und damit unserer Vorstellungen, unseres Denkens oder Sprechens. Eigentlich dürfen wir aber doch nicht sagen, dass etwas ausser uns die Ursache von etwas in uns, dass die Wirklichkeit die Ursache von unsern Vorstellungen und unsern Gedanken sei; denn der Begriff der Ursache ist ja selbst in uns, aus unsern Vorstellungen entstanden. Wir dürfen nur etwa sagen: die Wirklichkeit besteht in irgend einer Art von Uebereinstimmung zwischen der Aussenwelt und unserer Innenwelt. Wir gelangen also, wenn wir auch für die erste Definition das Schwanken des Begriffs Uebereinstimmung auszudrücken versuchen, zu dem

Digitized by Google

traurigen Satzgebilde: Wahrheit ist eine Art von Uebereinstimmung unseres Innenlebens mit der Wirklichkeit, und Wirklichkeit ist eine Art von Uebereinstimmung von etwas Unbekanntem mit unserem Innenleben. Anstatt Innenleben können wir jedesmal Sprache setzen. Wie aber jedes Wort unserer Sprache mit grössern oder kleinern Schwingungen zwischen verschiedenen Bedeutungen hin und her schwirrt, so steht es auch um das Wort Wirklichkeit. Bald wird es mehr konkret gebraucht und bedeutet so die wirkende Ursache unserer Vorstellungen, bald mehr abstrakt für etwas, was man richtiger die Wahrheit der Wirklichkeit nennen sollte. Und unter solchen Umständen fragen wir immer noch: Was ist Wahrheit? Man müsste an den Wert der Logik glauben und die Wahrheit in die Uebereinstimmung der Begriffe untereinander verlegen, um hoffen zu können, die Frage sei logisch, das heisst tautologisch — wie wir sehen werden — zu beantworten. Auch die Begriffe wahr, gewiss und richtig wirren ein wenig durcheinander. Nicht einmal diese Verwirrung nützt uns. Nichts scheint in unserem Wissenschaftsgebäude so wahr, so gewiss und so richtig als die astronomischen Formeln und Rechnungen; und doch weiss jeder Astronom, dass seine Formeln und Rechnungen über die Planetenbahnen nur dann stimmen, wenn man von Einflüssen dritten, vierten bis n-ten Ranges absieht. Selbst die gewisseste Wahrheit ist nur à peu près wahr. Wirkliche Wahrheit ist ein metaphysischer Begriff; zum Wahrheitsbegriff sind die Menschen ohne jede Erfahrung gelangt wie zum Gottesbegriff. In diesem Sinne darf man freilich sagen: Gott ist die Wahrheit.

Wenn das den Menschen klar geworden wäre, den Menschen und ihrer gemeinsamen Sprache, von welcher der Einzelne sich schwer emanzipieren kann, so würde es auch einleuchten, dass man keine Negation dieses undefinierbaren Begriffes bilden dürfe. Es kann keine Negation der metaphysischen oder objektiven Wahrheit geben; wir wissen nicht, was Unwahrheit sein könne, weil wir nicht wissen, was Wahrheit ist. Was wir unwahr oder falsch nennen,

Unwahrheit.

Digitized by Google

ist nur entweder eine Negation der armen logischen Wahrheit oder die Negation von angeblichen Thatsachen oder Sinneseindrücken, also von Erscheinungen unseres Innenlebens. Wohl gibt es jedoch eine Negation der subjektiven Wahrheit oder der Gewissheit, und diese Negation, die Ungewissheit, steht in einem Gegensatze zu der bestimmten Behauptung, man könnte einen Satz für eine Unwahrheit erklären.

Zu dieser Gruppe von notwendigen, unserem Denken oder unserer Sprache wesentlichen Begriffsverwirrungen gehört aber auch das eben gebrauchte Wort Negation selbst. Es kann die Existenz einer Thatsache oder aber eines Dings absolut oder relativ negiert werden, was schon vier verschiedene Bedeutungen des Wörtchens „nicht“ in sich schlösse. Das Wörtchen „nicht“ ändert seine intime Bedeutung in der Logik, je nachdem es sich auf das Subjekt, auf das Prädikat oder auf die Kopula bezieht. Endlich kann sich die Negation der Wirklichkeit gegenüberstellen als Behauptung der Unmöglichkeit oder als Behauptung der Möglichkeit. Und selbst diese Begriffe sind nicht so scharf zu trennen, wie man glaubt. Wenn die Furcht vor etwas Möglichem (das übrigens objektiv vielleicht unmöglich ist) einen ängstlichen Menschen krank oder blass werden lässt, so wird eine Möglichkeit wirksam oder wirklich.

Alle diese Gefahren des Negationsbegriffes werden in unsrer Kritik der Logik und Grammatik hoffentlich deutlicher werden.

*

Hamann.

Niemals ist die sokratische Weisheit „Ich weiss, dass ich nichts weiss“ tiefsinniger wiederholt worden als durch Hamann. Er schreibt an Jacobi über seine sokratischen Denkwürdigkeiten, welche übrigens gewiss zunächst an die Adresse des damals noch unberühmten Kant gerichtet waren: „Die Unwissenheit des Sokrates war Empfindung. Zwischen Empfindung aber und einem Lehrsatz ist ein grösserer Unterschied, als zwischen einem lebenden Tier und einem anatomischen Gerippe desselben. Die alten und neuen Skep-

Digitized by Google

tiker mögen sich noch so sehr in die Löwenhaut der sokratischen Unwissenheit einwickeln, so verraten sie sich doch durch ihre Stimme und Ohren. Wissen sie nichts, was braucht die Welt einen gelehrten Beweis davon? Ihr Heucheltrug ist lächerlich und unverschämt. Wer aber so viel Scharfsinn und Beredsamkeit nötig hat, sich selbst von seiner Unwissenheit zu überführen, muss in seinem Herzen einen mächtigen Widerwillen gegen die Wahrheit derselben hegen."

Fritz Jacobi war nur ein Nachsprecher Hamanns, als er in einer späteren Zugabe zum „Allwill" gegen Kant eine Kritik der Sprache verlangte, die eine Metakritik der Vernunft sein sollte. Gedanke und Form stammen von Hamann. Und so auch ein sokratisches Bekenntnis zur Unwissenheit. Jacobi stand unter dem Banne Goethes, als er wenige Jahre nach dem Erscheinen des Werther den Briefroman „Allwill" schrieb. Goethe war darin porträtiert oder karikiert; Goethe wurde anfangs für den Verfasser gehalten. Als Jacobi aber die „Zugabe von eigenen Briefen" beifügte, stand er schon unter dem Banne Hamanns. Nur aus dem obigen Briefe Hamanns ist es zu erklären, wenn Jacobi schreibt: „So unwissend, ganz so unwissend, wie ich dir sage, bin ich. Unwissend in einem Masse, dass ich den blossen Zweifler verachten darf." Hamannisch ist dieses Pochen auf eine positive Unwissenheit, die an Miltons Wort von einer sichtbaren Finsternis erinnert.

Aber diese tiefsinnige Auffassung der Unwissenheit als einer Empfindung, als einer Stimmung, die ganz im besten Geiste des 18. Jahrhunderts über Negation und über Resignation hinausgeht, hängt mit der Bewertung der Sprache zusammen. Hamann selbst hat die Worte Stimme und Ohren unterstrichen. Die Sprache ist es, das wollte er wohl sagen, durch welche die blossen Skeptiker oder Zweifler verführt werden, das Gefühl des Nichtwissens wieder für eine Art von Wissen zu halten. Und dazu werden wir verführt, weil die menschliche Sprache geeigneter ist, unser Nichtwissen auszudrücken als unser Wissen.

Digitized by Google

XIII.

Dienende Stellung.

Statistik und Nationalökonomie sind neue Wissenschaften, Wissenschaften, an die man noch nicht so recht religiös glaubt, und denen man es darum keck nachsagt, dass sie ohne eigene Ziele nur dem jeweiligen Machthaber und seinen immer kurzsichtigen Absichten mit ihren Formeln dienen, wie andere Pfaffen mit ihren Kultusformeln dem Throne, der ihren Altar stützt. Statistik und Nationalökonomie geben auch nicht einmal die Realgründe des herrschenden Handelns, sondern nur die falschen Erkenntnisgründe für die Zeitgenossen und Unterthanen. Diese neuen Wissenschaften haben die Stellung vortragender Räte, welche den leitenden Staatsmann beileibe nicht etwa beraten sollen, sondern ihm nur für die begleitenden Reden ein brauchbares Wortmaterial bereit halten.

Dasselbe Amt haben von jeher die ehrwürdigen und darum feierlich genommenen philosophischen Disziplinen der Professoren gehabt, nur in viel grösserer Breite, indem sie sich nicht nur den jeweiligen Staatsmännern gefällig zur Verfügung stellten, fünf gerade und eins drei sein liessen, sondern indem sie — als Popularphilosophie — auch dem einfachen Manne dazu dienten, bei Hochzeit, Geburt, Tod und ähnlichen der religiösen Ausbeutung gewidmeten Anlässen, bei Erdbeben, Seuchen, Blitzschlägen und Lotterietreffern, irgend etwas Pfäffisches zum Nachbar zu sagen, worauf die Gemeinheit wieder zu ihrem Rechte kommen durfte.

So hat beispielsweise die platonische Philosophie bei Lebzeiten ihres gar nicht so verträumten Stifters die Livree der athenischen Aristokratie getragen, und hat dann die Livreen häufiger gewechselt, als es einem kurz lebenden Einzelmenschen möglich wäre. Platonische Philosophie steckte sich in die Toga römischer Stoiker (ich weiss, dass die Stoa sich nicht selbst platonisch nannte), vermummte sich in die Dalmatica alexandrinischer Bischöfe und in die Brokatgewänder byzantinischer Kaiser, platonische Philosophie be-

Digitized by Google

schmutzte sich in und mit den Kutten mittelalterlicher Mönche, besudelte sich in den Seidenkleidern der Renaissancemenschen und hat heute noch nicht aufgehört, um den geringsten Lohn eine Stellung bei Herrschaften zu suchen, wenn auch unter falschem Namen, mit einem falschen Dienstbuch.

Die redende Philosophie ist der Schwatzdiener der Menschheit, je nach Umständen ihr Hurraschreier, ihr Krankheitsbesprecher, ihr Klageweib. Im Wappen führt die Philosophie den Wahlspruch: Ich dien', über dessen Sinn und Herkunft die Historiker streiten, wie über die gemeinsten Wahlsprüche der Philosophie.

*

Systeme. Platon, Spinoza, Kant und Schopenhauer hören darum nicht auf, überlebensgrosse Persönlichkeiten zu sein, weil ihre Systeme nicht lebendig geblieben sind. Noch niemals hat ein System wirkend eingegriffen und einen Wert behauptet in der Geschichte der Menschheit; man kann aber auch mit Bestimmtheit vorhersagen, dass ein System niemals einen Wert haben wird. Wenn trotzdem bedeutende Köpfe nicht aufhören, ihre Einfälle systematisch zu ordnen, anstatt sie als Weihnachtsschmuck um den Baum des Lebens zu hängen, so kann das nur an dem spielerischen Zug des Menschengehirns liegen. Das Ordnen, ob man wie Goethe einmal die Brotkügelchen ordnet, die Grillparzer neben ihm bei Tische gedreht hat, ob ein sterbender Maler mit dem Blute aus seiner Todeswunde noch Arabesken auf den Fussboden zieht, — das Ordnen ist das kindliche Vergnügen des sammelnden Reichtums, es ist ein Bedürfnis zweiten Ranges, es hat nichts zu thun mit dem Wahrheitsdrang. Es ist mehr Sache von Bibliothekaren als von Bibliographen.

Aber auch unmöglich, für alle Zeiten unmöglich ist ein bleibendes System, denn es wäre die Wahrheit. Die Erkenntnis der Menschheit wächst aber so wie eine Korallenbank, wo doch an allen Enden gleichzeitig die einzelnen winzigen Wesen nicht höher als um ihre eigene Leibeslänge

Digitized by Google

über ihren Boden hervorragen können, der ihre Vergangenheit ist. Der einzelne Mensch ist schon von ungewöhnlicher Geisteskraft, wenn er irgend eine neue Vorstellung fasst, und infolgedessen irgend ein altes Wort der Sprache neu vernimmt oder ein neues bildet. Wohl wird er dann in seinem geistigen Spieltrieb geneigt sein, seine ganze Weltanschauung an dieses sein neues Wort zu knüpfen, und wohl werden die Nachbarworte seiner neuen Vorstellung zu ihr ein Verhältnis suchen müssen, aber so wenig ist die lebendige Welt an den Verstand gekettet, so wenig ist die Sprache ein Korrelat des Lebens, dass — während die Wirklichkeit gerade ihren deutschen Namen davon hat, dass in unendlicher Verstrickung eines auf alles und alles auf eines wirkt — die Sprache an irgend einer Stelle allein weiter gehen kann. Wäre die Sprache wirklich, entspräche die Logik der Welt, wären die Worte lebendige Symbole der Dinge, dann könnte einmal ein System werden. So aber gleicht das Wesen, das von seiner persönlichen Apperzeption aus die Welt nun begreifen will, etwa einem Korallentierchen, das sich auf ein Raketchen setzte, um emporgeschossen das Inselchen gleich um einige Fuss zu erhöhen. Alle Systeme sind solche blitzende Raketen, die nach einer Weile erlöschen und ihre Bestandteile zur Erde zurückfallen lassen.

Was der Einzelne zum Fortschritt der menschlichen Erkenntnis neu apperzipiert hat, ist eben darum immer nur ein Aperçu. Die älteste griechische Philosophie ist darum so reizvoll, weil wir nur Aperçus von ihr übrig haben: die persönlichen Ausgangspunkte. Von Platon bis Kant haben wir leider die Systeme vollständig konserviert. Und die Geschichtschreiber der Philosophie giessen noch Wasser ins Meer, indem sie sich bemühen, ein System in die Systeme zu bringen. Ein Diogenes Laertius thut uns not, der naiv die Aperçus sammelte. Die neuesten Philosophen kommen dieser Sehnsucht dadurch entgegen, dass sie mitunter das Wesentliche, das Neue, das sie zu sagen haben, mit den wenigen Silben ihres Buchtitels ausdrücken. Das geniale Aperçu Schopenhauers war: „Die Welt ist Wille und Vor-

Digitized by Google

stellung.“ Im Buch stehen ausserdem noch viele Worte. Eduard von Hartmann fügte dem hinzu: „Aber die Philosophie muss das Unbewusste beachten.“ Und als Friedrich Nietzsche mit Schopenhauer in inbrünstiger Umarmung kritisch fertig geworden war, da konnte er nichts stammeln als das neue Aperçu: „Jenseits von Gut und Böse.“ Der Gedanke steht auf dem Titelblatt: der Inhalt des Buches sind künstlerische Zierate und Schnörkel.

Wenn daraus der Pöbel der Gebildeten eine Entschuldigung dafür schöpfen sollte, dass er die Bücher nur nach ihren Titeln kennt, so denkt er pöbelhaft. Denn ein Aperçu versteht völlig nur, wer es selbst apperzipiert hat. Mitteilen lässt es sich nur auf dem langweiligen Umwege dicker Bücher. Der Entdecker des neuen Gedankens täuscht sich über die Langeweile des Umwegs eben durch das Spiel mit einem System, wie ein Kind die endlose Eisenbahnfahrt dadurch abzukürzen sucht, dass es sich die Stationen notiert.

*

Möglichkeit der Philosophie.

Die Aufgabe, sich selbst zu verstehen, hat der menschliche Geist sich zuerst im Stande seiner Unschuld gestellt, wie überhaupt die Kinder es sind, die die grossen Fragen stellen; in reiferen Jahren fragen die Schüler und die Völker nicht mehr: Wer sind wir? Woher kommen wir?

So kann man die alte Frageschule der Menschheit, die Philosophie, recht wohl auffassen als eine Schule, in welcher immer nur eine und dieselbe Aufgabe bearbeitet wird, in welcher diese eine Aufgabe nie gelöst werden kann, weil die Arbeit länger dauert als eine Generation von Lehrern oder Schülern. Die Menschheit sendet nach jeden Wehen neue Schüler hinein, und für jeden neuen Schüler muss die Arbeit neu beginnen. Der Tod löst die Lehrer ab, und jeder Lehrer muss neu beginnen. Ewig aber steht auf der schwarzen Tafel die Frage, an deren Beantwortung die Geschlechter sich abmühen. Jedes vorangehende Geschlecht glaubt dem folgenden vorzuarbeiten, und jedes folgende muss

Digitized by Google

von vorne beginnen. Denn das Fragezeichen auf der schwarzen Tafel ist selbst nicht unveränderlich, es ist ja ein Zeichen, es ist Sprache. Und vielleicht ist, was wir Philosophie nennen, eben nur der fragende Blick der Menschheit, die Frage an sich, eine Frage ohne Inhalt.

Wie man den Gang der Kulturgeschichte mit einer Schneckenlinie verglichen hat — weil er nämlich stets im Kreise um den Berg herum zu seinem Ausgangspunkt zurückkehrt, aber jedesmal etwas höher eintrifft, als der vorige Rundgang war — so könnte man die Entwickelung der Sprache oder die Philosophie mit einer Schneckenlinie vergleichen, die langsam um den Berg herum aufwärts führt. Nur dass ein Gipfel nicht erreicht werden kann, weil der Berg nicht fest ist, weil er sich bewegt. Wir lieben es, zu sagen, er bewege sich nach oben, er wachse.

Der Wanderer aber, der dies erkannt hat, wenn und weil er müde geworden ist, wischt sich die bleiche Stirn und stirbt. Marterkreuze bezeichnen den Weg. Wer an vielen Marterkreuzen vorübergekommen ist, der erfährt das Geheimnis zu spät.

Philosophie als ein Ueberblick, als ein überlegenes und vergleichendes Zusammenfassen leitender Gedanken der Einzelwissenschaften, ist möglich von Tag zu Tag, von dem einen überragenden Kopfe zu dem anderen; Philosophie in diesem bescheidenen Sinne ist möglich, für den Philosophen selbst wenigstens, in welchem die Menschheit sich beschaulich ausruht, so zwar, dass er auf dem Marsche der Menschheit zurückbleiben muss, um auf den zurückgelegten Weg oder auf die Aussicht von der eben erreichten Stelle achten zu können.

Philosophie und Sprache.

Soll aber Philosophie „Selbsterkenntnis des menschlichen Geistes“ sein, so ist sie einfach nicht möglich. Denn der „menschliche Geist“ ist die Summe der menschlichen Sprache, mag man beides nun am Individuum oder an der Menschheit betrachten. Der „menschliche Geist“ ist das Gedächtnis des Individuums, oder eines Volkes, oder der Menschheit, wie es (das Gedächtnis) sich als Gebrauch der

Digitized by Google

Wortzeichen entwickelt hat. Selbsterkenntnis der Sprache ist aber entweder eine sinnlose Wortzusammenstellung oder es bedeutet die aussichtslose Sehnsucht, mit Hilfe der Sprache in die Tiefe der Sprache einzudringen.

Dazu kommt aber noch eine traurige Schwierigkeit.

Es ist ja nicht wahr, dass die Wirklichkeitswelt unverändert nach irgend einem Schöpfungsplane fortbesteht. Die Welt entwickelt sich. Hinter ihr her, ihr nachhinkend, entwickelt sich die Sprache. Es kann also die Sprache schon aus diesem Grunde kein richtiges Weltbild geben.

Der Sprachschatz aber oder der Menschengeist, während er sich entwickelt und ziemlich lebhaft entwickelt, soll zugleich Objekt und Subjekt der Erkenntnis sein. Wäre das Objekt allein veränderlich, so könnte schon die Erkenntnis niemals ein geschlossenes System werden, ein Gedankenkreis; dieser ist aber vollends unmöglich, wenn dieser selbe Menschengeist oder der Sprachschatz zugleich Subjekt der Erkenntnis sein muss.

So mag sich der Mond (vom Erdenstandpunkt) in einer geschlossenen Ellipse um die Erde drehen; er beschreibt dennoch keine geschlossene Kurve, sondern eine sehr komplizierte Linie, weil doch die Erde sich mit ihm um die Sonne dreht. Und auch diese komplizierte Linie kehrt nicht in sich zurück, weil doch die Sonne sich mitsamt der Erde und ihrem Monde wieder um irgend ein Zentrum dreht.

So ist jedes geschlossene System eine Selbsttäuschung, so ist Philosophie als Selbsterkenntnis des Menschengeistes ewig unfruchtbar, und so kann Philosophie, wenn man schon das alte Wort beibehalten will, nichts weiter sein wollen, als kritische Aufmerksamkeit auf die Sprache. Philosophie kann dem Organismus der Sprache oder des Menschengeistes gegenüber nicht mehr thun, als ein Arzt gegenüber dem physiologischen Organismus; sie kann aufmerksam zusehen und die Ereignisse mit Namen benennen.

Der Philosoph

Von der Philosophie gilt heute noch, was der alte W. T. Krug in seinem Lexikon von ihr sagte: Es ist ein Ausdruck, über dessen Bedeutung die Philosophen selbst bis jetzt noch

Digitized by Google

nicht einig sind. Vielleicht liesse sich die Schwierigkeit der Definition durch das Paradoxon hinausschieben: Es gibt keine Philosophie, wohl aber gibt es Philosophen. Bekanntlich ist das Wort Philosoph älter als das Wort Philosophie. Ein Weiser hiess in älterer Zeit, wer wusste, was irgend seine Zeitgenossen wussten. Dem Pythagoras wird von altersher die hübsche Erfindung des Wortes Philosoph zugesprochen. Er fand es unbescheiden, sich einen Weisen zu nennen, nur ein Freund der Weisheit, nur ein Strebender wollte er heissen, vielleicht schon mit dem tiefen Gefühl, das Lessing in seinem berühmten Wort vom Streben nach der Wahrheit geäussert hat.

Genug, es gab seit der Zeit des Pythagoras Menschen, welche Philosophen genannt wurden, nicht aber in dem Sinne, wie man heute noch Sonderlinge, Menschen, die nicht die gemeinen Zwecke verfolgen, halb spöttisch, halb achtungsvoll Philosophen nennt, sondern doch wohl so, dass man sie unphilosophisch als die Besitzer einer besondern lehrbaren Wissenschaft betrachtete. Von den gemeinen Leuten wurde diese unbekannte Kenntnis der Philosophen Philosophie genannt, wenn nicht einzelne praktische Philosophen selbst ihre angeblich lehrbare Wissenschaft Philosophie genannt haben. Seit jener Zeit gibt es im Sprachgebrauche der abendländischen Völker eine angebliche Wissenschaft Philosophie, und von jeher haben nur wenige gewusst, dass diese vermeintliche Wissenschaft nur eine Tönung des Wissens ist. Faust ist ein Philosoph, nicht weil er neben Juristerei, Medizin und Theologie, ach! Philosophie durchaus studiert hat, sondern weil er sieht, dass wir nichts wissen können und weil das ihm schier das Herz verbrennen will.

Die Geschichte der Philosophie lehrt, dass es wohl etwa alle hundert Jahre einmal einen Philosophen, dass es aber noch niemals eine Wissenschaft Philosophie gegeben habe. Der Unwissenheit gegenüber machen die philosophischen Disziplinen natürlich einen höchst wissenschaftlichen Eindruck; neben dem stolzen vermeintlichen Wissen ist jede

Digitized by Google

Stimmung echter Philosophen das Bekenntnis zum Nichtwissen gewesen.

Gäbe es in und neben den lebendigen Philosophen und ihrer Wissensstimmung noch eine besondere lehr- und lernbare Wissenschaft Philosophie, so könnte diese Wissenschaft, da sie mit allen andern Wissenschaften die Welt mitsamt dem Menschen zum Gegenstande und den Verstand zum Werkzeug hat, nichts anderes sein als die Gesamtheit der Wissenschaften. Die Philosophie im Kopfe des Philosophen würde dann etwa einem idealen Konversationslexikon entsprechen, einer wirklichen Encyklopädie; nur dass jedes derartige Buch an dem Zufallsfaden des Alphabets aufgereiht werden muss und niemals eine in sich zurückkehrende Kreislinie bilden kann, nur dass auch im Kopfe eines Alleswissers die Kenntnisse ebenfalls an dem Zufallsfaden der Associationen aufgereiht sind und er wegen der Enge des Bewusstseins nicht mehr auf einmal in seinem Kopfe übersieht als im Buche.

Um die Philosophie als eine besondere Wissenschaft zu retten, hat man ihr bald bescheiden eine Mittelstellung zwischen Wissen und Religion angewiesen, bald sie weniger bescheiden als die Wissenschaft von den Wissenschaften aufgefasst.

Die Vergleichung mit der Religion wäre so übel nicht, wenn man nur dabei bedächte, dass die Religion ihrem Wesen nach ein Glauben, das heisst ein Nichtwissen ist. Credo quia absurdum est. Das Wort des Kirchenvaters Tertullian scheint mir viel geistreicher, als es von der Kirchengeschichte und vielleicht von Tertullian selbst verstanden worden ist. Es gibt kein theologisches Wissen. Was absurd ist, kann man eben nicht wissen; will man überhaupt etwas mit dem Absurden anfangen, so muss man es eben glauben. Nach einem Worte Schopenhauers ist die Religion eine Wirkung des metaphysischen Bedürfnisses im Menschen. Man könnte sagen: Religion ist die Philosophie des dummen Kerls, Philosophie ist die Religion des Alleswissers.

Digitized by Google

Die andere Rettung der Philosophie, ihre Auffassung als Wissenschaft von den Wissenschaften wäre eigentlich nur für solche Alleswisser möglich, als deren letzter wohl Leibniz zu betrachten wäre, da Kant z. B. keine historischen Anlagen besass. Wer bei dem heutigen breiten Betrieb aller wissenschaftlichen Disziplinen noch eine Wissenschaft von den Wissenschaften denken oder gar schreiben wollte, würde sich den spottwohlfeilen Vorwurf gefallen lassen müssen, dass er grundsätzlich Dilettant sei.

Fast ebenso wohlfeil ist dann die Ausflucht, eine Wissenschaft von den Wissenschaften liesse sich auch durch blosse Kenntnisnahme der obersten Ergebnisse aus allen Disziplinen herstellen. Denn immer steht der Philosoph vor dem Dilemma: gelangt er zu sicheren und lehrbaren obersten Prinzipien, so gehören sie der Wissenschaft an und zwar irgend einer andern Wissenschaft als der sogenannten Philosophie; gelangt er aber nur zu Ahnungen, so ist kein Wissen vorhanden. Wäre das Dasein eines persönlichen Gottes bewiesen, so würde diese Thatsache in die Naturwissenschaft gehören. Wir neigen dazu, unter Philosophie die letzten Prinzipien oder vielmehr Resignationen der Erkenntnistheorie zu verstehen; das gehört dann als ein Teil der Logik in die Psychologie, welche doch eine Disziplin der Naturwissenschaft zu werden strebt, und wenn man jetzt bei diesen Untersuchungen den kühnen Gedanken einer Entwickelung der Sinne und darum des Verstandes zu Hilfe nimmt, so gehört das in demselben Sinne wie die Geologie zu den historischen Wissenschaften. Es ist nicht anders: die Geschichte bemüht sich, physiologisch zu werden, während die Physiologie als Entwickelungslehre historisch werden muss.

Philosophien

Dass es nur Philosophen gibt, aber keine Philosophie, das wird ausserhalb Deutschlands dadurch verschleiert, dass namentlich in Frankreich und England das Wort Philosophie mehr und mehr den Sinn einer allgemeinen Prinzipienlehre erhalten hat. Nach deutschem Sprachgebrauche ist es unbequem, Darwin zu den Philosophen zu rechnen.

Digitized by Google

In Deutschland haben Fichte, Schelling und Hegel, berauscht von der grossen That Kants, aus dem Verstande heraus lehrbare Philosophien zu ergrübeln gesucht. Die Deutschen haben nicht bemerkt, dass die Mehrzahl „Philosophien" die Sache schon verdächtig machen muss; die aufeinanderfolgenden Systeme der berühmten Philosophen gehören erst recht nicht in die Philosophie, sondern in die Geschichtswissenschaft. Wer sich mit dieser Geschichte, sei es noch so eingehend, beschäftigt, braucht nicht einmal ein starkes metaphysisches Bedürfnis zu besitzen, und er ist höchst wahrscheinlich kein philosophischer Kopf. Es gibt Philosophen und es gibt ihre Philosophien; aber es gibt keine Philosophie. Sicherlich ist die Beschäftigung mit den vorausgegangenen Philosophien für den philosophischen Kopf eine vortreffliche Uebung; aber nur weil sie ihn die Geschichte der Begriffe kennen lehrt, eine Entwickelungsgeschichte, die übrigens endlich geschrieben werden sollte, weil sie leichter geschrieben werden könnte, als etwa die Entwickelungsgeschichte unserer Sinnesorgane.

Der heillose Irrtum Hegels, der sein eigenes System als den Schlusspunkt der Geschichte der Philosophie betrachtete, muss jedem Philosophen passieren, wenn diese optische Täuschung auch nicht immer so hochmütig bewusst wird. Die Geschlechter der Menschen sind wie Wanderer, die am Abhange eines hohen Berges hinaufstreben. Jeder, der den Gipfel des Rigi erreicht hat, meint von den verschiedenen Staffeln des Berges verschiedene und immer weitere Aussichten geschaut zu haben, auf dem Gipfel die Aussicht. Die Menschheit jedoch türmt sich selbst höher hinauf; für die Entwickelung ist auch die Aussicht vom jeweiligen Gipfel nur eine Aussicht. Die Tendenz allein, die Richtung nach der Höhe macht den Philosophen; und von jedem Punkte der Erde könnte man nach der Höhe streben. Die Tendenz allein, die Richtung allein ist uns bei der Orientierung gegeben. Die Linie, welche vom Beobachter senkrecht in die Höhe führt, leitet zum Zenith, wie man sagt. Aber es gibt nirgends im Weltraume einen solchen

Digitized by Google

Punkt. Nur das Ruhebedürfnis unseres Geistes, der nicht in aller Ewigkeit und bis zur Bewusstlosigkeit dem unendlich Fernen verzweifelt nachjagen mag, lässt uns schliesslich müde von einem Zenith sprechen. Wir werden sehen, dass es ebensowenig die Philosophie gibt wie den Zenith, dass die Philosophen, deren es gibt, sich von unphilosophischen Köpfen nur durch eine Richtung ihres Geistes unterscheiden und dass die sie beherrschende Leidenschaft nichts ist als ein leidenschaftliches Ruhebedürfnis.

Ruhebedürfnis

Wir haben aber inzwischen bemerkt, dass der Satz: „Es gibt nur Philosophen, es gibt keine Philosophie“ — besser so ausgedrückt wird: „Es gibt keine Philosophie, es gibt nur Philosophien.“ Das stimmt gut mit unserer Scheu vor Personifikationen zusammen. Die Persönlichkeit eines Philosophen ist ja doch nur ein Abstraktum für die Aeusserungen seines Charakters, wie sie sich in der Richtung seines Denkens ausdrücken. Man hat wohl auch in ältester Zeit, als das Wort Weisheitsfreund noch nicht erfunden war, zwischen dem Wissenden und dem Weisen unterschieden. Der Alleswisser früherer Jahrhunderte, der Vielwisser von heute wird uns zum Philosophen erst durch die Tönung seines Wissens. Ein Beispiel wird das klar machen. Thales, der Flügelmann der Geschichte der Philosophie, hat das Wasser zum Prinzip oder Urelement der Welt erhoben; es war ihm das sicherlich keine wissenschaftliche Erkenntnis, sondern ein ahnungsvoller Versuch mit dem Woher und dem Woher des Woher zur Ruhe zu kommen. Einerlei, ob er wirklich an Wasser oder an den flüssigen Zustand, einerlei, ob er an die Flüssigkeit als ein Element oder als ein mechanisches Prinzip dachte, er war ein Philosoph, weil er sich mit seiner Vergottung des Wassers eine Sehnsucht erfüllte. Nehmen wir nun an, es würde morgen einem Chemiker die von manchen Seiten erwartete That gelingen, er würde unsere brutalen siebzig und mehr Elemente im Laboratorium auf den Wasserstoff als das eine Urelement zurückführen. Der Mann wäre ein Entdecker ersten Ranges; aber ein Philosoph würde er nicht heissen, weil seine gewaltige Leistung ihn

Digitized by Google

selbst und uns nicht beruhigen würde, weil sofort neue chemische Fragen auftauchten und die allgemeinen Fragen der Welterkenntnis gar nicht berührt würden.

Man sieht aus diesem Beispiel, wie der Begriff des Philosophen sich von Thales bis heute verschoben hat; das Wissbare hat eine unübersehbare Ausdehnung gewonnen; geblieben ist die Stimmung, in welcher der Philosoph an der Grenze des ihm Wissbaren inne hält, müde zurück und träumerisch vorwärts blickt. Man kann diese Entwickelung mit der Umschau in der räumlichen Welt vergleichen, die beim Individuum in der Kinderstube beginnt, bei der Mehrzahl der Menschen mit dem Heimatsdorfe endet und drüben die Welt mit Brettern verschlagen sein lässt, die beim Astronomen allerdings Sterne in die Berechnung zieht, deren unvorstellbar schnelles Licht zur Fahrt nach der Erde Jahrhunderte braucht, die aber auch beim Astronomen (wenn er es auch theoretisch leugnet) hinter jenen Sternen die Welt mit Brettern verschlägt, um zur Ruhe zu kommen. Es besteht die optische Täuschung des Zeniths. Man kann diese Entwickelung des Philosophenbegriffs auch vergleichen mit den Täuschungen eines Schülers, der zuerst auf jeder Stufe des Lesen-, Schreiben- und Rechnenlernens etwas zu wissen glaubt, der dann auf dem Gymnasium wieder hofft, reif zu werden durch Wissen, der endlich auf der Universität zu spät erfährt, dass das bisher Gelernte nicht Wissenschaft war und dass die letzte Wissenschaft nicht Welterkenntnis ist, — wenn er nämlich philosophische Anlage besitzt, den Erkenntnisdrang, der nicht froh ist, wenn er Regenwürmer findet.

Todessehnsucht.

Es gibt keine Philosophie, es gibt nur Philosophien, das heisst es gibt Menschen, welche von den Grenzen des Wissbaren ein sehnsüchtiges Bewusstsein besitzen. Wir haben also nicht das Wort Philosophie zu definieren, sondern nur den Charakterzug der Philosophen zu erklären oder zu beschreiben, der Menschen, welche nicht nur andere Interessen, sondern auch die Freude am Wissen der schmerzlichen Wollust eines unstillbaren Erkenntnisdranges opfern.

Digitized by Google

Diese Erklärung wird gehemmt durch eine überraschende Schwierigkeit.

Wir wissen, dass die Motive der Menschen entweder Hunger oder Liebe oder Eitelkeit sind. Wir wollen hier nicht untersuchen, inwieweit das Motiv der Eitelkeit mit dem Motiv der Liebe als der unbewussten Sorge für Nachkommenschaft verwandt sein kann. Wir wollen gefällig zugeben, dass Hunger, Liebe und Eitelkeit als böse Feen an der Wiege philosophischer Werke gestanden haben mögen, besonders seitdem die Philosophie ein Gewerbe und ein Ruhmestitel geworden ist. Aber dieses Zugeständnis ist doch nicht ganz ernst gemeint, es geht doch mehr auf das, was Schopenhauer so boshaft die Professorenphilosophie der Philosophieprofessoren genannt hat. Die Philosophien können aus den drei gemeinen Trieben hervorgehen, die philosophische Sehnsucht nicht. Sokrates und Spinoza waren nebenbei als Menschen gewiss hungrig, verliebt und eitel; ihre philosophische Sehnsucht aber stammte aus keinem dieser Motive. In ihren äussersten Wirkungen können Hunger, Liebe und Eitelkeit in den Tod treiben; doch auch der Erkenntnisdrang scheut den Tod nicht, mag der Philosoph dem blutigen Todesurteil der kompakten Majorität und ihrer Führer zum Opfer fallen, oder mag er in langsamer Selbstaufopferung Geist und Körper zerstören durch die einzige Sehnsucht, an der Grenze des Wissbaren mit geschlossenen Augen weiter zu schauen.

Die Todbereitschaft, die aus dem philosophischen Charakter entspringen kann wie aus den drei grossen allgemein menschlichen Motiven, gibt vielleicht einen Wink für die psychologische Auffassung der philosophischen Stimmung; doch kann ich den Verdacht nicht unterdrücken, dass das Folgende am Gängelbande der Sprache nur spielend an dem Abgrunde der Wahrheit vorüberführt.

Es gibt im Handeln des Menschen neben den drei gemeinen Trieben noch das Motiv der Müdigkeit, das vielleicht nicht so negativ ist, wie es scheint. Gehört doch ein grosser Teil des menschlichen Lebens dem Schlafe, zu dem die

Digitized by Google

sehnsuchtsvolle Müdigkeit hinüberführt. Und am Abend des Lebens meldet sich die letzte Müdigkeit, die Todessehnsucht, von der der Knabe, der Jüngling, der Mann nur in besonders leidenschaftlichen Stimmungen etwas wusste. Auch das Denken kennt die tägliche Erschlaffung, auch das Denken kennt am letzten Ende seines lebenslangen Erkenntnisdranges die Müdigkeit, die Todessehnsucht. Wie ein Spiessrutenlaufen ist das Denken des Philosophen. Nur dass die Gasse der mit Peitschen bewehrten Warums endlos ist. Es gibt kein letztes Warum, hinter welchem nicht ein neues Warum seine Geissel schwänge. Der zum philosophischen Denken Verurteilte stürzt in die Gasse hinein, die ersten Wunden stacheln nur seine Kraft auf, in Schmerz und Verzweiflung keucht er weiter bei immer neuen Warums vorüber, bis er endlich zusammenbricht und die optische Täuschung der Todessehnsucht ihm die Phantasie eingibt, der Schmerz höre auf, das letzte Warum sei erreicht. Die endlose Reihe führte früher zum Wozu und zum Wozu des Wozu in die Zukunft. So fragen wir nicht mehr. Die Kausalität fragte früher endlos nach dem Woher und dem Woher des Woher. Wir glauben jetzt, dass die Reihe dieser Frage durch die Grenzen unserer Sinnesorgane begrenzt ist. Man fragte einst nach dem Sinn jedes Wozu und jedes Woher, endlos. Wir glauben jetzt, dass unser Verstand es ist, der den Sinn in die Welt hineinträgt, wir wissen aber auch, dass dieser Verstand diese Fähigkeit, seinen Sinn in etwas hineinzutragen, als ein Gewordener seine Sinnigkeit erst von der Welt erhalten hat. So wird unsere letzte Frage ewig hin und her geworfen zwischen Erkenntnis und Welt, und erst die Todessehnsucht, die wollüstige Müdigkeit des Verstandes spiegelt ihm die Täuschung vor, er könne einmal innehalten und das Ende seines Denkens sei wieder einmal eine Philosophie. Und weil das Denken Sprache ist, ist diese neue Philosophie aus der Todessehnsucht des Denkens ein Selbstmord der Sprache.

So ist es die Sprache allein, die für uns dichtet und denkt, die uns auf einiger Höhe die Fata Morgana der

Digitized by Google

Wahrheit oder der Welterkenntnis vorspiegelt, die uns auf der steilsten Höhe loslässt und uns zuruft: Ich war dir ein falscher Führer! Befreie dich von mir!

Die Kritik der Sprache muss Befreiung von der Sprache als höchstes Ziel der Selbstbefreiung lehren. Die Sprache wird zur Selbstkritik der Philosophie. Diese selbstkritische Philosophie wird durch ihre Resignation nicht geringer als die alten selbstgerechten Philosophien. Denn von der Sprache gilt wie von jedem andern Märtyrer der Philosophie das tapfere Wort:

Qui potest mori, non potest cogi.

Auch die Sprache muss sterben können, wenn sie noch einmal lebendig werden will.

Druckfehler.

S. 4 letzte Zeile ? anstatt Punkt.
S. 208 Zeile 10 2. Auflage.
S. 218 Zeile 12 lies „retorqueant“ statt „retorquant“.
S. 219 Zeile 3 anstatt nicht lies nicht nur — sondern auch.
S. 249 Zeile 17 anstatt gerade lies geradezu.
S. 274 Zeile 7 von unten hinter Allerdings ein Komma.

Digitized by Google

Digitized by Google

Property of the Library
Please return promptly